P.o.germ. 893 q - 1,2

Digitized by Google

<36636380930013

<36636380930013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

P. o. germ. 893 a - 12

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Deutsches

Elementarwerk.

Lese- und Lehrbuch

für

Gymnasien und h. Bürger-(Real-)schulen,
Cadettenhäuser, Institute und Privatunterricht.

Von

Dr. MAGER.

Erster Theil.

Zweiter Band.

Vierte Auflage.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1849.

Digitized by Google

Deutsches

Lesebuch.

Von

Dr. MAGER,

Director des Bürger-Gymnasiums und der ersten Bürgerschule zu Eisenach.

Zweiter Band.

Vierte Auflage.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1849.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Für die Jugend ist das Beste eben gut genug.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Cursus. *

Erstes Buch.

Episch.

I.

Balladen.

		4te Aufl. Seite	3te Aufl Seite
1. Erlkönig	J. W. (v.) Goethe.	3	3
2. Der getreue Eckart	Derf.	3—4	3—4
3. Der Alpenjäger	Fr. (v.) Schiller.	4—5	7
4. Die Heinzelmännchen	Aug. Kopisch.	5—6	—
5. Des kleinen Volkes Ueberfahrt	Derf.	6—8	5—7
6. Der Reiter und der Bodensee.	Gustav Schwab.	8—9	8

II.

Mähren.

7—10. Graf Eberhard der Rauschebart	Ludw. Uhland.		
1. Der Ueberfall im Wildbad		9—10	9—10
2. Die drei Könige zu Heimsen		10—11	10—11
3. Die Schlacht bei Reutlingen		12—13	11—13
4. Die Döffinger Schlacht		13—15	13—15
11. König Karls Meerfahrt	Derf.	15—16	15—16
12. Roland Schildträger	Derf.	16—19	16—18
13. Taillefer	Derf.	19—20	18—20
14. Das Grab des Busento	Aug. Graf v. Platen.	20—21	23
15. Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe	Just. Kerner.	21—22	21—22
16. Kaiser Rudolphs Grabritt	W. Wackernagel.	22—23	.—
17. Deutscher Brauch	A. Grün (Graf v. Auersperg).	23—24	22—23
18. Karl XII. und der pommersche Bauer Müsebaek	W. Meinhold.	24—26	23—25

* Diese vierte Auflage vom zweiten Bande des Lesebuchs (die erste erschien 1841; die zweite 1844; die dritte, welche aber vom damaligen Verleger nicht als solche bezeichnet worden ist, wurde 1845 oder 1846 gedruckt) ist nach wiederholter Erwägung der sehr zahlreichen und sehr verschiedenartigen Forderungen, welche der erziehende Unterricht an die Lectüre zu machen hat, umgearbeitet und, wie man hofft, verbessert worden. Von den 154 Nummern, welche die dritte Auflage auf 376 Seiten enthielt, ist eine für den ersten Curs benutzt, 6 Nummern sind für den nächstens in dritter Auflage erscheinenden dritten Curs zurückgelegt, und 39 Nummern (28, 32, 35, 41, 49 II, 60, 66, 67, 83, 86, 91—93, 103—105, 109, 122, 127, 128, 135—153) sind aus verschiedenen Gründen entfernt worden. Hinzugekommen sind 50 Nummern — das Inhaltsverzeichniß macht sie kenntlich — von denen 14 bisher dem dritten Cursus angehörten; dieser zweite Band ist dadurch um 24 Seiten stärker geworden.

Digitized by Google

III.

Romanzen.

		4te Aufl. Seite	3te Aufl. Seite
19. Das Lied vom braven Mann .	G. A. Bürger.	27—29	26—27
20. Die Bürgschaft	Fr. (v.) Schiller.	29—31	27—29
21. Die Kraniche des Ibykus . .	Derf.	31—33	35—37
22. Der Kampf mit dem Drachen	Derf.	33—37	31—35
23. Der Graf von Habsburg . .	Derf.	37—39	29—31
24. Der Sänger	J. W. (v.) Goethe.	39—40	38
25. Des Sängers Fluch	L. Uhland.	40—41	38—39
26. Das Glöcklein des Glücks . .	Jos. Gabr. Seidl.	41—43	40—41
27. Columbus	Luise Brachmann.	43—44	41—42

IV.

Idyllen.

28. Der siebzigste Geburtstag . .	Joh. Heinr. Voß.	44—50	51—56
29. Das Habermus	J. P. Hebel; Th. Echtermeyer.	50—52	56—58

V.

Aus den deutschen Heldengedichten.

30. Das jüngere Hildebrandslied .	K. v. d. Roen; K. Simrock.	52—54	—
31. Ein Abenteuer aus dem hörnernen Siegfried	K. Simrock.	54—55	—
32. Wie Siegfried Mimen erschlug	Derf.	55—59	67—71

VI.

In ungebundener Rede.

33. Tobias Witt	Joh. Jakob Engel.	59—63	93—96
34. Des Rudi Mutter stirbt . .	Heinr. Pestalozzi.	63—70	85—93
35. Der Krieg	Friedr. Jacobs.	71—75	81—85
36. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen	Jean Paul (Fr. Richter).	75—76	76—77
37. Der doppelte Schwur der Besserung	Derf.	76—80	77—81

Zweites Buch.

Historisch.

I.

Natur und Erde.

A.

Gegenden und Landschaften.

38. Teneriffa	Alex. v. Humboldt.	81—87	124—130
39. Die Schönheit des südlichen Sternenhimmels	Derf.	87—89	122—124
40. Ein Tag unter dem Aequator	K. F. Ph. [v.] Martius.	89—93	100—104
41. Auf dem Maranon . . .	Ed. Pöppig.	93—100	104—110
42. Von Straßburg nach Lothringen	J. W. (v.) Goethe.	100—107	142—149

Digitized by Google

		1te Aufl. Seite	3te Aufl. Seite
43. Fernsichten im Rheingau	Johanna Schopenhauer.	107—110	149—152
44. Des Schweizerlandes erste Gestalt	Joh. (v.) Müller.	110—111	152—153
45. Das Berner Oberland	Derf.	111—112	160—161
46. Der Fall des Reichenbachs	Christoph Meiners.	112—114	153—155
47. Die Gegend um die Teufelsbrücke	Derf.	114—118	155—158
48. Die Makenwand	Derf.	118—120	158—160

B.

Zur natürlichen Erdkunde.

49. Die Felshöhle von Guacharo	Alex. v. Humboldt.	120—127	110—117
50. Die Höhle von Atarnipe	Derf.	127—130	117—120

C.

Zur bürgerlichen Erdkunde.

51. Deutschland vor zweitausend Jahren	Heinr. Luden.	131—134	130—133
52. Deutschland im fünfzehnten Jahrhundert	Pius II.	134—140	136—142
53. Tirol	G. B. Mendelsohn.	140—141	—
54. Die Ostalpen	Derf.	142	—
55. Oesterreich	Derf.	142—143	—
56. Böhmen und Mähren	Derf.	143—144	—
57. Holstein	Derf.	145—146	—

II.

Sitten und Zustände.

58. Das Hospiz auf dem St. Bernhard	Fr. [v.] Matthisson.	146—150	177
59. Bruck in Holland	Johanna Schopenhauer.	150—152	172—174
60. Die Bauernhäuser im Osnabrückischen	Justus Möser.	152—153	181—182
61. Die Taheitier	Otto v. Kotzebue.	153—156	—
62. Die Beduinen	Jos. Frhr. v. Hammer.	156—160	162—166
63. Von der Erziehung bei den alten Deutschen	Justus Möser.	160—163	—
64. Die Landsknechte	W. Barthold.	163—168	—
65. Seydlitz nach dem siebenjährigen Kriege	Varnhagen von Ense.	168—171	293—296
66. Zustand der Leibeigenen in Holstein, Mecklenburg u. s. w.	Forchhammer.	171—174	—
67. Die Tyroler	Elisa von der Recke.	175—176	178—179
68. Der Gemsjäger	Christoph Meiners.	176—177	174—175
69. Die Stiergefechte in Spanien	Harald Othmar Lenz.	177—180	166—169
70. Reichthum der englischen Aristokratie	Hermann Fürst v. Pückler.	181—182	171—172
71. Die Frankfurter Messen im vorigen Jahrhundert	J. W. (v.) Goethe.	182—184	182—185
72. Seeleben	Georg Forster.	184—191	185—191

III.

Ereignisse und Thaten.

A.

Aus dem Alterthum.

73. Marathon	Herodot; Fr. Lange.	191—196	191—196
74. Kriegsrath der Perser	Dief.	196—201	196—201

Digitized by Google

		4te Aufl. Seite	3te Aufl. Seite
75. Xerres und Demaratus	Herodot; Fr. Lange.	201—203	201—203
76. Die Thermopylen	Dies.	203—211	203—210
77. Hannibals Zug über die Alpen	Livius; K. Fr. W. Lanz.	211—216	210—215
78. Karthagos Zerstörung	Appian; Derf.	216—219	215—218
79. Niederlage des Varus	Dio Caffius; Derf.	219—221	218—220

B.

Aus dem Mittelalter.

80. Aus dem Leben Karls des Großen	Einhard; H. Rückert.	221—226	—
81. Wilhelm der Eroberer. Schlacht bei Hastings	Chronik; K. Fr. W. Lanz.	226—232	222—227
82. Anfang der Kreuzzüge	Friedr. Wilken.	232—237	—
83. Dasselbe	Friedr. v. Raumer.	237—241	—
84. Konradin	Villani; K. Fr. W. Lanz.	241—244	227—231
85. Dasselbe	Friedr. v. Raumer.	245—252	231—239
86. Die Schlacht an der March	E. M. Fürst Lichnowsky.	253—257	—
87. Rudolphs von Habsburg Reichstag und Landfrieden zu Erfurt	Chronik; Heinr. Rückert.	257—259	—
88. Die Schlacht bei Sempach	Joh. (v.) Müller.	259—266	257—264
89. Die Schlacht der Dithmarschen bei Hemmingstedt	Fr. Christoph Dahlmann.	266—272	—
90. Der treue Hofnarr	K. Fr. Flögel.	272—276	268—272

C.

Aus der neueren Zeit.

91. Luther auf dem Reichstage zu Worms	Phil. Marheineke.	276—280	272—276
92. Nikolaus Zriny in Szigeth	Ernst Münch.	280—288	278—286
93. Die Zerstörung Magdeburgs	Fr. (v.) Schiller.	288—291	286—289
94. Dasselbe.	K. A. Menzel.	291—299	—
95. Die Schlacht bei Zorndorf	J. W. v. Archenholz.	300—303	289—292
96. Das Erdbeben von Caracas	Alex. v. Humboldt.	303—306	120—122

Drittes Buch.

Lyrisch.

I.

Natur.

97. Frühling	Friedr. v. Hagedorn.	307	324
98. Märzlied	Joſ. Gaud. Frhr. v. Salis.	307—308	—
99. Frühling	Derf.	308	324
100. Die Lerche	Joh. Gabr. Seidl.	308—309	—
101. Morgenlied	Wilh. Müller.	309	325
102. Der Morgen im Walde	Karl Egon Ebert.	309	325
103. Der Lenz	Nicol. Lenau (Niembſch v. Strehlenau.)	310	—
104. Alle Jahre Krieg	W. Wackernagel.	310—311	—
105. Sommerlied	J. P. Hebel.	311	326
106. Herbstlied	Joſ. Gaud. Frhr. v. Salis.	311—312	326
107. Sommers Abschied	Fried. Rückert.	312—313	—
108. Winterlied	Leop. Graf zu Stolberg.	313	—
109. Winterlied	Fr. Adolph Krummacher.	313—314	327
110. Berglied	Fr. (v.) Schiller.	314	—

Digitized by Google

II.

Leben.

			4te Aufl. Seite	3te Aufl. Seite
111.	Freundschaft	Simon Dach.	315	—
112.	Das tägliche Brod	Phil. H. Welcker.	315—316	—
113.	Lied eines Armen	L. Uhland.	316	327
114.	Die Auswanderer	Ferd. Freiligrath.	316—317	328—329
115.	Die deutschen Ströme	Karl Buchner.	317—318	323
116.	Die Weser	Franz Dingelstedt.	318—319	—
117.	Das bedrängte Deutschland	J. P. Uz.	319—320	—
118.	Germanien	J. G. (v.) Herder.	320	—
119.	Das Lied vom Schill	E. M. Arndt.	321—322	318—319
120.	Andreas Hofer	Max v. Schenkendorf.	322	319
121.	Lützows wilde Jagd	Theodor Körner.	322—323	320
122.	Frühlingsgruß an das Vaterland	Max v. Schenkendorf.	323—324	322
123.	Menschenleben	Mich. Frank.	324	—
124.	Das Grab	Joh. Gaud. Frhr. v. Salis.	324—325	329

III.

Gott.

125.	Nach dem XLVI. Psalm	Martin Luther.	325	309
126.	Nach des VI. Psalms Weise	Paul Flemming.	325—326	309—310
127.	Trostlied	Paul Gerhardt.	326—327	310—311
128.	Vertrauen auf Gott	George Neumark.	327—328	311—312
129.	Gottes Güte	Chr. Fürchteg. Gellert.	328	312
130.	Lob der Gottheit	Christ. Ewald v. Kleist.	329	313
131.	Morgenlied	Joh. Gottfr. Seume.	329—330	313—314
132.	Des Reisenden Abendlied	E. M. Arndt.	330	—

Viertes Buch.

Rhetorisch.

I.

Die Rede.

133.	Das natürliche Recht der ersten Mühle	Justus Möser.	331—334	330—333
134.	Der alte arme Richard	Benj. Franklin; G. Schatz.	334—339	333—338

II.

Der Brief.

135.	An Cabinetssecretair Ferber	Gottl. Wilh. Rabener.	340—343	342—345
136.	An Gellert	Derf.	344—345	350—351
137.	An Secretair K.	Chr. F. Gellert.	345—346	346—347
138.	An Gellert	Christ. Caroline Lucius.	346—348	351—353
139.	An seinen Sohn	Matthias Claudius.	348—350	347—349
140.	An seine Eltern	Heinrich Voß.	350—351	347

III.

Die Tendenzschrift.

141.	Soll man spielend lernen	Justus Möser.	351—352	375—376
142.	Anschlagzettel im Namen von Philadelphia	Georg Chr. Lichtenberg.	352	—

Digitized by Google

Fünftes Buch.

Dramatisch.

		4te Aufl. Seite	3te Aufl. Seite
143. Scene aus der Minna von Barnhelm	Gotth. Ephr. Lessing.	355—356	—
144. Scene aus dem Wallenstein	Fr. (v.) Schiller.	356—358	—

Sechstes Buch.

Didaktisch.

I.

Die Natur.

145. Die Winde	L. F. Kämtz.	359—360	—
146. Die Krystalle	F. A. Walchner.	360—362	—
147. Classen der Pflanzen	G. R. Treviranus.	362—365	—
148. Physische Verbreitung der Pflanzen	Derf.	365—369	—
149. Physische Verbreitung der Thiere	Derf.	369—374	—
150. Das unsichtbare organische Leben	Chr. G. Ehrenberg.	374—377	—

II.

Die Natur und der Mensch.

151. Die Gebirge und der Mensch.	G. L. Kriegk.	377—378	—
152. Ueber den Einfluß der Bodenproducte auf Bevölkerung und Verkehr	J. G. Kohl.	378—388	—

III.

Der Mensch.

153. Zur Einleitung in die Oekonomie	Joh. Jak. Wagner.	388—392	—
154. Gespräch zwischen Sokrates und seinem Sohne Lamprokles	Xenophon; C. L. Roth.	392—394	—
155. Ueber einige Quellen des Bösen	Christian Garve.	394—396	—
156. Moralische Kraftlosigkeit	Derf.	396—399	—

IV.

Der Mensch und Gott.

157. Schon die Natur weist uns auf Gott hin	Imm. Kant.	399—400	—

Digitized by Google

Zweiter Cursus.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſtes Buch.

Epiſch.

I.

Balladen.

1. Erlkönig. *

I. [1] Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind? [2] Es iſt der Vater mit ſeinem Kind; [3] Er hat den Knaben wohl in dem Arm, [4] Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

II. [1] Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? — [2] Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht? [3] Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? [4] Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

III. [1] „Du liebes Kind, komm, geh mit mir! [2] Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir; [3] Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand! [4] Meine Mutter hat manch' gülden Gewand."

IV. [1] Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht, [2] Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? — [3] Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind; [4] In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

V. [1] „Willſt, feiner Knabe, du mit mir gehn? [2] Meine Töchter ſollen dich warten ſchön; [3] Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn, [4] Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein."

VI. [1] Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort [2] Erlkönigs Töchter am düſtern Ort? — [3] Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh' es genau, [4] Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. —

VII. [1] „Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt; [2] Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt." [3] Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an! [4] Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

VIII. [1] Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind, [2] Er hält in den Armen das ächzende Kind, [3] Erreicht den Hof mit Mühe und Noth; [4] In ſeinen Armen das Kind war todt.

---

2. Der getreue Eckart. **

I. [1] O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus, [2] Sie kommen. Da kommt ſchon der nächtliche Graus; [3] Sie ſind's,

* Nr. 1 und 2 von J. W. (v.) Goethe. — ** Vgl. im 1. Bd. Nr. 23.

Digitized by Google

die unholdigen Schwestern. [4] Sie streifen heran und sie finden uns hier, [5] Sie trinken das mühsam geholte, das Bier, [6] Und lassen nur leer uns die Krüge.

II. [1] So sprechen die Kinder und drücken sich schnell, [2] Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell: [3] Nur stille, Kind! Kinderlein, stille! [4] Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd, [5] Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt, [6] Dann sind sie euch hold, die Unholden.

III. [1] Gesagt so geschehn! und da naht sich der Graus [2] Und siehet so grau und so schattenhaft aus, [3] Doch schlürft es und schlampt es auf's beste. [4] Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer, [5] Nun sauft es und braust es, das wüthige Heer, [6] In's weite Gethal und Gebirge.

IV. [1] Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell, [2] Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell: [3] Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig! — [4] Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut. — [5] Nein keineswegs, alles geht herrlich und gut, [6] Nur schweiget und horchet wie Mäuslein!

V. [1] Und der es euch anräth und der es befiehlt, [2] Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt, [3] Der alte Getreue, der Eckart. [4] Vom Wündermann hat man euch immer erzählt, [5] Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt, [6] Die habt ihr nun köstlich in Händen.

VI. [1] Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug [2] Ein jedes den Eltern bescheiden genug [3] Und harren der Schläg' und der Schelten. [4] Doch siehe! man kostet: ein herrliches Bier! [5] Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier [6] Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

VII. [1] Das Wunder es dauert zum morgenden Tag; [2] Doch fraget, wer immer zu fragen vermag: [3] Wie ist's mit den Krügen ergangen? [4] Die Mäuslein sie lächeln, im Stillen ergetzt; [5] Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt [6] Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

VIII. [1] Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht [2] Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht, [3] So horchet und folget ihm pünktlich! [4] Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut, [5] Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut; [6] Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

---

3. Der Alpenjäger. *

I. [1] Willst du nicht das Lämmlein hüten? [2] Lämmlein ist so fromm und sanft, [3] Nährt sich von des Grases Blüthen, [4] Spielend an des Baches Rand. — [5] „Mutter, Mutter, laß mich gehen, [6] Jagen nach des Berges Höhen!" —

II. [1] Willst du nicht die Heerde locken [2] Mit des Hornes

* Fr. (v.) Schiller. — Vgl. im 1. Bd. Nr. 12.

Digitized by Google

munterm Klang? [3] Lieblich tönt der Schall der Glocken [4] In des Waldes Luftgesang. — [5] „Mutter, Mutter, laß mich gehen, Schweifen auf den wilden Höhen!“ —

III. [1] Willst du nicht der Blümlein warten, [2] Die im Beete freundlich stehn? [3] Draußen ladet dich kein Garten; [4] Wild ist's auf den wilden Höh'n! [5] „Laß die Blümlein, laß sie blühen; [6] Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

IV. [1] Und der Knabe gieng zu jagen, [2] Und es treibt und reißt ihn fort, [3] Rastlos fort mit blindem Wagen [4] An des Berges finstern Ort; [5] Vor ihm her mit Windesschnelle [6] Flieht die zitternde Gazelle.

V. [1] Auf der Felsen nackte Rippen [2] Klettert sie mit leichtem Schwung, [3] Durch den Riß geborstner Klippen [4] Trägt sie der gewagte Sprung; [5] Aber hinter ihr verwogen [6] Folgt er mit dem Todesbogen.

VI. [1] Jetzo auf den schroffen Zinken [2] Hängt sie, auf dem höchsten Grat, [3] Wo die Felsen jäh versinken, [4] Und verschwunden ist der Pfad. [5] Unter sich die steile Höhe, [6] Hinter sich des Feindes Nähe.

VII. [1] Mit des Jammers stummen Blicken [2] Fleht sie zu dem harten Mann, [3] Fleht umsonst, denn loszudrücken [4] Legt er schon den Bogen an; [5] Plötzlich aus der Felsenspalte [6] Tritt der Geist, der Bergesalte.

VIII. [1] Und mit seinen Götterhänden [2] Schützt er das gequälte Thier. [3] „Mußt du Tod und Jammer senden, [4] Ruft er, bis herauf zu mir? [5] Raum für alle hat die Erde! [6] Was verfolgst du meine Heerde?“

---

4. Die Heinzelmännchen. *

I. [1] Wie war zu Köln es doch vordem [2] Mit Heinzelmännchen so bequem! [3] Denn war man faul ... man legte sich [4] Hin auf die Bank und pflegte sich: [5] Da kamen bei Nacht, [6] Ehe man's gedacht, [7] Die Männlein und schwärmten [8] Und klappten und lärmten [9] Und rupften [10] Und zupften [11] Und hüpften und trabten [12] Und putzten und schabten ... [13] Und eh ein Faulpelz noch erwacht, ... [14] War all sein Tagewerk ... bereits gemacht!

II. [1] Die Zimmerleute streckten sich [2] Hin auf die Spän' und reckten sich; [3] Indessen kam die Geisterschaar [4] Und sah, was da zu zimmern war, [5] Nahm Meißel und Beil [6] Und die Säg' in Eil: [7] Sie sägten und stachen [8] Und hieben und brachen, [9] Berappten [10] Und kappten, [11] Visirten wie Falken [12] Und setzten die Balken ... [13] Eh sich's der Zimmermann versah ... [14] Klapp, stand das ganze Haus ... schon fertig da!

III. [1] Beim Bäckermeister war nicht Noth, [2] Die Heinzelmännchen backten Brot. [3] Die faulen Bursche legten sich, [4] Die

* Nr. 4 und 5 von August Kopisch.

Digitized by Google

Heinzelmännchen regten sich — [5] Und ächzten daher [6] Mit den Säcken schwer! [7] Und kneteten tüchtig, [8] Und wogen es richtig, [9] Und hoben [10] Und schoben [11] Und fegten und backten [12] Und klopften und hackten. [13] Die Burschen schnarchten noch im Chor:
[11] Da rückte schon das Brot, ... das neue, vor!

IV. [1] Beim Fleischer gieng es just so zu: [2] Gesell und Bursche lag in Ruh. [3] Indessen kamen die Männlein her [4] Und hackten das Schwein die kreuz und quer. [5] Das gieng so geschwind, [6] Wie die Mühl' im Wind: [7] Die klappten mit Beilen, [8] Die schnitzten an Speilen, [9] Die spülten, [10] Die wühlten [11] Und mengten und mischten [12] Und stopften und wischten. [13] That der Gesell die Augen auf: [14] Wapp, hieng die Wurst da schon zum Ausverkauf!

V. [1] Beim Schenken war es so: es trank [2] Der Küfer, bis er niedersank, [3] Am hohlen Fasse schlief er ein, [4] Die Männlein sorgten um den Wein [5] Und schwefelten fein [6] Alle Fässer ein. [7] Und rollten und hoben [8] Mit Winden und Kloben, [9] Und schwenkten [10] Und senkten [11] Und gossen und panschten [12] Und mengten und manschten. [13] Und eh der Küfer noch erwacht: [14] War schon der Wein geschönt und fein gemacht!

VI. [1] Einst hatt' ein Schneider große Pein: [2] Der Staatsrock sollte fertig sein, [3] Warf hin das Zeug und legte sich [4] Hin auf das Ohr und pflegte sich. [5] Da schlüpften sie frisch [6] In den Schneidertisch; [7] Und schnitten und rückten [8] Und nähten und stickten [9] Und faßten [10] Und paßten, [11] Und strichen und guckten [12] Und zupften und ruckten, [13] Und eh' mein Schneiderlein erwacht: [14] War Bürgermeisters Rock bereits gemacht!

VII. [1] Neugierig war des Schneiders Weib, [2] Und macht' sich diesen Zeitvertreib: [3] Streut Erbsen hin die andre Nacht. [4] Die Heinzelmännchen kommen sacht; [5] Eins fähret nun aus, [6] Schlägt hin im Haus, [7] Die gleiten von Stufen [8] Und plumpen in Kufen, [9] Die fallen [10] Mit Schallen, [11] Die lärmen und schreien [12] Und vermaledeien! [13] Sie springt hinunter auf den Schall [14] Mit Licht: husch, husch, husch, husch! — verschwinden all'.

VIII. [1] O weh, nun sind sie alle fort, [2] Und keines ist mehr hier am Ort! [3] Man kann nicht mehr wie sonsten ruhn, [4] Man muß nun alles selber thun! [5] Ein jeder muß sein [6] Selbst fleißig sein, [7] Und kratzen und schaben [8] Und rennen und traben [9] Und schniegeln [10] Und bügeln [11] Und klopfen und hacken [12] Und kochen und backen. [13] Ach, daß es noch wie damals wär'! [14] Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

---

5. Des kleinen Volkes Ueberfahrt. *

I. [1] „Steh auf, steh auf! Es pocht an's Haus!" [2] Tipp Tipp. „Wer mag das sein?" [3] Der alte Fährmann geht hinaus:

* Vgl. im 1. Bd. Nr. 25.

Digitized by Google

[4] Tipp tipp. „Wer mag das sein?“ [5] Nichts sieht er, halb nur scheint der Mond: [6] Die Sache däucht ihm ungewohnt! — [7] Da flüstert es fein: [8] „O Fährmann mein, [9] Wir sind ein winzig Völkelein, [10] Und haben Weib und Kindelein, [11] Fahrt über uns, die Müh ist klein, [12] Und jedes zahlt sein Hellerlein: [13] Es lärmt zu sehr im Lande, [14] Wir wollen zum andern Strande!

II. [1] Unheimlich wird's an diesem Ort, [2] Es gellt hier zu viel Hammerschlag, [3] Und schießt und trommelt fort und fort, [4] Die Glocken läuten Tag für Tag.“ — [5] Der Fährmann steigt in seinen Kahn: [6] „Ich will euch fahren: kommt heran! [7] Werft ohne Betrug [8] Das Geld in den Krug!“ — [9] O welchen Lärm vernahm er da, [10] Obwohl er nichts am Ufer sah: [11] Er wußte nicht wie ihm geschah, [12] Es klang wie fern und war doch nah, [13] Zehntausend kleine Stimmchen [14] Viel feiner als die Immchen.

III. [1] Der Schiffer ruft dem Knechte sein, [2] Er kommt .... die kleinen Wesen schrein: [3] „Zertritt uns nicht, wir sind so klein!“ — [4] Da mußt' er wohl behutsam sein! [5] Tück tück! fiels in den Krug hinab, [6] Wie jeder seinen Heller gab. [7] Pirr! trippelt's heran [8] Und stapft zum Kahn [9] Und ächzt wie mit Kisten und Kasten schwer, [10] Rückt, drückt und schiebt sich hin und her, [11] Weint, ruft und zankt sich überquer, [12] Es drängt und zwängt sich immer mehr: [13] „Fahr ab; der Kahn will sinken; [14] Fort! eh wir all' ertrinken!

IV. [1] Der Schiffer stößt vom Ufer los, [2] Und, als er jetzo drüben war, [3] Geht an das Schiff mit leichtem Stoß! [4] „Auh!“ schrie die ganze kleine Schaar, [5] In Ohnmacht fiel da manche Frau: [6] Das hörte man am Ton genau. [7] Nun dappelt's hinaus [8] Mit Katz und Maus, [9] Mit Kind und Kegel und Stuhl und Tisch, [10] Mit Kisten und Kasten und Federwisch! [11] Es war ein Lärmen und ein Gemisch [12] Von Ruf und Zank und Stillgezisch! [13] Nichts sieht man; doch am Schalle [14] Hört man, hinaus sind alle! —

V. [1] Noch holt er wieder neue Schaar: [2] Die lärmt hinaus: er fährt zurück. [3] Als dreißigmal gefahren war, [4] Läßt nach im Krug das Tück, tück, tück. [5] Er fährt den letzten Theil zum Strand: [6] Der Mond geht unter am Himmelsrand; [7] Noch dunkelt es nicht: [8] Was glänzt so licht? [9] Am Strand gehn tausend Lichter klein, [10] Wie von Johanniswürmelein .... [11] Da rafft der Knecht vom Uferrain [12] Erdboden in den Hut hinein, [13] Setzt auf und kann nun schauen [14] Die Männlein und die Frauen.

VI. [1] O, welche Wunder er nun sah: [2] Der ganze Strand war all bedeckt: [3] Sie liefen mit Laternchen da, [4] Von Gras und Blumen oft versteckt, [5] Und trugen Kindlein wunderhold, [6] Und Edelstein' und rothes Gold. [7] Hei: denket der Knecht; [8] Das kommt mir recht! [9] Und langt begierig aus dem Kahn, [10] Am Uferrande weit hinan .... [11] Da merket ihn ein kleiner Mann, [12] Und fängt ein Zeterschreien an! [13] Puh, puh! sind aus die Lichte, [14] Verschwunden alle Wichte!

VII. [1] Drauf flog es her wie Erbsen klein; [2] Es mochten

Digitized by Google

kleine Steinchen sein, [3] Die warfen sie mit großer Pein, [4] Und ächzten mühsam hintendrein! — [5] „Es sprühet immer mehr wie toll! [6] Fort, fort von hier, der Kahn wird voll!“ — [7] Sie wenden geschwind [8] Herum wie der Wind, [9] Und stoßen eilig ab vom Land, [10] Und fahren in Angst sich fest im Sand, [11] Bald rechter Hand, bald linker Hand, [12] Und immer ruft es noch vom Strand: [13] „Das Flieh'n war euer Glücke, [14] Sonst kamt ihr nie zurücke!“

6. Der Reiter und der Bodensee. *

[1] Der Reiter reitet durch's helle Thal, [2] Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl. [3] Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee, [4] Er will noch heut an den Bodensee; [5] Noch heut' mit dem Pferd in den sichern Kahn, [6] Will landen drüben vor Nacht noch an. [7] Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein, [8] Er brauf't auf rüstigem Roß feldein. [9] Aus den Bergen heraus in's ebene Land, [10] Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand. [11] Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt, [12] Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt. [13] In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus; [14] Die Bäume giengen, die Felsen aus; [15] So flieget er hin, eine Meil' und zwei, [16] Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei; [17] Es flattert das Wasserhuhn empor, [18] Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr; [19] Keinen Wandersmann sein Auge schaut, [20] Der ihm den rechten Pfad vertraut. [21] Fort geht's wie auf Sammt auf dem weichen Schnee, [22] Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See? [23] Da bricht der Abend, der frühe herein: [24] Von Lichtern blinket ein ferner Schein. [25] Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum, [26] Und Hügel schließen den weiten Raum, [27] Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn, [28] Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn. [29] Und Hunde bellen empor am Pferd, [30] Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd. [31] „Willkommen am Fenster, Mägdelein, [32] An den See, an den See, wie weit mag's sein?“ [33] Die Maid sie staunet den Reiter an: [34] „Der See liegt hinter dir und der Kahn. [35] Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu, [36] Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du.“ [37] Der Fremde schaudert, er athmet schwer: [38] „Dort hinten die Ebene, die ritt ich her!“ [39] Da recket die Magd den Arm in die Höh': [40] „Herr Gott, so ritteſt du über den See. [41] An den Schlund, an die Tiefe bodenlos, [42] Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß; [43] Und unter dir zürnten die Wasser nicht? [44] Nicht kracht' hinunter die Rinde dicht? [45] Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut? [46] Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?“ [47] Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr, [48] Es stellen die Knaben sich um sie her; [49] Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:

* Gustav Schwab.

Digitized by Google

[50]„Glückseliger Mann, ja segne du dich! [51]Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch, [52]Brich mit uns vom Brod und iß vom Fisch!“ [53]Der Reiter erstarret auf seinem Pferd, [54]Er hat nur das erste Wort gehört. [55]Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar, [56]Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr; [57]Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund, [58]Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund. [59]Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis, [60]Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß. [61]Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab, [62]Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

II.

Mähren.

7—10. Graf Eberhard der Rauschebart. *

1. Der Ueberfall im Wildbad.

I. [1]In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn, [2]Die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend stehn, [3]Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von stolzer Art, [4]Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.

II. [1]Mit wenig Edelknechten zieht er ins Land hinaus; [2]Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß: [3]Ins Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt, [4]Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.

III. [1]Zu Hirschau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein, [2]Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein; [3]Dann geht's durch Tannenwälder in's grüne Thal gesprengt, [4]Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

IV. [1]Zu Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus, [2]Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus; [3]Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast, [4]Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

V. [1]Wann er sich dann entkleidet, und wenig ausgeruht, [2]Und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Fluth; [3]Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt [4]Am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.

VI. [1]Ein angeschoßner Eber, der sich die Wunde wusch, [2]Verrieth voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch, [3]Nun ist's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib, [4]Zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.

VII. [1]Da kommt einsmals gesprungen sein jüngster Edelknab': [2]„Herr Graf! es zieht ein Hause das ob're Thal herab,

* Nr. 7—13 von Uhland. — Eberhard † 1392; sein Sohn Ulrich vier Jahre früher.

Digitized by Google

[3] Sie tragen schwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild [4] Ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild."

VIII. [1] „Mein Sohn! das sind die Schlegler! die schlagen kräftig drein, — [2] Gib mir den Leibrock, Junge! — das ist der Eberstein. [3] Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn; [4] Ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn."

IX. [1] Da kommt ein armer Hirte in athemlosem Lauf: [2] „Herr Graf! es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf. [3] Der Hauptmann führt drei Beile; sein Rüstzeug glänzt und gleißt, [4] Daß mir's wie Wetterleuchten noch in den Augen beißt."

X. [1] „Das ist der Wunnensteiner, der gleißend' Wolf genannt, — [2] Gib mir den Mantel, Knabe! — der Glanz ist mir bekannt; [3] Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut, — [4] Bind' mir das Schwert zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut!"

XI. [1] Da spricht der arme Hirte: „Deß mag noch werden Rath: [2] Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat, [3] Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort, [4] Wollt ihr sogleich mir folgen, ich bring' euch sicher fort."

XII. [1] Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan; [2] Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn; [3] Wie herb das Fliehen schmecke, noch hatt' er's nicht vermerkt, [4] Viel lieber möcht' er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.

XIII. [1] In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf! [2] Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf. [3] Darob erbarmt's den Hirten des alten hohen Herrn, [4] Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thu's von Herzen gern."

XIV. [1] Da denkt der alte Greiner: Es thut doch wahrlich gut, [2] So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut. [3] In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich echt, [4] Drum soll man nie zertreten sein altes gutes Recht. —

XV. [1] Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal, [2] Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnißmal, [3] Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon, [4] Auch manchem Herrn von Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

XVI. [1] Dann schickt' er tücht'ge Maurer in's Wildbad alsofort, [2] Die sollen Mauern führen rings um den offnen Ort, [3] Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann, [4] Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

---

2. Die drei Könige zu Heimsen.

I. [1] Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht! [2] Mit Rittern und mit Rossen, in Herrlichkeit und Pracht! [3] Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft; [4] Sich Könige zu nennen, das gibt der Sache Kraft.

II. [1] Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rath, [2] Bedenken und besprechen gewalt'ge Waffenthat: [3] Wie man den

Digitized by Google

stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt, [4] Und, besser als im Bade, ihm jeden Schlich verstellt.

III. [1] Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht, [2] Bis er von allem Zwange die Edeln ledig spricht. [3] Dann fahre wohl, Landfriede! dann Lehndienst, gute Nacht! [4] Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht. —

IV. [1] Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh; [2] Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu; — [3] Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Thurm; [4] Wohl auf, wohl auf, ihr Schläfer! das Horn verkündet Sturm.

V. [1] In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer, [2] Und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her; [3] Verhaltne Männerstimmen, verworrner Gang und Drang, [4] Hufschlag und Rossesschnauben, und dumpfer Waffenklang.

VI. [1] Und als das Frühroth leuchtet, und als der Nebel sinkt, [2] Hei! wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt! [3] Des ganzen Gaues Bauern stehn um den Ort geschaart, [4] Und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.

VII. [1] Die Schlegler möchten schirmen das Städtlein und das Schloß, [2] Sie werfen von den Thürmen mit Steinen und Geschoß. [3] „Nur sachte! — ruft der Greiner — euch wird das Bad geheizt! [4] Aufdampfen soll's und qualmen, daß euch's die Augen beizt!"

VIII. [1] Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft, [2] In dunkler Nacht geschichtet, und wohl mit Theer beträuft; [3] Drein schießt man glüh'nde Pfeile, wie raschelt's da im Stroh! [4] Drein wirft man feur'ge Kränze, wie flackert's lichterloh!

IX. [1] Und noch von allen Enden wird Vorrath zugeführt, [2] Von all' den rüst'gen Bauern wird emsig nachgeschürt, [3] Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift, [4] Und schon mit luft'gem Prasseln der Thürme Dach ergreift.

X. [1] Ein Thor ist freigelassen, so hat's der Graf beliebt; [2] Dort hört man, wie der Riegel sich leise, lose schiebt. [3] Dort stürzen wohl verzweifelnd die Schlegler jetzt heraus? [4] Nein! friedlich zieht's herüber als wie in's Gotteshaus.

XI. [1] Voran die Schlegelkön'ge, zu Fuß, demüthiglich, [2] Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich; [3] Dann viele Herrn und Knechte, gemachsam, Mann für Mann, [4] Daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann.

XII. [1] „Willkomm! — so ruft der Greiner — willkomm in meiner Haft! [2] Ich traf euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft! [3] So konnt' ich wieder dienen für den Besuch im Bad. [4] Nur Einen miss' ich, Freunde! den Wunnenstein, 's ist Schad."

XIII. [1] Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgesacht, [2] Lehnt dort an seinem Spieße, nimmt alles wohl in Acht: [3] „Drei Könige zu Heimsen — so schmollt es — das ist viel! — [4] Erwischt man noch den vierten, so ist's ein Kartenspiel."

Digitized by Google

3. Die Schlacht bei Reutlingen.

I. [1] Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar, [2] Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschaar; [3] Wild rauschen ihre Flüge um Reutlingen die Stadt, [4] Bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

II. [1] Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zu Nacht; [2] In's Urachthal hinüber sind sie mit großer Macht; [3] Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig roth, [4] Die Heerden weggetrieben, die Hirten liegen todt.

III. [1] Herr Ulrich hat's vernommen; er ruft im grimmen Zorn: [2] In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!" [3] Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl, [4] Sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zu Thal.

IV. [1] Ein Kirchlein stehet drunten, Sanct Leonhard geweiht, [2] Dabei ein grüner Anger, der scheint bequem zum Streit; [3] Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reihn; [4] Die langen Spieße starren, wohlauf! wer wagt sich drein?

V. [1] Schon ziehn vom Urachthale die Städter fern herbei, [2] Man hört der Männer Jauchzen, der Heerden wild Geschrei; [3] Man sieht sie fürder schreiten, ein wohlgerüstet Heer, [4] Wie flattern stolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer!

VI. [1] Nun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schaar! [2] Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr. [3] Die übermächt'gen Rotten, sie stürmen an mit Schwall; [4] Die Ritter stehn und starren, wie Fels und Mauerwall.

VII. [1] Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Thor, [2] Längst wob mit dichten Ranken der Epheu sich davor, — [3] Man hat es schier vergessen, nun kracht's mit einmal auf, [4] Und aus dem Zwinger stürzet, gedrängt, ein Bürgerhauf'.

VIII. [1] Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wuth, [2] Heut' will der Städter baden im heißen Ritterblut! [3] Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt! [4] Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!

IX. [1] Heut' nimmt man nicht gefangen, heut' geht es auf den Tod! [2] Heut' spritzt das Blut wie Regen, der Anger blümt sich roth. [3] Stets drängender umschlossen und wüthender bestürmt, [4] Ist rings von Bruderleichen die Ritterschaar umthürmt.

X. [1] Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark; [2] Die noch am Leben blieben, sind müde bis in's Mark. [3] Da haschen sie nach Rossen, und schwingen sich hinauf, [4] Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

XI. [1] „Ach Alm —!" stöhnt' einst ein Ritter; ihn traf des Mörders Stoß, — [2] Allmächt'ger! wollt' er rufen; man hieß davon das Schloß: [3] Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halb todt, voll Blut und Qualm; [4] Hätt' nicht das Schloß den Namen, hamnieß' es jetzt Achalm!

XII. [1] Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen an's Thor [2] Manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.

Digitized by Google

[3] Dort auf dem Rathhaus liegen die Todten all' gereiht, [4] Man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.

XIII. [1] Dort liegen mehr denn sechzig, so blutig und so bleich; [2] Nicht jeder Knapp erkennet den todten Herrn sogleich. [3] Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand [4] Gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.

XIV. [1] Auf Bahren und auf Wagen getragen und geführt, [2] Mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt, [3] So geht es nach dem Thore, die alte Stadt entlang, [4] Dumpf tönet von den Thürmen der Todtenglocken Klang.

XV. [1] Götz Weißenheim eröffnet den langen Leichenzug; [2] Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug; [3] Er hatt' es nicht gelassen, bis er erschlagen war: [4] Drum mag er würdig führen auch noch die todte Schaar.

XVI. [1] Drei edle Grafen folgen, bewährt im Schildesamt: [2] Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt. [3] O Zollern! deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz: [4] Sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus im künft'gen Glanz?

XVII. [1] Von Sachsenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn, [2] Die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn; [3] Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geist, [4] Der längst mit Klaggeberden auf schweres Unheil weist.

XVIII. [1] Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht, [2] Er kehrt' im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht, [3] Davon man sein Geschlechte die Todten hieß im Scherz: [4] Hier bringt man ihrer einen, den traf der Tod in's Herz.

XIX. [1] Das Lied, es folgt nicht weiter! des Jammers ist genug! [2] Will jemand alle wissen, die man von dannen trug: [3] Dort auf den Rathhausfenstern in Farben bunt und klar [4] Stellt jedes Ritters Name und Wappenschild sich dar.

XX. [1] Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt, [2] Da reitet er nach Stuttgart, er hat nicht sehr geeilt; [3] Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl, [4] Ein frostiger Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.

XXI. [1] Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an dem Tisch; [2] Er schlägt die Augen nieder; man bringt ihm Wein und Fisch; [3] Da faßt der Greis ein Messer, und spricht kein Wort dabei, [4] Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei.

---

4. Die Döffinger Schlacht.

I. [1] Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein, [2] Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein; [3] Zu Döffingen war's anders, dort scholl den ganzen Tag [4] Der feste Kirchhof wieder von Kampfruf, Stoß und Schlag.

II. [1] Die Städter sind gekommen; der Bauer hat sein Gut [2] Zum festen Ort geflüchtet, und hält's in tapfrer Hut; [3] Mit

Digitized by Google

Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab; [4] Wer todt zu Boden sinket, hat hier nicht weit in's Grab.

III. [1] Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Noth; [2] Schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot; [3] Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern, [4] Vom edlen Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

IV. [1] Da kommt ein reis'ger Bote vom Wolf von Wunnenstein: [2] „Mein Herr mit seinem Banner will euch zu Dienste sein!" [3] Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab sein nicht begehrt! [4] Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt!"

V. [1] Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städter Schaaren stehn, [2] Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn. [3] Da brennt ihn seine Narbe, da gährt der alte Groll: [4] „Ich weiß, ihr Uebermüth'gen! wovon der Kamm euch schwoll!"

VI. [1] Er sprengt zu seinem Vater: „Heut' zahl' ich alte Schuld! [2] Will's Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld! [3] Nicht darf ich mit dir speisen auf Einem Tuch, du Held! [4] Doch darf ich mit dir schlagen auf Einem blut'gen Feld!"

VII. [1] Sie steigen von den Gäulen, die Herrn vom Löwenbund, [2] Sie stürzen auf die Feinde, thun sich als Löwen kund. [2] Hei! wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt! [4] Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort verbürgt.

VIII. [1] Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf den Eichenstumpf! [2] „Gott sei mir Sünder gnädig!" — er stöhnt's, er röchelt's dumpf. [3] O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerspellt! [4] O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

IX. [1] Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann: [2] „Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer Mann! [3] Schlagt drein! die Feinde fliehen!" — Er ruft's mit Donnerlaut; [4] Wie rauscht sein Bart im Winde! hei! wie der Eber haut!

X. [1] Die Städter han vernommen das seltsam list'ge Wort; [2] „Wer flieht?" so fragen alle; schon wankt es hier und dort. [3] Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied; [4] Der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

XI. [1] Was gleißt und glänzt da droben, und zuckt wie Wetterschein? [2] Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein! [3] Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht, [4] Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

XII. [1] Im Erntemond geschah es, bei Gott, ein heißer Tag! [2] Was da der edlen Garben auf allen Feldern lag! [3] Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt! [4] Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.

XIII. [1] Noch lange traf der Bauer, der hinterm Pfluge gieng, [2] Auf rost'ge Degenklingen, Speereisen, Panzerring'; [3] Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt, [4] Zeigt sich darin ein Harnisch und ein Geripp versteckt. —

XIV. [1] Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war, [2] Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:

Digitized by Google

[3] „Hab' Dank, du tapfrer Degen, und reit' mit mir nach Haus,
[4] Daß wir uns gütlich pflegen nach dieſem harten Strauß!"

XV. [1] „Hei — ſpricht der Wolf mit Lachen — gefiel euch dieſer Schwank? [2] Ich ſtritt aus Haß der Städte und nicht um euren Dank! [3] Gut' Nacht! und Glück zur Reiſe! es ſteht im alten Recht!" [4] Er ſpricht's und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht. —

XVI. [1] Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht [2] Bei ſeines Ulrich's Leiche, des einz'gen Sohn's, verbracht. [3] Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet ſein Geſicht, [4] Ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

XVII. [1] Des Morgens mit dem Frühſten ſteigt Eberhard zu Roß, [2] Gen Stuttgart fährt er wieder mit ſeinem reiſ'gen Troß, — [3] Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauſer Hirt': [4] „Dem Mann iſt's trüb' zu Muthe! was der uns bringen wird?"

XVIII. [1] „Ich bring' euch böſe Kunde! nächt iſt in unſern Trieb [2] Der gleißend' Wolf gefallen; er nahm ſo viel ihm lieb." [3] Da lacht der alte Greiner in ſeinen grauen Bart: [4] „Das Wölflein holt ſich Kochfleiſch, das iſt des Wölfleins Art!"

XIX. [1] Sie reiten rüſtig fürder; ſie ſehn aus grünem Thal [2] Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenſtrahl; [3] Da kommt des Wegs geritten ein ſchmucker Edelknecht: [4] „Der Knab' will mich bedünken, als ob er Gutes brächt'!"

XX. [1] „Ich bring' euch frohe Mähre: Glück zum Urenkelein! [2] Antonia hat geboren ein Knäblein, hold und fein." [3] Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis: [4] „Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn ſei Dank und Preis!"

---

11. König Karl's Meerfahrt.

I. [1] Der König Karl fuhr über Meer [2] Mit ſeinen zwölf Genoſſen, [3] Zum heil'gen Lande ſteuert' er, [4] Und ward vom Sturm verſtoßen.

II. [1] Da ſprach der kühne Held Roland: [2] „Ich kann wohl fechten und ſchirmen, [3] Doch hält mir dieſe Kunſt nicht Stand [4] Vor Wellen und vor Stürmen."

III. [1] Dann ſprach Herr Holger aus Dänemark: [2] „Ich kann die Harfe ſchlagen; [3] Was hilft mir das, wenn alſo ſtark [4] Die Wind' und Wellen jagen?"

IV. [1] Herr Oliver war auch nicht froh, [2] Er ſah auf ſeine Wehre: [3] „Es iſt mir um mich ſelbſt nicht ſo, [4] Wie um die Altekläre."

V. [1] Dann ſprach der ſchlimme Ganelon, [2] Er ſprach es nur verſtohlen: [3] „Wär' ich mit guter Art davon, [4] Möcht' euch der Teufel holen!"

VI. [1] Erzbiſchof Turpin ſeufzte ſehr: [2] „Wir ſind die Gottesſtreiter; [3] Komm, liebſter Heiland, über das Meer [4] Und führ' uns gnädig weiter!"

Digitized by Google

VII. [1] Graf Richard Ohnefurcht hub an: [2] „Ihr Geister aus der Hölle! [3] Ich hab' euch manchen Dienst gethan, [4] Jetzt helft mir von der Stelle!"

VIII. [1] Herr Naimis diesen Ausspruch that: [2] „Schon vielen [5] rieth ich heuer, [3] Doch süßes Wasser und guter Rath [4] Sind oft zu Schiffe theuer."

IX. [1] Da sprach der graue Herr Riol: [2] „Ich bin ein alter Degen, [3] Und möchte meinen Leichnam wohl [4] Dereinst in's Trockne legen."

[10] X. [1] Es war Herr Gui, ein Ritter fein, [2] Der fieng wohl an zu singen: [3] „Ich wollt', ich wär' ein Vögelein, [4] Wollt' mich zu Liebchen schwingen."

XI. [1] Da sprach der edle Graf Garein: [2] „Gott helf' uns aus der Schwere! [3] Ich trink' viel lieber den rothen Wein, [15] [4] Als Wasser in dem Meere."

XII. [1] Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch: [2] „Gott woll' uns nicht vergessen! [3] Aeß' lieber selbst 'nen guten Fisch, [4] Statt daß mich Fische fressen."

XIII. [1] Da sprach Herr Gottfried lobesan: [2] „Ich laß' mir's [20] halt gefallen, [3] Man richtet mir nicht anders an, [4] Als meinen Brüdern allen."

XIV. [1] Der König Karl am Steuer saß, [2] Der hat kein Wort gesprochen: [3] Er lenkt das Schiff mit festem Maaß, [4] Bis sich der Sturm gebrochen.

---

12. Roland Schildträger.

I. [1] Der König Karl saß einst zu Tisch [2] Zu Aachen mit [30] den Fürsten, [3] Man stellte Wildbrät auf und Fisch [4] Und ließ auch Keinen dürsten. [5] Viel Goldgeschirr von klarem Schein, [6] Manch rothen, grünen Edelstein [7] Sah man im Saale leuchten.

II. [1] Da sprach Herr Karl, der starke Held: [2] „Was soll der eitle Schimmer? [3] Das beste Kleinod dieser Welt, [4] Das [35] fehlet uns noch immer. [5] Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein, [6] Ein Riese trägt's im Schilde fein, [7] Tief im Ardennerwalde."

III. [1] Graf Richard, Erzbischof Turpin, [2] Herr Haimon, Naims von Baiern, [3] Milon von Anglant, Graf Garin, [4] Die wollten da nicht feiern. [5] Sie haben Stahlgewand begehrt [6] Und [40] hießen satteln ihre Pferd', [7] Zu reiten nach dem Riesen.

IV. [1] Jung Roland, Sohn des Milon, sprach: [2] „Lieb Vater! hört, ich bitte! [3] Vermeint ihr mich zu jung und schwach, [4] Daß ich mit Riesen stritte, [5] Doch bin ich nicht zu winzig mehr, [6] Euch nachzutragen Euren Speer [7] Sammt Eurem guten Schilde."

[45] V. [1] Die sechs Genossen ritten bald [2] Vereint nach den Ardennen, [3] Doch als sie kamen in den Wald, [4] Da thäten sie sich trennen. [5] Roland ritt hinter'm Vater her; [6] Wie wohl ihm war, des Helden Speer, [7] Des Helden Schild zu tragen!

VI. [1] Bei Sonnenschein und Mondenlicht [2] Streiften die

Digitized by Google

kühnen Degen: [3] Doch fanden sie den Riesen nicht [4] In Felsen und Gehegen. [5] Zur Mittagsstund' am vierten Tag' [6] Der Herzog Milon schlafen lag [7] In einer Eiche Schatten.

VII. [1] Roland sah in der Ferne bald [2] Ein Blitzen und ein Leuchten, [3] Davon die Strahlen in dem Wald [4] Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten; [5] Er sah, es kam von einem Schild, [6] Den trug ein Riese, groß und wild, [7] Vom Berge niedersteigend.

VIII. [1] Roland gedacht' im Herzen sein: [2] „Was ist das für ein Schrecken! [3] Soll ich den lieben Vater mein [4] Im besten Schlaf erwecken? [5] Es wachet ja sein gutes Pferd, [6] Es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert, [7] Es wacht Roland, der junge."

IX. [1] Roland das Schwert zur Seite band, [2] Herrn Milons starkes Waffen, [3] Die Lanze nahm er in die Hand [4] Und thät den Schild aufraffen. [5] Herrn Milons Roß bestieg er dann [6] Und ritt ganz sachte durch den Tann, [7] Den Vater nicht zu wecken.

X. [1] Und als er kam zur Felsenwand, [2] Da sprach der Ries' mit Lachen: [3] „Was will doch dieser kleine Fant [4] Auf solchem Rosse machen? [5] Sein Schwert ist zwier so lang als er, [6] Vom Rosse zieht ihn schier der Speer, [7] Der Schild will ihn erdrücken."

XI. [1] Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit! [2] Dich reuet noch dein Necken, [3] Hab' ich die Tartsche lang und breit, [4] Kann sie mich besser decken; [5] Ein kleiner Mann, ein großes Pferd, [6] Ein kurzer Arm, ein langes Schwert, [7] Muß eins dem andern helfen."

XII. [1] Der Riese mit der Stange schlug, [2] Auslangend in die Weite, [3] Jung Roland schwenkte schnell genug [4] Sein Roß noch auf die Seite. [5] Die Lanz' er auf den Riesen schwang, [6] Doch von dem Wunderschilde sprang [7] Auf Roland sie zurücke.

XIII. [1] Jung Roland nahm in großer Hast [2] Das Schwert in beide Hände, [3] Der Riese nach dem seinen faßt', [4] Er war zu unbehende; [5] Mit flinkem Hiebe schlug Roland [6] Ihm unterm Schild die linke Hand, [7] Daß Hand und Schild entrollten.

XIV. [1] Dem Riesen schwand der Muth dahin, [2] Wie ihm der Schild entrissen, [3] Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn, [4] Mußt' er mit Schmerzen missen. [5] Zwar lief er gleich dem Schilde nach, [6] Doch Roland in das Knie ihn stach, [7] Daß er zu Boden stürzte.

XV. [1] Roland ihn bei den Haaren griff, [2] Hieb ihm das Haupt herunter, [3] Ein großer Strom von Blute lief [4] In's tiefe Thal herunter; [5] Und aus des Todten Schild hernach [6] Roland das lichte Kleinod brach, [7] Und freute sich am Glanze.

XVI. [1] Dann barg er's unter'm Kleide gut, [2] Und gieng zu einem Quelle, [3] Da wusch er sich von Staub und Blut [4] Gewand und Waffen helle. [5] Zurücke ritt der jung' Roland, [6] Dahin wo er den Vater fand, [7] Noch schlafend bei der Eiche.

XVII. [1] Er legt' sich an des Vaters Seit', [2] Vom Schlafe selbst bezwungen, [3] Bis in der kühlen Abendzeit [4] Herr Milon aufgesprungen: [5] „Wach' auf, wach' auf, mein Sohn Roland!

Digitized by Google

[6] Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand, [7] Daß wir den Riesen suchen!"

XVIII. [1] Sie stiegen auf und eilten sehr, [2] Zu schweifen in der Wilde, [3] Roland ritt hinter'm Vater her [4] Mit dessen Speer und Schilde. [5] Sie kamen bald zu jener Stätt', [6] Wo Roland jüngst gestritten hätt', [7] Der Riese lag im Blute.

XIX. [1] Roland kaum seinen Augen glaubt', [2] Als nicht mehr war zu schauen [3] Die linke Hand, dazu das Haupt, [4] So er ihm abgehauen; [5] Nicht mehr des Riesen Schwert und Speer, [6] Auch nicht sein Schild und Harnisch mehr, [7] Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

XX. [1] Milon besah den großen Rumpf: [2] „Was ist das für 'ne Leiche? [3] Man sieht noch am zerhau'nen Stumpf, [4] Wie mächtig war die Eiche. [5] Das ist der Riese, frag' ich mehr? [6] Verschlafen hab' ich Sieg und Ehr', [7] Drum muß ich ewig trauern." —

XXI. [1] Zu Aachen vor dem Schlosse stund [2] Der König Karl gar bange: [3] „Sind meine Helden wohl gesund? [4] Sie weilen allzu lange. [5] Doch seh' ich recht, auf Königswort! [6] So reitet Herzog Heimon dort, [7] Des Riesen Haupt am Speere."

XXII. [1] Herr Heimon ritt in trübem Muth, [2] Und mit gesenktem Spieße [3] Legt' er das Haupt, besprengt mit Blut, [4] Dem König vor die Füße: [5] „Ich fand den Kopf im wilden Hag, [6] Und fünfzig Schritte weiter lag [7] Des Riesen Rumpf am Boden."

XXIII. [1] Bald auch der Erzbischof Turpin [2] Den Riesenhandschuh brachte, [3] Die ungefüge Hand noch drin, [4] Er zog sie aus und lachte: [5] „Das ist ein schön Reliquienstück, [6] Ich bring' es aus dem Wald zurück, [7] Fand es schon zugehauen.

XXIV. [1] Der Herzog Naims von Bayerland [2] Kam mit des Riesen Stange: [3] „Schaut an, was ich im Walde fand! [4] Ein Waffen, stark und lange. [5] Wohl schwitz' ich von dem schweren Druck; [6] Hei! bairisch Bier, ein guter Schluck, [7] Sollt' mir gar köstlich munden!"

XXV. [1] Graf Richard kam zu Fuß daher, [2] Gieng neben seinem Pferde, [3] Das trug des Riesen schwere Wehr, [4] Den Harnisch sammt dem Schwerte: [5] „Wer suchen will im wilden Tann, [6] Manch Waffenstück noch finden kann, [7] Ist mir zu viel gewesen."

XXVI. [1] Der Graf Garin that ferne schon [2] Den Schild des Riesen schwingen. [3] „Der hat den Schild, deß ist die Kron', [4] Der wird das Kleinod bringen!" [5] „Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn! [6] Das Kleinod hätt' ich gar zu gern, [7] Doch das ist ausgebrochen."

XXVII. [1] Zuletzt thät man Herrn Milon sehn, [2] Der nach dem Schlosse lenkte, [3] Er ließ das Rößlein langsam gehn, [4] Das Haupt er traurig senkte. [5] Roland ritt hinter'm Vater her [6] Und trug ihm seinen starken Speer, [7] Zusammt dem festen Schilde.

XXVIII. [1] Doch wie sie kamen vor das Schloß [2] Und zu den Herrn geritten, [3] Macht' er von Vaters Schilde los [4] Den

Digitized by Google

Zierrath in der Mitten; [5] Das Riesenkleinod setzt' er ein, [6] Das gab so wunderbaren Schein, [7] Als wie die liebe Sonne.

XXIX. [1] Und als nun diese helle Gluth [2] Im Schilde Milons brannte, [3] Da rief der König frohgemuth: [4] „Heil Milon von Anglante! [5] Der hat den Riesen übermannt, [6] Ihm abgeschlagen Haupt und Hand, [7] Das Kleinod ihm entrissen."

XXX. [1] Herr Milon hatte sich gewandt, [2] Sah staunend all die Helle: [3] „Roland! sag' an, du junger Fant! [4] Wer gab dir das, Geselle?" [5] „Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht, [6] Daß ich erschlug den groben Wicht, [7] Derweil Ihr eben schliefet!"

13. Taillefer.

I. [1] Normannenherzog Wilhelm sprach einmal: [2] „Wer singt in meinem Hof und in meinem Saal? [3] Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht, [4] So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?"

II. [1] „Das ist der Taillefer, der so gerne singt, [2] Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt, [3] Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht, [4] Wann er Abends sich legt und wann er Morgens erwacht."

III. [1] Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht, [2] Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht, [3] Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut, [4] Und singet so hell, das höhet mir den Muth."

IV. [1] Da sprach der Taillefer: „Und wär' ich frei, [2] Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei. [3] Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd! [4] Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!"

V. [1] Nicht lange, so ritt der Taillefer in's Gefild', [2] Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Schild. [3] Des Herzogs Schwester schaute vom Thurm in's Feld. [4] Sie sprach: „Dort reitet, bei Gott! ein stattlicher Held."

VI. [1] Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm, [2] Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm. [3] Sie sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust! [4] Es zittert der Thurm und es zittert mein Herz in der Brust."

VII. [1] Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer, [2] Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer. [3] Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand: [4] „Hei! — rief er — ich faß' und ergreife dich, Engelland!"

VIII. [1] Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt, [2] Der edle Taillefer vor den Herzog ritt: [3] „Manch Jährlein hab' ich gesungen und Feuer geschürt, [4] Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze geführt.

IX. [1] Und hab' ich Euch gedienet und gesungen zu Dank, [2] Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter krank: [3] So

Digitized by Google

laßt mich das entgelten am heutigen Tag, [4] Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!"

X. [1] Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer, [2] Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Speer, [3] Er sang so herrlich, das klang über Haſtingsfeld, [4] Von Roland sang er und manchem frommen Held.

XI. [1] Und als das Rolandslied wie im Sturme erscholl, [2] Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll, [3] Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth, [4] Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

XII. [1] Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß, [2] Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß, [3] Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag [4] Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

XIII. [1] Normannen sahen's, die harrten nicht allzulang, [2] Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang. [3] Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag! [4] Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

XIV. [1] Herr Wilhelm steckte sein Banner auf's blutige Feld, [2] Immitten der Todten spannt' er sein Gezelt, [3] Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand, [4] Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland.

XV. [1] „Mein tapfrer Taillefer! komm, trink mir Bescheid! [2] Du hast mir viel gesungen in Lieb und in Leid, [3] Doch heut im Haſtingsfelde dein Sang und dein Klang, [4] Der tönt mir in den Ohren mein Leben lang."

---

14. Das Grab des Busento. *

I. [1] Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder [2] Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.

II. [1] Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Gothen, [2] Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

III. [1] Allzufrüh und fern der Heimath mußten hier sie ihn begraben, [2] Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

IV. [1] Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette, [2] Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

V. [1] In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde, [2] Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.

VI. [1] Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe, [2] Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

VII. [1] Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen: [2] Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

VIII. [1] Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf in deinen Heldenehren! [2] Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab verfehren!

* August Graf v. Platen-Hallermünde. Vgl. im ersten Bde. Nr. 27.

Digitized by Google

IX. [1] Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere; [2] Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere.

---

15. Kaiser Rudolph's Ritt zum Grabe. *

I. [1] Auf der Burg zu Germersheim, [2] Stark am Geist, am Leibe schwach, [3] Sitzt der greise Kaiser Rudolph, [4] Spielend das gewohnte Schach.

II. [1] Und er spricht: „Ihr guten Meister! [2] Aerzte! sagt mir ohne Zagen, [3] Wann aus dem gebrochnen Leib [4] Wird der Geist zu Gott getragen?"

III. [1] Und die Meister sprechen: „Herr! [2] Wohl noch heut' erscheint die Stunde." [3] Freundlich lächelnd spricht der Greis: [4] „Meister! Dank für diese Kunde!"

IV. [1] „Auf! nach Speyer! auf nach Speyer! — [2] Ruft er, als das Spiel geendet, — [3] „Wo so mancher deutsche Held [4] Liegt begraben, sei's vollendet!"

V. [1] „Blas't die Hörner! bringt das Roß, [2] Das mich oft zur Schlacht getragen!" [3] Zaubernd steh'n die Diener all', [4] Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!"

VI. [1] Und das Schlachtroß wird gebracht. [2] „Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden" — [3] Spricht er — „trage, treuer Freund! [4] Jetzt den Herrn, den Lebensmüden!"

VII. [1] Weinend steht der Diener Schaar, [2] Als der Greis auf hohem Rosse, [3] Rechts und links ein Capellan, [4] Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

VIII. [1] Trauernd neigt des Schlosses Lind' [2] Vor ihm ihre Aeste nieder, [3] Vögel, die in ihrer Hut, [4] Singen wehmuthsvolle Lieder.

IX. [1] Mancher eilt des Wegs daher, [2] Der gehört die bange Sage, [3] Sieht des Helden sterbend Bild, [4] Und bricht aus in laute Klage.

X. [1] Aber nur von Himmelsluft [2] Spricht der Greis mit jenen Zweien; [3] Lächelnd blickt sein Angesicht, [4] Als ritt er zur Lust im Maien.

XI. [1] Von dem hohen Dom zu Speyer [2] Hört man dumpfe Glocken schallen, [3] Ritter, Bürger, zarte Frau'n, [4] Weinend ihm entgegen wallen.

XII. [1] In den hohen Kaisersaal [2] Ist er rasch noch eingetreten; [3] Sitzend dort auf gold'nem Stuhl, [4] Hört man für das Volk ihn beten.

XIII. [1] „Reichet mir den heil'gen Leib!" — [2] Spricht er nun mit bleichem Munde, — [3] Drauf verjüngt sich sein Gesicht [4] Um die mitternächt'ge Stunde.

XIV. [1] Da auf einmal wird der Saal [2] Hell von überird'-

* J. Kerner.

Digitized by Google

schem Lichte, [3] Und verschieden sitzt der Held, [4] Himmelsruh im Angesichte.

XV. [1] Glocken dürfen's nicht verkünden, [2] Boten nicht zur Leiche bieten, [3] Alle Herzen längs des Rheins [4] Fühlen, daß der Held verschieden.

XVI. [1] Nach dem Dome strömt das Volk, [2] Schwarz, unzähligen Gewimmels, [3] Der empfieng des Helden Leib, [4] Seinen Geist der Dom des Himmels.

---

16. Kaiser Rudolph's Grabritt. *

(15. Juli 1291.)

I. [1] Was wandelt denn durch's Land für Trauerkunde? [2] Die Leute stehn und weinen an den Wegen, [3] Und alle Glocken klagen in die Runde.

II. [1] Und einen Zug seh' ich herabbewegen [2] Zum Thale sich von Germersheim dem Schlosse [3] Und auf der Straße weit den Staub erregen.

III. [1] Und herrlich raget über all dem Trosse, [2] Der weinend folgt und schmerzlich wehklagend, [3] Ein Greis hervor auf langsamgehndem Rosse.

IV. [1] Und Priester ihm zur Seite, Kreuze tragend, [2] Gebete sprechend, feierliche Lieder [3] Mit Schluchzen singend, Segensworte sagend.

V. [1] Und durch die Felder geht der Zug hernieder [2] Zum Rheine hin; und alle Leute weinen [3] Und schau'n und fragen sich und weinen wieder.

VI. [1] „Der Kaiser ist's, den diese Klagen meinen, [2] Der Kaiser Rudolph ist's: er will mit denen, [3] Die schon in Speyer schlafen, sich vereinen.

VII. [1] Der Kaiser Rudolph ist es: da, wo jenen, [2] Die vor ihm herrschten, ist das Grab bereitet, [3] Will er sein Haupt auf's Sterbekissen lehnen.

VIII. [1] Der Kaiser ist's: er weiß, sein Engel leitet [2] In dreien Tagen ihn zur Todespforte: [3] Der Kaiser ist es, der zu Grabe reitet!" —

IX. [1] „Und er ist todt!" Mit solchem Schmerzensworte [2] Gehn Zähr' und Seufzer in das Land als Boten: [3] „Rudolph ist todt." So klingts von Ort zu Orte.

X. [1] Und alles kommt und drängt und will mit rothen, [2] Verweinten Augen nur noch einmal schauen, [3] Nur einmal noch, den heiß geliebten Todten.

XI. [1] Es zeigen ihren Kindern ihn die Frauen: [2] Seht, diese Hand ließ einst sich das verwaiste [3] Deutschland als Braut in rechter Liebe trauen."

* W. Wackernagel.

Digitized by Google

XII. [1] Sie ſtehn und jammern; doch die allermeiſte [2] Wehklag' erhebt ein Alter, dem am Kinne [3] Und Scheitel längſt die Locke ſchon ergreiſte:

XIII. [1] „Ihr Fürſten, gönnt mir Eins nur zum Gewinne, [2] Nur Eins zum Troſt. Ich ſchuf aus feſtem Steine [3] Einſtmal ſein Bild mit meinem beſten Sinne.

XIV. [1] Das Werk der Lieb' und Treue, laßt es ſeine [2] Ruhſtätte nun für alle Zeit bewahren; [3] Zu Rudolphs Denkmal gnügt ſein Bild alleine.

XV. [1] Zu Rudolphs Denkmal, der mit grauen Jahren [2] Die Krone, wie ein Jüngling, hat getragen, [3] Drin Mild und Recht die ſchönſten Steine waren."

XVI. [1] Der Meiſter ſprach's und trat mit neuen Klagen [2] Zum todten Kaiſer, welchem tiefgefaltet [3] Der unbewegten Stirne Furchen lagen.

XVII. [1] „Noch iſt das Bild zu Ende nicht geſtaltet! [2] So rühre, Meißel, manches Bilds Geſtalter, [3] Noch einmal dich, eh meine Hand erkaltet!

XVIII. [1] Denn eine Falte grub ihm noch das Alter. [2] Nun ſei, o Hand, zur letzten Arbeit eilig! [3] Wer ſo in Sorgen war des Reichs Erhalter,

XIX. An deſſen Stirn iſt jede Falte heilig."

---

17. Deutſcher Brauch. *

I. [1] Zur Gruft ſank Kaiſer Friedrich. Gott geb' ihm ſanfte Ruh'! [2] Max faßt ſein gülden Scepter; ei, Sonnenaar, Glück zu! [3] Zu Worms nun hielt er Reichstag; auf, Fürſtenſchaar, herbei, [4] Zu rathen und zu fördern, daß Recht und Licht gedeih'!

II. [1] Einſt in dem dumpfen Rathſaal ſprang Max empor in Haſt; [2] Der Staub der Pergamente nahm ihm den Odem faſt, [3] Die ſpitzen klugen Reden, die machten toll ihn ſchier, [4] Da rief er ſeinem Narren: Freund Kunze, komm mit mir!

III. [1] Den Treuen liebt er vor Allen, wohl einem Gärtner gleich, [2] Der jeden Baum mit Liebe pflegt in dem Gartenreich, [3] Doch Einen ſich erkoren, in deſſen Schattenhut [4] Nach ſchwüler Tagesmüh' er am liebſten Abends ruht.

IV. [1] Es wallten nun die Beiden die Straßen ein und aus, [2] Dort auf dem großen Marktplatz ſahn ſie ein ſtattlich Haus. [3] Da rief der Kunz: „mein König, ſchließt Eure Augen ſchnell! [4] Denn, traun, ſchon las manch Einer ſich blind an dieſer Stell'.

V. [1] Franzöſiſch iſt's; Ihr wißt ja, wie's Frankreichs Söhne treiben, [2] Die anders ſchreiben als ſprechen, und anders leſen als ſchreiben, [3] Und anders ſprechen als denken, und anders ſetzen als ſingen, [4] Die groß in allem Kleinen, und klein in großen Dingen."

* Anaſtaſius Grün (Ant. Aler. Graf v. Auersperg).

Digitized by Google

VI. [1] Ein Rittersmann aus Frankreich wohnt in dem ſtolzen Haus, [2] Sein Wappenſchild, hellglänzend, hängt hoch zur Pfort' heraus; [3] Mit Schnörkelzügen zierlich in blankem Goldesſchein [4] Schrieb rings um's bunte Wappen er dieſe Worte ein:

VII. [1] „„Erſt Gott zum Gruß, wer's lieſet! — Auf, Deutſcher, kühn und werth, [2] Hier harrt ein Schild des deinen, wenn kampfesfroh dein Schwert, [3] Und magſt du mich bezwingen nach Ritterbrauch und Recht, [4] Will ich mich dir verdingen als letzter Rübenknecht.““

VIII. [1] Ernſt ſchritt der König fürder; doch an des Ritters Schild [2] Hängt bald ein Edelknappe der Habsburg Wappenbild; [3] Und mit dem Frühreth harrte auf ſand'gem Kampfesplan [4] Der König gegenüber dem fränk'ſchen Rittersmann.

IX. [1] Und höher ſtieg die Sonne; der Franzmann lag im Sand, [2] Das Siegsſchwert, hell und leuchtend, ragt hoch in Marens Hand. [3] „So ſchlägt ein deutſcher Ritter!“ er ſprach's und ſtand verklärt, [4] Wie Sanct Michael der Sieger mit ſeinem Flammenſchwert.

X. [1] „Ihr habt Euch mir ergeben als letzter Rübenknecht, [2] Wohlan! Ihr ſollt erfahren nun meines Amtes Recht! [3] Sein Schwert nun ſchwang er dreimal: „Steht auf, mein Ritter werth! [4] So ſchlägt ein deutſcher König, — ſeid brav wie Euer Schwert!“

XI. [1] Singt's allem Land, ihr Sänger, des Fürſten That und Wort, [2] Neigt Euer Schwert, ihr Ritter, vor eures Kaiſers Hort, [3] Bekränzt des Siegers Schläfe, ihr ſchönſten deutſchen Frau'n, [4] Jauchzt auf, ihr deutſchen Herzen, in allen deutſchen Gau'n! —

XII. [1] Viel ſaft'ge Trauben ſchwellen ringsher um Worms am Rhein, [2] „Milch unſrer lieben Frauen“, ſo heißt dort jener Wein; [3] Saugt jene Milch, ihr Greiſe, ſie macht euch wieder zum Kind, [4] O Herr, gib unſerm Lande viel Milch ſo ſüß und lind!

XIII. [1] Aus Goldgefäßen quoll ſie an Marens Abendtiſch, [2] Gleichwie aus goldnen Eutern, ſo labend, klar und friſch; [3] Wie zecht an Marens Seite der fränk'ſche Rittersmann! [4] Wie wärmend da der Glühborn durch Kunzens Kehle rann!

XIV. [1] Der Franzmann hob den Becher, begeiſtert flammt ſein Blut: [2] „Heil Mar dir, edler Deutſcher, ſo bieder und ſo gut!“ [3] „„Hoho!““ rief Kunz halb grimmig, „„jetzt bindet mit mir an, [4] Wer auf dies Wohl herzinn'ger und beſſer trinken kann!““

XV. [1] Wie Schilder klangen die Becher zuſammen jetzt mit Macht, [2] Die Blicke blitzten genüber, wie Lanzen in der Schlacht. [3] Wer Sieger blieb im Wettkampf? wohl kam es nie an's Licht; [4] Frug man am Morgen die Beiden, ſie wußten's ſelber nicht.

---

18. Karl XII. und der pommerſche Bauer Müſebeck. *

[1] In ſeinem Zelt vor Bender ſitzt Karl der Zwölfte ſtill, [2] Kein Schach ihn mehr zerſtreuen, kein Buch ermuntern will;

* W. Meinhold.

Digitized by Google

[3]Von aller Welt verlassen, versagt in seiner Noth [4]Der Türk' dem trotz'gen König gemach schon Fleisch und Brot. [5]Vergebens mahnet Düring: „Gib deinen Feinden nach! [6]Vergebens Rosen: „Fliehe, o Held, dein Ungemach! [7]Was sitzest du und sinnest, wie ein vergrämter Aar [8]Im Horst von Folgesonde, und trotzest der Gefahr?

[9]Mach auf die edlen Schwingen, und aus dem Sonnenbrand [10]Zieh' heim ins kühlumwogte, geliebte Vaterland; [11]Da sammle wieder eilig die alte Kraft zu Hauf, [12]Und gehe, wie das Nordlicht, in blut'gen Striemen auf!" [13]Doch trotzig spricht der König: „„Schweigt; ihr erlebt es nie, [14]Daß ich vor Türkenhunden, wie eine Memme flieh': [15]Wohl sehnt sich Nordlands Wogen mein Herz, wie eures, zu, [16]Doch sterb' ich, eh' ich weiche, und Achmed's Willen thu'!"" [17]Da naht der Kanzler Müller: „O Herr, dein Häuflein schreit, [18]Gedrückt vom bittern Hunger; womit erhalt' ich's heut?" [19]„„Schießt die Araberrosse des Sultans Achmed todt; [20]Da habt ihr Fleisch, und hier ist mein eig'nes letztes Brot!""

[21]Der Kanzler geht mit Thränen. Bald krachet Schuß auf Schuß. [22]Der König hebt das Auge voll Sorge und Verdruß: [23]Denn sieh', man führet schonend sein Leibroß ihm zurück, [24]Drum greift er zum Pistole im nächsten Augenblick — [25]„„Halt, halt!"" und setzet grausam den Lauf ihm hinter's Ohr — [26]Nie brachte je Arabien ein schön'res Thier hervor; — [27]„Ach, schießet nicht!" ruft Rosen, ruft Düring, doch er schoß, [28]Und ächzend stürzt zusammen ihm sein erlauchtes Roß.

[29]„„Glaubt ihr, ich solle hungern?"" fragt bitter lachend er, [30]Derweilen alles schreiet: „„Was macht ihr gnäd'ger Herr?"" [31]Doch, gleich als ahnt' ihm düster schon jetzt sein gleich Geschick, [32]Hebt von dem Roß er lange nicht den bewegten Blick, [33]Setzt bald sich drauf, wie wenn es ihn unsichtbar ergreift, [34]Indeß das Blut des Thieres ihm in die Stülpen läuft, [35]Und wühlet mit den Sporen im Sande hin und her, [36]Und blicket nicht vom Boden und seufzet oft und schwer.

[37]Da kommt auf hager'm Klepper ein Bauer hergetrabt, [38]Im blauen, woll'nen Wammse, zerfetzt und abgeschabt, [38]Mit rundem Hut, und Troddeln um sein gestiefelt Bein. [40]„Glück zu!" ruft Rosen, „Freunde, das muß ein Pommer sein!" [41]„„Wo sind' ich hier den König?"" der alte Bauer spricht, [42]Und sitzet ab und wischet den Schweiß sich vom Gesicht. [43]„Da sitzt er auf dem Rosse, geh' muthig nur hinan!" [44]„„Gott grüß' euch, edler König! Ihr seid wohl schlecht daran?""

[45]Der König hebt das Auge, „„Wer bist du, und von wo?"" [46]„„O Herr, ich bin ein Bauer vom Dorfe Conerow [47]Bei Wolgast, eurer Stadt im fernen Pommerland, [48]Und heiße Müsebaek, und bin an euch gesandt!"" [49]„„Und wer hat dich gesendet?"" darauf der König spricht. [50]„„Das will ich euch wohl sagen, jedoch verübelt's nicht: [51]Wir wohnen dort zusammen, drei Bauern an der Zahl, [52]Und hörten oft mit Schmerzen, ihr

Digitized by Google

trüget Hungerqual; [53] Drum brachten wir zusammen, was uns're Armuth litt, [54] Und ich stieg selbst zu Pferde und that den sauern Ritt. [55] Doch Gott hat mich geschützet, die Reis' ist mir nicht leid, [56] Wollt ihr nur nicht verschmähen, was euch ein Bauer beut!"" [57] Und spricht's und löst die Troddeln von seinen Stiefeln los, [58] Und holt aus jedem Schafte zwei Düten, schwer und groß, [59] Gefüllt mit rothem Golde, und senkt sich auf sein Knie [60] Und spricht: ""Nun, gnäd'ger König, da sind sie, nehmet sie!"" [61] Wie das der König höret, da springet er empor, [62] Und zwischen seinen Wimpern bricht eine Thrän' hervor: [63] ""O Freunde, seht, mein Adel gedenket mein nicht mehr; [64] Doch einen armen Bauer führt seine Liebe her! — [65] Und ob dich Gott geschlagen schon selbst zum Edelmann, [66] Nimm auch von deinem König den Ritterschlag noch an; [67] Knie hin, daß ich dich ehre, so wie du mich geehrt!"" [68] Und spricht's, und aus der Scheide reißt er sein Königsschwert.

[69] Jedoch der Bau'r versetzet: ""Herr König, haltet an, [70] Was thät ich armer Bauer wohl mit dem Edelmann? [71] Hab' schon genug zu sorgen vom Morgen bis zur Nacht, [72] Und habe nichts erworben, als was ich euch gebracht. [73] Drum bitt' ich, lieber König, daß ihr mich nicht beschämt, [74] Ich bin ja schon zufrieden, wenn ihr mein Scherflein nehmt; [75] Als Bau'r bin ich geboren, und wenn es Gott gefällt, [76] So geh' ich auch als Bauer einst wieder aus der Welt!""

[77] Der König senkt den Degen und sieht ihn düster an: [78] ""Ich nehme keinen Groschen, den ich nicht lohnen kann!"" [79] Der Alte steht und sinnet: ""So laßt uns Bau'rn die Pacht, [80] Die wir von unsern Höfen bis dahin aufgebracht!"" [81] Der König winkt, der Kanzler entwirft das Instrument, [82] Der König nimmt es hastig, sein Adlerauge brennt; [83] Drei Haare reißt der Edle aus seinem Bart und legt [84] Sie auf das Wachs, das rothe, und rufet tief bewegt: [85] ""So lange noch ein Sprößling von diesen Bauern blüht, [86] So lang auf Con'row's Hufen der Pflug noch Furchen zieht, [87] So lange noch in Pommern ein edler Fürst regiert, [88] Und den Greif in seinem Wappen und Gott im Herzen führt: [89] Sollt ihr auf euren Höfen auch sitzen frank und frei, [90] Und späten Zeiten künden den Lohn der Bauerntreu!""

* * *

[91] Schon mehr denn hundert Jahre verstrichen seit der Zeit, [92] Doch Friedrich Wilhelm ehret dies Fürstenwort noch heut. [93] Preis dem gerechten König, der Pommerland regiert, [94] Und den Greif in seinem Wappen und Gott im Herzen führt! [95] Auf ihren Hufen sitzen die Enkel frank und frei, [96] Und künden späten Zeiten den Lohn der Bauerntreu'. [97] O blieben diese Enkel der edlen Väter werth, [98] Und ehrten ihre Fürsten, wie diese sie geehrt! —

Digitized by Google

III.

Romanzen.

19. Das Lied vom braven Mann. *

I. [1] Hoch klingt das Lied vom braven Mann, [2] Wie Orgelton und Glockenklang. [3] Wer hohes Muths sich rühmen kann, [4] Dem lohnt nicht Gold, dem lohnt Gesang. [5] Gottlob, daß ich singen und preisen kann, [6] Zu singen und preisen den braven Mann!

II. [1] Der Thauwind kam vom Mittagsmeer, [2] Und schnob durch Welschland trüb und feucht, [3] Die Wolken flogen vor ihm her, [4] Wie wenn der Wolf die Heerde scheucht. [5] Er fegte die Felder, zerbrach den Forst; [6] Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

III. [1] Am Hochgebirge schmolz der Schnee; [2] Der Sturz von tausend Wassern scholl; [3] Das Wiesenthal begrub ein See; [4] Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll. [5] Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis, [6] Und rollten gewaltige Felsen Eis.

IV. [1] Auf Pfeilern und auf Bogen schwer, [2] Aus Quaderstein von unten auf, [3] Lag eine Brücke drüber her, [4] Und mitten stand ein Häuschen drauf. [5] Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. [6] O Zöllner, Zöllner! entfleuch geschwind!

V. [1] Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran; [2] Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus. [3] Der Zöllner sprang zum Dach hinan, [4] Und blickt' in den Tumult hinaus. [5] Barmherziger Himmel! Erbarme dich! [6] Verloren! verloren! Wer rettet mich?

VI. [1] Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß, [2] Von beiden Ufern, hier und dort; [3] Von beiden Ufern riß der Fluß [4] Die Pfeiler sammt den Bogen fort. [5] Der bebende Zöllner mit Weib und Kind, [6] Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

VII. [1] Die Schollen rollten Stoß auf Stoß, [2] An beiden Enden, hier und dort; [3] Zerborsten und zertrümmert schoß [4] Ein Pfeiler nach dem andern fort. [5] Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. Barmherziger Himmel! Erbarme dich!

VIII. [1] Hoch auf dem fernen Ufer stand [2] Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein; [3] Und jeder schrie und rang die Hand; [4] Doch mochte Niemand Retter sein. [5] Der bebende Zöllner mit Weib und Kind [6] Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

IX. [1] Wann klingst du, Lied vom braven Mann, [2] Wie Orgelton und Glockenklang? [3] Wohlan! so nenn' ihn, nenn' ihn dann! [4] Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?

* G. A. Bürger.

[5] Bald nahet der Mitte der Umſturz ſich. [6] O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

X. [1] Raſch galoppirt ein Graf hervor, [2] Auf hohem Roß ein edler Graf. [3] Was hielt des Grafen Hand empor? [4] Ein Beutel war es, voll und ſtraff: [5] „Zweihundert Piſtolen ſind zugeſagt [6] Dem, welcher die Rettung der Armen wagt."

XI. [1] Wer iſt der Brave? Iſt's der Graf? [2] Sag' an, mein braver Sang, ſag' an! — [3] Der Graf, beim höchſten Gott! war brav, [4] Doch weiß ich einen bravern Mann. — [5] O braver Mann! braver Mann! zeige dich! [6] Schon naht das Verderben ſich fürchterlich.

XII. [1] Und immer höher ſchwoll die Fluth; [2] Und immer lauter ſchnob der Wind; [3] Und immer tiefer ſank der Muth. [4] O Retter! Retter! komm geſchwind. [5] Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborſt und brach; [6] Laut krachten und ſtürzten die Bogen nach.

XIII. [1] „Halloh! Halloh! friſch auf gewagt!" [2] Hoch hielt der Graf den Preis empor. [3] Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt: [4] Aus Tauſenden tritt Keiner vor. [5] Vergebens durchheulte mit Weib und Kind, [6] Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

XIV. [1] Sieh! ſchlecht und recht, ein Bauersmann [2] Am Wanderſtabe ſchritt daher, [3] Mit grobem Kittel angethan, [4] An Wuchs und Antlitz hoch und hehr. [5] Er hörte den Grafen, vernahm ſein Wort, [6] Und ſchaute das nahe Verderben dort.

XV. [1] Und kühn, in Gottes Namen, ſprang [2] Er in den nächſten Fiſcherkahn; [3] Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang [4] Kam der Erretter glücklich an. [5] Doch wehe! der Nachen war allzuklein, [6] Der Retter von allen zugleich zu ſein.

XVI. [1] Und dreimal zwang er ſeinen Kahn, [2] Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang; [3] Und dreimal kam er glücklich an, [4] Bis ihm die Rettung ganz gelang. [5] Kaum kamen die letzten in ſichern Port, [6] So rollte das letzte Getrümmer fort.

XVII. [1] Wer iſt, wer iſt der brave Mann? [2] Sag' an, ſag' an, mein braver Sang! [3] Der Bauer wagt ein Leben dran; [4] Doch that er's wohl um Goldesklang? [5] Denn ſpendete nimmer der Graf ſein Gut, [6] So wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

XVIII. [1] „Hier," rief der Graf, „mein wackrer Freund! [2] Hier iſt der Preis! Komm her, nimm hin!" [3] Sag' an, war das nicht brav gemeint? [4] Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn. [5] Doch höher und himmliſcher, wahrlich! ſchlug [6] Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

XIX. [1] „Mein Leben iſt für Gold nicht feil; [2] Arm bin ich zwar, doch eß' ich ſatt. [3] Dem Zöllner werd' euer Gold zu Theil, [4] Der Hab' und Gut verloren hat!" [5] So rief er mit herzlichem Biederton [6] Und wandte den Rücken und gieng davon. —

XX. [1] Hoch klingſt du, Lied vom braven Mann, [2] Wie Orgelton und Glockenklang! [3] Wer ſolches Muths ſich rühmen

Digitized by Google

kann, [4] Dem lohnt nicht Gold, dem lohnt Gesang. [5] Gottlob! daß ich singen und preisen kann, [6] Unsterblich zu preisen den braven Mann!

---

20. Die Bürgschaft.*

I. [1] Zu Dionys dem Tyrannen schlich [2] Möros, den Dolch im Gewande; [3] Ihn schlugen die Häscher in Bande. [4] „Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!“ [5] Entgegnet ihm finster der Wütherich. [6] „Die Stadt vom Tyrannen befreien!“ [7] „Das sollst du am Kreuze bereuen!“

II. [1] „Ich bin,“ spricht jener, „zu sterben bereit, [2] Und bitte nicht um mein Leben; [3] Doch willst du Gnade mir geben, [4] Ich flehe dich um drei Tage Zeit, [5] Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit; [6] Ich lasse den Freund dir als Bürgen, [7] Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

III. [1] Da lächelt der König mit arger List, [2] Und spricht nach kurzem Bedenken: [3] „Drei Tage will ich dir schenken; [4] Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist, [5] Eh' du zurück mir gegeben bist, [6] So muß er statt deiner erblassen. [7] Doch dir ist die Strafe erlassen.“

IV. [1] Und er kommt zum Freunde. „Der König gebeut, [2] Daß ich am Kreuz mit dem Leben [3] Bezahle das frevelnde Streben; [4] Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit, [5] Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit: [6] So bleib du dem König zum Pfande, [7] Bis ich komme, zu lösen die Bande!“

V. [1] Und schweigend umarmt ihn der treue Freund, [2] Und liefert sich aus dem Tyrannen. [3] Der andere ziehet von dannen. [4] Und ehe das dritte Morgenroth scheint, [5] Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint; [6] Eilt heim mit sorgender Seele, [7] Damit er die Frist nicht verfehle.

VI. [1] Da gießt unendlicher Regen herab, [2] Von den Bergen stürzen die Quellen, [3] Und die Bäche, die Ströme schwellen, [4] Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab, [5] Da reißet die Brücke der Strudel hinab, [6] Und donnernd sprengen die Wogen [7] Des Gewölbes krachenden Bogen.

VII. [1] Und trostlos irrt er an Ufers Rand; [2] Wie weit er auch spähet und blicket, [3] Und die Stimme, die rufende, schicket, [4] Da stößet kein Nachen vom sichern Strand, [5] Der ihn setze an das gewünschte Land, [6] Kein Schiffer lenket die Fähre, [7] Und der wilde Strom wird zum Meere.

VIII. [1] Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht, [2] Die Hände zum Zeus erhoben: [3] „O hemme des Stromes Toben! [4] Es eilen die Stunden, im Mittag steht [5] Die Sonne und wenn sie niedergeht, [6] Und ich kann die Stadt nicht erreichen, [7] So muß der Freund mir erbleichen.“

* Nr. 20—23 von Fr. (v.) Schiller.

Digitized by Google

IX. [1] Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth, [2] Und Welle auf Welle zerrinnet, [3] Und Stunde an Stunde entrinnet. [4] Da treibet die Angst ihn, da faßt er sich Muth [5] Und wirft sich hinein in die brausende Fluth, [6] Und theilt mit gewaltigen Armen [7] Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

X. [1] Und gewinnt das Ufer und eilet fort, [2] Und danket dem rettenden Gotte; [3] Da stürzet die raubende Rotte [4] Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort, [5] Den Pfad ihm sperrend und schnaubet Mord, [6] Und hemmet des Wanderers Eile [7] Mit drohend geschwungener Keule.

XI. [1] „Was wollt ihr?“ ruft er vor Schrecken bleich, [2] „Ich habe nichts als mein Leben, [3] Das muß ich dem Könige geben!“ [4] Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich, [5] „Um des Freundes willen erbarmet euch!“ [6] Und drei, mit gewaltigen Streichen, [7] Erlegt er; die andern entweichen.

XII. [1] Und die Sonne versendet glühenden Brand, [2] Und von der unendlichen Mühe [3] Ermattet sinken die Knie: [4] „O hast du mich gnädig aus Räubers Hand, [5] Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land, [6] Und soll hier verschmachtend verderben, [7] Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

XIII. [1] Und horch! da sprudelt es silberhell [2] Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen, [3] Und stille hält er zu lauschen, [4] Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell, [5] Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell, [6] Und freudig bückt er sich nieder, [7] Und erfrischet die brennenden Glieder.

XIV. [1] Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün, [2] Und malt auf den glänzenden Matten [3] Der Bäume gigantische Schatten; [4] Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn, [5] Will eilenden Laufes vorüber fliehn, [6] Da hört er die Worte sie sagen: [7] Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.

XV. [1] Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß; [2] Ihn jagen der Sorgen Qualen: [3] Da schimmern in Abendroths Strahlen [4] Von ferne die Zinnen von Syrakus, [5] Und entgegen kommt ihm Philostratus, [6] Des Hauses redlicher Hüter, [7] Der erkennet entsetzt den Gebieter:

XVI. [1] „Zurück! du rettest den Freund nicht mehr, [2] So rette das eigene Leben! [3] Den Tod erleidet er eben. [4] Von Stunde zu Stunde gewartet' er [5] Mit hoffender Seele der Wiederkehr, [6] Ihm konnte den muthigen Glauben [7] Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“ —

XVII. [1] Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht [2] Ein Retter willkommen erscheinen, [3] So soll mich der Tod ihm vereinen. [4] Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht, [5] Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht; [6] Er schlachte der Opfer zweie [7] Und glaube an Liebe und Treue.“

XVIII. [1] Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor [2] Und sieht das Kreuz schon erhöhet, [3] Das die Menge gaffend umstehet; [4] An dem Seile schon zieht man den Freund empor, [4] Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor: [6] „Mich,

Digitized by Google

Henker!" ruft er, „erwürget! [7] Da bin ich, für den er gebürget!"

XIX. [1] Und Erstaunen ergreifet das Volk umher, [2] In den Armen liegen sich beide, [3] Und weinen vor Schmerzen und Freude. [4] Da sieht man kein Auge thränenleer, [5] Und zum König bringt man die Wundermähr; [6] Der fühlt ein menschliches Rühren, [7] Läßt schnell vor den Thron sie führen —

XX. [1] Und blicket sie lange verwundert an, [2] Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen, [3] Ihr habt das Herz mir bezwungen; [4] Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn; [5] So nehmet auch mich zum Genossen an! [6] Ich sei, gewährt mir die Bitte, [7] In eurem Bunde der Dritte."

---

21. Die Kraniche des Ibykus.

I. [1] Zum Kampf der Wagen und Gesänge, [2] Der auf Korinthus' Landesenge [3] Der Griechen Stämme froh vereint, [4] Zog Ibykus, der Götterfreund. [5] Ihm schenkte des Gesanges Gabe, [6] Der Lieder süßen Mund Apoll; [7] So wandert er an leichtem Stabe [8] Aus Rhegium, des Gottes voll.

II. [1] Schon winkt auf hohem Bergesrücken [2] Akrokorinth des Wandrers Blicken, [3] Und in Poseidons Fichtenhain [4] Tritt er mit frommem Schauder ein. [5] Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme [6] Von Kranichen begleiten ihn, [7] Die fernhin nach des Südens Wärme [8] In graulichtem Geschwader ziehn.

III. [1] „Seid mir gegrüßt, befreund'te Schaaren, [2] Die mir zur See Begleiter waren! [3] Zum guten Zeichen nehm' ich euch, [4] Mein Loos, es ist dem euren gleich. [5] Von fernher kommen wir gezogen [6] Und flehen um ein wirthlich Dach; [7] Sei uns der Gastliche gewogen, [8] Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

IV. [1] Und munter fördert er die Schritte, [2] Und sieht sich in des Waldes Mitte; [3] Da sperren, auf gedrangem Steg, [4] Zwei Mörder plötzlich seinen Weg. [5] Zum Kampfe muß er sich bereiten, [6] Doch bald ermattet sinkt die Hand; [7] Sie hat der Leier zarte Saiten, [8] Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

V. [1] Er ruft die Menschen an, die Götter, [2] Sein Flehen dringt zu keinem Retter; [3] Wie weit er auch die Stimme schickt, [4] Nichts Lebendes wird hier erblickt. [5] „So muß ich hier verlassen sterben, [6] Auf fremdem Boden, unbeweint, [7] Durch böser Buben Hand verderben, [8] Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

VI. [1] Und schwer getroffen sinkt er nieder, [2] Da rauscht der Kraniche Gefieder; [3] Er hört, schon kann er nicht mehr sehn, [4] Die nahen Stimmen furchtbar krähn. [5] „Von euch, ihr Kraniche dort oben, [6] Wenn keine andre Stimme spricht, [7] Sei meines Mordes Klag' erhoben!" [8] Er ruft es, und sein Auge bricht.

VII. [1] Der nackte Leichnam wird gefunden, [2] Und bald,

Digitized by Google

obgleich entstellt von Wunden, [3]Erkennt der Gastfreund von Korinth [4]Die Züge, die ihm theuer sind. [5]„Und muß ich so dich wieder finden, [6]Und hoffte mit der Fichte Kranz [7]Des Sängers Schläfe zu umwinden, [8]Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

VIII. [1]Und jammernd hören's alle Gäste, [2]Versammelt bei Poseidons Feste; [3]Ganz Griechenland ergreift der Schmerz; [4]Verloren hat ihn jedes Herz. [5]Und stürmend drängt sich zum Prytanen [6]Das Volk, es fordert seine Wuth [7]Zu rächen des Erschlag'nen Manen, [8]Zu sühnen mit des Mörders Blut.

IX. [1]Doch wo die Spur, die aus der Menge, [2]Der Völker fluthendem Gedränge, [3]Gelocket von der Spiele Pracht, [4]Den schwarzen Thäter kenntlich macht? [5]Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen, [6]That's neidisch ein verborg'ner Feind? [7]Nur Helios vermag's zu sagen, [8]Der alles Irdische bescheint.

X. [1]Er geht vielleicht mit frechem Schritte [2]Jetzt eben durch der Griechen Mitte, [3]Und während ihn die Rache sucht, [4]Genießt er seines Frevels Frucht. [5]Auf ihres eignen Tempels Schwelle [6]Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt [7]Sich dreist in jene Menschenwelle, [8]Die dort sich zum Theater drängt.

XI. [1]Denn Bank an Bank gedränget sitzen — [2]Es brechen fast der Bühne Stützen — [3]Herbeigeströmt von fern und nah, [4]Der Griechen Völker wartend da. [5]Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen, [6]Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau [7]In weiter stets geschweiftem Bogen, [8]Hinauf bis in des Himmels Blau.

XII. [1]Wer zählt die Völker, nennt die Namen, [2]Die gastlich hier zusammen kamen? [3]Von Theseus' Stadt, von Aulis' Strand, [4]Von Phocis, vom Spartanerland, [5]Von Asiens entlegner Küste, [6]Von allen Inseln kamen sie, [7]Und horchen von dem Schaugerüste [8]Des Chores grauser Melodie.

XIII. [1]Der, streng und ernst nach alter Sitte, [2]Mit langsam abgemessnem Schritte, [3]Hervortritt aus dem Hintergrund, [4]Umwandelnd des Theaters Rund. [5]So schreiten keine ird'schen Weiber! [6]Die zeugete kein sterblich Haus! [7]Es steigt das Riesenmaß der Leiber [8]Hoch über menschliches hinaus.

XIV. [1]Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden, [2]Sie schwingen in entfleischten Händen [3]Der Fackel düsterrothe Gluth; [4]In ihren Wangen fließt kein Blut. [5]Und wo die Haare lieblich flattern, [6]Um Menschenstirnen freundlich wehn, [7]Da sieht man Schlangen hier und Nattern [8]Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

XV. [1]Und schauerlich gedreht im Kreise, [2]Beginnen sie des Hymnus Weise, [3]Der durch das Herz zerreißend dringt, [4]Die Bande um den Sünder schlingt. [5]Besinnung raubend, herzbethörend [6]Schallt der Erinnyen Gesang, [7]Er schallt, des Hörers Mark verzehrend, [8]Und duldet nicht der Leier Klang:

XVI. [1]„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle [2]Bewahrt die kindlich reine Seele! [3]Ihm dürfen wir nicht rächend

Digitized by Google

nahn, [4] Er wandelt frei des Lebens Bahn. [4] Doch wehe, wehe, wer verstohlen [6] Des Mordes schwere That vollbracht! [7] Wir heften uns an seine Sohlen, [8] Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

XVII. [1] Und glaubt er fliehend zu entspringen, [2] Geflügelt sind wir da, die Schlingen [3] Ihm werfend um den flücht'gen Fuß, [4] Daß er zu Boden fallen muß. [5] So jagen wir ihn ohn' Ermatten, [6] Versöhnen kann uns keine Reu, [7] Ihn fort und fort bis zu den Schatten, [7] Und geben ihn auch dort nicht frei."

XVIII. [1] So singend tanzen sie den Reigen, [2] Und Stille, wie des Todes Schweigen, [3] Liegt überm ganzen Hause schwer, [4] Als ob die Gottheit nahe wär'. [4] Und feierlich, nach alter Sitte [6] Umwandelnd des Theaters Rund, [7] Mit langsam abgemessnem Schritte, [8] Verschwinden sie im Hintergrund.

XIX. [1] Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet [2] Noch zweifelnd jede Brust und bebet, [3] Und huldiget der furchtbarn Macht, [4] Die richtend im Verborgnen wacht, [5] Die unerforschlich, unergründet [6] Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht, [7] Dem tiefen Herzen sich verkündet, [8] Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

XX. [1] Da hört man auf den höchsten Stufen [2] Auf einmal eine Stimme rufen: [3] „Sieh da! Sieh da, Timotheus, [4] Die Kraniche des Ibykus!" — [5] Und finster plötzlich wird der Himmel, [6] Und über dem Theater hin [7] Sieht man, in schwärzlichem Gewimmel, [8] Ein Kranichheer vorüberziehn.

XXI. [1] „Des Ibykus!" — Der theure Name [2] Rührt jede Brust mit neuem Grame, [3] Und wie im Meere Well auf Well [4] So läuft's von Mund zu Munde schnell: [5] „Des Ibykus, den wir beweinen, [6] Den eine Mörderhand erschlug? [7] Was ist's mit dem? Was kann er meinen? [8] Was ist's mit diesem Kranichzug?" —

XXII. [1] Und lauter immer wird die Frage, [2] Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage [3] Durch alle Herzen. „Gebet Acht! [4] Das ist der Eumeniden Macht! [5] Der fromme Dichter wird gerochen, [6] Der Mörder bietet selbst sich dar! [7] Ergreift ihn, der das Wort gesprochen, [8] Und ihn, an den's gerichtet war."

XXIII. [1] Doch dem war kaum das Wort entfahren, [2] Möcht' er's im Busen gern bewahren; [3] Umsonst! der schreckenbleiche Mund [4] Macht schnell die Schuldbewußten kund. [5] Man reißt und schleppt sie vor den Richter, [6] Die Scene wird zum Tribunal, [7] Und es gestehn die Bösewichter, [8] Getroffen von der Rache Strahl.

22. Der Kampf mit dem Drachen.

I. [1] Was rennt das Volk, was wälzt sich dort [2] Die langen Gassen brausend fort? [3] Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen? [4] Es rottet sich im Sturm zusammen, [5] Und einen Ritter, hoch zu Roß, [6] Gewahr' ich aus dem Menschentroß, [7] Und hinter ihm,

Digitized by Google

welch Abenteuer! [8] Bringt man geſchleppt ein Ungeheuer; [9] Ein Drache ſcheint es von Geſtalt, [10] Mit weitem Krokodilesrachen, [11] Und alles blickt verwundert bald [12] Den Ritter an und bald den Drachen.

II. [1] Und tauſend Stimmen werden laut: [2] „Das iſt der Lindwurm, kommt und ſchaut! [3] Der Hirt und Heerden uns verſchlungen! [4] Das iſt der Held, der ihn bezwungen! [5] Viel' andre zogen vor ihm aus, [6] Zu wagen den gewalt'gen Strauß. [7] Doch keinen ſah man wiederkehren; [8] Den kühnen Ritter ſoll man ehren!“ [9] Und nach dem Kloſter geht der Zug, [10] Wo Sanct Johann's des Täufers Orden [11] Die Ritter des Spitals im Flug [12] Zu Rathe ſind verſammelt worden.

III. [1] Und vor den edlen Meiſter tritt [2] Der Jüngling mit beſcheidnem Schritt; [3] Nachdrängt das Volk, mit wildem Rufen [4] Erfüllend des Geländers Stufen. [5] Und jener nimmt das Wort und ſpricht: [6] „Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht; [7] Der Drache, der das Land verödet, [8] Er liegt von meiner Hand getödtet, [9] Frei iſt dem Wanderer der Weg, [10] Der Hirte treibe ins Gefilde, [11] Froh walle auf dem Felſenſteg [12] Der Pilger zu dem Gnadenbilde.“

IV. [1] Doch ſtrenge blickt der Fürſt ihn an [2] Und ſpricht: „Du haſt als Held gethan; [3] Der Muth iſt's, der den Ritter ehret, [4] Du haſt den kühnen Geiſt bewähret. [5] Doch ſprich, was iſt die erſte Pflicht [6] Des Ritters, der für Chriſtum ficht, [7] Sich ſchmücket mit des Kreuzes Zeichen?“ [8] Und alle rings herum erbleichen. [9] Doch er mit edlem Anſtand ſpricht, [10] Indem er ſich erröthend neiget: [11] „Gehorſam iſt die erſte Pflicht, [12] Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.“

V. [1] „Und dieſe Pflicht, mein Sohn,“ verſetzt [2] Der Meiſter, „haſt du frech verletzt; [3] Den Kampf, den das Geſetz verſaget, [4] Haſt du mit frevlem Muth gewaget!“ — [5] „Herr richte, wenn du alles weißt!“ [6] Spricht jener mit geſetztem Geiſt, [7] „Denn des Geſetzes Sinn und Willen [8] Vermeint' ich treulich zu erfüllen. [9] Nicht unbedachtſam zog ich hin, [10] Das Ungeheuer zu bekriegen, [11] Durch Liſt und klug gewandten Sinn [12] Verſucht' ich's, in dem Kampf zu ſiegen.

VI. [1] Fünf unſers Ordens waren ſchon, [2] Die Zierden der Religion, [3] Des kühnen Muthes Opfer worden, [4] Da wehrteſt du den Kampf dem Orden. [5] Doch an dem Herzen nagte mir [6] Der Unmuth und die Streitbegier, [7] Ja ſelbſt im Traum der ſtillen Nächte [8] Fand ich mich keuchend im Gefechte; [9] Und wenn der Morgen dämmernd kam, [10] Und Kunde gab von neuen Plagen, [11] Da faßte mich ein wilder Gram, [12] Und ich beſchloß es friſch zu wagen.

VII. [1] Und zu mir ſelber ſprach ich dann: [2] Was ſchmückt den Jüngling, ehrt den Mann? [3] Was leiſteten die tapfern Helden, [4] Von denen uns die Lieder melden? [5] Die zu der Götter Glanz und Ruhm [6] Erhub das blinde Heidenthum? [7] Sie reinigten von Ungeheuern [8] Die Welt in kühnen Abenteuern, [9] Begegneten im Kampf dem Leun [10] Und rangen mit den Minotauren, [11] Die

Digitized by Google

armen Opfer zu befrein, [12] Und ließen sich das Blut nicht dauren.

VIII. [1] Ist nur der Saracen es werth, [2] Daß ihn bekämpft des Christen Schwert? [3] Bekriegt er nur die falschen Götter? [4] Gesandt ist er der Welt zum Retter, [5] Von jeder Noth, von jedem Harm [6] Befreien muß sein starker Arm; [7] Doch seinen Muth muß Weisheit leiten; [8] Und List muß mit der Stärke streiten. [9] So sprach ich oft und zog allein, [10] Des Raubthiers Fährte zu erkunden; [11] Da flößte mir der Geist es ein, [12] Froh rief ich aus: ich hab's gefunden.

IX. [1] Und trat zu dir und sprach dies Wort: [2] Mich zieht es nach der Heimath fort. [3] Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten, [4] Und glücklich war das Meer durchschnitten. [5] Kaum stieg ich aus am heim'schen Strand, [6] Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand, [7] Getreu den wohlbemerkten Zügen, [8] Ein Drachenbild zusammenfügen. [9] Auf kurzen Füßen wird die Last [10] Des langen Leibes aufgethürmet, [11] Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt [12] Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

X. [1] Lang strecket sich der Hals hervor, [2] Und gräßlich, wie ein Höllenthor, [3] Als schnappt' es gierig nach der Beute, [4] Eröffnet sich des Rachens Weite, [5] Und aus dem schwarzen Munde dräun [6] Der Zähne stachelichte Reih'n; [7] Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze, [8] Die kleinen Augen sprühen Blitze; [9] In eine Schlange endigt sich [10] Des Rückens ungeheure Länge, [11] Rollt um sich selber fürchterlich, [12] Daß es um Mann und Roß sich schlänge.

XI. [1] Und alles bild' ich nach genau [2] Und kleid' es in ein scheußlich Grau; [3] Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache, [4] Gezeuget in der gift'gen Lache. [5] Und als das Bild vollendet war, [6] Erwählt' ich mir ein Doggenpaar, [7] Gewaltig, schnell, von flinken Läufen, [8] Gewohnt den wilden Ur zu greifen; [9] Die hetz' ich auf den Lindwurm an, [10] Erhitze sie zu wildem Grimme, [11] Zu fassen ihn mit scharfem Zahn, [12] Und lenke sie mit meiner Stimme.

XII. [1] Und wo des Bauches weißes Vließ [2] Den scharfen Bissen Blöße ließ, [3] Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen, [4] Die spitzen Zähne einzuhacken. [5] Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß, [6] Besteige mein arabisch Roß, [7] Von adelicher Zucht entstammet; [8] Und als ich seinen Zorn entflammet, [9] Rasch auf den Drachen spreng' ich los, [10] Und stachl' es mit den scharfen Sporen, [11] Und werfe zielend mein Geschoß, [12] Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

XIII. [1] Ob auch das Roß sich grauend bäumt [2] Und knirscht und in den Zügel schäumt, [3] Und meine Doggen ängstlich stöhnen, [4] Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen. [5] So üb' ich's aus mit Emsigkeit, [6] Bis dreimal sich der Mond erneut; [7] Und als sie jedes recht begriffen, [8] Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen. [9] Der dritte Morgen ist es nun, [10] Daß mir's gelungen, hier zu landen, [11] Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn, [12] Bis ich das große Werk bestanden.

XIV. [1] Denn heiß erregte mir das Herz [2] Des Landes frisch

Digitized by Google

erneuter Schmerz: [3] Zerriſſen fand man jüngſt die Hirten, [4] Die nach dem Sumpfe ſich verirrten. [5] Und ich beſchließe raſch die That, [6] Nur von dem Herzen nehm' ich Rath. [7] Flugs unterricht' ich meine Knappen, [8] Beſteige den verſuchten Rappen, [9] Und von dem edlen Doggenpaar [10] Begleitet, auf geheimen Wegen, [11] Wo meiner That kein Zeuge war, [12] Reit' ich dem Feinde friſch entgegen.

XV. [1] Das Kirchlein kennſt du, Herr, das hoch [2] Auf eines Felſenberges Joch, [3] Der weit die Inſel überſchauet, [4] Des Meiſters kühner Geiſt erbauet. [5] Verächtlich ſcheint es, arm und klein, [6] Doch ein Mirakel ſchließt es ein, [7] Die Mutter mit dem Jeſusknaben, [7] Den die drei Könige begaben. [9] Auf dreimal dreißig Stufen ſteigt [10] Der Pilgrim nach der ſteilen Höhe; [11] Doch hat er ſchwindelnd ſie erreicht, [12] Erquickt ihn ſeines Heilands Nähe.

XVI. [1] Tief in den Fels, auf dem es hängt, [2] Iſt eine Grotte eingeſprengt, [3] Vom Thau des nahen Moors befeuchtet, [4] Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet. [5] Hier hauſete der Wurm und lag, [6] Den Raub erſpähend Nacht und Tag. [7] So hielt er, wie der Höllendrache, [8] Am Fuß des Gotteshauſes Wache, [9] Und kam der Pilgrim hergewallt, [10] Und lenkte in die Unglücksſtraße, [11] Hervorbrach aus dem Hinterhalt [12] Der Feind, und trug ihn fort zum Fraße.

XVII. [1] Den Felſen ſtieg ich jetzt hinan, [2] Eh' ich den ſchweren Strauß begann, [3] Hin kniet' ich vor dem Chriſtuskinde, [4] Und reinigte mein Herz von Sünde, [5] Drauf gürt' ich mir im Heiligthum [6] Den blanken Schmuck der Waffen um, [7] Bewehre mit dem Spieß die Rechte, [8] Und nieder ſteig' ich zum Gefechte. [9] Zurücke bleibt der Knappentroß; [10] Ich gebe ſcheidend die Befehle, [11] Und ſchwinge mich behend auf's Roß, [12] Und Gott empfehl' ich meine Seele.

XVIII. [1] Kaum ſeh' ich mich im eb'nen Plan, [2] Flugs ſchlagen meine Doggen an, [3] Und bang beginnt das Roß zu keuchen, [4] Und bäumet ſich und will nicht weichen; [5] Denn nahe liegt, zum Knäul geballt, [6] Des Feindes ſcheußliche Geſtalt [7] Und ſonnet ſich auf warmem Grunde. [8] Auf jagen ihn die flinken Hunde; [9] Doch wenden ſie ſich pfeilgeſchwind, [10] Als es den Rachen gähnend theilet [11] Und von ſich haucht den gift'gen Wind [12] Und winſelnd wie der Schakal heulet.

XIX. [1] Doch ſchnell erfriſch' ich ihren Muth, [2] Sie faſſen ihren Feind mit Wuth, [3] Indem ich nach des Thieres Lende [4] Aus ſtarker Fauſt den Speer verſende; [5] Doch machtlos, wie ein dünner Stab, [6] Prallt er vom Schuppenpanzer ab, [7] Und eh' ich meinen Wurf erneuet, [8] Da bäumet ſich mein Roß und ſcheuet [9] An ſeinem Baſiliskenblick [10] Und ſeines Athems gift'gem Wehen, [11] Und mit Entſetzen ſpringt's zurück, [12] Und jetzo war's um mich geſchehen —

XX. [1] Da ſchwing' ich mich behend vom Roß, [2] Schnell iſt des Schwertes Scheide bloß, [3] Doch alle Streiche ſind verloren, [4] Den Felſenharniſch zu durchbohren. [5] Und wüthend mit des Schweifes Kraft [6] Hat es zur Erde mich gerafft; [7] Schon ſeh'

Digitized by Google

ich seinen Rachen gähnen, [8] Es haut nach mir mit grimmen Zähnen, [9] Als meine Hunde wuthentbrannt, [10] An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen [11] Sich warfen, daß es heulend stand, [12] Vor ungeheurem Schmerz zerrissen.

XXI. [1] Und eh' es ihren Bissen sich [2] Entwindet, rasch erheb' ich mich, [3] Erspähe mir des Feindes Blöße, [4] Und stoße tief ihm ins Gekröse, [5] Nachbohrend bis ans Heft den Stahl. [6] Schwarzquellend springt des Blutes Strahl; [7] Hin sinkt es, und begräbt im Falle [8] Mich mit des Leibes Riesenballe, [9] Daß schnell die Sinne mir vergehn; [10] Und als ich neugestärkt erwache, [11] Seh' ich die Knappen um mich stehn, [12] Und todt im Blute liegt der Drache."

XXII. [1] Des Beifalls lang gehemmte Lust [2] Befreit jetzt aller Hörer Brust, [3] So wie der Ritter dies gesprochen, [4] Und zehnfach am Gewölb gebrochen, [5] Wälzt der vermischten Stimmen Schall [6] Sich brausend fort im Wiederhall. [7] Laut fordern selbst des Ordens Söhne, [8] Daß man die Heldenstirne kröne, [9] Und dankbar im Triumphgepräng [10] Will ihn das Volk dem Volke zeigen; [11] Da faltet seine Stirne streng [12] Der Meister, und gebietet Schweigen.

XXIII. [1] Und spricht: „Den Drachen, der dies Land [2] Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand; [3] Ein Gott bist du dem Volke worden, [4] Ein Feind kommst du zurück dem Orden, [5] Und einen schlimmern Wurm gebar [6] Dein Herz, als dieser Drache war. [7] Die Schlange, die das Herz vergiftet, [8] Die Zwietracht und Verderben stiftet, [9] Das ist der widerspenst'ge Geist, [10] Der gegen Zucht sich frech empöret, [11] Der Ordnung heilig Band zerreißt: [12] Denn der ist's, der die Welt zerstöret.

XXIV. [1] Muth zeiget auch der Mameluck, [2] Gehorsam ist des Christen Schmuck! [3] Denn wo der Herr in seiner Größe [4] Gewandelt hat in Knechtes Blöße, [5] Da stifteten, auf heil'gem Grund, [6] Die Väter dieses Ordens Bund, [7] Der Pflichten schwerste zu erfüllen, [8] Zu bändigen den eignen Willen! [9] Dich hat der eitle Ruhm bewegt, [10] Drum wende dich aus meinen Blicken, [11] Denn wer des Herren Joch nicht trägt, [12] Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

XXV. [1] Da bricht die Menge tobend aus, [2] Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus, [3] Um Gnade flehen alle Brüder; [4] Doch schweigend blickt der Jüngling nieder, [5] Still legt er von sich das Gewand, [6] Und küßt des Meisters strenge Hand [7] Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke, [8] Dann ruft er liebend ihn zurücke, [9] Und spricht: „Umarme mich, mein Sohn! [10] Dir ist der härt're Kampf gelungen. [11] Nimm dieses Kreuz! es ist der Lohn [12] Der Demuth, die sich selbst bezwungen."

---

23. Der Graf von Habsburg.

I. [1] Zu Aachen in seiner Kaiserpracht, [2] Im alterthümlichen Saale, [3] Saß König Rudolphs heilige Macht [4] Beim festlichen

Krönungsmahle. [5] Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins, [6] Es schenkte der Böhme des perlenden Weins, [7] Und alle die Wähler, die sieben, [8] Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt, [9] Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt, [10] Die Würde des Amtes zu üben.

II. [1] Und rings erfüllte den hohen Balcon [2] Das Volk in freud'gem Gedränge; [3] Laut mischte sich in der Posaunen Ton [4] Das jauchzende Rufen der Menge: [5] Denn geendigt nach langem verderblichen Streit [6] War die kaiserlose, die schreckliche Zeit, [7] Und ein Richter war wieder auf Erden. [8] Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer, [9] Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr, [10] Des Mächtigen Beute zu werden.

III. [1] Und der Kaiser ergreift den goldnen Pocal, [2] Und spricht mit zufriedenen Blicken: [3] „Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl, [4] Mein königlich Herz zu entzücken; [5] Doch den Sänger vermiß ich, den Bringer der Lust, [6] Der mit süßem Klang mir bewege die Brust [7] Und mit göttlich erhabenen Lehren. [8] So hab ich's gehalten von Jugend an, [9] Und was ich als Ritter gepflegt und gethan, [10] Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

IV. [1] Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis [2] Trat der Sänger im langen Talare; [3] Ihm glänzte die Locke silberweiß, [4] Gebleicht von der Fülle der Jahre. [5] „Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold; [6] Der Sänger singt von der Minne Sold; [7] Er preiset das Höchste, das Beste, [8] Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt, [9] Doch sage, was ist des Kaisers werth [10] An seinem herrlichsten Feste?" —

V. [1] „Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht [2] Der Herrscher mit lächelndem Munde, [3] „Er steht in des größeren Herren Pflicht, [4] Er gehorcht der gebietenden Stunde. [5] Wie in den Lüften der Sturmwind saust, [6] Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust, [7] Wie der Quell aus verborgenen Tiefen, [8] So des Sängers Lied aus dem Innern schallt, [9] Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt, [10] Die im Herzen wunderbar schliefen."

VI. [1] Und der Sänger rasch in die Saiten fällt, [2] Und beginnt sie mächtig zu schlagen: [3] „Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held, [4] Den flüchtigen Gemsbock zu jagen. [5] Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß, [6] Und als er auf seinem stattlichen Roß [7] In eine Au kommt geritten, [8] Ein Glöcklein hört er erklingen fern, [9] Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn; [10] Voran kam der Meßner geschritten.

VII. [1] Und der Graf zur Erde sich neiget hin, [2] Das Haupt mit Demuth entblößet, [3] Zu verehren mit gläubigem Christensinn, [4] Was alle Menschen erlöset. [5] Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld, [6] Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt, [7] Das hemmte der Wanderer Tritte; [8] Und beiseit legt jener das Sacrament, [9] Von den Füßen zieht er die Schuhe behend, [10] Damit er das Bächlein durchschritte.

VIII. [1] Was schaffst du? redet der Graf ihn an, [2] Der ihn verwundert betrachtet. [3] Herr, ich walle zu einem sterbenden

Digitized by Google

Mann, [4] Der nach der Himmelskost schmachtet; [5] Und da ich mich nahe des Baches Steg, [6] So hat ihn der strömende Gießbach hinweg [7] Im Strudel der Wellen gerissen. [8] Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil, [9] So will ich das Wässerlein jetzt in Eil [10] Durchwaten mit nackenden Füßen.

IX. [1] Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd, [2] Und reicht ihm die prächtigen Zäume, [3] Daß er labe den Kranken, der sein begehrt, [4] Und die heilige Pflicht nicht versäume. [5] Und er selber auf seines Knappen Thier [6] Vergnüget noch weiter des Jagens Begier; [7] Der andre die Reise vollführet; [8] Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick, [9] Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück, [10] Bescheiden am Zügel geführet.

X. [1] Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn [2] Der Graf, daß zum Streiten und Jagen [3] Das Roß ich beschritte fürderhin, [4] Das meinen Schöpfer getragen! [5] Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst, [6] So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst! [7] Denn ich hab es dem ja gegeben, [8] Von dem ich Ehre und irdisches Gut [9] Zu Lehen trage und Leib und Blut [10] Und Seele und Athem und Leben.

XI. [1] So mög' auch Gott, der allmächtige Hort, [2] Der das Flehen der Schwachen erhöret, [3] Zu Ehren euch bringen hier und dort, [4] So wie ihr jetzt ihn geehret. [5] Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt [6] Durch ritterlich Walten im Schweizerland; [7] Euch blühn sechs liebliche Töchter. [8] So mögen sie, rief er begeistert aus, [9] Sechs Kronen euch bringen in euer Haus, [10] Und glänzen die spätsten Geschlechter!"

XII. [1] Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da, [2] Als dächt' er vergangener Zeiten; [3] Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah, [4] Da ergreift ihn der Worte Bedeuten. [5] Die Züge des Priesters erkennt er schnell, [6] Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell [7] In des Mantels purpurnen Falten. [8] Und alles blickte den Kaiser an, [9] Und erkannte den Grafen, der das gethan, [10] Und verehrte das göttliche Walten.

---

24. Der Sänger. *

I. [1] Was hör' ich draußen vor dem Thor, [2] Was auf der Brücke schallen? [3] Laß den Gesang vor unserm Ohr [4] Im Saale wiederhallen! [5] Der König sprach's, der Page lief; [6] Der Page kam, der König rief: [7] Laßt mir herein den Alten!

II. [1] Gegrüßet seid mir, edle Herrn! [2] Gegrüßt ihr, schöne Damen! [3] Welch reicher Himmel! Stern bei Stern! [4] Wer kennet ihre Namen? [5] Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit [6] Schließt, Augen, euch, hier ist nicht Zeit, [7] Sich staunend zu ergetzen.

III. [1] Der Sänger drückt die Augen ein, [2] Und schlug in

* J. W. (v.) Goethe.

vollen Tönen; [3] Die Ritter ſchauten muthig drein, [4] Und in den Schooß die Schönen. [5] Der König, dem das Lied gefiel, [6] Ließ, ihn zu ehren für ſein Spiel, [7] Eine goldne Kette reichen.

IV. [1] Die goldne Kette gib mir nicht, [2] Die Kette gib den Rittern, [3] Vor deren kühnem Angeſicht [4] Der Feinde Lanzen ſplittern; [5] Gib ſie dem Kanzler, den du haſt, [6] Und laß ihn noch die goldne Laſt [7] Zu andern Laſten tragen.

V. [1] Ich ſinge, wie der Vogel ſingt, [2] Der in den Zweigen wohnet; [3] Das Lied, das aus der Kehle dringt, [4] Iſt Lohn, der reichlich lohnet. [5] Doch darf ich bitten, bitt' ich eins: [6] Laß mir den beſten Becher Weins [7] In purem Golde reichen.

VI. [1] Er ſetzt' ihn an, er trank ihn aus, [2] „O Trank voll ſüßer Labe! [3] O wohl dem hochbeglückten Haus, [4] Wo das iſt kleine Gabe! [5] Ergeht's Euch wohl, ſo denkt an mich, [6] Und danket Gott, ſo warm, als ich [7] Für dieſen Trunk Euch danke."

---

25. Des Sängers Fluch. *

I. [1] Es ſtand in alten Zeiten ein Schloß, ſo hoch und hehr, [2] Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer, [3] Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz, [4] Drin ſprangen friſche Brunnen im Regenbogenglanz.

II. [1] Dort ſaß ein ſtolzer König, an Land und Siegen reich, [2] Er ſaß auf ſeinem Throne ſo finſter und ſo bleich; [3] Denn was er ſinnt, iſt Schrecken, und was er blickt, iſt Wuth, [4] Und was er ſpricht, iſt Geißel, und was er ſchreibt, iſt Blut.

III. [1] Einſt zog nach dieſem Schloſſe ein edles Sängerpaar, [2] Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar; [3] Der Alte mit der Harfe, der ſaß auf ſchmuckem Roß, [4] Es ſchritt ihm raſch zur Seite der blühende Genoß.

IV. [1] Der Alte ſprach zum Jungen: „Nun ſei bereit, mein Sohn, [2] Denk' unſrer tiefſten Lieder, ſtimm' an den vollſten Ton, [3] Nimm alle Kraft zuſammen, die Luſt und auch den Schmerz, [4] Es gilt uns heut zu rühren des Königs ſteinern Herz."

V. [1] Schon ſtehn die beiden Sänger im hohen Säulenſaal, [2] Und auf dem Throne ſitzen der König und ſein Gemahl; [3] Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtſchein, [4] Die Königin, ſüß und milde, als blickte Vollmond drein.

VI. [1] Da ſchlug der Greis die Saiten, er ſchlug ſie wundervoll, [2] Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre ſchwoll; [3] Dann ſtrömte himmliſch helle des Jünglings Stimme vor, [4] Des Alten Sang dazwiſchen, wie dumpfer Geiſterchor.

VII. [1] Sie ſingen von Lenz und Liebe, von ſel'ger goldner Zeit, [2] Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit, [3] Sie ſingen von allem Süßen, was Menſchenbruſt durchbebt, [4] Sie ſingen von allem Hohen, was Menſchenherz erhebt.

* L. Uhland.

Digitized by Google

VIII. [1] Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott, [2] Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott; [3] Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust, [4] Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

IX. [1] „Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?" [2] Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib; [3] Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt, [4] Draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrahl hoch aufspringt.

X. [1] Und wie vom Sturm zerstoben, ist all der Hörer Schwarm, [2] Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm. [3] Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß, [4] Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

XI. [1] Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis, [2] Da faßt er seine Harfe, sie, aller Harfen Preis, [3] An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt, [4] Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

XII. [1] „Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang [2] Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang; [3] Nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sclavenschritt, [4] Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

XIII. [1] Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht! [2] Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht, [3] Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt, [4] Daß ihr am fünft'gen Tage versteint, verödet liegt.

XIV. [1] Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums! [2] Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms; [3] Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht, [4] Sei wie ein letztes Röcheln in leere Luft gehaucht."

XV. [1] Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört, [2] Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört. [3] Noch Eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht; [4] Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

XVI. [1] Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland. [2] Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand; [3] Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch; [4] Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

26. Das Glöcklein des Glücks. *

I. [1] Der König lag am Tode; da rief er seinen Sohn; [2] Er nahm ihn bei den Händen und wies ihm auf den Thron: [3] „Mein Sohn," so sprach er zitternd, — „mein Sohn den laß' ich dir; [4] Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir:

II. [1] Du denkst dir wohl die Erde noch als ein Haus der Lust; [2] Mein Sohn das ist nicht also; — sei dessen früh bewußt!

* Joh. Gabr. Seidl.

Digitized by Google

[3] Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück; — [4] Ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!"

III. [1] Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht; [2] Er sieht noch rosenfarben die Welt im Maienlicht. [3] Zu Throne sitzt er lächelnd; beweisen will er's klar, [4] Wie sehr getäuscht sein Vater von düstrem Geiste war.

IV. [1] Und auf das Dach des Hauses, grad über seinen Saal, [2] Worin er schläft und sinnet und sitzt am frohen Mahl, [3] Läßt er ein Glöcklein hängen, von hellem Silberklang, [4] Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.

V. [1] Den aber will er rühren (so thut er's kund im Land), [2] So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand; [3] Und traun! zu wissen glaubt er's — da wird kein Tag entfliehn, [4] An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte ziehn.

VI. [1] Und Tag um Tage heben ihr rosig Haupt empor; [2] Doch Abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor. [3] Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: — [4] Da zuckt ihm was durch's Inn're, das Seil berührt er nicht.

VII. [1] Einst tritt er, voll des Glückes erhörter Freundschaft hin: [2] „Ausläuten," ruft er, „will ich's, wie hochbeglückt ich bin." [3] Da keucht ein Bot' ins Zimmer, der's minder spricht als weint. [4] „„Herr, den Du Freund geheißen, verrieth Dich wie ein — Feind!""

VIII. [1] Einst fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb' herein; [2] „Mein Glück, mein Glück," so ruft er, „muß ausgeläutet sein!" [3] Da kommt sein blasser Kanzler und murmelt bang und scheu: [4] „„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu'?""

IX. [1] Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land, [2] Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand; [3] Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft, [4] Und drauf den Fleiß der Menschen und drüber Gottes Luft!

X. [1] Zu seinen Fenstern tritt er, sieht nieder, sieht hinaus, [2] Und Wiege seines Glückes bedünkt ihm jedes Haus; [3] Zum Seil hin eilt er glühend, will ziehn, will läuten — sieh! [4] Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm auf's Knie.

XI. [1] Herr König, siehst Du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl? [2] „So rauchen unsre Hütten, so blitzt der Nachbarn Stahl!" [3] „„Ha, freche Räuber!"" donnert der Fürst in wildem Glühn, [4] Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen ziehn.

XII. [1] Schon bleichen seine Haare; vor Dulden wird er schwach, [2] Und stets noch schweigt das Glöcklein auf seines Hauses Dach. [3] Und wenns auch oft wie Freude sich auf die Wang' ihm drängt, [4] Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinaufgehängt.

XIII. [1] Doch als er nun zu sterben auf seinem Stuhle saß, [2] Da hört er vor dem Fenster Geschluchz ohn' Unterlaß. [3] „Was soll das?" fragt er leise den Kanzler, „sprich's nur aus." [4] „„Ach, Herr, der Vater scheidet, — die Kinder steh'n vor'm Haus!"" —

XIV. [1] „Herein mit meinen Kindern!" — Und war man mir denn gut?" [2] „„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben: sie kauften

Digitized by Google

dein's mit Blut!"" [2] Da wogt's auch schon zum Saale, gedämpften Schritt's, herein, [4] Und will ihn nochmal segnen, ihm nochmal nahe sein.

XV. [1] „Ihr liebt mich also, Kinder?" — Und tausend weinen: „Ja!" — [2] Der König hört's, erhebt sich, steht wie ein Heil'ger da; [3] Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm, [4] Thut einen Riß; — es läutet, — und lächelnd sinkt er um.

27. Columbus. *

I. [1] „Was willst du, Fernando, so trüb und bleich? [2] Du bringst mir traurige Mähr!" [3] „„Ach, edler Feldherr, bereitet euch! [4] Nicht länger bezähm' ich das Heer! [5] Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will, [6] So seid ihr ein Opfer der Wuth; [7] Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll, [8] Des Feldherrn heiliges Blut.""

II. [1] Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn, [2] Da drängte die Menge sich nach; [3] Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon [4] Gleich Wogen ins stille Gemach. [5] Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick, [6] Auf bleichen Gesichtern der Tod: [7] „„Verräther! wo ist nun dein gleißendes Glück? [8] Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!

III. [1] Du gibst uns nicht Speise, so gib uns denn Blut!"" [2] „Blut!" riefen die Schrecklichen, „Blut!" [3] Sanft stellte der Große den Felsenmuth [4] Entgegen der stürmenden Fluth. [5] „Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt! [6] Doch bis noch ein einzigesmal [7] Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt, [8] Vergönnt mir den segnenden Strahl.

IV. [1] Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad, [2] So biet' ich dem Tode mich gern; [3] Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad [4] Und trauet der Hülfe des Herrn!" [5] Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick [6] Besiegte noch einmal die Wuth. [7] Sie wichen vom Haupte des Helden zurück [8] Und schonten sein heiliges Blut.

V. [1] „„Wohlan denn! es sei noch! doch hebt sich der Strahl [2] Und zeigt uns kein rettendes Land, [3] So siehst du die Sonne zum letztenmal! [4] So zittre der strafenden Hand!"" [5] Geschlossen war also der eiserne Bund; [6] Die Schrecklichen kehrten zurück. [7] Es thue der leuchtende Morgen uns kund [8] Des duldenden Helden Geschick!

VI. [1] Die Sonne sank, der Tag entwich, [2] Des Helden Brust ward schwer; [3] Der Kiel durchrauschte schauerlich [4] Das weite, wüste Meer. [5] Die Sterne zogen still herauf, [6] Doch ach, kein Hoffnungsstern! [7] Und von des Schiffes ödem Lauf [8] Blieb Land und Rettung fern.

VII. [1] Vom Trost des süßen Schlafs verbannt, ** [2] Die

* Luise Brachmann.

** Andere Lesart: Sein treues Fernrohr in der Hand.

Bruſt voll Gram, durchwacht, [3]Nach Weſten blickend unverwandt, [4]Der Held die düſtre Nacht. [5]„Nach Weſten, o nach Weſten hin [6]Beflügle dich, mein Kiel! [7]Dich grüßt noch ſterbend Herz und Sinn, [8]Du meiner Sehnſucht Ziel!

VIII. [1]Doch mild, o Gott, von Himmelshöhn [2]Blick' auf mein Volk herab! [3]Laß nicht ſie troſtlos untergehn [4]Im wüſten Fluthengrab!“ [5]Es ſprach's der Held, von Mitleid weich; [6]Da, horch! welch eiliger Tritt? [7]„Noch einmal, Fernando, ſo trüb und bleich! [8]Was bringt dein bebender Schritt?“

IX. [1]„„Ach, edler Feldherr, es iſt geſchehn! [2]Jetzt hebt ſich der öſtliche Strahl!““ [3]„Sei ruhig, mein Lieber, von himmliſchen Höh'n [4]Entwand ſich der leuchtende Strahl. [5]Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol; [6]Mir lenkt ſie zum Tode die Bahn.“ [7]„„Leb' wohl dann, mein Feldherr! leb' ewig wohl! [8]Ich höre die Schrecklichen nahn!““

X. [1]Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn, [2]Da drängte die Menge ſich nach; [2]Da ſtürmten die Krieger, die wüthenden, ſchon, [4]Gleich Wogen ins ſtille Gemach. [5]„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit; [6]Ja, werft mich in's ſchäumende Meer; [7]Doch wiſſet, das rettende Ziel iſt nicht weit; [8]Gott ſchütze dich, irrendes Heer!“

XI. [1]Dumpf klirrten die Schwerter, ein wüſtes Geſchrei [2]Erfüllte mit Grauſen die Luft; [3]Der Edle bereitet ſich ſtill und frei [4]Zum Weg in die fluthende Gruft. [5]Zerriſſen war jedes geheiligte Band: [6]Schon ſah ſich zum ſchwindelnden Rand [7]Der treffliche Führer geriſſen; — und Land! [8]Land! rief es, und donnert' es, Land!!

XII. [1]Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt, [2]Erſchien dem beflügelten Blick; [3]Vom Golde der ſteigenden Sonne beſtrahlt [4]Erhob ſich das winkende Glück, [5]Was kaum noch geahnet der zagende Sinn, [6]Was muthvoll der Große gedacht. — [7]Sie ſtürzten zu Füßen dem Herrlichen hin, [8]Und prieſen die göttliche Macht.

IV.

Idyllen.

28. Der ſiebzigſte Geburtstag. *

[1]Auf die Poſtille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens, [2]Saß der redliche Tamm in dem Lehnſtuhl, welcher mit Schnitzwerk [3]Und braunnarbigem Zucht voll ſchwellender Haare geziert war: [4]Tamm, ſeit vierzig Jahren in Stolp, dem geſegneten Freidorf, [5]Organiſt, Schulmeiſter zugleich und ehrſamer Küſter;

* J. H. Voß.

[6] Der fast Allen im Dorf, bis auf wenige Greise der Vorzeit,
[7] Einst Taufwasser gereicht, und Sitte gelehrt und Erkenntniß,
[8] Dann zur Trauung gespielt, und hinweg schon Manchen gesungen. [9] Oft nun faltend die Händ', und oft mit lauterem
Murmeln [10] Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. 5.
Aber allmählig [11] Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer. [12] Festlich prangte der Greis in gestreifter
kalmankener Jacke; [13] Und bei entglittener Brill' und silberfarbenem Haupthaar [14] Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet, [15] Mit Fuchspelze verbrämt, und geschmückt 10.
mit goldener Troddel. [16] Denn er feierte heute den siebzigsten
frohen Geburtstag, [17] Froh des erlebeten Heils. Sein einziger
Sohn Zacharias, [18] Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt, und, von dem Pfarrer [19] Ausersehn für die Kirche, mit
Noth vollendet die Laufbahn, [20] Durch die lateinische Schul', 15.
und die theure Akademie durch, [21] Der war jetzt einhellig erwähleter Pfarrer in Merlitz, [22] Und seit kurzem vermählt mit
der wirthlichen Tochter des Vorfahrs. [23] Fernher hatte der Sohn
zur Verherrlichung seines Geburtstags [24] Edlen Toback mit der
Fracht und stärkende Weine gesendet, [25] Auch in dem Briefe 20.
gelobt, er selbst und die freundliche Gattin, [26] Hemmeten nicht
Hohlweg' und verschneiete Gründe die Durchfahrt, [27] Sicherlich
kämen sie beide, das Fest mit dem Vater zu feiern, [28] Und zu
empfahn den Segen von ihm und der würdigen Mutter. [29] Eine
versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater [30] Froh sich 25.
gespendet zum Mahl, und mit Mütterchen auf die Gesundheit
[31] Ihres Sohns Zacharias geklingt, und der freundlichen Gattin,
[32] Die sie so gern noch sähen, und Töchterchen nennten, und
bald auch [33] Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin, oder
des Enkels! [34] Viel noch sprachen sie fort von den Tagen des 30.
Grams und der Tröstung, [35] Und wie sich alles nunmehr auflös' in behagliches Alter. [36] „Gutes gewollt, mit Vertrau'n und
Beharrlichkeit, führet zum Ausgang! [37] Solches erfuhren wir
selbst, du Trautste, solches der Sohn auch! [38] Hab' ich doch
immer gesagt, wenn du weinetest: Frau, nur geduldig! [39] Bet' 35.
und vertrau! Je größer die Noth, je näher die Rettung! [40] Schwer
ist aller Beginn! wer getrost fort gehet, der kommt an!" [41] Feuriger rief es der Greis, und las die erbauliche Predigt [42] Nach,
wie den Sperling ernähr' und die Lilie kleide der Vater. [43] Doch
der balsamische Trank, der altende, löste dem Alten [44] Sanft 40.
den behaglichen Sinn, und duftete süße Betäubung. [45] Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret, [46] Wo
von der Schule Geschäft sie ruheten, und mit Bewirthung
[47] Rechtliche Gäst' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter;
[48] Hatte gefegt und geuhlt, und mit feinerem Sande gestreuet, 45.
[49] Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov, [50] Mit
rothblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch, [51] Und
das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt, [52] Knospende Nos' und Lefkoj' und spanischen Pfeffer und Goldlack,

Digitized by Google

[53] Sammt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen. [54] Ringsum blinkten gescheu'rt die zinnernen Teller und Schüsseln [55] Auf dem Gesimf'; auch hiengen ein Paar stettinische Krüge, [56] Blaugeblümt, an den Pflöcken, die Feuerkieke von Messing, [57] Desem und Mangelholz, und die zierliche Elle von Nußbaum. [58] Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet, [59] Stand mit bebildetem Deckel und schimmerte; unten befestigt [60] Hieng ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch. [61] Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln, [62] Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden von Messing [63] (Ihre selige Mutter die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz) [64] Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebonet. [65] Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe, [66] Beide von Gips, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern, [67] Zween Theetöpfe von Zinn und irdene Tassen und Aepfel. [68] Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in athmendem Schlummer, [69] Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl [70] Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr [71] Leis', und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel, [72] Daß ihm den Schlaf nicht störte das klingende Glas und der Kukuk. [73] Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster [74] Rieselten, und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen [75] Rauscht' und die Spuren verwehte der hüpfenden Krähen am Scheunthor. [76] Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend, [77] Stand sie vertieft in Gedanken, und flüsterte halb, was sie dachte: [78] Lieber Gott, wie es stürmt, und der Schnee in den Gründen sich aufhäuft; [79] Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr! [80] Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz, [81] Hungrig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem [82] Wetter den Hund aus der Thüre, wer seines Viehs sich erbarmet! [83] Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern! [84] Was er wollte, das wollt' er von Kind auf! Gar zu besonders [85] Wühlt mir das Herz! Und seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches [86] Schnurrt, und das Pfötchen sich leckt und Bart und Nacken sich putzet! [87] Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil! [88] Sprach's, und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen, [89] Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt; [90] Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel. [91] Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug! [92] Dachte sie leis' im Herzen, und lächelte selber der Thorheit. [93] Neben dem schlummernden Greis', an der anderen Ecke des Tisches, [94] Deckte sie jetzo ein Tuch von feingemodeltem Drillich, [95] Stellete dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung. [96] Auch die blechene Dos', und darin großklumpigen Zucker, [97] Trug sie hervor aus dem Schrank, und scheuchte die sumsenden Fliegen, [98] Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;

Digitized by Google

[99] Auch dem Gesims' enthob sie ein Paar Thonpfeifen mit Posen, [100] Grün und roth, und legte Toback auf den zinnernen Teller.

[101] Als sie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet, [102] Gieng sie hinaus vorsichtig, damit nicht knarrte der Drücker. [103] Aus der Gesindestube darauf, vom rummelnden Spulrad, [104] Rief sie, die Thür halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd, [105] Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben, [106] Hastigen Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz. [107] Heiser ertönte der Ruf, und gehemmt war plötzlich der Umschwung: [108] „Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret, [109] Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken, [110] Daß ich frisch (denn er schmecket viel kräftiger) brenne den Kaffee. [111] Heize mit Kien dann wieder und Torf, und buchenem Stammholz, [112] Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater. [113] Sinkt das Feuer in Gluth, dann schiebe den knorrigen Klotz nach, [114] Der in die Nacht fortglimme, dem leidigen Froste zur Abwehr. [115] Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer [116] Gern an der Sonn' ausruhn, und am wärmenden Ofen im Winter. [117] Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Aufthau'n." [118] Und der Ermahnung folgte Marie, und sprach im Herausgehn: [119] „Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreifet, ist unklug; [120] Nur ein wähliges Paar, wie das Unsrige, dammelt hindurch wohl. [121] Wärmenden Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut und den Milchküh'n, [122] Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming [123] Brummten am Trog, und leckten die Hand und ließen sich kraueln." [124] Sprach's und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret, [125] Legte sie Feu'rung hinein, und weckte die Gluth mit dem Blasbalg, [126] Hustend, und schimpfte den Rauch, und wischte die thränenden Augen.

[127] Aemsig stand an dem Heerde das Mütterchen, brannte den Kaffee [128] Ueber der Gluth in der Pfann' und rührte mit hölzernem Löffel; [129] Knatternd schwitzten die Bohnen, und bräunten sich, während ein dicker [130] Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd. [131] Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins, [132] Schüttete Bohnen darauf, und fest mit den Knien sie zwängend, [133] Hielt sie den Rumpf mit der Linken, und dreht' in der Rechten den Knopf um; [134] Oft auch hüpfende Bohnen vom Schoß haushälterisch sammelnd [135] Goß sie auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffee. [136] Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf; [137] Und zu Marie, die den Ofen verspundete, sprach sie gebietend: [138] „Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus; [139] Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater. [140] Denkt auch Thoms an die Karpfen für unseren Sohn und den Pastor, [141] Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingsessen von Alters?

Digitized by Google

[142] Hol' er vor dunkeler Nacht! sonst geht ihm der kitzliche Fischer [143] Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring' ihm den Beutel! [144] Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet, [145] Splitterte! Bring' ihm das Beil, und bedeut ihn. Dann im Vorbeigehn [146] Steig' auf den Taubenschlag, und sieh', ob der Schlitten nicht ankommt."

[147] Kaum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd, [148] Nehmend von rußiger Mauer das Beil und den maschigen Beutel; [149] Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus, [150] Fern an den Garten hinab; und schloß mit der Krampe den Kerker. [151] Anfangs kratzte der Dogg' und winselte; aber sobald er [152] Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brodes, [153] Sprang er behend auf den Ofen, und streckt' ausruhende Glieder. [154] Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit [155] Häckerling schnitt, denn ihn fror! und sie sagt in der Eile den Auftrag: [156] „Splittere Holz für die Gans, und hol' in dem Beutel die Karpfen, [157] Thoms, vor dunkeler Nacht; sonst geht dir der kitzliche Fischer [158] Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unserem Sohn und dem Pastor!" [159] Thoms antwortete drauf, und stellte die Häckerlinglad' hin: [160] „Splitter, Marie, und Karpfen verschaff' ich dir, früher denn Noth ist. [161] Wenn an dem heutigen Tage sich kitzlich zeigt der Fischer, [162] Treib ich den Kitzel ihm aus; und bald ist der Hälter geöffnet!"

[163] Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber, [164] Stieg auf den Taubenschlag, und pustete, rieb sich die Hände, [165] Steckte sie unter die Schürz', und schlug sich über die Schultern. [166] Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln [167] Spähete; siehe, da kam's mit verdecktem Gestühl, wie ein Schlitten, [168] Welcher vom Berg' in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter [169] Stieg sie herab, und brachte der ämsigen Mutter die Botschaft, [170] Welche der Milch abschöpfte den Rahm zu festlichem Kaffee. [171] „Mutter, es kommt, wie ein Schlitten, ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!" [172] Also Marie; da verlor die erschrockene Mutter den Löffel, [173] Unter ihr bebten die Knie, und sie lief mit klopfendem Herzen, [174] Athemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel. [175] Jene lief zu der Pfort', und öffnete. Näher und näher [176] Kam das Gekling', und das Klatschen der Peitsch' und der Pferde Getrampel. [177] Nun, nun lenkten herein die muthigen Ross' in den Hofraum, [178] Blank geschirrt, und der Schlitten mit halb schon off'nem Verdeckstuhl [179] Hielt an der Thür, und es schnoben, beschneit und dampfend, die Renner.

[180] Mütterchen rief: „Willkommen daher! Willkommen ihr Kindlein! [181] Lebt ihr auch noch?" und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl; [182] „Lebt in dem grimmigen Ost mein Töchterchen? Dann von den Kindern, [183] Selbst sich zu schonen, ermahnt: „Laßt Kinderchen!" sprach sie; „dem Sturmwind [184] Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!

Digitized by Google

[185] Stets war unser Geschlecht steinalt und Verächter des Wetters;
[186] Aber die jüngere Welt ist zart und scheuet die Zugluft."
[187] Sprach's, und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig, [188] Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack, [189] Und liebkosete viel, mit Kuß und bedauerndem Streicheln, [190] Zog dann beid' in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter, [191] Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.

[192] „Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?" [193] Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem Haupte die Mutter! [194] Still! das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Lehnstuhl! [195] Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken, [196] Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die seinigen segnet. [197] Sprach's, und führte sie leis' in der Schule gesäubertes Zimmer, [198] Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln, [199] Wo sie an Pflöck' aufhängte die nordische Wintervermummung, [200] Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz, [201] Auch den Flor, der die Wangen geschirmt, und das seidene Halstuch. [202] Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst. [203] Tochter und Sohn, willkommen! ans Herz, willkommen noch einmal! [204] Ihr, uns Altenden Freud'; in Freud' auch altet und greiset, [205] Stets einmüthigen Sinns, und umwohnt von gedeihenden Kindern! [206] Nun mag brechen das Auge, da dich wir gesehen im Amtsrock, [207] Sohn, und dich ihm vermählt, du frisch aufblühendes Herzblatt! [208] Armes Kind, wie das ganze Gesicht rothglühet vom Ostwind! [209] O du Seelengesicht! Denn ich putze dich, weil du es forderst! [210] Aber die Stub' ist warm, und gleich soll der Kaffee bereit sein!

[211] Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkoste die Tochter: [212] „Mutter, ich putze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren; [213] Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war; [214] Denn du gebarst und erzogst mir den wackern Sohn Zacharias, [215] Der an Wuchs und Gemüth, wie er sagt, nachartet dem Vater. [216] Mütterchen, habe mich lieb, ich will auch artiges Kind sein. [217] Fröhliches Herz und rothes Gesicht, das hab' ich beständig, [218] Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals, [219] Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit."

[220] Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter: [221] „Mütterchen, nehmt sie auf Glauben. So zart und geschlank wie sie dasteht, [222] Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt. [223] Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters! [224] Komm denn, und bring' als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag."

[225] Schalkhaft lächelte drob und sprach die treffliche Gattin: [226] „Nicht zur Geburtstagsgabe! Was besseres bring' ich im Koffer [227] Unserem Vater zur Lust, und dem Mütterchen, ohne dein Wissen!" [228] Sprach's, und faßte dem Manne die Hand;

Digitized by Google

die führende Mutter [229] Oeffnete leise die Thür, und ließ die Kinder hineingehen. [230] Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz, [231] Hüpfte voraus und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen [232] Sah' er empor, und hieng in der trau-
5. testen Kinder Umarmung.

29. Das Habermus. *

[1] Kinder, das Habermus ist fertig, so kommt denn und esset! [2] Betet: Aller Augen — und gebt mir ordentlich Achtung, [3] Daß am rußigen Topf sich keins das Aermelchen schwarz macht. [4] So, nun esset und segn' es euch Gott, und wachst und gedeihet; [5] Seht, es hat die Haberkörnlein der Vater im Früh-
15. jahr [6] Zwischen die Furchen gesä't mit fleißiger Hand und beegget. [7] Aber daß sie gewachsen und zeitig geworden, dafür kann [8] Euer Vater hier nicht, das thät der Vater im Himmel. [9] Denket nur, Kinder, es schläft ein Keimchen im mehligen Körnlein, [10] Klein gestaltet und zart; nicht regt noch rühret sich das Keim-
20. chen, [11] Nein, es schläft und spricht euch kein Wort, und ißt nicht und trinkt nicht, [12] Bis es die Furche bedeckt und der aufgelockerte Boden; [13] Aber sodann in der Furch' und in der befeuchteten Wärme, [14] Wacht allmälich es auf aus seinem verschwiegenen Schlafe, [15] Streckt die Gliederchen aus, und sauget
25. im saftigen Körnlein, [16] Wie an der Mutter das Kind; es fehlt nur, daß es noch weinte. [17] Nach und nach wird's größer, und heimlich auch schöner und stärker, [18] Schlüpft aus den Windeln heraus, und streckt ein Würzelchen abwärts, [19] Tiefer hinein in den Grund, sich Nahrung suchend und findend. [20] Ja
30. und der Vorwitz plagt's, neugierig möcht' es auch wissen, [21] Wie es nun weiter oben wohl sei. — Gar heimlich und furchtsam [22] Guckt's aus dem Boden heraus. — Potz Stern! ich glaub', es gefällt ihm! — [23] Und der liebe Gott schickt einen Engel hernieder: [24] „Bring' ihm ein Tröpfchen Thau, und sag' ihm
35. freundlich Willkommen!" [25] Und es trinkt und es schmeckt ihm so wohl, es streckt sich gewaltig. [26] Aber nun kämmt sich die Sonne, und ist sie gekämmt und gewaschen, [27] Tritt mit dem Strickzeug schnell sie hervor dort hinter den Bergen, [28] Wandelt daher den Weg hoch an der himmlischen Straße, [29] Stricket
40. und schauet herab, wie eine freundliche Mutter [30] Nach den Kinderchen sieht. Sie lächelt freundlich dem Keimchen, [31] Und es thut ihm so wohl, bis tief hinein in das Würzlein. [32] „Solch' eine prächtige Frau, und doch so gütig und freundlich!" [33] Aber was sie wohl strickt? Ein Gewölk aus himmlischen Düften!
45. [34] Schon setzt's Tropfen, ein Sprützelchen kommt, jetzt regnet es völlig. [35] Keimlein trinkt sich satt; drauf wehet ein Lüftchen und trocknet's, [36] Und es sagt: „Nicht kehr' ich zurück jetzt unter den

* Nach dem Allemannischen des J. P. Hebel von Th. Echtermeyer.

Digitized by Google

Boden! [37] Nicht um Alles! Da bleib' ich und schau', zu was
ich noch gut bin!" [38] Esset, ihr Kindlein, und segn' es euch
Gott, und wachst und gedeihet! [39] Bittere Zeit doch harrt auf
das Keimlein. Wolken an Wolken [40] Stehen am Himmel, bei
Tag' und bei Nacht, und die Sonne verbirgt sich. [41] Hoch auf 5.
den Bergen, da schneit es, und weiter unten, da hagelts. [42] Hu
— wie schaudert es jetzt dem Keimlein, wie ankt es und weint
es! [43] Und der Boden ist zu, und hat gar ärmliche Nahrung.
[44] „Ist denn die Sonne gestorben," so spricht's, „daß sie gar
nicht zu sehn ist? [45] Oder fürchtet sie auch, sie erfrör'? Ach wär' 10.
ich geblieben, [46] Wo ich gewesen, bescheiden und klein im mehligen Körnlein, [47] In dem heimischen Grund' und in der befeuchteten Wärme!" [48] Seht, ihr Kinder, so geht's! Ihr sprechet
wohl auch noch dereinst so, [49] Wenn in die Welt ihr kommt,
bei nie gesehenen Leuten [50] Schaffen müßt und euch rühren, 15.
und Brod euch verdienen und Kleidung: [51] „Wäre daheim ich
doch bei'm Mütterchen, hinter dem Ofen!" [52] Tröst' euch Gott,
es währt nicht immer, und endlich wird's besser, [53] Wie auch
das Keimlein erfahren. Nun hört! Am heitern Maitag [54] Weht
es so lau, und es steigt die Sonne so kräftig vom Berg auf, 20.
[55] Und sie schaut, wie's dem Keimlein ergeht, und gibt ihm ein
Küßchen. [56] Ach! wie ist's ihm so wohl, es weiß nicht zu bleiben vor Freude! [57] Allgemach pranget die Matte mit Gras und
farbigen Blumen, [58] Allgemach duftet die Blüthe der Kirschen,
es grünet der Pflaumbaum, [59] Buschiger wird das Korn, und 25.
buschiger Waizen und Gerste, [60] Und mein Häberlein spricht:
„Jetzt bleib' ich allein nicht dahinten!" [61] Nein, es spreitet die
Blättchen — wer hat sie so zart ihm gewoben? [62] Jetzt auch
schießet der Halm — wer treibt in Röhren an Röhren [63] Aus
den Wurzeln das Wasser hinauf zur saftigen Spitze? [64] Endlich 30.
schlüpfet ein Aehrlein heraus und schwankt in den Lüften —
[65] Sage mir doch nur ein Mensch, wer hat an seidne Fäden
[66] Dort ein Knöspchen gehängt und hier mit künstlichen Händen?
— [67] Himmlische Engel, wer sonst? — Sie wandeln zwischen
den Furchen [68] Auf und ab von Halme zu Halm' und schaffen 35.
gewaltig. [69] Jetzt hängt Blüthe bei Blüth' an der zierlichen
schwankenden Aehre, [70] Und mein Häferchen steht gleich einem
Bräutlein im Kirchstuhl. [71] Jetzt sind zarte Körnchen darin, und
wachsen im Stillen, [72] Und mein Haber beginnt zu merken,
was es will werden. [73] Käferchen kommt nun und Fliege; sie 40.
kommen und machen Besuch ihm, [74] Schauen, wie es ihm geht,
und singen ihr Cia Popeia! — [75] Und auch der Glühwurm
kommt, Potz tausend! mit dem Laternchen, [76] Nachts um neun
auf Besuch, wenn Flieg' und Käferlein schlafen. — [77] Esset, ihr
Kinder, gesegn' es euch Gott, und wachst und gedeihet! [78] Spä- 45.
terhin hat man geheu't, und Kirschen gesammelt nach Pfingsten;
[79] Späterhin saftige Pflaumen gepflückt, dort hinten im Garten,
[80] Späterhin hat man Roggen gemäht und Waizen und Gerste;
[81] Aber die Kinder der Armen sind barfuß zwischen den Stoppeln

Digitized by Google

[82] Aehren lesen gegangen, und's Mäuslein machte den Kehraus. [83] Drauf hat auch der Haber geblüht: voll mehliger Körner [84] Hat er geschwankt und gesagt: „jetzt ist's mir endlich verleidet, [85] Meine Zeit, ich merk' es, ist aus; was mach' ich allein hier [86] Zwischen den Stoppelrüben und zwischen dem Kraut' der Kartoffeln?" [87] Drauf ist die Mutter hinaus mit Euphrosinchen und Lieschen, [88] Und schon fror's an den Fingern, so kalt war's Morgens und Abends. [89] Endlich haben wir heim ihn gebracht in die staubige Scheune, [90] Und ihn gedroschen von früh' um zwei bis zu Abend um viere. [91] Drauf hat des Müllers Esel ihn abgeholt in die Mühle, [92] Und ihn wieder gebracht, in feine Körnlein zermahlen; [93] Und mit sahniger Milch, von jungen fleckigen Kühen, [94] Hat lieb Mütterchen ihn gekocht, — gelt, Kinder, es schmeckte? — [95] Wischet die Löffel nun ab, und bet' Eins: „Danket dem Herren!" [96] Und jetzt geht in die Schule: dort hängt das Nänzchen am Simse! [97] Falle mir keins, gebt Achtung, und lernt hübsch, was man euch aufgibt! [98] Kehrt ihr zurück, setzt's auch ein gebacknes Pfläumlein zum Nachtisch.

V.

Aus den deutschen Heldengedichten.

30. Das jüngere Hildebrandslied. *

I. [1] „Ich will zu Lande reiten," sprach Meister Hildebrand, [2] „Ist gleich von langen Zeiten der Weg mir unbekannt. [3] In fremden Landen waren wir manchen lieben Tag, [4] Daß mein in dreißig Jahren Frau Ute nicht mehr pflag."

II. [1] „Willst du zu Lande reiten," sprach Herzog Amelung, [2] „Was begegnet dir auf der Haide? ein stolzer Degen jung, [3] Dort auf des Berners Marke, der junge Alebrand: [4] Und ritteſt du selbzwölfter, du würdest angerannt."

III. [1] „Ist er mit Reiten denn so wild in seinem Uebermuth, [2] Ich zerhau ihm seinen grünen Schild, es thut ihm nimmer gut. [3] Ich zerhau ihm seine Brünne mit einem schnellen Schlag, [4] Daß wohl ein Jahr darüber seine Mutter klagen mag."

IV. [1] „Das thu du nicht," versetzte von Bern Herr Dieterich, [2] „Daß du den Jungen tödtest, Hilbrand, das bitt ich dich. [3] Du sollst ihn freundlich bitten wohl um den Willen mein, [4] Daß er dich lasse reiten, so lieb ich ihm mag sein."

V. [1] Als er von Garten ausritt wohl zu des Berners Mark, [2] Er kam in große Arbeit von einem Helden stark. [3] Von einem

* Kaspar von der Roen und Karl Simrock.

Digitized by Google

jungen Degen ward er da angerannt: [4]„Was suchst du hier, du Alter, in meines Vaters Land?

VI. [1]Du führst einen Harnisch lauter, recht wie ein Königskind, [2]Du machst mich jungen Helden mit sehnden Augen blind. [3]Du solltest daheim verbleiben und haben gut Gemach [4]Bei heißen Kohlengluthen." Der Alte lacht' und sprach:

VII. [1]„Sollt ich daheim verbleiben und haben gut Gemach? [2]Viel Streitens muß ich treiben: davon werd ich oft schwach. [3]Muß reiten und streiten so manche Heeresfahrt; [4]Das glaube mir, du Junger, drum grauet mir der Bart."

VIII. [1]„Den Bart will ich dir raufen, du alter, grauer Mann, [2]Daß dir das Blut soll laufen herab wohl auf den Plan. [3]Den Harnisch und den grünen Schild mußt du mir übergeben, [4]Dazu auch mein Gefangner sein, daß du behältst das Leben!"

IX. [1]„Mein Harnisch und mein grüner Schild hat stets mir Schutz gewährt, [2]Ich traue Gott vom Himmel wohl: mir ist leicht Glück bescheert." [3]Sie ließen von den Worten und griffen nach dem Schwert: [4]Was diese Zwei begehrten, des wurden sie gewährt.

X. [1]Der Junge gab dem Alten gar einen harten Schlag, [2]Des Hildebrand, der alte, von Herzen sehr erschrak. [3]Der Junge sprang zwölf Klafter zurück mit seinem Leib. [4]Der Alte sprach: „Solch Springen, das lehrte dich ein Weib."

XI. [1]„Sollt ich von Weibern lernen, das wär mir eine Schand: [2]Ich habe Ritter und Knechte in meines Vaters Land, [3]Viel Ritter sind und Grafen an meines Vaters Hof, [4]Und was ich nicht gelernt hab, das lern ich aber noch."

XII. [1]Wohl kluger Sinne pflegen sah man den alten Mann, [2]Bis er dem jungen Degen sein Waffen unterrann. [3]Er thät ihn zu sich zücken, wo er am schmalsten war, [4]Und warf ihn auf den Rücken wohl in das grüne Gras.

XIII. [1]„Wer sich an allen Kesseln reibt, den schwärzt gar leicht der Rahm: [2]Also geschieht dir Jungen hier von mir altem Mann. [3]Nun sage mir und beichte, dein Priester will ich sein, [4]Bist du ein junger Wölfing, so laß ich dich gedeihn."

XIV. [1]„Wölfinge, das sind Wölfe, die laufen in dem Holz; [2]Ich bin aus Griechenlanden ein junger Degen stolz. [3]Meine Mutter heißt Frau Ute, die edle Herzogin, [4]Und Hildebrand mein Vater, dem ich gar unkund bin."

XV. [1]„Heißt deine Mutter Ute, die edle Herzogin, [2]So wisse, daß ich Hildebrand, dein lieber Vater bin." [3]Auf schloß er seinen goldnen Helm und küßt ihn auf den Mund: [4]„Nun sei der reiche Gott gelobt, daß wir beide noch gesund."

XVI. [1]„Ach Vater mein, die Wunden, die ich dir hab geschlagen," [2]Die wollt ich dreimal lieber an meinem Haupte tragen." — [3]„Nun schweige still, mein lieber Sohn, der Wunden wird wohl Rath; [4]Der reiche Gott, der sei gelobt, der uns vereinigt hat."

Digitized by Google

XVII. [1] Das währte von der None bis zu der Vesperzeit, [2] Da kehrte heim gen Berne Herr Alebrand vom Streit. [3] Was führt' er an dem Helme? von Gold ein Kränzelein. [4] Was führt' er an der Seiten? den liebsten Vater sein.

XVIII. [1] Er führt' ihn an der Mutter Tisch und setzt' ihn obenan. [2] Er bracht' ihm Essen und Trinken; die Mutter war ihm gram. [3] „Ach Sohn, mein allerliebster Sohn, der Ehren ist zu viel, [4] Der den Gefangnen obenan zur Tafel setzen will."

XIX. [1] „Nun schweiget, liebe Mutter und hört was ich euch sage, [2] Er hat mich auf der Haiden schier gar zu Tod geschlagen. [3] Nun hört mich, liebe Mutter, kein Gefangner soll er sein: [4] Es ist Hildebrand, der alte, der liebste Vater mein.

XX. [1] Ach Mutter, liebste Mutter, nun biet ihm Zucht und Ehr." [2] Da hub sie an zu schenken und trugs ihm selber her. [3] Was hat er in dem Munde? Von Gold ein Ringelein: [4] In den Becher ließ ers sinken der liebsten Frauen sein.

---

31. Ein Abenteuer aus dem hörnernen Siegfried. *

I. [1] Es saß im Niederlande ein König wohlbekannt, [2] Sehr mächtig und gewaltig, Siegmund war er genannt. [3] Der gewann mit seiner Frauen ein Kind, das hieß Siegfried: [4] Deß Wesen sollt ihr hören allhie in diesem Lied.

II. [1] Der Knabe war muthwillig, dazu so stark und groß, [2] Daß sein Vater und Mutter des Dinges sehr verdroß. [3] Er wollte keinem Menschen sein Tag sein unterthan, [4] Ihm stand sein Sinn und Willen nur daß er zög hindann.

III. [1] Des Königs Räthe sprachen: „Nun, laßt ihn immer ziehn, [2] So er nicht will verbleiben, das ist der beste Sinn. [3] Laßt ihn sich versuchen, das bändigt ihn fürwahr, [4] Er wird ein kühner Weigand, lebt er noch etliche Jahr."

IV. [1] So schied alsbald von dannen der junge kühne Mann. [2] Da lag vor einem Walde ein Dorf, das lief er an. [3] Er kam zu einem Schmiede, dem wollt er dienen recht, [4] Ihm auf das Eisen schlagen wie ein andrer Schmiedeknecht.

V. [1] Er schlug entzwei das Eisen, den Amboß in den Grund; [2] Wenn man darum ihn strafte, die Lehr er nicht verstund. [3] Er schlug den Knecht und Meister, und trieb sie her und hin. [4] Wie er sein ledig würde, das lag dem Meister im Sinn.

VI. [1] Da lag bei einer Linden ein merklich großer Drach; [2] Da schickt ihn hin der Meister, da sollt er fragen nach. [3] Ein Köhler saß im Walde, des sollt er warten eben; [4] Bei derselben Linde, da sollt er ihm Kohlen geben.

VII. [1] Der Schmied gedachte sicher, der Wurm gäb ihm den Tod. [2] Als er nun kam zur Linde, er schuf dem Wurme Noth:

* K. Simrock.

Digitized by Google

[3] Alsbald thät ihn erschlagen der junge kühne Mann. [4] Da dacht er an den Köhler und gieng zu ihm in den Tann.

VIII. [1] Er kam in eine Wildniß, wo so viel Drachen lagen, [2] Lindwürme, Kröten, Nattern, als er bei seinen Tagen [3] Noch je gesehen, liegen zwischen Bergen in dem Thal. [4] Viel Bäum er trug zusammen, die riß er aus überall.

IX. [1] Und warf sie auf die Würme, daß ihm Keiner mocht entfahren; [2] Sie mußten alle bleiben, so viel als ihrer waren. [3] Da lief er hin zum Köhler, bei dem er Feuer fand; [4] Das Holz ward angezündet und all die Würmer verbrannt.

X. [1] Der Würmer Horn erweichte, floß als ein Bächelein; [2] Das wunderte Siegfrieden, einen Finger stieß er drein. [3] Da der Finger nun erkaltete, da ward er ihm wie Horn. [4] Da bestrich er mit dem Bächlein den Leib sich hinten und vorn.

XI. [1] Da ward er allwärts hörnern, nur zwischen den Schultern nit, [2] Daher er an der Stelle hernach den Tod erlitt, [3] Wie man in andern Liedern hernach wohl hören soll. [4] Er zog zu König Gibich und war aller Mannheit voll.

XII. [1] Dem König dient' er willig die schöne Tochter ab, [2] Bis daß der König Gibich ihm die zum Weibe gab. [3] Das währte wohl acht Jahre; nun hört, was da ergieng: [4] Eh sie ihm ward zu Theile, begann er wunderlich Ding.

XIII. [1] Nun mögt ihr gerne hören von dem Nibelungenhort, [2] Man sah bei keinem Kaiser so reichen Schatz hinfort. [3] Den fand Siegfried, der kühne, bei einer steinen Wand; [4] Ein Zwerg hielt ihn verschlossen, der war Niblung genannt.

XIV. [1] Da Niblung, den Zwergen, im Berg der Tod vertrieb, [2] Er ließ drei junge Söhne, denen war der Schatz auch lieb. [3] Sie saßen in dem Berge, zu hüten Niblungs Hort, [4] Um den sich bei den Heunen hub jämmerlicher Mord

XV. [1] An manchem kühnen Helden; die wurden da erschlagen [2] Im Sturm und harten Streiten, wie ihr noch höret sagen. [3] Niemand entgieng lebendig, das ist uns wohlbekannt, [4] Als Dieterich von Berne und der Meister Hildebrand.

32. Wie Siegfried Mimen erschlug. *

(Nach der Wilkunasage.)

I. [1] Doch Mime war zum Walde gegangen früh am Tag, [2] Wo brütend über Schätzen sein Bruder Fasner lag. [3] Das war ein grimmer Drache, der nährte sich von Blut; [4] Bestehen mochte niemand des starken Lindwurmes Wuth.

II. [1] Zu Fasnern sprach da Mime: „Einen Knaben send ich heut [2] Zu dieses Waldes Tiefen, der ist sehr ungescheut [3] Und

* Derselbe.

schafft mir eitel Aengste: den tödte, so du willst; [4] Mir ist lieb, wenn du den Hunger an dem frechen Unholde stillst."

III. [1] Da sprach sein Bruder Fafner: Schon gut; er kommt doch bald? [2] Es ist jetzt gar so einsam hier in dem tiefen Wald: [3] Ich sehe gerne Leute bei mir auch dann und wann; [4] So allein ist's zum Verschmachten für den Menschenfreund in dem Tann. —

IV. [1] „Zu Mittag wird er kommen." — Das ist mir herzlich lieb. [2] Er ist zu Tisch gebeten, ich wünsche nur, er blieb' [3] Nicht gar so lange außen: mir wird das Fasten schwer; [4] Das Mahl verschieb ich ungern: send ihn ja zeitig hieher.

V. [1] „Sei deßhalb außer Sorgen: ich geh und schick ihn dir. [2] Mich heute zu besuchen versprach der Knabe mir: [3] Dann kommt er in der Frühe, das bin ich schon gewohnt." — [4] So hoff ich nur, sprach Fafner, daß es der Mühe verlohnt.

VI. [1] Noch stand die Sonne niedrig, da fuhr zum grünen Wald [2] Siegfried, der junge, wie fröhlich ward er bald [3] Als er im lichten Scheine die Bäume grünen sah: [4] Vor Freuden wollt er springen, nicht wußt' er, wie ihm geschah.

VII. [1] Er begann ein Lied zu singen: nach sangs der Wiederhall; [2] Da schuf ein lustig Ringen der starken Stimme Schall. [3] Bald freut' ihn mehr zu lauschen des Bächleins munterm Gang, [4] Bald wie ein wonnig Rauschen durch alle Länder sich schwang.

VIII. [1] Von abertausend Stimmen der Wald erfüllet war, [2] Von Blüthen summten Immen zu Blüthen immerdar; [3] Bald Adlersflügelschläge, bald kleiner Vögel Lied, [4] Bald Reh im Laube raschelnd, bald Wasservögel im Ried.

IX. [1] Hier gieng ein Rudel Hirsche: Zwanzigender stolz [2] Wiesen den Hinden die Wege durch das Holz; [3] Dort schoß ein wilder Eber auf seiner Jagd vorbei, [4] Hier salzten Auerhähne, dort kreis'te herrlich der Weih.

X. [1] Wie leuchtend durch die Grüne die Morgensonne schien, [2] Siegfried, der kühne, sprang wie ein Thor dahin: [3] Er hatte nie die Wunder der Wildniß gekannt; [4] Bald an dem Orte stund er, dahin ihn Mime gesandt.

XI. [1] Vor einem hohlen Berge hub er zu holzen an: [2] Die Streiche wiederhallten weithin im tiefen Tann. [3] Er schwang die Art so mächtig, daß auf den dritten Schlag [4] Eine königliche Eiche die Krone senkend erlag.

XII. Auch mußten sich ihm neigen der süßen Linden viel, [2] Mit dichtbelaubten Zweigen die Esche niederfiel, [3] Die Fichten und die Tannen huldigten ihm auch: [4] Du willst den Wald ausreuten, ist das wohl Försters Gebrauch?

XIII. [1] Darunter macht' er Feuer: erst stieg der Rauch empor, [2] Dann schlug ein Ungeheuer die Gluth zum Himmelsthor; [3] Noch schwang er eine Buche darauf mit starkem Arm: [4] Den Wanen und den Asen ward in den Himmelswelten warm.

XIV. [1] Da setzt' er sich zu rasten und sah die Funken sprüh'n, [2] Die heißen Glieder kühlend unter der Linde grün. [3] Dann nahm

Digitized by Google

er alle Speise, die er mitgebracht, [4]Genug für sieben Tage, so hatte Mime gedacht.

XV. [1]Den ganzen Wochenvorrath, den aß er auf ein Mahl [2]An einem grünen Hügel: noch schien die Kost ihm schmal. [3]Dann griff er zu dem Schlauche und trank den kühlen Wein: [4]Bald goß er mit Behagen den letzten Tropfen hinein.

XVI. [1]Da drang ihm durch die Glieder Gefühl der Kraft und Lust: [2]Er wußte sich gewaltiger als er sich je gewußt. [3]Da sprach er: „Abenteuer, und kommt ihr noch nicht bald? [4]Ihr seid doch allzutheuer in diesem verrufnen Wald.

XVII. [1]„Es ist ein rechter Jammer, wie wunderlos die Welt: [2]Wie soll sich da erweisen in seiner Kraft ein Held? [3]Thursen, Bergriesen, die sieht man gar nicht mehr: [4]O führ doch aus der Wildniß ein scheuslich Unthier daher,

XVIII. [1]„Daß ich erproben könnte, ob wohl mein Arm so stark [2]Als einem Welsung ziemet: mich dünkt, ich spüre Mark [3]Genug in den Gebeinen, auch schwillt mir so der Muth, [4]Daß mir nicht bangen sollte vor aller Ungethüme Wuth."

XIX. [1]Nun kam zur selben Stunde Fasner der grimme Wurm [2]Aus des Berges Schlunde, er schoß daher im Sturm, [3]Die Beute zu verschlingen lechzt' ihm schon der Gaum. [4]Da fuhr der junge Degen empor aus seinem Heldentraum.

XX. [1]Er sah den Drachen kriechen und sprach: „Wie bin ich froh; [2]Wie ich es eben wünschte, es fügt sich völlig so: [3]Nun kann ich mich versuchen." Hin lief der Recke gut [4]Und riß die mächt'ge Buche hervor aus des Feuers Gluth.

XXI. [1]Seine Kraft war sonder Gleichen: er lief den Lindwurm an [2]Und schlug ihm in die Weichen, daß weit erscholl der Tann. [3]Da sprühte Gift und Geifer des wilden Drachen Schlund; [4]Und wieder schlug ihn Siegfried: da ward ihm Heldenstärke kund.

XXII. [1]Da wandte sich der Drache, er ringelte den Schweif [2]Und zuckte nach dem Jüngling mit schnell entrolltem Reif; [3]Der aber sprang zurücke und schlug ihn auf das Haupt [4]Mit dem Feuerbrande: da war er Sinnes beraubt

XXIII. [1]Und stöhnte furchtbar brüllend die letzten Geister aus, [2]Den Wald mit Schrecken füllend und alles Wild mit Graus. [3]Noch fielen schnelle Schläge herab von Siegfrieds Hand: [4]Da war der Wurm gestorben, sein letzter Seufzer entsandt.

XXIV. [1]Die Art ergriff da Siegfried und that so grimmen Schlag, [2]Daß gleich das Haupt des Wurmes ihm zu den Füßen lag. [3]Die rothen Blutströme sammelten sich zum See; [4]Dem jungen Helden wurde von seinen Arbeiten weh.

XXV. [1]Noch gönnt' er sich nicht Ruhe: in des Drachen Brust er brach [2]Und forschte da dem Herzen des Ungethümes nach. [3]Da verbrannt er sich die Finger, es war zum Glühen heiß; [4]Nun that er, was ein jeder thut, wenn er den Grund auch nicht weiß:

XXVI. [1]Er steckte sie zu kühlen geschwind in seinen Mund.

Digitized by Google

[2]Da ward dem stolzen Knaben seltsame Märe kund: [3]Drei Nachtigallen schlugen auf dem Lindenast, [4]Und alles, was sie sangen, das galt dem herrlichen Gast.

XXVII. [1]Da war ihm als verstünd er der Vögel Liederschall; [2]Nun hört, was ihm gesungen die erste Nachtigall: [3]„Wenn er im Blute badete, der junge Degen werth, [4]Kein Eisen je ihm schadete, ihn verwundete kein Schwert."

XXVIII. [1]Die zweite sang: „Der Jüngling ist nun reich genug, [2]Der Hort ward sein eigen als er den Drachen schlug, [3]Auf dem im hohlen Berge der arge Fafner lag, [4]Einen Schatz so unerschöpflich beschien wohl nimmer der Tag."

XXIX. [1]Alsbald begann die dritte: „Nun räch es seine Hand [2]An Mimen, der ihn böslich zu Fafnern gesandt. [3]Denn des Drachen Bruder ist der weise Schmied: [4]Und soll ers nicht entgelten, der Meister, der ihn verrieth,

XXX. [1]„So rächt noch an ihm selber Mime des Bruders Mord." [2]Das Alles hörte Siegfried, ihm entgieng nicht ein Wort. [3]Nicht lang blieb unentschlossen der theure Degen gut: [3]Ab riß er seine Kleider und warf sich rasch in die Fluth.

XXXI. [1]Als er sich gebadet dem rothen Blut entschwang, [2]Da begehrt' er nicht des Hortes, von dem der Vogel sang, [3]Er begehrte nur zu rächen König Sigmunds Tod. [4]Und wieder sang der Vogel vom Hort; er sprach: „Was hab ich Noth

XXXII. [1]„Des Golds im Drachenbette? Lachen müßten hell [2]Hundings stolze Söhne, wollte minder schnell [3]Ein Königssohn um Rache werben, denn um Gold: [4]Vergäß ich so des Vaters, da wär ich Schätzen allzuhold.

XXXIII. [1]„Noch ist er ungerochen; was schaff ich hier im Wald? [2]Mir that doch nichts zu Leide der Drachen Ungestalt; [3]Auch hab ich noch zu rügen Mimens Verrath." [4]Da rannt er aus dem Walde und war der Schmiede schon genaht,

XXXIV. [1]Als Eckart ihn erschaute, der immer Treue pflag, [2]Da warnt' er seinen Meister: „Euer jüngster Tag [3]Ist, wähn' ich, nun gekommen, wenn ihr nicht eilends flieht: [4]Da rennt schon aus dem Walde der junge Recke Siegfried,

XXXV. [1]„Und trägt das Haupt des Drachen in seiner starken Hand: [2]Er schlägt uns all zu Tode, fliehn wir nicht unverwandt. [3]Wir sind hier unser zwölfe, doch ist er so im Zorn, [4]Und kämen ihrer hundert, die wären alle verlorn."

XXXVI. [1]Da liefen die Gesellen und bargen sich im Wald. [2]Aber Mime wollte nicht fliehn: „Ich bin so alt, [3]Soll ich mich vor dem Knaben verkriechen in dem Tann, [4]Der kaum zwölf Jahre zählet? Gar übel stünd es mir an."

XXXVII. [1]Da warf sich ihm zu Füßen Eckart, um sein Knie [2]Die treuen Arme schlingend: „Flieh, guter Meister, flieh: [3]Wenn Siegfried dich erschauet, ich weiß, es ist dein Tod." [4]„Steh auf, ich will nichts hören," das war des Meisters Gebot.

XXXVIII. [1]Da trat schon in die Thüre der fürchterliche Gast. [2]Und Mime sprach: „Du trugest heut schwerer Arbeit Last;

Digitized by Google

[3]Dafür wird dir am Abend willkommner Lohn beſchert; [4]Ich fand noch alte Kohlen und ſchmiedete Sigmunds Schwert.

XXXIX. [1]Willſt du mit Hundings Söhnen nun ziehen in den Streit, [2]So hab ich Helm und Harniſch ſchon auch für dich bereit, [3]Dazu die Eiſenhoſen, den feſten Schild zugleich: [4]Sie waren Otniten beſtimmt, dem Herrn im Oſtenreich.

XL. [1]Nimm auch aus meinem Stalle das allerbeſte Roß, [2]Das mit gewalt'gen Schenkeln wohl je ein Held umſchloß: [3]Das ſoll dich immer tragen, wenn du zum Kampfe ſprengſt; [4]Grani iſt ſein Name, von Brunhilds Stuten fiel der Hengſt."

XLI. [1]Da gab dem Helden Mime die Eiſenhoſen hin: [2]Die ſchnallt' er um die Beine, wohl kleideten ſie ihn. [3]Dann reicht' er ihm den Harniſch, der warf ſo lichten Schein: [4]Siegfried ſtülpt' ihn über und fuhr mit der Bruſt hinein.

XLII. [1]Da bot ihm der Meiſter des Helmes lautern Glanz: [2]Den ſchwang er ſich zu Häupten und ſtand gerüſtet ganz. [3]Nun gab ihm auch der Alte den ſtahlharten Schild; [4]Doch immer ſchwieg Siegfried und blickte fürchterlich wild.

XLIII. [1]Jetzt blieb ihm noch zu geben Siegmunds gutes Schwert: [2]„Erſt will ich es verſuchen," ſprach der Degen werth. [3]Er ſchwang es in den Lüften und bot ſo ſcharfen Gruß [4]Dem guten Amboße, daß er zerſpellte bis zum Fuß.

XLIV. [1]Nicht zerbrach die Klinge, die ungeſchartet blieb. [2]„Das Schwert iſt wohl gerathen, das zeigte dieſer Hieb," [3]Sprach der junge Degen: „darum ſo weih ich's ein, [4]Schächern und Verräthern ein furchtbarer Feind zu ſein.

XLV. [1]Schwer ſollen Siegmunds Mörder empfinden ſeine Wuth [2]Und ſchwer, wen je gelüſtet nach ſeines Sohnes Blut: [3]Du Mime, Fafners Bruder, biſt hier der erſte gleich." [4]Da ſchwang auf den Meiſter ſeine Hand den tödtlichen Streich.

XLVI. [1]Mime der alte erſchlagen lag da auch: [2]Er gab in Eckarts Hände den letzten Lebenshauch. [3]Dem wollte niemand folgen, wie gut er immer rieth: [4]Wie oft das werthen Helden ein frühes Ende beſchied!

VI.

In ungebundener Rede.

33. Tobias Witt. *

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächſten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt geſehen, als mancher, der ſein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern

* Johann Jakob Engel.

Digitized by Google

allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hier und da aus eigener Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches; und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — „Ei!“ fieng der alte Witt an und schmunzelte, „wäre ich denn wirklich so klug?“

Till. Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Witt. Je nun, wenn er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Till. Was! wie es die Narren machen?

Witt. Ja, Herr Till, und muß es dann anders machen, als die.

Till. Als zum Exempel?

Witt. Als zum Exempel, Herr Till, so lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmeticus, ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der gieng immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem ins Gesicht sehen, das konnte er noch weniger; immer guckte er ganz finster in sich hinein. — Wie meint er nun wohl, Herr Til, daß die Leute den hießen?

Till. Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Witt. Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui! dachte ich da bei mir selbst, denn der Titel stand mir nicht an; wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht. Sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich du lieber mit andern! — Nun, was dünkt ihm, Herr Till, hatt' ich da Recht?

Till. Ei ja wohl! Allerdings!

Witt. Aber ich weiß nicht, so ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein anderer herum, das war der Tanzmeister, Herr Flink, der guckte aller Welt ins Gesicht und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till, wie meint er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Till. Einen lustigen Kopf?

Witt. Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui! dacht' ich da wieder, das ist doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann ins geheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht er, Herr Till, so hab ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr

Digitized by Google

Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — „Ei was!“ fieng der alte Witt an und schüttelte ihn, „er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; er muß darnach aus sein.“

Flau. Das bin ich ja lange, aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig lege ich die Hände lieber gar in den Schooß und bleibe zu Hause.

Witt. Ach nicht doch, Herr Flau! Gehen muß er immer darnach, aber sich nur hübsch in acht nehmen, wie ers Gesicht trägt.

Flau. Was? Wie ich's Gesicht trage?

Witt. Ja, Herr Flau, wie er's Gesicht trägt. Ich will's ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren, und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick, damals noch ein blutjunger Rathsherr, der rannte mit von sich geworfenen Armen ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Plumps! lag er da, brach ein Bein und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?

Flau. Ei, die alte Lehre: „Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.“

Witt. Ja sieht er? Aber auch nicht allzu niedrig! — Denn nicht lange danach kam noch ein anderer gegangen, das war der Stadtpoet, Herr Schall, der mußte entweder Verse oder Hausorgen im Kopf haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Schelm in Ohnmacht, ward krank und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß?

Flau. Sie meinen, so hübsch in der Mitte.

Witt. Ja freilich, daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Will, der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — „Viel“ — fieng er an — „wird dabei nicht herauskommen, das seh' ich vorher; aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.“

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — „Und wie viel meint er denn wohl, lieber Herr Will, daß er braucht?“

Will. Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Einhundert Thälerchen etwa.

Witt. Wenn's nicht mehr ist, die will ich ihm schon geben; recht gern! — Und damit er sieht, daß ich ihm gut bin, so will ich ihm noch obendrein etwas anderes geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden.

Digitized by Google

Will. Aber wie, lieber Herr Witt, obendrein?

Witt. Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen, der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die brachte ihn zum Thore hinaus.

Will. Ei, das wäre! Die hieß?

Witt. Wenn man ihn manchmal fragte: „Wie steht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen?" — „Eine Kleinigkeit," fieng er an. „Ein fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen?" — Oder wenn man ihn anredete: „Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerotte verloren?" — „Ach was!" sagte er wieder, „es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein Hunderter fünf." — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt, die einzige, verwünschte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Will, das er wollte?

Will. Ich bat um einhundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Witt. Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar, das war der Kornhändler Herr Tamm, der baute mit einer anderen Redensart das ganze Haus auf, mit Hintergebäuden und Waarenlager. — Was dünkt ihm dazu?

Will. Ei um's Himmels willen! Die möcht' ich wissen. — Die hieß?

Witt. Wenn ich ihn manchmal fragte: „Wie steht's, Herr Tamm? Was haben Sie bei dem Handel verdient?" — „Ach viel Geld!" fieng er an, „viel Geld! (und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte.) Ganzer einhundert Reichsthaler!" — Oder wenn man ihn anredete: „Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tamm?" — „Ach!" sagte er wieder, „ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer fünfzig Reichsthaler." — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäuden und Waarenlager. — Nun, Herr Will, welche Redensart gefällt ihm nun besser?

Will. Ei, das versteht sich, die letzte!

Witt. Aber, so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tamm. Denn er sagte auch: „Viel Geld!" wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab, und da hätte er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Will, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt, und da spreche ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell und bald wie der Herr Tamm.

Will. Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tamm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Witt. Er wollte also?

Will. Viel Geld! viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer einhundert Reichsthaler!

Digitized by Google

Witt. Sieht er, Herr Will? Es wird schon werden. Das war schon recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tamm, und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

---

34. Des Rudi Mutter stirbt. *

Der Hübelrudi saß eben bei seinen vier Kindern. Vor drei Monaten war seine Frau gestorben, und jetzt lag seine Mutter sterbend auf einem Strohsack und sagte zu Rudi:

Suche mir doch Nachmittag etwas Laub in meine Decke, ich friere.

Rudi. O Mutter! sobald das Feuer im Ofen verloschen sein wird, will ich gehen.

Die Mutter. Hast du auch noch Holz, Rudi? Ich denke wohl, nein; du kannst nicht in den Wald von mir und den Kindern weg. O Rudi! ach ich bin dir zur Last.

Rudi. O Mutter, Mutter! sag doch das nicht, du bist mir nicht zur Last. Mein Gott, mein Gott! Könnte ich dir nur auch was du nöthig hast geben. — Du dürstest, du hungerst, und klagst nicht. Das geht mir ans Herz, Mutter!

Die Mutter. Gräme dich nicht, Rudi! Meine Schmerzen sind, Gottlob! nicht groß, und Gott wird bald helfen, und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thust.

Rudi. O Mutter! noch nie that mir meine Armuth so weh, als jetzt, da ich dir nichts geben und nichts thun kann. Ach Gott! so krank und elend leidest du, und trägst meinen Mangel.

Die Mutter. Wenn man seinem Ende nahe ist, so braucht man wenig mehr auf Erden, und was man braucht, gibt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, Rudi; er stärkt mich in meiner nahen Stunde.

Rudi (in Thränen). Meinst du denn, Mutter, du erholest dich nicht wieder?

Die Mutter. Nein, Rudi! gewiß nicht.

Rudi. O mein Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi! Ich gehe ins bessere Leben.

Rudi (schluchzend). O Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi! Du warst die Freude meiner Jugend und der Trost meines Alters. Und nun danke ich Gott. Deine Hände werden jetzt bald meine Augen schließen. Dann werde ich zu Gott kommen, und ich will für dich beten, und es wird dir wohl gehen ewiglich. Denk an mich, Rudi. Alles Leiden und aller Jammer dieses Lebens, wenn sie überstanden sind, machen einem nur wohl. Mich tröstet und mir ist wie heilig alles, was ich überstanden habe, so gut, als alle Lust und Freude des

* H. Pestalozzi.

Digitized by Google

Lebens. Ich danke Gott für diese frohe Erquickung der Tage meiner Kindheit; aber wenn die Frucht des Lebens im Herbst reifet, und wenn der Baum sich zum Schlafe des Winters entblättert, dann ist das Leiden des Lebens ihm heilig, und die Freuden des Lebens sind ihm nur ein Traum. Denk an mich, Rudi! Es wird dir wohl gehen bei all deinem Leiden.

Rudi. O Mutter! Liebe Mutter!

Die Mutter. Aber jetzt noch eins, Rudi!

Rudi. Was? Mutter!

Die Mutter. Es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen. Ich muß dir's sagen.

Rudi. Was ist's denn, liebe Mutter?

Die Mutter. Ich sah gestern, daß sich der Rudeli hinter meinem Bette versteckte, und gebratene Erdäpfel aus seinem Sack* aß. Er gab auch seinen Geschwistern, und auch sie aßen verstohlen. Rudi! diese Erdäpfel sind nicht unser, sonst würde der Junge sie auf den Tisch geworfen und seinen Geschwistern laut gerufen haben, ach! er würde auch mir einen gebracht haben, wie er's tausendmal that. Es gieng mir allemal ans Herz, wenn er mit etwas in Händen zu mir sprang, und so herzlich zu mir sagte: iß auch, Großmutter! O Rudi! wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! O Rudi! wie mir dieser Gedanke seit gestern so schwer macht! Wo ist er? Bring mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudi. O ich Elender! (Er läuft geschwind, sucht den Knaben, und bringt ihn der Mutter ans Bett.)

Die Mutter setzt sich mühselig zum letztenmal auf, kehrt sich gegen den Knaben, nimmt seine beiden Hände in ihre Arme, und senkt das schwache sterbende Haupt hinab auf den Knaben. Der Kleine weint laut — „Großmutter! was willst du? du stirbst doch nicht — ach, stirb doch nicht, Großmutter!" Sie antwortete gebrochen: Ja, Rudeli! ich werde gewiß bald sterben. „Jesus! ach mein Gott! stirb doch nicht, Großmutter!" sagte der Kleine. Die Kranke verliert den Athem und muß sich niederlegen. Der Knabe und sein Vater zerfließen in Thränen. — Sie erholt sich aber bald wieder und sagt: Es ist mir schon wieder besser, da ich jetzt liege. — Und der Rudeli: „Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter!"

Die Mutter. Thu doch nicht so, du Lieber! ich sterbe ja gern, und werde dann auch zu einem lieben Vater kommen. Wenn du wüßtest, Rudeli! wie es mich freut, daß ich bald zu ihm kommen soll, du würdest dich nicht so betrüben.

Rudeli. Ich will mit dir sterben, Großmutter, wenn du stirbst.

Die Mutter. Nein, Rudeli! du wirst nicht mit mir sterben. Du wirst, will's Gott, noch lange leben und brav werden, und, wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hülfe und sein Trost sein. Gelt, Rudeli! du wirst ihm folgen und brav werden und recht thun. Versprich mir's, du Lieber!

* Tasche.

Digitized by Google

Rudeli. Ja, Großmutter! ich will gewiß recht thun und ihm folgen.

Die Mutter. Rudeli! der Vater, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht und hört alles, was wir versprechen! Gelt, Rudeli! du weißt das und du glaubst es?

Rudeli. Ja, Großmutter! ich weiß es und glaube es.

Die Mutter. Aber warum hast du denn doch gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegessen?

Rudeli. Verzeih mir's doch, Großmutter! ich will's nicht mehr thun. Verzeih mir's doch, ich will's gewiß nicht mehr thun, Großmutter!

Die Mutter. Hast du sie gestohlen?

Rudeli (schluchzend). Ja, ja, Großmutter!

Die Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli. Dem Mäu — Mäu — Mäurer.

Die Mutter. Du mußt zu ihm gehen, Rudeli! und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli. Großmutter! um Gotteswillen, ich darf nicht!

Die Mutter. Du mußt, Rudeli! damit du es ein andermal nicht mehr thust. Ohne Widerrede mußt du gehen! Und um Gotteswillen, mein Lieber! wenn dich schon hungert, nimm doch nichts mehr. Gott verläßt niemand; er gibt allemal wieder. O Rudeli! wenn dich schon hungert, wenn du schon nichts hast und nichts weißt, traue auf deinen lieben Gott, und stiehl nicht mehr.

Rudeli. Großmutter! Großmutter! ich will gewiß nicht mehr stehlen, wenn mich schon hungert; ich will nicht mehr stehlen.

Die Mutter. Nun, so segne dich denn mein Gott, auf den ich hoffe — und er bewahre dich, du Lieber!

Sie drückt ihn an ihr Herz, weinte und sagte dann! Du mußt jetzt zum Mäurer gehen und ihn um Verzeihung bitten. Rudi! gehe doch auch mit ihm, und sag des Mäurers, daß auch ich sie um Verzeihung bitte, und daß es mir leid sei, daß ich ihnen die Erdäpfel nicht wieder zurückgeben könne — sage ihnen, ich wolle Gott für sie bitten, daß er ihnen ihr Uebriges segne. — Es thut mir so wehe. — Sie haben das Ihrige auch so nöthig — und wenn die Frau nicht so Tag und Nacht arbeitete, sie könnten bei ihrer großen Haushaltung fast nicht durchkommen. Rudi! du arbeitest ihm gern ein paar Tage dafür, daß er das Seinige wieder erhalte.

Rudi. Ach mein Gott! von Herzen gern, meine liebe Mutter!

Da er eben das sagte, klopfte der Vogt ans Fenster.

Und die Kranke erkannte ihn an seinem Husten und sagte: O Gott! Rudi! es ist der Vogt! Gewiß sind das Brod und die Butter, wovon du mir Suppen kochest, noch nicht bezahlt!

Rudi. Um Gotteswillen, bekümmere dich nicht, Mutter! Es ist nichts daran gelegen. Ich will ihm arbeiten und in der Ernte schneiden, was er will.

Ach! er wartet dir nicht, sagt die Mutter, und der Rudi geht aus der Stube zum Vogt. Die Kranke aber seufzet bei sich selber, und sagt: seit unserm Handel, Gott verzeih ihn dem

Digitized by Google

armen verblendeten Tropf, ist mir immer ein Stich ins Herz gegangen, wenn ich ihn sah. — Ach Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch vor mein Fenster kommen und husten. — Es ist Gottes Wille, daß ich ihm ganz, daß ich ihm jetzt verzeihe, und den letzten Groll überwinde, und für seine Seele bete. Ich will es thun. Gott, du leitetest den Handel! Verzeih ihm. Vater im Himmel! Verzeih ihm. Sie hört jetzt den Vogt laut reden, erschrickt und sagt: Ach Gott, er ist zornig! O du armer Rudi! Du kommst um meinetwillen unter seine Hände. Sie hört ihn noch einmal reden und sinkt in Ohnmacht.

Der Rudeli springt aus der Stube zum Vater und ruft ihm: Vater! Komm doch! komm doch! die Großmutter ist, glaub ich, todt. Der Rudi antwortete: Herr Jesus! Vogt, ich muß in die Stube. Und der Vogt: ja es thut Noth; das Unglück wird gar groß sein, wenn die Hexe einmal todt sein wird. Der Rudi hörte nicht, was er sagte, und war schnell in der Stube. Die Kranke erholte sich bald wieder, und wie sie die Augen öffnete, sagte sie: Er war zornig, Rudi? Er will dir gewiß nicht warten?

Rudi. Nein, Mutter! es ist etwas recht Gutes. Aber hast du dich auch wieder recht erholet?

Ja, sagt die Mutter, sieht ihn ernsthaft und wehmüthig an, was Gutes kann dieser bringen? Was sagst du? willst du mich trösten, und allein leiden? Er hat dir gedrohet!

Rudi. Nein, weiß Gott, Mutter! er hat mir angesagt, ich sei Taglöhner beim Kirchbau; und der Junker zahle einem des Tages 25 Kreuzer.

Die Mutter. Herr Gott! ist das auch wahr?

Rudi. Ja gewiß, Mutter! und es ist da mehr als für ein ganzes Jahr Arbeit.

Die Mutter. Nun, ich sterbe leichter, Rudi! Du bist gut, mein lieber Gott. Sei doch bis an ihr Ende ihr guter Gott! Und Rudi, glaub's doch ewig fest:

Je größer Noth,
Je näher Gott.

Sie schwieg jetzt eine Weile, dann sagte sie wieder: ich glaube, es sei mit mir aus. — Mein Athem nimmt alle Augenblicke ab. — Wir müssen scheiden, Rudi, ich will Abschied nehmen.

Der Rudi bebt, zittert, nimmt seine Kappe ab, fällt auf seine Knie vor dem Bette seiner Mutter, faltet seine Hände, hebt seine Augen gen Himmel, und kann vor Thränen und Schluchzen nicht reden.

Dann sagte die Mutter: fasse Muth, Rudi! zu hoffen aufs ewige Leben, wo wir uns wieder sehen werden. Der Tod ist ein Augenblick, der vorübergeht; ich fürchte ihn nicht. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und daß er, mein Erretter, wird über meinen Staub stehen; und nachdem sich meine Haut wiederum wird über das Gebein gezogen haben, alsdann werde ich in meinem Fleische Gott sehen. Meine Augen werden ihn sehen und nicht eines Andern.

Digitized by Google

Der Rudi hatte sich jetzt wieder erholt und sagte: So gib mir deinen Segen, Mutter! Will's Gott, komm ich dir auch bald nach ins ewige Leben.

Und dann die Mutter:

Erhöre mich, Vater im Himmel, und gib deinen Segen meinem Kinde — meinem Kinde, dem einzigen, so du mir gegeben hast, und das mir so innig lieb ist. — Rudi! mein Gott und mein Erlöser sei mit dir; und wie er Isaak und Jakob um ihres Vaters Abrahams willen Gutes gethan hat, ach! so möge er auch um meines Segens willen dir Gutes thun die Fülle; daß dein Herz sich wieder erfreue und frohlocke, und seinen Namen preise.

Höre mich jetzt, Rudi! und thue, was ich sage. Lehre deine Kinder Ordnung und Fleiß, daß sie in der Armuth nicht verlegen, unordentlich und liederlich werden. Lehre sie auf Gott im Himmel trauen und bauen, und Geschwister an einander bleiben in Freude und Leid; so wird's ihnen auch in ihrer Armuth wohl gehen.

Verzeih auch dem Vogt, und wenn ich todt und begraben sein werde, so geh zu ihm hin und sage ihm: ich sei mit einem versöhnten Herzen gegen ihn gestorben, und wenn Gott meine Bitte erhört, so werde es ihm wohlgehen, und er werde noch zur Erkenntniß seiner selbst kommen, ehe er von hinnen scheiden werde.

Nach einer Weile sagte dann die Mutter wieder: Rudi! gib mir meine zwo Bibeln, mein Gebetbuch und eine Schrift, die unter meinem Halstuche in einem Schächtelchen liegt. Und Rudi stand von seinen Knien auf und brachte alles der Mutter. Da sagte sie: bring mir jetzt auch die Kinder alle. Er brachte sie vom Tische, wo sie saßen und weinten, zu ihrem Bette. Und auch diese fielen auf ihre Knie vor dem Bette der Mutter. Da sagte sie zu ihnen: weinet nicht so, ihr Lieben! Euer Vater im Himmel wird euch erhalten, und euch segnen. Ihr waret mir lieb, ihr Theuern! und es thut mir weh, daß ich euch so arm und ohne Mutter verlassen muß. — Aber hoffet auf Gott und trauet auf ihn in allem, was euch begegnen wird; so werdet ihr an ihm immer mehr als Vaterhülfe und Muttertreue finden. Denket an mich, ihr Lieben! Ich hinterlasse euch zwar nichts; aber ihr waret mir lieb, und ich weiß, daß ich euch auch lieb bin.

Da meine Bibeln und mein Gebetbuch sind fast alles, was ich noch habe; aber haltet es nicht gering, Kinder! Es war in meinem schweren Leben mir tausendmal Trost und Erquickung. Lasset Gottes Wort euch euer Trost sein, Kinder! und eure Freude, und liebet einander und helfet und rathet einander, so lang ihr leben werdet, und seid aufrichtig, treu, liebreich und gefällig gegen alle Menschen, so wird's euch wohl gehen im Leben.

Und du, Rudi! behalte dem Betheli die größere und dem Rudeli die kleinere Bibel; und dem Kleinen die zwei Betbücher zum Angedenken von mir. Ach, dir habe ich keines, Rudi! Aber du hast keines nöthig, du vergissest meiner nicht.

Dann ruft sie noch einmal dem Rudeli: Gib mir deine Hand, du Lieber! Gelt, du nimmst doch niemand nichts mehr?

Digitized by Google

Nein doch auch, Großmutter, glaub mir's doch auch: ich werde gewiß niemand nichts nehmen, sagte der Rudeli mit heißen Thränen.

Nun, ich will dir's glauben, und zu Gott für dich beten, sagte die Mutter. Sieh Lieber! da geb ich deinem Vater ein Papier, das mir der Herr Pfarrer gab, bei dem ich diente. Wenn du älter sein wirst, so lies es, und denk an mich, und sei fromm und treu.

Es war ein Zeugniß von dem verstorbenen Pfarrer in Eichstätten, daß die kranke Katherine zehn Jahre bei ihm gedienet, und ihm so zu sagen geholfen hätte seine Kinder erziehen, nachdem seine Frau ihm gestorben war; daß der Katherine alles anvertraut gewesen sei, und daß sie alles wohl so sorgfältig als seine Frau selig regiert habe. Der Pfarrer dankt ihr darum und sagt: daß sie wie eine Mutter an seinen Kindern gehandelt habe; und daß er in seinem Leben nicht vergessen werde, was sie in seinem Wittwenstande an ihm gethan habe. Sie hatte auch wirklich ein beträchtliches Stück Geld in diesem Dienste erworben, und solches ihrem seligen Manne an die Matte gegeben, die der Vogt ihnen hernach wieder abprozessirt hatte.

Nachdem sie dem Rudi dieses Papier gegeben hatte, sagte sie ferner: — Es sind noch zwei gute Hemder da. Gib mir keines von diesen ins Grab: das, so ich trage, ist recht.

Und meinen Rock und meine zwei Fürtücher laß, sobald ich todt sein werde, den Kindern verschneiden.

Und dann sagte sie bald darauf: Sieh doch sorgfältig zum Betheli, Rudi! es ist wieder so flüssig. * Halt die Kinder doch immer rein mit Waschen und Strehlen, und suche ihnen doch alle Jahre Ehrenpreis und Hollunder, ihr Geblüt zu verbessern; sie sind so verderbt. Wenn du's immer kannst, so thue doch ihnen eine Geis zu den Sommer durch, das Betheli kann sie jetzt hüten. — Du dauerst mich, daß du so allein bist; aber fasse Muth, und thue, was du kannst. Der Verdienst an dem Kirchbau erleichtert dich jetzt auch wieder. — Ich danke Gott auch für dieses.

Die Mutter schwieg jetzt — und der Vater und die Kinder blieben noch eine Weile auf ihren Knien, und der Vater und die Kinder beteten alle Gebete, die sie konnten. Dann standen sie auf von ihren Knien, und Rudi sagte zu der Mutter: Mutter, ich will dir jetzt auch Laub in die Decke holen. Sie antwortete: das hat jetzt nicht Eil, Rudi! Es ist, Gott Lob! jetzt wärmer in der Stube; und du mußt mit dem Kleinen jetzt zum Mäurer.

Und der Rudi winkt dem Betheli aus der Stube und sagt: gib auf die Großmutter Acht: wenn ihr etwas begegnet, so schick das Anneli mir nach; ich werde bei des Mäurers sein. —

Und nahm dann den Kleinen an die Hand und gieng mit ihm. Gertrud war allein bei Hause, als sie kamen, und sah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten.

* Zu Kopfeiterungen geneigt.

Digitized by Google

Was willst du, Nachbar Rudi? Warum weinest du, warum weint der Kleine? fragte sie liebreich und bot dem Kleinen die Hand.

Ach, Gertrud! ich bin im Unglück, antwortete Rudi. — Ich muß zu dir kommen, weil der Rudeli euch etlichemal aus eurer Grube Erdäpfel genommen hat. Die Großmutter hat's gestern gemerkt und er hat's ihr bekannt. — Verzeih es uns, Gertrud! Die Großmutter ist auf dem Todbette. Ach, mein Gott, sie hat so eben Abschied von uns genommen. Ich weiß vor Angst und Sorge nicht, was ich sage. Gertrud! sie läßt dich auch um Verzeihung bitten. Es ist mir leid, ich kann sie dir jetzt nicht zurückgeben; aber ich will gern ein paar Tage kommen, dafür zu arbeiten. Verzeih's uns, der Knabe hat's aus dringendem Hunger gethan.

Gertrud. Schweig einmal hievon, Rudi! Und du, lieber Kleiner! komm, versprich mir, daß du niemand nichts mehr nehmen willst. Sie küßt ihn und sagt: du hast eine brave Großmutter, werde doch auch so fromm und brav wie sie.

Rudeli. Verzeih mir, Frau! ich will, weiß Gott! nicht mehr stehlen.

Gertrud. Nein, Kind! thue es nicht mehr; du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thu es doch nicht mehr! Und wenn dich hungert, komm lieber zu mir und sag es mir. Wenn ich kann, ich will dir etwas geben.

Rudi. Ich danke Gott, daß ich jetzt bei der Kirche zu verdienen habe, und hoffe, der Hunger werde ihn nun nicht mehr sobald zu so etwas verleiten.

Gertrud. Es hat mich und meinen Mann gefreut, daß der Junker mit dem Verdienst auch an dich gedacht hat.

Rudi. Ach! es freuet mich, daß die Mutter noch den Trost erlebt hat. Sage doch deinem Mann, ich wolle ihm ehrlich und treu arbeiten, und früh und spät sein; und ich wolle mir die Erdäpfel doch herzlich gern am Lohn abziehen lassen.

Gertrud. Von dem ist keine Rede, Rudi! Mein Mann thut das gewiß nicht. Wir sind, Gott Lob! durch den Bau jetzt auch erleichtert. Rudi! ich will mit dir zu deiner Mutter gehen, wenn es so schlimm ist.

Sie füllt dem Rudeli seinen Sack mit dürrem Obst — sagt ihm noch einmal: du Lieber! nimm doch niemand nichts mehr; und geht dann mit dem Rudi zu seiner Mutter. Und als er unter einem Nußbaum Laub zusammen las, die Decke ihres Bettes besser zu füllen, half ihm Gertrud Laub aufsammeln, und dann eilte sie zu ihr hin. Gertrud grüßte die Kranke, nahm ihre Hand und weinte. Du weinest, Gertrud! sagte die Großmutter; wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?

Gertrud. Ach! was verzeihen. Katherine! Eure Noth geht mir zu Herzen, und noch mehr deine Güte und deine Sorgfalt. Gott wird deine Treue und deine Sorgfalt gewiß noch an den Deinen segnen, du Gute!

Catherine. Hast du uns verziehen, Gertrud?

Digitized by Google

Gertrud. Schweig doch hievon, Katherine! Ich wollte, ich könnte dich in etwas in deiner Krankheit erleichtern.

Katherine. Du bist gut, Gertrud! Ich danke dir; aber Gott wird bald helfen — Rudeli! hast du sie um Verzeihung gebeten? Hat sie dir's verziehen?

Rudeli. Ja, Großmutter! sieh doch, wie gut sie ist. (Er zeigt ihr den Sack voll dürr Obst.)

Wie ich schlummere, sagte die Großmutter. Hast du sie auch recht um Verzeihung gebeten?

Rudeli. Ja, Großmutter! Es war mir gewiß Ernst.

Katherine. Es übernimmt mich ein Schlummer, und es dunkelt vor meinen Augen. — Ich muß eilen, Gertrud, sagte sie leise und gebrochen. — Ich wollte dich noch etwas bitten; aber darf ich? Dieses unglückliche Kind hat dir gestohlen — darf ich dich noch bitten, Gertrud — wenn ich — — todt sein — — — diesen armen — — verlasse = = nen Kindern — — sie sind so verlassen — — Sie streckt die Hand aus — (die Augen sind schon zu) darf ich — — hoffen — — folgt ihr — — — Rud — — — Sie verschied, ohne ausreden zu können.

Der Rudi glaubte, sie sei nur entschlafen, und sagte den Kindern: rede keins kein Wort, sie schläft; wenn sie sich auch wieder erholte! Gertrud aber vermuthete, daß es der Tod sei, und sagte es dem Rudi. Wie jetzt dieser und wie alle Kleinen die Hände zusammenschlugen und trostlos waren, das kann ich nicht beschreiben — Leser! — Laß mich schweigen und weinen; denn es geht mir ans Herz — wie die Menschheit im Staube der Erden zur Unsterblichkeit reifet, und wie sie im Prunk und Tand der Erden unreif verwelket.

Wäge doch, Menschheit! wäge doch den Werth des Lebens auf dem Todbette des Menschen — — und du, der du den Armen verachtest, bemitleidest und nicht kennst — sage mir, ob der also sterben kann, der unglücklich gelebt hat? Aber ich schweige, ich will euch nicht lehren, Menschen! Ich hätte nur dies gern, daß ihr selber die Augen aufthätet, und selbst umsähet, wo Glück und Unglück, Segen und Unsegen in der Welt ist.

Gertrud tröstete den armen Rudi, und sagte ihm noch den letzten Wunsch der edlen Mutter, den er in seinem Jammer nicht gehört hatte. Der Rudi nimmt treuherzig ihre Hand — Wie mich die liebe Mutter reuet! wie sie so gut war! — Gertrud! gelt, du willst auch an ihre Bitte denken?

Gertrud. Ich müßte ein Herz haben wie Stein, wenn ich's vergessen könnte. Ich will an deinen Kindern thun, was ich kann.

Rudi. Ach! Gott wird dir's vergelten, was du an uns thun wirst.

Gertrud kehrte sich gegen das Fenster, wischt ihre Thränen vom Angesicht, hebt ihre Augen gen Himmel, seufzet, nimmt dann den Rudeli und seine Geschwister, eins nach dem andern, mit warmen Thränen, besorgt die Todte zu Grabe, und geht erst, nachdem sie alles, was nöthig war, gethan hatte, wieder in ihre Hütte.

Digitized by Google

35. Der Krieg. *

In den ersten Tagen des Mai führte ein Vater seine Kinder, Alwin und Theodor, in das Freie hinaus. Der Weg gieng eine lange Allee hinab, an deren Ende ein öffentlicher Garten lag. In seinen weit geöffneten Thüren sahen sie schon von fern ein buntes Gewühl von Menschen, welche aus- und eingiengen, und eine lustige, aus dem Innern schallende Musik lud die Spazierenden ein, an den Vergnügungen des Gartens Theil zu nehmen.

Es war ein Sonntag, und eine Menge vergnügter Menschen vergaß hier die Arbeiten und Mühen der vergangenen Tage. Viele spazierten müßig in den breiten Gängen auf und ab und genossen den lauen Abend, der aus dem frischen Laube und den Blüthen der Bäume süße Düfte hervorlockte. Männer wandelten mit Weibern; und vor ihnen hüpften ihre Kinder oder tummelten sich in fröhlicher Verwirrung auf den Grasplätzen umher. Alle schienen von einem Geiste friedlicher Eintracht und ruhigen Genießens beseelt. Die fröhlichen Töne, die sie umzogen, die heitern Strahlen der Abendsonne und die anmuthigen Düfte, die aus tausend Blumen emporstiegen, schienen alle Gemüther erheitert und in ein süßes Vergessen ihrer Sorgen gewiegt zu haben.

Allmählig verlor sich die größere Menge und die laute Musik verstummte. Da erscholl aus einem Gebüsche zur Seite eine anmuthige Doppelpfeife, die von Zeit zu Zeit durch einen einfachen und rührenden Gesang unterbrochen wurde. Die meisten von denen, die noch in dem Garten zurückgeblieben waren, eilten jetzt neugierig nach jener Gegend hin, und Alwin und Theodor waren nicht unter den letzten. Sie fanden auf einem Rasenplatze einen Knaben sitzen, welcher zwei kleine Pfeifen blies und zur Abwechslung dazwischen sang.

Das Lied, welches er sang, war ein Lob des Friedens. Er wiederholte es mehreremale; aber immer, wann er gegen das Ende kam, wurde seine Stimme dumpfer und dumpfer, bis sie endlich bei den letzten Worten ganz zu erlöschen schien.

Wer einmal gekommen war, blieb stehen und hörte. Der Knabe schien über zwölf Jahre alt zu sein. Seine heitere Bildung gefiel jedermann, wie er denn auch die Umstehenden unbefangen und unschuldig mit seinen großen blauen Augen ansah. Neben ihm lag ein grauer Hund, den er von Zeit zu Zeit liebkosete. Sein Anzug war ärmlich, aber rein, und seine Bewegungen hatten eine gewisse natürliche Anmuth, die jedermann wohlgefiel. Man wollte wissen, wer er sei, woher er komme und wem er angehöre.

„Ich komme weit her, vom Rhein," antwortete er, „wo meine arme Mutter wohnt. Ich ziehe umher, um etwas zu verdienen."

* Friedrich Jacobs.

Digitized by Google

Diese Worte erregten die Neugier der Umstehenden noch mehr. Man verlangte seine Geschichte zu hören. Er schwieg einige Augenblicke; dann legte er seine Flöte bei Seite, drückte den Hund fester an sich und erzählte mit gefalteten Händen folgendermaßen:

„Ich komme aus der Pfalz, wo mein armer Vater Landwirthschaft trieb. Wir hatten ein feines Haus, nicht weit vom Flusse, und einen Garten dabei, auch einen kleinen Weinberg dicht am Wasser. Wir hatten Pferde und Kühe und alles was wir wünschten. Oft sagte mein Vater: „Unsere Nachbarn sind zwar reicher, aber gewiß nicht vergnügter als wir: denn wir sind zufrieden mit dem was uns Gott beschert, und begehren nicht mehr als wir haben."

Das war vor dem Kriege, da gieng alles gut. Als aber die Kriegsunruhen anfiengen, fiengen auch meiner Eltern Sorgen an. Wir hörten oft von bösen Thaten, die verübt worden wären, und daß man niemanden schone, weder Alt noch Jung. Auch kamen viele Flüchtlinge vom andern Ufer bei uns durch, mit wenigen Habseligkeiten. Die erzählten schauderhafte Dinge und machten uns sehr bange. Oft sahen wir auch schreckliche Feuerzeichen von brennenden Dörfern am Himmel. Wir giengen mit Furcht zu Bette und standen mit Sorgen auf, denn alles Unglück, das wir sahen und hörten, drohte uns ebenfalls.

Endlich fieng die Noth auch in unserer Gegend an. Es kamen oft Soldaten zu uns, bald Freunde, bald Feinde. Aber sie waren alle gleich und verlangten immer dies und das. Sie sagten zwar, der Krieg würde für uns geführt, damit es uns wohl gienge. Aber dabei nahmen sie uns alles was wir hatten; und wann wir ihnen alles gegeben hatten, wußten sie es uns doch keinen Dank.

Eines Tages hörten wir ein gewaltiges Kanonenfeuer, und gegen Abend hieß es, der Feind sei geschlagen und ziehe sich mit großer Eile im Thale herab. Mit tödtlicher Angst sahen wir der Ankunft des fliehenden Feindes entgegen. Mein Vater gieng nicht zu Bette, sondern verwahrte das Haus und erwartete den Erfolg.

Früh, vor Tagesanbruch, als ich noch schlief, wurde mit großem Ungestüm an das Haus geschlagen. Ich fuhr erschrocken auf und sah durch's Fenster einen Trupp Reiter, welche Anstalten machten, die Thüre aufzusprengen. Da öffnete ihnen mein Vater gutwillig (denn es waren ihrer zu viele, um sie abzuhalten) und fragte sie recht höflich, was ihr Begehren sei. Da verlangten sie Geld, aber viel und schnell; und einige zogen die Säbel, andere spannten die Pistolen gegen ihn und drohten, ihn zu ermorden, wenn er sich einen Augenblick bedächte.

Ich war unterdeß hinausgelaufen und bat meinen Vater, ihnen doch alles zu geben. Da schwang einer von den wilden Reitern, lachend, seinen Säbel über mich, um mich in Furcht zu setzen; aber ein anderer, der vom Pferde gestiegen war, faßte

Digitized by Google

mich freundlich beim Kinne und streichelte mir die Backen und sagte mir, ich sollte mich nicht fürchten. „Ich fürchte mich nicht," antwortete ich, „aber um Gottes willen thut nur dem Vater nichts!"

Mein Vater war in das Haus gegangen, um Geld zu holen. Während der Zeit behielten sie mich und die Mutter in Verhaft. Einige stießen schreckliche Worte aus und drohten uns mitzunehmen oder um's Leben zu bringen. Nun brachte mein Vater eine Summe Geldes, ich weiß nicht, wie viel, und gab es ihnen. Aber sie waren nicht zufrieden, sondern fluchten entsetzlich, und einige stiegen schon ab, um selbst zu suchen. Auf einmal hörte man einige Kanonenschüsse in der Nähe. Da erschraken sie, stiegen hastig wieder auf und jagten mit ihrer Beute davon.

Als sie weg waren, dankten wir alle Gott, daß nichts Schlimmeres geschehen war; aber mein Vater war still und meine Mutter weinte. Sie hat mir nachher gesagt, das Unglück habe ihr geahnet, das uns bevorstand. Viele Reiter und Fußgänger eilten den ganzen Tag über vorbei, aber keiner hielt sich auf, bis gegen Abend drei Reiter auf unsern Hof kamen und mit Ungestüm Geld verlangten. Mein Vater eilte hinaus, um ihnen zu sagen, daß er nichts mehr habe, und hielt uns zurück, ihm zu folgen. Wir horchten aber an der Thür und hörten einen schrecklichen Wortwechsel. Da liefen wir hinaus, als der Lärm zu arg wurde, um meinem armen Vater zu Hülfe zu kommen. In dem Augenblick schwang ein Reiter den Säbel über ihn und nannte ihn einen Hund, und ein anderer drückte sein Gewehr gegen ihn ab; und wir sahen meinen Vater in seinem Blute fallen."

Der Knabe hielt bei diesen Worten inne; Thränen rollten über seine Wangen, und alle Umstehenden waren gerührt.

„Als meine Mutter das große Unglück sah," fuhr er nach einem kurzen Stillschweigen fort, „warf sie sich über meinen armen Vater her und schrie und weinte, bis ihr die Stimme verging. Da glaubte ich, sie sei auch todt, und setzte mich neben sie und wollte auch sterben. Die Reiter waren indessen in das Haus gegangen und rafften zusammen, was sie fanden. Dann ritten sie eilends davon, als es schon ganz dunkel war, und kümmerten sich nicht weiter um uns. Ich wußte nicht, was ich thun sollte; bald wollte ich in die Nachbarschaft laufen und Hülfe suchen. Aber ich war in einer so großen Angst, daß ich nicht fort konnte. Ich konnte nur rufen und schreien, und das hörte niemand: denn unser Haus lag einzeln. Endlich kam es mir vor, als ob meine Mutter wieder Athem holte. Ich rief sie mit lauter Stimme und sie schlug die Augen auf und fragte, wo sie wäre. Ich konnte vor Freuden nicht antworten und auch vor Traurigkeit nicht: denn die Thränen erstickten meine Worte. Aber, ach, in dem Augenblicke schlug die Flamme aus dem Dache unseres Hauses empor. Meine Mutter raffte sich auf und wollte in das brennende Haus hinein; aber ich hielt sie fest und ließ

sie nicht los: denn sie wäre gewiß in den Flammen umgekommen. Das Haus stand mit einemmale in vollen Flammen. Es kamen einige Leute herbei, um zu helfen; aber alle Hülfe war umsonst: das Haus brannte nieder, und wir hatten nichts gerettet, als was wir an uns trugen. Nun versammelten sich viele Leute um uns und beklagten unser Unglück. Und jeder erzählte etwas, das ihm begegnet war, der eine dies, der andere das: denn es war niemand verschont geblieben. Aber umgekommen war doch niemand, als mein armer Vater.

Als der Morgen anbrach, war meine Mutter sehr krank, denn wir waren die ganze Nacht unter freiem Himmel gewesen; und doch wußten wir nicht, wo wir uns hinwenden sollten. Meine Mutter saß immer neben meinem todten Vater und hielt mich fest auf ihrem Schooße, damit sie mich nicht auch verlöre, sagte sie. Da kam eine arme Wittwe aus der Nachbarschaft, der mein Vater in bessern Zeiten einiges Gute gethan hatte. Die bat meine Mutter, aufzustehen und mit in ihre Hütte zu gehen. Sie wollte alles mit uns theilen, sagte sie, was sie in ihrer Armuth hätte.

Den andern Tag begruben sie meinen Vater, und der Pfarrer predigte an dem Grabe und sagte, mein Vater wäre nun im Himmel: denn er hätte Gott gefürchtet und geliebt. Und das ist auch gewiß wahr: denn mein Vater war fromm und that allen Menschen Gutes. Da alle weg waren, blieb ich allein auf dem Gottesacker und setzte mich auf das Grab und weinte und rief meinen Vater mit Namen; und dann betete ich und nahm mir vor, auch so gut zu werden wie er. So saß ich lange auf dem Grabe und konnte nicht weg. Der Hund lag neben mir und sah mich traurig an; und da mußte ich noch mehr weinen, wann ich dachte, wie lieb mein Vater das treue Thier gehabt hatte."

Bei diesen Worten legte der Knabe sein Gesicht auf den Kopf des Hundes und drückte ihn fest dagegen; dann fuhr er fort:

„Meine Mutter war nun lange krank, und wir lebten sehr kärglich. Unsere gute Wirthin hatte nur wenig, und meine Mutter konnte nichts verdienen. Da ich nun sah, daß sie immer betrübt war und sich härmte, weil wir der armen Frau zur Last fielen, sagte ich eines Tages zu ihr: „Liebe Mutter, ihr seid so traurig, daß wir nichts haben und nichts verdienen können. Aber seid nur getrost! Kann ich nicht die Doppelpfeife spielen und allerlei Lieder singen? Ich will mich auf die Reise begeben und Musik machen, wie der blinde Nepomuck, der sonst immer mit seinem Enkel hieher kam; so seid ihr eine Sorge los, und ich denke etwas zu verdienen. Dann komme ich wieder zurück und bringe euch mit was ich erworben habe." — Meine Mutter antwortete nichts; ich aber schickte mich zur Reise an, bat meine Wirthin um etwas Brod, rief den Hund und wollte hinaus. Da meine Mutter nun sah, daß es mein Ernst war, wollte sie mich nicht fortlassen, sondern schalt mich und stritt und

Digitized by Google

bat. Da war gerade ein alter Nachbar zugegen, dem die Soldaten auch alles genommen hatten; der sagte: „Laßt ihn ziehen, Mutter! Es hat wohl mancher brave Mann so angefangen; Gott wird ihn behüten!“ Und da ich auf meinem Vorhaben bestand, sagte sie endlich unter vielen Thränen: „Nun so gehe in Gottes Namen! Ich will für dich beten, daß dir kein Unglück begegne, und daß du gut bleibest.“

Da gab ich ihr die Hand und gieng fort; und nun sind es zwei Monate, daß ich herumziehe und Musik mache, und noch ist mir nichts Uebels begegnet. Ich habe mir schon einiges gespart, und wann es noch mehr ist, kehre ich wieder nach Hause zurück und erfreue meine arme Mutter, die wohl manche Sorge um mich haben mag.“

Mit diesen Worten endigte der Knabe seine Geschichte und zog ein kleines Beutelchen heraus, das er mit Wohlgefallen wog und zwischen beide Hände drückte. Alle Umstehenden zeigten sich freigebig und liebkoseten den Knaben und lobten ihn. Da trat unter der Menge ein ältlicher Mann hervor, der ein ansehnliches Vermögen besaß und seine Kinder verloren hatte. Der faßte den Knaben bei der Hand und sagte: „Willst du mit mir kommen?“ — Der Knabe sah ihn mit großen Augen an und sagte: „Ich will euch so viele Lieder spielen, als ich weiß.“ — Der Mann lächelte und gieng mit dem Knaben weg. Bald darauf erfuhr man, daß er ihn an Kindesstatt angenommen hatte und für seine Mutter Sorge trug.

---

36. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen. *

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schaute mit dem Blick einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel, und hinab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt niemand so freuden- und schlaflos war wie er. Denn sein Grab stand nahe bei ihm; es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend bedeckt, und er brachte aus dem ganzen, reichen Leben nichts mit, als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll ziſchelnder Schlangen und finsterer, schwüler Dämpfe. Ach, die

* Nr. 36 und 37 von Jean Paul (Fr. Richter).

Digitized by Google

Schlangen hiengen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gib mir die Jugend wieder, o Vater! stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle! Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen; und er sagte: es sind meine thörichten Tage! — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Fallen schimmern und auf der Erde zerrinnen. „Das bin ich!" sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter. Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an.

Mitten in dem Kampfe floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser, als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: O, ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte! — Ach, ich könnte glücklich sein, ihr theuern Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte! Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge. Er konnte es nicht mehr sehen; er verhüllte das Auge; tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: Komm nur wieder, Jugend, komm wieder!

Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren, und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die ins reiche Land der Ernte leitet.

Kehre mit ihm um, junger Leser, wenn du auf seinem Irrwege stehst! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: Komm wieder, schöne Jugend, — so würde sie nicht wiederkommen.

37. Der doppelte Schwur der Besserung.

Heinrich war ein fünfzehnjähriger Jüngling, das heißt, voll guter Vorsätze, die er selten hielt, und voll Fehler, die er täglich bereuete; er hatte seinen Vater und seinen Lehrer innig

Digitized by Google

lieb, aber seine Vergnügungen oft stärker; er wollte gern das Leben für beide aufopfern, aber nicht seinen Willen, und seine aufbrennende Seele entriß denen, die er liebte, nicht mehr Thränen als ihm selber. So irrte schmerzlich sein Leben zwischen Bereuen und Sündigen umher, und zuletzt nahm sein langer Wechsel zwischen guten Entschlüssen und verderblichen Fehltritten seinen Freunden und sogar ihm die Hoffnung der Besserung.

Jetzt kam dem Grafen, seinem Vater, die Sorge nicht mehr aus dem zu oft verwundeten Herzen, daß Heinrich auf der Akademie und auf Reisen, wo die Irrwege des Lasters immer blumiger und abschüssiger werden, und wohin keine zurückziehende Hand, keine zurückrufende Stimme des Vaters mehr reicht, von Schwäche zu Schwäche sinken, und endlich mit einer besudelten, entnervten Seele wiederkehren werde, die ihre reinen Schönheiten und alles verloren, sogar den Wiederschein der Tugend, die Reue.

Der Graf war zärtlich, sanft und fromm, aber kränklich und zu weich. Die Gruft seiner Gemahlin stand gleichsam unter dem Fußboden seines Lebens, und unterhöhlte jedes Beet, wo er Blumen suchte. Jetzt wurde er an seinem Geburtstage, und vielleicht durch diesen, krank; so wenig ertrug die gelähmte Brust einen Tag, wo das Herz stärker an sie schlug. Da er von Ohnmacht in Ohnmacht sank, so gieng der gequälte Sohn in das englische Wäldchen, worin das Grabmal seiner Mutter und das leere war, das sein Vater sich in der Leichenklage hatte bauen lassen, und hier gelobte Heinrich dem mütterlichen Geiste den Krieg mit seinem Jähzorn und mit seinem Heißhunger nach Freuden an. Der Geburtstag des Vaters rief ihm ja zu: die dünne Erde, die deinen Vater hält, und ihn vom Staube deiner Mutter absondert, wird bald einbrechen, vielleicht in wenigen Tagen, und dann stirbt er bekümmert und ohne Hoffnung, und er kommt zu deiner Mutter und kann ihr nicht sagen, daß du besser bist. O da weinte er heftig; aber, unglücklicher Heinrich, was hilft deine Rührung und dein Weinen ohne dein Bessern?

Nach einigen Tagen erhob sich der Vater wieder, und drückte im kränklichen Uebermaße von Rührung und Hoffnung den reuigen Jüngling an die fieberhafte Brust. Heinrich berauschte sich in der Freude über die Genesung und über den Kuß — er wurde froher und wilder — er trank — er verwilderte mehr — sein Lehrer, der die sieche Weichheit des Vaters durch kraftvolle Strenge gut zu machen suchte, bestritt das Aufschwellen des Freudentaumels. — Heinrich wurde glühend den Geboten ungehorsam, die er für keine weichen, väterlichen hielt — und da der Lehrer fest, stark und nothwendig wiederholte, verletzte Heinrich im Taumel das Herz und die Ehre des strengen Freundes zu tief — und da flog auf das so oft getroffene kranke Herz des hoffenden Vaters der Aufruhr gegen den Lehrer, wie ein giftiger Pfeil, und der Vater unterlag der Wunde und sank auf das Krankenbette zurück.

Digitized by Google

Ich will euch, liebe Kinder, weder Heinrich's Gram noch Schuld abmalen; aber schließet in das strenge Urtheil, das ihr über seine sprechen müsset, auch jede ein, die ihr vielleicht auf euch geladen; ach, welches Kind kann an das Sterbebette seiner Eltern treten, ohne daß es sagen muß: Wenn ich ihrem Leben auch keine Jahre nahm, o, so kost' ich ihnen doch Wochen und Tage! Ach die Schmerzen, die ich jetzt lindern will, hab' ich vielleicht selber gegeben oder verstärkt, und das liebe Auge, das so gern noch eine Stunde lang ins Leben blicken wollte, drücken ja bloß meine Fehler früher zu! — Aber der wahnsinnige Sterbliche begehrt seine Sünden so kühn, bloß weil sich ihm ihre mörderischen Folgen verhüllen; er kettet die in seine Brust eingesperrten reißenden Thiere los, und läßt sie in der Nacht unter die Menschen dringen; aber er sieht es nicht, wie viele Unschuldige das losgebundene Unthier ergreift und erwürgt.

Leichtsinnig wirft der wilde Mensch die glimmenden Kohlen seiner Sünden umher, und erst, wenn er im Grabe liegt, brennen hinter ihm die Hütten auf seinen eingelegten Funken, und die Rauchsäule zieht als eine Schandsäule auf sein Grab, und steht ewig darauf.

Heinrich konnte, sobald die Hoffnung der Genesung verschwand, die zerfallende Gestalt des guten Vaters vor Qualen nicht mehr anschauen; er hielt sich bloß im nächsten Zimmer auf und kniete, während Ohnmachten mit dem väterlichen Leben spielten, wie ein Missethäter still und mit verbundenen Augen vor der Zukunft und vor dem zerschmetternden Schrei: er ist todt!

Endlich mußte er vor den Kranken kommen, um Abschied zu nehmen und die Vergebung zu empfangen; aber der Vater gab ihm nur seine Liebe, aber nicht sein Vertrauen wieder, und sagte: ändere dich, Sohn, aber versprich es nicht.

Heinrich lag niedergedrückt von Scham und Trauer im Nebenzimmer, als er, wie erwachend, seinen alten Lehrer, der auch der Lehrer seines Vaters gewesen, diesen einsegnen hörte, als ziehe schon die längste Nacht um das kalte Leben. „Schlummere süß hinüber," sagt er, „du tugendhafter Mensch, du treuer Schüler! Alle guten Vorsätze, die du mir gehalten, alle deine Siege über dich und alle deine schönen Thaten müssen jetzt wie hellrothe Abendwolken durch die Dämmerung deines Sterbens ziehen! Hoffe noch in deiner letzten Stunde auf deinen unglücklichen Heinrich, und lächle, wenn du mich hörst, und wenn in deinem brechenden Herzen noch eine Entzückung ist."

Der Kranke konnte sich unter dem schweren über ihn gewälzten Eise der Ohnmacht nicht ermannen; die gebrochenen Sinne hielten die Stimme des Lehrers für die Stimme des Sohnes, und er stammelte: Heinrich, ich sehe dich nicht, aber ich höre dich; lege deine Hand auf mich und schwöre es, daß du besser wirst. Er stürzte herein zum Schwur; aber der Lehrer winkte ihm, und legte seine Hand auf das erkaltende Herz und sagte leise: ich schwöre in Ihrem Namen.

Digitized by Google

Aber plötzlich fühlte er das Herz gestorben und ausruhend von der langen Bewegung des Lebens. „Flieh, Unglücklicher," sagte er, „er ist ohne Hoffnung gestorben."

Heinrich floh aus dem Schlosse. O, wie hätte er eine Trauer schauen oder theilen dürfen, die er selber über die väterlichen Freunde gebracht? Er ließ seinem Lehrer bloß das Versprechen und die Zeit der Wiederkehr zurück. Schwankend und laut weinend kam er ins englische Wäldchen, und sah die weißen Grabmäler wie bleiche Skelette die grüne Umlaubung durchschneiden. Aber er hatte nicht den Muth, die leere, künftige Schlummerstätte des Vaters zu berühren; er lehnte sich bloß an die zweite Pyramide, die ein Herz bedeckte, das nicht durch seine Schuld gestorben war, das mütterliche, das schon lange stille stand im Staube der zerfallenden Brust. Er durfte nicht weinen und nicht geloben; schweigend, gebückt und schwer trug er den Schmerz weiter. Ueberall begegneten ihm Erinnerungen des Verlustes und der Schuld — jedes Kind war eine, das dem Vater mit der hoch einhergetragenen Aehrenlese entgegenlief — jedes Geläute kam aus einer Todtenglocke — jede Gruft war ein Grab — jeder Zeiger wies, wie auf jener königlichen Uhr,* nur auf die letzte väterliche Stunde.

Heinrich kam an. Aber nach fünf dunkeln Tagen voll Reue und Pein sehnte er sich zum Freunde des Vaters zurück, und schmachtete, ihn durch die Erstlinge seiner Veränderung zu trösten. Der Mensch feiert seinen Geliebten ein schöneres Todtenfest, wenn er fremde Thränen trocknet, als wenn er seine vergießt, und der schönste Blumen- und Cypressenkranz, den wir an theure Grabmäler hängen können, ist ein Fruchtgewinde aus guten Thaten.

Er wollte erst Nachts mit seiner Schamröthe in die Trauerwohnung treten. Als er durch das Wäldchen gieng, stand die weiße Pyramide des väterlichen Grabes schauderhaft zwischen den lebendigen Zweigen, wie im Blau des reinen Himmels die graue Dampfwolke eines zusammengebrannten Dorfes schwimmt. Er lehnte das sinkende Haupt an die harte, kalte Säule, und konnte nur dumpf und sprachlos weinen, und im dunkeln mit Martern angefüllten Herzen war kein Gedanke sichtbar. Hier stand er verlassen; keine sanfte Stimme sagte: weine nicht mehr! — Kein Vaterherz zerschmolz und sagte: du bist genug gestraft. Das Rauschen der Wipfel schien ein Zürnen und die Dunkelheit ein Abgrund. Dieses so Unwiederbringliche im Verluste lagerte sich wie ein Meer weit um ihn, das niemals rückt und niemals fällt.

Endlich erblickte er nach dem Fall einer Thräne einen sanften Stern am Himmel, der mild, wie das Auge eines himm-

* Im château royal zu Versailles war sonst eine Uhr, die, so lange als der König lebte, stand, und auf die Todesstunde des vorigen zeigte, und nur gieng, wenn wieder einer starb. (S. Sander's Reise 1ster Band.) Ein schöneres memento mori als irgend eins!

Digitized by Google

lischen Geistes zwischen die Wipfel hereinblickte; da kam ein weicherer Schmerz in die Brust; er dachte an den Schwur der Besserung, den der Tod zerrissen hatte, und nun sank er langsam auf die Knie und blickte zum Sterne hinauf und sagte: O Vater, Vater! (und die Wehmuth erdrückte lange die Stimme) Hier liegt dein armes Kind an deinem Grabe und schwöret dir. Ja, reiner, frommer Geist, ich werde anders werden; nimm mich wieder an! Ach könntest du ein Zeichen geben, daß du mich gehöret hast.

Es rauschte um ihn; eine langsame Gestalt schlug die Zweige zurück und sagte: ich habe dich gehört und hoffe wieder! Es war sein Vater.

Das Mittelding zwischen Tod und Schlaf, die Schwester des Todes, die Ohnmacht, hatte wie ein gesunder, tiefer Schlummer ihm das Leben wieder beschert, und er war dem Tode wieder entgangen. Guter Vater! und hätte der Tod dich in den Glanz der zweiten Welt getragen, dein Herz hätte nicht froher zittern und süßer überströmen können, als in dieser Auferstehungsminute, wo dein vom schärfsten Schmerze umgeänderter Sohn mit dem bessern an deines sank, und dir die schönste Hoffnung eines Vaters wiederbrachte!

Aber, indem der Vorhang dieser kurzen Scene fällt, so frage ich euch, geliebte junge Leser: habt ihr Eltern, denen ihr die schönste Hoffnung noch nicht gegeben habt? O, dann erinnere ich euch wie ein Gewissen daran, daß einmal ein Tag kommen wird, wo ihr keinen Trost habt, und wo ihr ausruft: ach, sie haben mich am meisten geliebt; aber ich ließ sie ohne Hoffnung sterben, und ich war ihr letzter Schmerz!

Digitized by Google

Zweites Buch.

Historisch.

I.

Natur und Erde.

A.

Gegenden und Landschaften.

38. Teneriffa.*

Auf einer kleinen Ebene gelegen, von Gärten umringt und beherrscht von einem Hügel, welcher mit einem Walde von Lorbeeren, Myrthen und Meerkirschenbäumen bekränzt ist, hat die Hauptstadt von Teneriffa wirklich eine der lachendsten Lagen. Man würde sich irren, wenn man nach der Erzählung einiger Reisenden glaubte, sie liege an dem Ufer eines Sees. Die Regenwasser bilden von Zeit zu Zeit einen ausgedehnten Sumpf; und der Geologe, der überall mehr den vergangenen als den gegenwärtigen Zustand der Natur erblickt, kann keinen Zweifel hegen, daß nicht jene Ebene ein großes ausgetrocknetes Bassin sei. Die Stadt ist von einer großen Anzahl Windmühlen umgeben, welche den Anbau des Getraides in diesen höhern Gegenden verkündigen. Eine Menge Capellen, welche die Spanier Ermitas nennen, umkränzen die Stadt Laguna. Beschattet von immer grünen Bäumen und auf kleine Erhöhungen gebaut, verstärken die Capellen hier wie überall, die pittoreske Wirkung der Landschaft. Das Innere der Stadt entspricht nicht ihrem Aeußern. Die Häuser sind von einer festen, aber sehr alten Bauart, und die Straßen erscheinen verödet. Ein Botaniker darf sich über das Alter der Gebäude nicht beklagen. Die Dächer und die Mauern sind mit Sempervivum Canariense und mit jener schönen Trichomanes bedeckt, von welcher alle Reisende gesprochen haben: häufige Nebel ernähren diese Pflanze.

Teneriffa, gleichsam am Eingang der Tropen gelegen, nimmt, obgleich nur um einige Schiffs-Tagreisen von Spanien entfernt,

* Nr. 38 und 39 von A. v. Humboldt.

Digitized by Google

an den Schönheiten Theil, welche die Natur in den Aequinoctial-Ländern verschwendet hat. Die Vegetation entwickelt hier schon einige ihrer schönsten und imposantesten Formen, jene der Bananen und Palmen. Der für die Schönheiten der Natur empfängliche Mensch findet auf dieser herrlichen Insel noch mächtigere Hülfsmittel als das Klima. Kein Aufenthalt scheint mir geeigneter die Schwermuth zu verscheuchen, und einem schmerzhaft ergriffenen Gemüth seinen Frieden wieder zu geben, als der von Teneriffa. Diese Vortheile sind nicht bloß die Wirkung der schönen Lage und der Reinheit der Luft; man verdankt sie noch besonders der Abwesenheit der Sclaverei, deren Anblick in beiden Indien und überall so empörend ist, wo die europäischen Colonisten das hingebracht haben, was sie ihre Aufklärung und ihre Industrie nennen.

Die Nachbarschaft des Meers macht Laguna im Winter gemäßigter, als es nach seiner Erhöhung über die Oberfläche des Oceans sein sollte. Ich war fast erstaunt zu hören, daß mitten in dieser Stadt in einem Garten Brodfruchtbäume (Artocarpus incisa) und Zimmtbäume (Laurus cinnamomum) gepflanzt würden. Der Anbau des Kaffeebaums gelang nicht auf gleiche Art. Es ist wahrscheinlich, daß einige locale Umstände, vielleicht die Beschaffenheit des Bodens und der Winde, welche während des Blühens wehen, die Ursache dieser Erscheinung sind.

Um von der Stadt Laguna an die westliche Küste von Teneriffa zu gelangen, durchwandert man zuerst eine bergige, mit einem schwarzen und thonigen Erdreich bedeckte Gegend, worin man hie und da kleine Krystalle von Augit antrifft. Das Wasser löst diese Krystalle wahrscheinlich von dem benachbarten Felsen los, wie zu Frascati bei Rom.

Wenn man in dem Thal von Tacoronte hinabsteigt, kommt man in jenes herrliche Land, von welchem die Reisenden aller Nationen mit so vielem Enthusiasmus gesprochen haben. Ich habe unter der heißen Zone Gegenden gefunden, wo die Natur noch majestätischer und reicher in der Entwicklung organisirter Formen ist; aber nachdem ich die Ufer des Orinoco, die Cordilleren von Peru und die schönen Thäler von Merico durchwandert habe, bekenne ich, nirgends ein mannichfaltigeres, anziehenderes und in der Vertheilung der Massen von Grün und Felsen harmonischeres Gemälde gesehen zu haben.

Die Küste der See ist mit Dattel- und Cocosbäumen geschmückt. Höher oben contrastiren Gruppen von Musa mit Drachenbäumen, deren Stamm man mit Recht dem Körper einer Schlange verglichen hat. Die Abhänge sind mit Reben bepflanzt, welche ihre Ranken an hohen Geländern ausbreiten. Orangenbäume, mit Blumen beladen, Myrthen und Cypressen umgeben die Capellen, welche die Frömmigkeit auf einzeln stehenden Hügeln errichtet hat. Ueberall sind die Grundstücke durch Hecken von Agava und Cactus von einander geschieden. Eine unzählige Menge von kryptogamischen Pflanzen, besonders von Farrenkräutern,

Digitized by Google

bedecken die durch kleine Quellen eines klaren Wassers befeuchteten Mauern. Im Winter, während der Vulcan mit Schnee und Eis bedeckt ist, genießt man in dieser Gegend eines beständigen Frühlings. Im Sommer verbreiten die Seewinde am Abend eine sanfte Kühlung. Die Bevölkerung dieser Küste ist sehr bedeutend, und scheint es noch mehr zu sein, weil die Häuser und Gärten von einander entfernt sind, wodurch die Schönheit der Gegend noch vermehrt wird. Unglücklicher Weise entspricht der Wohlstand der Einwohner weder den Anstrengungen ihres Fleißes, noch den Vortheilen, womit die Natur diese Gegend überhäuft zu haben scheint. Diejenigen, welche das Feld bebauen, sind im Allgemeinen nicht die Eigenthümer: die Frucht ihrer Arbeit gehört dem Adel, und die nämlichen Feudalrechte, welche so lange das Elend über ganz Europa verbreiteten, hindern noch das Glück des Volkes auf den canarischen Inseln.

Von Tegueste und Tacoronte bis in das Dorf San Juan de la Rambla durch seinen vortrefflichen Malvasier berühmt, ist die Küste wie ein Garten bebaut. Ich würde sie mit den Gegenden von Capua oder von Valencia vergleichen, wenn der westliche Theil von Teneriffa nicht wegen der Nähe des Pics, der bei jedem Schritt neue Gesichtspunkte darbietet, unendlich schöner wäre.

Der Anblick dieses Berges interessirt nicht bloß durch seine interessante Masse; er beschäftigt die Seele lebhaft, indem er sie an die geheimnißvolle Quelle des vulcanischen Feuers zurückführt. Seit Tausenden von Jahren wurde keine Flamme, keine Erhellung auf dem Gipfel des Piton wahrgenommen, und doch beweisen ungeheure Seiten-Ausbrüche, wovon der letzte im Jahr 1798 statt fand, die Thätigkeit des Feuers, welches noch fern ist zu erlöschen. Es liegt überdies etwas Niederschlagendes in dem Anblick eines Kraters, der in der Mitte eines fruchtbaren und wohlbebauten Landes liegt. Die Geschichte der Erde lehrt uns, daß die Vulcane zerstören, was sie in dem langen Zeitraum von Jahrhunderten hervorgebracht haben. Inseln, welche das unter dem Meer thätige Feuer über die Fluthen emporhob, schmücken sich nach und nach mit einem üppigen und lachenden Grün; aber oft werden diese neuen Länder durch die Gewalt der nämlichen Kräfte zerstört, welche den Grund des Oceans emporgehoben haben. Vielleicht waren manche der kleinen Inseln, die gegenwärtig nichts als einen Haufen von Schlacken und vulcanischen Aschen darbieten, ehemals eben so fruchtbar, als die Abhänge von Tacoronte. Glücklich das Land, wo der Mensch dem Boden nicht mißtrauen darf, den er bewohnt! —

Die Reise auf die Spitze des Vulcans von Teneriffa ist nicht nur wegen der großen Anzahl von Erscheinungen interessant, welche sich unsern wissenschaftlichen Forschungen darbieten; sie ist es noch mehr durch die malerischen Schönheiten, die sich denen darbieten, welche die Majestät der Natur lebhaft empfinden. Es ist ein schwieriges Bestreben, diese Empfindungen zu malen, sie

Digitized by Google

wirken um so stärker auf uns, als sie etwas gewisses Unbestimmtes haben, welches durch die Unermeßlichkeit des Raums, wie durch die Größe, Neuheit und Mannichfaltigkeit der Gegenstände, in deren Mitte wir uns versetzt finden, hervorgebracht wird. Wenn ein Reisender die höchsten Gipfel unsers Erdballs, die Kataraften großer Ströme, die gewundenen Thäler der Anden beschreiben soll; so läuft er Gefahr, seine Leser durch den einförmigen Ausdruck seiner Bewunderung zu ermüden. Es scheint mir angemessener, den besondern Charakter anzugeben, der jede Zone unterscheidet. Man unterrichtet um so mehr über die Physiognomie einer Landschaft, je mehr man sich bemüht, die individuellen Züge zu zeichnen, sie untereinander zu vergleichen, und durch diese Art von Analyse die Quellen der Genüsse zu entdecken, welche uns das große Gemälde der Natur darbietet.

Die Erfahrung hat die Reisenden belehrt, daß die Spitzen sehr hoher Berge selten eine so schöne Aussicht, so mannichfaltige malerische Wirkungen darbieten, als die Bergspitzen, deren Höhe die des Vesuvs, des Rigi und des Puy-de-Dôme nicht übersteigt. Kolossale Berge, wie der Chimborazo, der Antisana, oder der Mont-Rosa haben eine so bedeutende Masse, daß die Ebenen, welche mit einer reichen Vegetation bedeckt sind, nur in einer großen Entfernung gesehen werden, und daß ein bläulicher Duft gleichförmig über die Landschaft verbreitet ist. Der Pic von Teneriffa vereinigt durch seine schlanke Gestalt und durch seine locale Lage die Vortheile, welche weniger hohe Bergspitzen haben, mit denen, welche von einer sehr großen Höhe entspringen. Nicht nur entdeckt man an seinem Gipfel einen ungeheuren Horizont von Meer, der sich über die höchsten Berge der benachbarten Inseln erhebt, sondern man sieht auch die Wälder von Teneriffa und den bewohnten Theil der Küsten in derjenigen Nähe, welche geeignet ist, die schönsten Contraste von Form und von Farbe hervorzubringen. Man könnte sagen, der Vulcan erdrücke mit seiner Masse die kleine Insel, welche ihm zur Grundlage dient; er schwingt sich auf dem Schooß der Gewässer zu einer Höhe, die dreimal größer ist, als die, in welcher im Sommer die Wolken schweben. Wenn sein Krater, welcher seit Jahrhunderten halb erloschen ist, Feuerbüschel ausströmte, wie der von Stromboli auf den äolischen Inseln, so würde der Pic von Teneriffa, einem Leuchtthurm ähnlich, dem Schiffahrer in einem Umfang von mehr als 260 Meilen zur Richtung dienen.

Als wir auf dem äußern Rande des Kraters saßen, richteten wir unsern Blick nach Nordwest, wo die Küsten mit Dörfern und Weilern geziert sind. Zu unsern Füßen gaben Haufen von Dünsten, die beständig von den Winden getrieben wurden, das mannichfaltigste Schauspiel. Eine gleichförmige Schichte von Wolken, die uns von den niedern Gegenden der Insel trennte, war an mehreren Stellen durch kleine Luftströme durchbrochen worden, welche die von der Sonne erhitzte Erde uns zuschickte. Der Hafen von Orotava, die darin vor Anker liegenden Schiffe,

Digitized by Google

die Gärten und Weinberge, mit denen die Stadt umringt ist, wurden durch eine Oeffnung sichtbar, welche mit jedem Augenblick größer zu werden schien. Von der Höhe dieser einsamen Gegend berührten unsere Blicke eine bewohnte Welt: wir genossen den auffallenden Contrast, den die entblößten Seiten des Pics, seine steilen, mit Schlacken bedeckten Abhänge, seine aller Vegetation beraubten Gegenden machen; wir sahen die Pflanzen nach Zonen geordnet, je nachdem die Wärme der Atmosphäre mit der Höhe der Lage abnimmt. Unter dem Piton fangen Lichenen an, die verschlackten und auf der Oberfläche glänzenden Laven zu bedecken; eine Veilchenart (viola Miranthifolia) erhebt sich auf dem Abhang des Vulcans bis auf 1740 Toisen Höhe; sie steigt nicht nur höher als die andern krautartigen Pflanzen, sondern auch als die Gräser, welche auf den Alpen und auf dem Rücken der Cordilleren unmittelbar die kryptogamischen Pflanzen berühren. Büschel von Retama mit Blumen beladen, zieren die kleinen Thäler, welche die Bergströme gegraben haben, wenn sie in ihrem Abfluß gehemmt und die Wirkungen der Seiten-Ausbrüche verschlossen sind; unter der Retama kommt die Region der Farrenkräuter, bekränzt durch die der baumartigen Haiden. Wälder von Lorbeern, von Rhamnus und von Erdbeerbäumen trennen die Haiden von den mit Reben und Fruchtbäumen bepflanzten Abhängen. Ein reicher Teppich von Grün erstreckt sich von der Ebene der Pfriemen und von der Zone der Alpenpflanzen bis zu den Gruppen von Datteln und Musa, deren Fuß der Ocean zu bespülen scheint.

Die scheinbare Nähe, in welcher man von dem Gipfel des Pics die Dörfer, die Weinberge und die Gärten der Küste sieht, wird durch die außerordentliche Durchsichtigkeit der Atmosphäre vermehrt. Trotz der großen Entfernung unterschieden wir nicht nur die Häuser, das Segelwerk der Schiffe und die Stämme der Bäume, wir sahen auch in sehr lebhaften Farben die reiche Vegetation der Ebenen prangen. Diese Erscheinungen sind nicht bloß die Folge der Höhe der Gegend; sie beweisen besondere Modificationen der Luft in den warmen Klimaten. In allen Zonen erscheint ein Gegenstand, welcher sich an der Oberfläche des Meers befindet, und sein Licht in horizontaler Richtung ausstrahlt, weniger hell, als wenn man ihn von der Spitze eines Berges sieht, wo die Dünste durch Luftschichten von abnehmender Dichtigkeit ankommen. Eben so auffallende Unterschiede werden durch den Einfluß der Klimate hervorgebracht: die Oberfläche eines Sees, oder eines breiten Flusses glänzt weniger, wenn man sie bei gleicher Entfernung von dem Gipfel der hohen Schweizer-Alpen, als wenn man sie von dem hohen Gipfel der Cordilleren von Peru oder von Mexiko sieht. Je reiner und heiterer die Luft ist, desto vollkommener ist die Auflösung der Dünste und desto weniger wird das Licht bei seinem Durchgange geschwächt. Wenn man von der Seite der Südsee auf der Gebirgs-Platte von Quito oder von Antisana ankommt, so ist man die ersten

Tage über die Nähe betreten, in welcher man auf sieben und acht Meilen entfernte Gegenstände zu sehen glaubt. Der Pic von Teyde hat nicht den Vortheil unter den Tropen gelegen zu sein, aber die Trockenheit der Luftsäulen, welche sich beständig über die benachbarten Ebenen Afrika's erheben, und welche die Ostwinde mit Geschwindigkeit herbeiführen, gibt der Atmosphäre der canarischen Inseln eine Durchsichtigkeit, die nicht nur die Luft von Neapel und Sicilien, sondern vielleicht selbst die Reinheit des Himmels von Quito und Peru übertrifft. Diese Durchsichtigkeit kann als eine der Hauptursachen der Schönheit des Landes unter der heißen Zone betrachtet werden; sie hebt den Glanz der Farben der Pflanzen, und trägt zu der magischen Wirkung ihrer Harmonien und Contraste bei. Wenn eine große Masse von Licht, welche um die Gegenstände schwebt, während einem Theil des Tags die äußern Sinne ermüdet, so wird der Bewohner mittäglicher Klimate durch moralische Genüsse entschädigt. Eine helle Klarheit in den Begriffen, eine innere Heiterkeit entspricht der Durchsichtigkeit der umgebenden Luft. Man empfindet diese Eindrücke, ohne daß es nöthig ist, die Grenzen Europa's zu verlassen; ich berufe mich auf die Reisenden, welche die durch die Wunder der Einbildungskraft und Künste berühmten Länder, die glücklichen Klimate von Griechenland und Italien, besucht haben.

Bei unserer Rückkehr von der Wanderung auf die Höhen des Vulcans begegneten wir in der Nähe der Stadt Orotava großen Zügen von Canarienvögeln. Sie waren ziemlich gleichförmig grün; einige hatten auf dem Rücken eine gelbliche Färbung; ihr Gesang war der nämliche, wie jener der zahmen Canarienvögel; man beobachtet indessen, daß diejenigen, welche auf der Insel Gran-Canaria und auf der kleinen Insel Monte-Clara, bei Lancerote, gefangen wurden, die stärkste und zugleich am meisten harmonische Stimme haben. Die gelben Canarienvögel sind eine Varietät, die in Europa entstanden ist; und die, welche wir in Käfigen zu Orotava und zu Sainte-Croix auf Teneriffa sahen, waren in Cadix oder andern Häfen Spaniens gekauft worden. Aber von allen Vögeln der canarischen Inseln ist derjenige, welcher den angenehmsten Gesang hat, in Europa unbekannt: es ist dies der Capirote, den man nie zahm machen konnte, so sehr liebt er die Freiheit. Ich bewunderte seinen sanften und melodischen Schlag in einem Garten bei Orotava, aber ich konnte ihn nicht nahe genug sehen, um zu bestimmen zu welchem Geschlecht er gehört.

Beim Eintritt der Nacht bot uns der Abhang des Vulcans auf einmal einen außerordentlichen Anblick dar. Die Hirten, einem Gebrauch getreu, den ohne Zweifel die Spanier eingeführt hatten, ungeachtet er sich von dem höchsten Alterthum herschreibt, hatten dir Feuer des heiligen Johannisfestes angezündet Diese zerstreuten Massen von Licht, diese Säulen von Rauch, durch die Wirbelwinde gejagt, contrastirten mit dem düstern Grün der

Digitized by Google

Wälder, welche die Seiten des Pics bedecken. Freudengeschrei ließ sich von ferne hören, und schien allein das Stillschweigen der Natur an diesen einsamen Orten zu unterbrechen.

---

39. Die Schönheit des südlichen Sternenhimmels.

Seit wir in die heiße Zone eingetreten waren, konnten wir jede Nacht die Schönheit des südlichen Himmels nicht genugsam bewundern, welcher in dem Maß, als wir nach Süden vorrückten, neue Sternbilder unsern Augen entfaltete. Man hat ein wunderbar unbekanntes Gefühl, wenn man bei der Annäherung gegen den Aequator und besonders, wenn man von der einen Hemisphäre in die andere übergeht, allmählig die Sterne niederer werden und zuletzt verschwinden sieht, welche man von seiner ersten Kindheit an kennt. Nichts erinnert einen Reisenden lebhafter an die unermeßliche Entfernung seines Vaterlandes, als der Anblick eines neuen Himmels. Die Gruppirung der großen Sterne, einige zerstreute Nebelsterne, welche an Glanz mit der Milchstraße wetteifern; und Räume, welche durch eine außerordentliche Schwärze ausgezeichnet sind, geben dem südlichen Himmel eine eigenthümliche Physiognomie. Dieses Schauspiel setzt selbst die Einbildungskraft derjenigen in Bewegung, welche, ohne Unterricht in den höhern Wissenschaften, das Himmelsgewölbe gern betrachten, wie man eine schöne Landschaft oder eine majestätische Aussicht bewundert. Man hat nicht nöthig Botaniker zu sein, um die heiße Zone bei dem bloßen Anblick der Vegetation zu erkennen; ohne Kenntniß in der Astronomie erlangt zu haben, ohne mit den Himmelscharten von Flamstead und la Caille vertraut zu sein, fühlt man, daß man nicht in Europa ist, wenn man das ungeheure Sternbild des Schiffs, oder die phosphoresciren-den Wolken Magellans am Horizont aufsteigen sieht. Die Erde und der Himmel, alles nimmt in der Aequinoctialgegend einen erotischen Charakter an.

Die niedern Gegenden der Luft waren seit einigen Tagen mit Dämpfen angeschwängert. Wir sahen erst in der Nacht vom 4. zum 5. Julius (1799) im 16. Grad der Breite das Kreuz des Südens zum erstenmal deutlich: es war stark geneigt, und erschien von Zeit zu Zeit zwischen Wolken, deren Mittelpunkt, von dem Wetterleuchten gefurcht, ein silberfarbnes Licht zurückwarf. Wenn es einem Reisenden erlaubt ist, von seinen persönlichen Rührungen zu reden, so setze ich hinzu, daß ich in dieser Nacht einen der Träume meiner ersten Jugend in Erfüllung gehen sah.

Wenn man anfängt, den Blick auf geographische Charten zu heften und die Beschreibungen der Reisenden zu lesen, so fühlt man eine Art von Vorliebe für gewisse Länder und Klimate, von welcher man sich in einem höhern Alter nicht wohl Rechenschaft geben kann. Diese Eindrücke haben einen merkbaren Einfluß

Digitized by Google

auf unsere Entschlüsse; und wir suchen uns wie instinctmäßig mit den Gegenständen in Beziehung zu setzen, welche seit langer Zeit einen geheimen Reiz für uns hatten. In einer Epoche, wo ich den Himmel studirte, nicht um mich der Astronomie zu widmen, sondern um die Sterne kennen zu lernen, wurde ich von einer Furcht in Bewegung gesetzt, welche denjenigen unbekannt ist, die eine sitzende Lebensart lieben. Es schien mir schmerzhaft, der Hoffnung zu entsagen, die schönen Sternbilder zu sehen, welche in der Nähe des Südpols liegen. Ungeduldig, die Gegenden des Aequators zu durchwandern, konnte ich die Augen nicht gegen das gestirnte Gewölbe des Himmels erheben, ohne an das Kreuz des Südens zu denken, und ohne mir die erhabene Stelle des Dante ins Gedächtniß zurückzurufen, welche die berühmtesten Commentatoren auf dieses Sternbild bezogen haben:

Jo mi volsi a man destra, e posi mente
All' altro polo e vidi quattro stelle
Non viste mai fuor ch' alla prima gente.
Goder parea lo ciel di lor fiamelle;
O settentrional vedovo sito
Poi che privato se' di mirar quelle! *

Die Befriedigung, welche wir bei der Entdeckung dieses Kreuzes des Südens empfanden, wurde lebhaft von denjenigen Personen der Schiffsmannschaft getheilt, welche die Colonien bewohnt hatten. In der Einsamkeit der Meere grüßt man einen Stern wie einen Freund, von dem man lange Zeit getrennt war. Bei den Portugiesen und Spaniern scheinen noch besondere Gründe dieses Interesse zu vermehren: ein religiöses Gefühl macht ihnen ein Sternbild lieb, dessen Form ihnen das Zeichen des Glaubens ins Gedächtniß ruft, welches von ihren Vorältern in den Wüsten der neuen Welt aufgepflanzt wurde.

Da die beiden großen Sterne, welche die Spitze und den Fuß des Kreuzes bezeichnen, ungefähr die nämliche gerade Aufsteigung haben, so muß das Sternbild in dem Augenblick, wo es durch den Meridian geht, beinahe senkrecht stehen. Diesen Umstand kennen alle Völker, welche jenseits des Wendekreises oder in der südlichen Hemisphäre wohnen. Man hat beobachtet, um welche Zeit in der Nacht, in verschiedenen Jahreszeiten, das Kreuz in Süden gerade oder geneigt ist. Es ist dies eine Uhr, welche ziemlich regelmäßig, nahe zu um 4 Minuten täglich vorrückt, und kein anderes Sternbild bietet bei dem bloßen Anblick eine so leicht anzustellende Beobachtung der Zeit dar. Wie oft

* Purgatorio I. 22—27. Nach Streckfuß' Uebersetzung:
Dann rechts, dem andern Pole zugekehrt,
Erblickt' ich eines Viergestirnes Schimmer,
Deß Anschaun nur dem ersten Paar gewährt.
Der Himmel schien entzückt durch sein Gestimmer.
O du verwaistes Land, du öder Nord,
Du siehst den Glanz der schönen Lichter nimmer.

hörten wir in den Savannen von Venezuela oder in der Wüste, welche sich von Lima nach Truxillo erstreckt, unsere Wegweiser sagen: „Mitternacht ist vorbei, das Kreuz fängt an sich zu neigen.“ Wie oft haben diese Worte uns die rührende Scene ins Gedächtniß gerufen, wo Paul und Virginie, sitzend an der Quelle des Flusses der Latanien, sich zum letztenmal unterhalten, und wo der Greis, bei dem Anblick des Kreuzes in Süden sie erinnert, daß es Zeit ist zu scheiden! —

40. Ein Tag unter dem Aequator. *

Wie glücklich bin ich hier, wie tief und innig kommt hier so manches zu meinem Verständnisse, das mir vorher unerreichbar stand! Die Heiligkeit dieses Ortes, wo alle Kräfte sich harmonisch vereinen, zeitiget Gefühle und Gedanken. Ich meine besser zu verstehen, was es heiße, Geschichtschreiber der Natur sein. Ich versenke mich täglich in das große und unaussprechliche Stillleben der Natur, und vermag ich auch nicht, es ganz zu erfassen, so erfüllt mich doch die Ahnung seiner Herrlichkeit mit nie gefühlter Wonne. — Es ist drei Uhr Morgens; ich verlasse meine Hangmatte, denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten; ich öffne die Läden und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Wiederscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnißvoll und stille ist alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Veranda und betrachte meine trauten Freunde: Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung her stehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern, andere aber, die Tagschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Nacht auf; wenige Blumen stehen geöffnet; nur ihr süß duftenden Paullinien-Hecken begrüßet mit feinstem Wohlgeruche den Wanderer, und du erhabene, düsterschattende Manga, deren dichtbelaubte Krone mich gegen den Nachtthau schützet. Gespensterhaft flattern große Nachtschmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer stärker durchnäßt der Thau die frisch aufathmenden Wiesen, und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cicade, die im Hause wohnet, lockt mich mit heimischem Gezirpe wieder hinein, und leistet dem glücklichen Halbträumer Gesellschaft, der den Tag erwartet, vom Gesumse der Mosquiten, den paukenähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches, oder dem klagenden Rufe des Ziegenmelkers wach erhalten. Um fünf Uhr seh' ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines gleichmäßiges Grau, mit Morgenroth verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith ist dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher, der Landwind, der in Osten aufsteht,

* K. F. Ph. [v.] Martius.

bewegt sie langsam; — schon schimmern rosenrothe Lichter und Reflexe um die Gipfel der Bäume. Die Zweige, die Blätter regen sich; die Träumer wachen auf und baden in der erfrischten Morgenluft; Käfer fliegen, Mücken summen, Vögel rufen, Affen klettern schreiend in's Dickicht zurück; die Nachtschmetterlinge suchen, lichtscheu taumelnd, ihre Waldnacht wieder; auf den Wegen regt sich's, die Nagthiere laufen in's Gemäuer zurück, und die hinterlistigen Marderarten schleichen sachte vom Geflügel, dem der prunkende Haushahn den Morgen anruft.

Immer heller wird's in der Luft; — der Tag bricht an; — eine unbeschreibliche Feier liegt über der Natur; — wie rothe Blitze leuchtet der Sonnenrand; jetzt steigt die Sonne empor, — in einem Nu ist sie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wellen, und wirft glühende Strahlen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht, große Reflexe flüchten sich, verfolgt von Dunkel zu Dunkel, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde in frischem Thauglanz, festlich, jugendlich heiter. Kein Wölkchen am Himmel, ungetrübt wölbt er sich über der Erde. Alles ist Leben; Thiere und Pflanzen im Genuß, im Kampf. Um sieben Uhr beginnt der Thau zu verschwinden, der Landwind läßt etwas nach, schon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren und durchsichtig blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmäßig aufgelöst sind, bis sich späterhin, niedrig am westlichen Horizonte, kleine weißflockige Wolken bilden; diese spitzen sich gegen das Tagsgestirn zu, und verlängern sich allmählich weithin am Firmamente. Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz trocken; der Wald steht im Glanze seiner Lorbeerblätter; andere Blüthen entfalten sich, andere hat die schnellere Entwickelung bereits hinweggerafft. Noch eine Stunde später, und die Wolken wölben sich hoch auf, sie gestalten sich zu breiten dichteren Massen, und ziehen, bisweilen verdunkelnd und kühlend, unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landschaft beherrschet. Es zucken die Pflanzen unter den sengenden Strahlen der Sonne; ganz selbst verloren geben sie sich dem mächtigen Reize hin. Goldbeschwingte Käfer und Kolibri's schwirren lustig näher, ein lebendiges Farbenspiel gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen am Ufer durch einander; die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trägeren Thiere empfinden den Sonnenreiz; das Krokodil steigt vom Schlamme des untern Ufers weiter herauf und lagert sich in den heißen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihren feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfarbige Schlangen schleichen in die warm beleuchteten Fußwege. Die Wolken senken sich tief, sie sondern sich schichtenweise ab, immer schwerer, dichter, düsterer umhüllen sie bläulichgrau den Horizont, gegen den Zenith thürmen sie sich an zu helleren, weit verbreiteten Massen, ein Abbild riesiger Gebirge in der

Digitized by Google

Luft. Auf einmal überzieht sich der ganze Himmel, nur hie und da blickt noch die tiefe Bläue zwischen durch; die Sonne verbirgt sich, aber um so heißer liegt die Gluth der Luft auf der Landschaft.

Mittag ist vorüber; trüb, schwer, melancholisch hängt diese Stunde über der Natur; immer tiefer greift die Spannung, und das Wehe ist da, welches die Luft des Tages gezeugt hat. Hunger und Durst jagen die Thiere umher; nur die ruhigen, die trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten ahnen nichts von der gewaltigen Krise der Natur. Aber sie kommt: schon erkältet sich die Luft, die Winde fahren wild gegen einander; sie wühlen den Wald auf, und dann das Meer, das immer schwärzer einherwogt, und die Flüsse, die dunkler und vom Winde übertönt lautlos dahin zu fließen scheinen. Der Sturm ist da! — Zwei-, dreimal reißt ein fahler Blitz durch die Wolken; zwei-, dreimal rollt der Donner, rollt langsam, ruhig erbebend; Tropfen fallen. — Die Pflanzen athmen aus der Ermattung neu auf; ein neuer Donner, und — nicht Regen, sondern Wasserströme gießt nun der erschütterte Himmel aus. Der Wald erseufzt; das lispelnde Plätschern der bewegten Blätter wächst zum Rauschen an, zum weit hin tönenden dumpfen Getrommel. Blumen schwanken, Blätter fallen, zerrissene Aeste, morsche Stämme stürzen; mit Gewalt nimmt der Orkan den letzten Reiz der Jungfräulichkeit von den niedergedrückten Pflanzengeschlechtern. — Auch die Thierwelt hat diese furchtbare Stunde ergriffen; verstummt, entsetzt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahllosen Geschlechter der Insecten unter Blättern, an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt, läßt das Säugethier nach in der Verfolgung, nur die kaltblütigen Amphibien freuen sich der herabstürzenden Fluth, und tausendstimmig singen die Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen auf. In Bächen rauscht das trübe Wasser durch die engen Waldwege dem Strome zu, oder ergießt sich in die Risse des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab, die Wolken entleeren sich allmählich, — aber nur noch kurze Zeit, und der Sturm ist vorüber.

In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus lang gedehnten Wolkenschichten hervor, die mehr und mehr auseinander ziehen, nach Süden und Norden sich senken, und wie am Morgen in dünnen, leichten Gestalten den azurnen Grund des Firmaments umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tief blauem Auge die Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde länger, und keine Spur des Sturms ist mehr vorhanden; in neuer Frische, vom warmen Sonnenstrahl abgetrocknet, stehen die Pflanzen, und das Thier bewegt sich wieder nach alter Weise, den angestammten Trieben Folge leistend. So zieht der Abend heran, und neue Wolken erscheinen zwischen den weißen Flocken am Horizonte; sie führen bald einen violetten, bald einen fahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch

Digitized by Google

den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt, und tritt, umgeben vom buntesten Farbenschmelze, aus dem westlichen Thore des Firmaments. Mit ihr verschwinden die unruhigen Bewegungen der Thierwelt, welche nun, stille werdend, sich der nächtlichen Ruhe überläßt. Noch schimmern einzelne Lichtblicke im Abglanz der untergegangenen Sonne um die Firsten, da steigt in stiller Kühle ruhig, mild und geisterhaft, der silberweiße Mond über den dunkeln Wald hervor, und in neue, weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten. Es kommt die Nacht; in Schlaf und Traum sinkt die Natur, und der Aether, sich in ahnungsvoller Unermeßlichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugen fernster Herrlichkeit erglänzend, strahlt Demuth und Vertrauen in das Herz des Menschen: die göttlichste Gabe nach einem Tage des Schauens und des Genießens. —

In gleicher Folge, wie dies allgemeine Bild sie schildert, treten hier in Para von Tag zu Tage, wenigstens einen großen Theil des Jahres hindurch, dieselben Naturphänomene auf. Mit gesetzmäßiger Herrlichkeit bringt jede Stunde dieselben Spannungen, dieselben Nachlässe der Naturkräfte, und jede Creatur erscheint im vorgeschriebenen Momente auf der großen Bühne, handelt, und verliert sich dann wieder in der Mannichfaltigkeit der Nachbargestalten. Jedes gehorcht dem eigenen Triebe seines Daseins, und ist doch darin nur Diener der allgemeinen Gesetze; jedes scheint nur sich selbst im Auge zu haben, und doch ist es so ganz der Gesammtheit verfallen; der Mensch aber, sonst gewohnt, nur in seinem Bewußtsein die Uhr der Weltepochen zu finden, erkennt in jenen gewaltigen Pulsschlägen der Natur ihren eigenen Stundenzeiger. Und dieses merkwürdige Verhältniß einer gesetzmäßig vorausbestimmten Ordnung der Erscheinungen muß sich gerade hier unter dem Aequator am deutlichsten offenbaren. Ueberall ist unser Planet bemeistert, und gleichsam zur Dienstbarkeit dem höhern Gestirn unterworfen; aber hier allein, wo die Sonne in immer gleicher Entfernung immer dieselben Gesetze vorschreibt, kündigen sich die von jener aufgezwungenen Acte des Erdlebens wie freie Bewegungen an, und die Erde scheint der Verbündete, nicht der Diener des beherrschenden Weltkörpers. Wie ganz anders verhält sich dies im Norden und Süden, wo die bezwungene Erde nicht in friedlicher Hingebung, sondern in feindlicher Knechtschaft die verschiedenartigsten Zustände und heftig stürmischen Uebergänge von einem in den andern erfahren muß. Der schroffe Gegensatz der Jahreszeiten ist in dieser glücklichen Weltbreite verlöscht, kaum merklich unterscheiden sie sich durch schwachen Unterschied der Tageslänge. Trockne und feuchte Jahreszeit (Sommer und Winter) treten einander kaum gegenüber, da fast jeder Tag in Sonnenschein und Regen wechselt, ja gewissermaßen verkündigen sich nur Frühling und Herbst durch die Perioden der Vegetation. Diese aber, hier durch ihre wahren Lebenselemente, Wärme und Feuchtigkeit, begünstigt,

Digitized by Google

erhebt sich in vollster Majestät und bedeckt vom Ufer der Gewässer an alles Land in dichtester Fülle mit immer grünem Laube. Viele Pflanzen, vielleicht gerade diejenigen, deren Vorkommen in die engsten Grenzen der Aequatorialgegenden eingeschränkt ist, sind mehr als einmal im Jahre mit Blüthen bedeckt; manche vergegenwärtigen die Zeit des Frühlings, andere gleichzeitig die des Herbstes; doch möchte die Mehrzahl in den Monaten November bis März ihre Blüthen entfalten, und von Juni bis September ihre Früchte reifen. Jener Stillstand aber, welcher während des nordischen Herbstes und Winters den Wald seines Laubes entkleidet, wird hier niemals beobachtet; mag auch ein Baum auf einmal des alternden Blätterschmuckes beraubt werden, so wird er doch dadurch nicht kahl; denn neue Knospen ersetzen augenblicklich den eingetretenen Verlust. Einem so unendlichen Lebenstriebe entspricht auch die Fülle und Pracht der Früchte, und man kennt in dieser glücklichen Breite nur dem Namen nach Mißwachs und Mangel. Unter den Anschauungen einer solchen Natur muß jeder Fühlende zu höherer Frische des Gemüthes erstarken. Die großartige Harmonie der Weltkräfte, welche, ihm überall entgegentretend, gleichsam die sittliche Aufgabe des Menschen symbolisirt, erfüllte uns mit neuem Lebensmuthe, mit den angenehmsten Hoffnungen und mit jener Heiterkeit der Seele, die wir im Kampfe mit so vielen Beschwerden und Widerwärtigkeiten fast verloren hätten.

41. Auf dem Marannon.*

Nach der Vereinigung mit dem Ucayala erlangt der Strom Marannon ein wahrhaft majestätisches Ansehen, und wenn auch die Gleichförmigkeit der Landschaft in Entfernung mehrerer hundert Meilen zuletzt das Auge ermüdet, so nimmt das geistige Interesse zu, je mehr man in der vergrößerten Menge der physischen Erscheinungen den Maßstab des Ungeheuren als den einzig befolgten erkennt. Ein breiter Strom, der bald in zahlreiche Arme gespalten, zwischen sandigen, aber dennoch hoch bewaldeten Inseln dahin fließt, oder in ein seegleiches Becken ungetrennt sich ausdehnt; ein dunkelgrüner Waldrand, der auf so ebenem Boden und von tausend Schlingpflanzen übersponnen, in der Entfernung fast einer künstlich gezogenen, aber riesengroßen Hecke gleicht, sind die einzigen Bestandtheile dieser landschaftlichen Ansichten. Wahr ist es, daß nirgends eine gewerbfleißige Stadt an den Ufern sich erhebt; denn nur nach einer, oder zwei Tagereisen erreicht man ein ärmliches Dorf, dessen Rohrhütten, von halbwilden Menschen bewohnt, schon in kurzer Entfernung nicht mehr unterscheidbar sind; allein über das Ganze spannt sich ein wolkenloser Himmel, und die Strahlen der tropischen Sonne

* Eduard Pöppig.

fallen auf eine Natur von so unendlichem Reichthum, die Kraft des Lebens spricht allenthalben sich mit solcher Stärke aus, daß der Reisende, weit entfernt, die Langeweile einer Seefahrt zu empfinden, mit zunehmendem Antheil den Weg fortsetzt, und jeden Morgen mit neuer Freude die in heiliger Stille ruhende Wildniß begrüßt. Kühl ist dann die Luft, und das Blätterdach des schwimmenden Hauses träuft von dem Thaue der nächtlichen Fahrt, als sei so eben ein heftiger Platzregen gefallen; höchst selten ist irgend ein Luftzug um jene Zeit bemerkbar; denn die Regelmäßigkeit der östlichen Winde ist in den höhern Regionen des Stroms bei weitem nicht so groß, als in den Provinzen, die seiner Mündung näher liegen. Spiegelglatt ziehen die Fluthen dahin, und ihre Schnelligkeit ist oft nur aus dem beschleunigten Laufe des Fahrzeuges, oder dem dumpfen Rauschen abzunehmen, welches sie bei ihrer Ankunft an eins der großen natürlichen Verhaue auf halbversunkenen oder überschwemmten Inseln hervorbringen. Der Aufgang der Sonne ruft zwar in tropischen Gegenden eine sehr große Zahl von Thieren in das Leben, allein die allgemeine Thätigkeit derselben wird nur erst längere Zeit nach dem Erscheinen des wohlthätigen Gestirns bemerklich; denn meist sind die Bewohner der Wälder so frostig, daß sie, statt in Zügen aus ihren Lagern aufzubrechen, oder auch vereinzelt zum Suchen ihrer Nahrung auszugehen, sich vorher den Strahlen längere Zeit aussetzen, um, von der zunehmenden Wärme durchdrungen und aufgeregt, mit verdoppelter Kraft ihre Geschäfte zu beginnen. Große Familien von Affen nehmen die höchsten Gipfel ein, wo eben so wenig der Pfeil des Indiers, als das Blei des Europäers sie leicht erreichen kann. Besonders sitzen die Brüllaffen in behaglichen Stellungen der Morgensonne zugewendet, die sie in Tönen begrüßen, die wohl zu den rauhesten des vielstimmigen Orchesters der Urwälder gehören, allein dem freudig erregten Beobachter dieser erhebenden Naturscenen in solchen Augenblicken nur wie die Opfer des Dankes erscheinen, die ein jedes der lebenden Geschöpfe dem Geiste des Weltalls im Maße der ihm verliehenen Kräfte darbringt. Die meisten Thiere fliehen in jener Stunde die niedrigsten Schichten der Waldung; denn die eigenthümliche Ausbreitung sehr vieler tropischer Bäume in breite, platte Kronen bringt eben so viele Schirme hervor, die den wassererfüllten Boden so dicht beschatten, daß stets auf ihm eine nur des Mittags angenehme Kühle herrscht. Darum steigen selbst die Vögel, die sonst auf der Erde in niedrigen Büschen oder auf den Sandinseln ihre Nahrung finden, des Morgens bis in die luftigsten Kronen. Die Pauris flattern schwerfällig von Ast zu Ast, bis auf die gewünschte Höhe, die sie durch einen einzigen Flug nicht zu erreichen vermögen; auf den weiß gebleichten blattlosen Gliedern eines Riesenstammes, den der Blitzstrahl tödtete, oder die Angriffe der Insecten zum Vertrocknen brachten, sitzen Schaaren der gesellig schlafenden schwarzen Geier, die mit weit ausgebreiteten Flügeln am Sonnenstrahl sich trocknen,

Digitized by Google

unbeweglich, bis sie sich, ohne ihre Stellung zu verändern, langsam nach einer andern Seite wenden. Selbst der Anblick eines Kahns oder einer lagernden Gruppe von Menschen, denen sie in den spätern Stunden sich mit widerlicher Kühnheit und mit diebischer Absicht nahen, vermag sie nicht zum Flug zu bringen. Selten steht ein kolossaler Storch oder Touyouyou, wie in tiefe Gedanken versunken, schon zeitig am Flußufer; der genugsamen Beute auch geraume Zeit nach Sonnenaufgang noch gewiß, nehmen auch sie erhabene Stellungen ein, und vor allen herrlich ist der Anblick der dichten dunkelgrünen Baumkronen, von denen die ruhenden Schaaren schneeweißer Reiher wie eben so viele festliche Kerzen scharf sich abzeichnen. Auch die Geschöpfe der geringeren Ordnungen theilen diese Sehnsucht nach der Sonnenwärme. Die Fische schwimmen entweder so sorglos und ruhig an der Oberfläche, daß der wachsame Indianer sie leicht und schnell mit Wurfspieß oder Pfeil erlegt, oder sie fliegen schaarenweis hervor, während die plumpen Sprünge der großen Delphine hier in weiter Entfernung vom Ocean an die Scenen der gegenseitigen Verfolgung oder des fröhlichen Lebens erinnern, die in den milderen Breiten dem unerfahrenen Seereisenden vieles Vergnügen gewähren, und zu jeder Zeit eine angenehme Unterbrechung der Einförmigkeit abgeben. Noch liegen niedrige und dünne Nebelstreifen, nicht den unfreundlich düstern Decken des Nordens, aus denen sich Unwetter entwickeln, sondern eher dem durchsichtigen Schleier vergleichbar, der ein kostbares Gemälde überzieht, über der Landschaft; sie weichen, in dem Luftstrome zerschmelzend, der die Richtung der Gewässer befolgt, und leise in den spätern Morgenstunden an der Oberfläche des Flusses wehet, wenn nicht ein kräftiger Wind der höheren Regionen an seine Stelle tritt. Wärmer wird der Strahl der jungen Sonne, und daß auch die Pflanzenwelt von einem höheren Leben ergriffen sei, verkündet der balsamische Duft unzähliger harziger Baumstämme und Blüthen, der weiterhin unter dem Einflusse der Mittagshitze verschwindet. Nun erst entwickeln die zahlreichen Bewohner dieser Wildniß ihre volle Thätigkeit; denn sie sind die unverdrängten Besitzer des weiten Reichs, in welchem der Mensch noch keine bleibende Stätte sich begründet hat. Zahllose Entenschaaren treiben auf den flachen Wellen, so unvertraut mit der Verfolgung des Jägers, daß dieser zwischen ihnen hinrudert, ohne Schrecken oder Flucht zu veranlassen, und Wolken von schwarzköpfigen Möwen sind, wie an den Küsten des Meeres, mit dem Fischfange beschäftigt. Auch größere Thiere werden sichtbar; am Ufer erscheinen die Rehe, und die Bewegung der Aeste verräth das Wandern einer Heerde von Affen, bald von den größeren Arten, denen nur die Onze furchtbar ist, bald von den kleinen Sagoin, die, von gefräßigen Raubvögeln umschwärmt und in beständiger Furcht erhalten, nur durch außerordentliche Schnelligkeit sich retten. Von jener Zeit an herrscht auf diesem Naturtheater das geschäftigste Leben, begleitet mit den vielerlei Tönen, wie sie bald Freude,

Digitized by Google

bald Furcht oder Gewohnheit den zahlreichen Theilnehmern des großen Dramas entlockt. Nur der Indier vermag einzelne Stimmen aus diesem vielzähligen Chor herauszufinden, in welchen höchst selten ein Laut, durch Menschen hervorgebracht, sich einmischt. Es mögen Tage vergehen, ehe der rauhe, aber sehr weit vernehmbare Ton der hölzernen Trompete die Nähe einer andern Gesellschaft von Reisenden verkündet, und eben so wie auf dem Meere der Ungeübte lange Zeit umsonst am Horizonte nach dem von einem alten Seemanne vorher erkannten Fahrzeuge umherspähet, eben so entgeht ihm auf diesem Flusse gar leicht der kleine Kahn, der, mit braunen Indiern erfüllt, von den tief herabhängenden Aesten beschattet, langsam gegen die ruhigere Strömung des Ufers aufwärts geht. Am Lande selbst mengt noch mancher Ton sich ein, den die Beschäftigungen der Thiere hervorbringen; die unübersehlichen Flüge grüner Papageien aller Arten bis zu dem zutraulichen Lorito, der, nicht größer als ein Sperling und durch goldgelbe Stirne ausgezeichnet, jung eingefangen der freundlichste Gesellschafter der Menschen ist, haben sich auf fruchttragenden Waldbäumen niedergelassen, und das Herabfallen der Kapseln und Beeren bringt auf den harten Blättern der Helikonien des Ufers das Geräusch eines Schlossenwetters hervor. An dem weißen Stamme einer Iriri-mapalme wird ein glänzender Schweif von himmelblauen Federn sichtbar; er verräth den gelben Arara, der dort beschäftigt ist, das Innere eines Spechtloches mit seinem starken Schnabel zum Neste zu erweitern, aus dem jedoch der ellenlange unbequeme Schmuck auch bei dem Brüten hervorhängt. Die Spechte selbst erfüllen den Wald mit ihren pochenden Tönen; denn nur eine einzige, die strohgelbe Art, zieht es vor, die Termitenbaue ohne Mühe und Lärm zu zerbrechen, und erhält auf diese Weise einen heftigen Geruch, der selbst der ausgestopften Haut noch nach Jahren bleibt. Bisweilen erklingt aus der Tiefe der Wälder von Orten, wo zahlreiche Palmen ein sumpfigeres Land vermuthen lassen, ein Geräusch, dem eiligen Herannahen einer galoppirenden Truppe vergleichbar. Die großen Heerden wilder Pecaris bringen es hervor, indem sie den Boden gemeinsam zerstampfen, vielleicht um die Insecten und Würmer aufzuschrecken, ehe sie das schwarze Erdreich mit dem Rüssel aufwühlen. Doch erfordert es Vorsicht, um sie zu beschleichen; denn nicht immer fliehen sie vor dem Jäger, und alte Eber treiben selbst die Onze auf die furchtbar stachligen Palmen hinauf. Inzwischen nahet der Mittag. Die Sonne wirkt dann selbst für tropische Wesen zu heftig, und wie alles dem tiefen Schatten zueilt, und viele Geschöpfe, besonders die Vögel, in Schlaf verfallen, tritt neue allgemeine Ruhe ein. Keine Wolke zieht über das Himmelsgewölbe, die lorbeerartigen Blätter der Baumkronen glitzern unter dem senkrechten Strahle; aber heiliges Dunkel herrscht näher am Boden, wo dann höchstens ein Schmetterling oder ein Kolibri umhergaukelt. War der Horizont des Stromes nach unten, da

Digitized by Google

wo er geradlinig und inſellos dahinſtrömt, ſchon des Morgens nicht immer deutlich, ſo verſchwindet er ganz um dieſe Zeit. Die Strahlen der Sonne brechen ſich dann auf ſo beſondere Weiſe, daß bisweilen die Luftſpiegelung der Seeküſten eintritt, und die langen Reihen von Palmen verkehrt erſcheinen. Andere- male gewahrt man nur eine und die andere Baumkrone, in den Dunſt der Entfernung gehüllt, und von dem Spiegel des mäch- tigen Stromes durch eine zitternde Schicht der ſtark erhitzten Luft geſchieden. Fiſche und Waſſervögel ſind verſchwunden, nur an den Mündungen der Nebenflüſſe, da, wo große Schlamm- bänke ſich angeſetzt haben, liegen ſchaarenweiſe die greulichen Krokodile ausgeſtreckt, um ſich zu ſonnen. Wenn die Sonne dem Untergange ſich nahet, entwickelt ſich dieſelbe Scene, wie am frühen Morgen; denn zum zweiten Male eilen die vielen Bewohner der Wildniß zu der Tafel, die eine gütige Hand in einem fort für ſie beſetzt hält. Bisweilen aber wird der Frieden furchtbar un- terbrochen, wenn mit unbeſchreiblicher Schnelligkeit ein Unge- witter ſich gebildet hat. Das Geheul der Myceten und der Nachtaffen, der ſchrille Ton der Möven und die allgemeine Angſt der Thiere verkünden die Schrecken, noch ehe ſie nahen. Geiſter- haft rauſchen die Baumwipfel, während noch kein Luftzug ſich rührt, und wie eine warnende Stimme geht den ſchwarz herbei- ziehenden Maſſen ein dumpfes Sauſen in den höchſten Regionen voraus. Der alte Forſt kracht bald darauf unter dem orkan- artigen Sturme, nachtgleiche Dunkelheit tritt ein, und während Blitz und Donner unter undurchſichtiger Ergießung ſich ohne Pauſe folgen, empören ſich die Gewäſſer des Stromes wie ein Meer zu gefahrdrohender Höhe. Indeſſen, wenn die Natur hier je zu zürnen ſcheint, ſo iſt es nur für kurze Zeit. Die Wolken brechen, und einer beſſeren Heimath gleich, zu der die Seele vom Irdiſchen entbunden auf freier Schwinge ſich dereinſt erheben wird, ſtrahlt mild und hoffnungsreich der Abendhimmel, bis die Nacht friedlich über Sturm und Wald herabſinkt.

Mit der Schnelligkeit des Marannon, die gemeinhin in der trockneren Jahreszeit über vier engliſche Meilen beträgt, ſchwamm das Floß den größten Theil des Tages fort, wohl auch des Nachts, wenn keine beſonderen Gefahren zu drohen ſchienen. Nur um dem allgemeinen Wunſche eines völlig ſorgen- freien Schlummers zu entſprechen, wurde bisweilen gelandet, wenn gerade ein weitausgedehntes Sandufer (Playa) ſich zeigte. Vorſichtig befeſtigten wir das Fahrzeug, und errichteten in der Mitte der Wildniß das fröhliche Lager. Gewöhnlich wählt man zu dieſem eine Inſel, da die größere Entfernung vom Urwald Sicherheit vor den Raubthieren verſpricht, die oft überſchwemm- ten pflanzenloſen Uferſtrecken reinlich und luftig ſind, und einen weiten Umblick erlauben. Der Indier braucht das Brennholz nicht aus weiter Entfernung herbeizuſchaffen; denn ſtets ſetzen ſich auf der oberſten Landſpitze rieſengroße Baumſtämme feſt, die mit den Fluthen herabkommen, vielleicht ſechs Monate ſpäter

Digitized by Google

von neuem emporgehoben, die Reise wiederum antreten, und, obgleich am Fuß der Anden erwachsen, bestimmt sein können, durch Meeresströmungen ergriffen, in den traurigsten Regionen am Nordpol, dem Eingebornen eine Segnung, zu landen. Gern zündet der Indier aus Muthwillen das gesammte Bollwerk an, und es begibt sich wohl, daß, wenn die Gluth in unerwarteter Richtung fortschreitet, die ganze Gesellschaft auf das eiligste zum Fahrzeug entfliehen muß, und ihr Glück zu preisen hat, wenn sie ohne Verlust weiterhin ein anderes Lager erreicht, während die Gluthsäule noch lange über den Urwald emporlodert. Fallen solche wilde Scherze auch nicht vor, so zündet doch der Eingeborne am Wasserrande ein Feuer an, sicher in wenigen Augenblicken eine Menge großer Fische herbeizulocken, und mit der Wurflanze zu erlegen. Andere gehen aus, um die Schildkröten zu belauern, die allnächtlich an das Ufer kommen, um ihre Eier zu vergraben; die Onze treibt dieselbe Jagd, und deßhalb entfernt sich nie der Indianer allein und ohne Waffen von dem Wachtfeuer. Fast jedes Landen auf solchen Inseln trägt Vorrath zur Weiterreise ein; denn die gefangenen Amphibien werden auf dem Flosse angebunden, wo sie im Genuß des Schattens und Wassers geraume Zeit fortleben. Kaum ist das am Orte selbst mit geringer Mühe erlangte Abendessen verzehrt, so plätschern auch schon die Indier nach unveränderlicher Gewohnheit im Wasser, und wenn noch ein Baumstamm zum Wachtfeuer hingewälzt ist, strecken sich alle in der Reihe unter den schwarzgefärbten niedrigen Toldos aus, die auf dem weißen Sande wie eben so viele Särge erscheinen. Der ruhige Athemzug deutet an, daß die Begleiter in den schweren Schlaf gefallen sind, der ihrer Race eigenthümlich ist, aber den leichter erregten Europäer unter Umgebungen solcher Größe und Herrlichkeit fliehet. In diesen liegt ein unbeschreibliches Etwas, das zum Nachsinnen auffordert. Leise brachen sich die Wellen am Sandufer, und kein Laut störte die Feuer der Nacht. In der todtengleichen Stille vernimmt man das Rascheln des Insects am Boden, und das Hervorspringen einzelner Fische in der fernen Mitte des Stromes. Auch am Himmel herrscht dieselbe Ruhe; denn keine vorübergleitende Wolke verdeckt die ewigen Bahnen der still herabglänzenden Sterne. Auf einmal rauschen die Gewässer in der Ferne, als ob sich Welle über Welle dahin wälzte, und wie der wunderbare Ton in größerer Nähe sich zu entwickeln scheint, gewahrt man in der That eine ungewöhnliche Bewegung in der Mitte der monderleuchteten Wasserfläche. Bald darauf nimmt diese wiederum ab, bis weiter hinab das Rauschen völlig verklingt. Scheu flüstern die erwachenden Indier; denn sie halten für die Hervorbringerin dieser unheimlichen Erscheinung eine riesige Amphibie, die zwar noch niemand sah, deren Existenz aber jeder Forscher, der die Natur in solchen Ländern kennt, für möglich halten wird. Um Mitternacht wird in dem Walde die Ruhe zum ersten Mal unterbrochen; denn verschiedene Thierstimmen

Digitized by Google

werden dann laut. Sie verkünden die Stunde, wie die Indier sagen, und lassen von da an sich in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen hören. Der Ruf wird immer häufiger, je näher der Morgen rückt; allein er weicht kurz vor Aufgang der Sonne wieder der allgemeinen Stille, mit welcher die Nacht begann. Bisweilen ergreift irgend eine unbekannte Ursache die Thierwelt in solchem Maße, daß ein tausendstimmiges Geschrei entsteht, welches zwar periodenweise abnimmt, allein nie ganz der gewöhnlichen Ruhe weicht, ehe nicht die Sonne ihre furchtverscheuchenden Strahlen über die Wälder ergießt. Nicht überall ist jedoch das Nachtlager in der Wildniß so sicher und unbeschwerlich; denn manche der Inseln sind so mit Stechmücken erfüllt, daß sich ihnen niemand gern nähert, und andere Male bringt das Knurren der nahe herumstreifenden Onzen, oder das Sichtbarwerden herbeikriechender Krokodile, die keineswegs das Feuer fürchten, die ganze Gesellschaft in Unruhe. Nur auf der Mitte des königlichen Stromes genießt man volle Sicherheit; denn sehr selten kreuzt ihn ein Krokodil, und die Insecten werden von ihren gebrechlichen Schwingen nicht so weit vom Ufer fortgetragen. Das Fahrzeug gleitet auf den Wellen langsam fort, während nach und nach die ganze Mannschaft, den Wächter ausgeschlossen, in Schlaf versinkt, obgleich Gefahren drohen, die nur dem Amazonenstrome eigen sind. An jenen Verhauen von Stämmen, die sich auf den Landspitzen festsetzen, bricht sich das Wasser mit großer Gewalt, und Stromschnellen umgeben die Stellen, wo ganze Uferstrecken mit donnergleichem Rollen in die Tiefe hinabsinken, eine Erscheinung, welche man im Laufe eines Tages mehrmals beobachtet. Verloren ist der Kahn, der zwischen die schwankenden Stämme geräth, die halb versunken, allein am Boden wohl befestigt und ihre Aeste in den Wirbeln kreisförmig herumbewegend, ihn entweder umstürzen oder zertrümmern. Zweimal gerieth, vom Strome des Marannon, dem unser Rudern nicht widerstand, ergriffen, das Floß in solche Palisadas, allein es entkam glücklich der Gefahr. Bewies sich zwar die Festigkeit des Baues, so blieb doch viele Furcht vor solchen Abenteuern während der nächtlichen Fahrten auf einem unbekannten Strome und in der Mitte einer Wildniß zurück, wo der Schiffbrüchige mit großer Mühe nur das nächste Indierdorf erreicht haben würde, ohne Waffen sogar vielleicht in den ersten Stunden den wilden Thieren zur Beute werden mußte. Die Schönheit jener Nächte lohnt jedoch die Mühe des Wachens, wenn sorglos alles schläft. Es liegt ein eigener großer Reiz in dem Gefühle, auf einer Bahn sich zu befinden, die man nicht einmal durch fremde Berichte kennt, ohne schmerzliche Erinnerung an die Vergangenheit und unbekümmert um die Zukunft auf einem Strome dahinzuschwimmen, wo bald der eine, bald der andere Arm das Fahrzeug mit sich führt, das keiner steuert, da ja doch die Wasser sich weiterhin zu einem einzigen mächtigen Ganzen vereinen müssen. Ist nun auch der Genuß einer solchen sorglosen Unab-

hängigkeit von der Welt und ihrem Zwange nicht mit dem sittlichen Zustande dichtbevölkerter Länder vereinbar, und dürfte er auch nicht in jeder Periode des Lebens gleich ansprechend erscheinen, so mag dennoch derjenige sich Glück wünschen, der die unläugbare Poesie einer solchen Existenz in der Mitte der tropischen Natur zu einer Zeit zu erkennen Gelegenheit hatte, wo jugendliche Körperkraft die Beschwerden gering achten ließ, und ein ungeschwächter Geist dem reinen Genusse erhöhten Werth verlieh.

42. Von Straßburg nach Lothringen. *

Mit zwei werthen Freunden und Tischgenossen, Engelbach und Weiland, beide aus dem untern Elsaß gebürtig, begab ich mich zu Pferde nach Zabern, wo uns, bei schönem Wetter, der kleine freundliche Ort gar anmuthig anlachte. Der Anblick des bischöflichen Schlosses erregte unsere Bewunderung; eines neuen Stalles Weitläufigkeit, Größe und Pracht zeugten von dem übrigen Wohlbehagen des Besitzers. Die Herrlichkeit der Treppe überraschte uns, die Zimmer und Säle betraten wir mit Ehrfurcht, nur contrastirte die Person des Cardinals, ein kleiner zusammengefallener Mann, den wir speisen sahen. Der Blick in den Garten ist herrlich, und ein Canal, drei Viertelstunden lang, schnurgerade auf die Mitte des Schlosses gerichtet, gibt einen hohen Begriff von dem Sinn und den Kräften der vorigen Besitzer. Wir spazierten darin hin und wieder und genossen darin mancher Partien dieses schön gelegenen Ganzen, zu Ende der herrlichen Elsaßer Ebene, am Fuße der Vogesen.

Nachdem wir uns nun an diesem geistlichen Vorposten einer königlichen Macht erfreut, und es uns in seiner Region wohl sein lassen, gelangten wir früh den andern Morgen zu einem öffentlichen Werk, das höchst würdig den Eingang in ein mächtiges Königreich eröffnete. Von der aufgehenden Sonne beschienen erhob sich vor uns die berühmte Zaberner Steige, ein Werk von unüberdenklicher Arbeit. Schlangenweis, über die fürchterlichsten Felsen aufgemauert, führt eine Chaussee, für drei Wagen neben einander breit genug, so leise bergauf, daß man es kaum empfindet. Die Härte und Glätte des Wegs, die geplatteten Erhöhungen an beiden Seiten für die Fußgänger, die steinernen Rinnen zum Ableiten der Bergwasser, alles ist so reinlich als künstlich und dauerhaft hergerichtet, daß es einen genügenden Anblick gewährt. So gelangt man allmählich nach Pfalzburg, einer neueren Festung. Sie liegt auf einem mäßigen Hügel; die Werke sind elegant auf schwärzlichen Felsen von gleichem Gestein erbaut, die mit Kalk weiß ausgestrichenen Fugen bezeichnen genau die Größe der Quadern und geben von der reinlichen Arbeit ein sehr auffallendes

* J. W. (v.) Goethe.

Digitized by Google

Zeugniß. Den Ort selbst fanden wir, wie sich's für eine Festung geziemt, regelmäßig, von Steinen gebaut, die Kirche geschmackvoll. Als wir durch die Straßen wandelten — es war Sonntags früh um neun, — hörten wir Musik; man walzte schon im Wirthshause nach Herzenslust, und da sich die Einwohner durch die große Theurung, ja durch die drohende Hungersnoth, in ihrem Vergnügen nicht irre machen ließen, so ward auch unser jugendlicher Frohsinn keineswegs getrübt, als uns der Bäcker einiges Brod auf die Reise verfagte und uns in den Gasthof verwies, wo wir es allenfalls an Ort und Stelle verzehren dürften.

Sehr gern ritten wir nun wieder die Steige hinab, um dieses architektonische Wunder zum zweitenmale anzustaunen, und uns der erquickenden Aussicht über das Elsaß nochmals zu erfreuen. Wir gelangten bald nach Buchsweiler, wo uns Freund Weiland eine gute Aufnahme vorbereitet hatte. Dem frischen jugendlichen Sinne ist der Zustand einer kleinen Stadt sehr gemäß; die Familienverhältnisse sind näher und fühlbarer, das Hauswesen, das zwischen läßlicher Amtsbeschäftigung, städtischem Gewerb, Feld- und Gartenbau mit mäßiger Thätigkeit sich hin und wieder bewegt, lädt uns ein zu freundlicher Theilnahme, die Geselligkeit ist nothwendig, und der Fremde befindet sich in den beschränkten Kreisen sehr angenehm, wenn ihn nicht etwa die Mißhelligkeiten der Einwohner, die an solchen Orten fühlbarer sind, irgendwo berühren. Dieses Städtchen war der Hauptplatz der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, dem Landgrafen von Darmstadt unter französischer Hoheit gehörig. Eine daselbst angestellte Regierung und Kammer machten den Ort zum bedeutenden Mittelpunkt eines sehr schönen und wünschenswerthen fürstlichen Besitzes. Wir vergaßen leicht die ungleichen Straßen, die unregelmäßige Bauart des Orts, wenn wir heraustraten, um das alte Schloß und die an einem Hügel vortrefflich angelegten Gärten zu beschauen. Mancherlei Lustwäldchen, eine zahme und wilde Fasanerie und die Reste mancher ähnlichen Anstalten zeigten, wie angenehm diese kleine Residenz ehemals müsse gewesen sein.

Doch alle diese Betrachtungen übertraf der Anblick, wenn man von dem nahe gelegenen Baschberg die völlig paradiesische Gegend überschaute. Diese Höhe, ganz aus verschiedenen Muscheln zusammengehäuft, machte mich zum erstenmal auf solche Documente der Vorwelt aufmerksam; ich hatte sie noch niemals in so großer Masse beisammen gesehen. Doch wendete sich der schaulustige Blick bald ausschließlich in die Gegend. Man steht auf dem letzten Vorgebirge nach dem Lande zu; gegen Norden liegt eine fruchtbare, mit kleinen Wäldchen durchzogene Fläche, von einem ersten Gebirge begrenzt, das sich gegen Abend nach Zabern hin erstreckt, wo man den bischöflichen Palast und die eine Stunde davon liegende Abtei St. Johann deutlich erkennen mag. Von da verfolgt das Auge die immer mehr schwindende Bergkette der Vogesen bis nach Süden hin. Wendet man sich gegen Nordost, so sieht man das Schloß Lichtenberg auf einem

Digitized by Google

Felsen, und gegen Südost hat das Auge die unendliche Fläche des Elsaßes zu durchforschen, die sich in immer mehr abduftenden Landschaftsgründen dem Gesicht entzieht, bis zuletzt die schwäbischen Gebirge schattenweis in den Horizont verfließen.

Schon bei meinen wenigen Wanderungen durch die Welt hatte ich bemerkt, wie bedeutend es sei, sich auf Reisen nach dem Laufe der Wasser zu erkundigen, ja bei dem kleinsten Bache zu fragen, wohin er denn eigentlich laufe. Man erlangt dadurch eine Uebersicht von jeder Flußregion, in der man eben befangen ist, einen Begriff von den Höhen und Tiefen, die auf einander Bezug haben, und windet sich am sichersten an diesen Leitfäden, welche sowohl dem Anschauen als dem Gedächtniß zu Hülfe kommen, aus geologischem und politischem Ländergewirre. In dieser Betrachtung nahm ich feierlichen Abschied von dem theuren Elsaß, da wir uns den andern Morgen nach Lothringen zu wenden gedachten.

Der Abend gieng hin in vertraulichen Gesprächen, wo man sich über eine unerfreuliche Gegenwart durch Erinnerung an eine bessere Vergangenheit zu erheitern suchte. Vor allem andern war hier, wie im ganzen Ländchen, der Name des letzten Grafen Reinhard von Hanau in Segen, dessen großer Verstand und Tüchtigkeit in allem seinem Thun und Lassen hervortrat, und von dessen Dasein noch manches schöne Denkmal übrig geblieben war. Solche Männer haben den Vorzug, doppelte Wohlthäter zu sein, einmal für die Gegenwart, die sie beglücken, und sodann für die Zukunft, deren Gefühl und Muth sie nähren und aufrecht erhalten.

Als wir nun uns nordwestwärts in das Gebirg wendeten und bei Lützelstein, einem alten Bergschloß in einer sehr hügelvollen Gegend, vorbeizogen, und in die Region der Saar und Mosel hinabstiegen, fieng der Himmel an sich zu trüben, als wollte er uns den Zustand des rauheren Westreiches noch fühlbarer machen. Das Thal der Saar, wo wir zuerst Bockenheim, einen kleinen Ort, antrafen, und gegenüber Neusaarwerden, gut gebaut, mit einem Lustschloß, erblickten, ist zu beiden Seiten von Bergen begleitet, die traurig heißen könnten, wenn nicht an ihrem Fuß eine unendliche Folge von Wiesen und Matten, die Huhnau genannt, sich bis Saaralbe und weiterhin unübersehlich erstreckte. Große Gebäude eines ehemaligen Gestütes der Herzoge von Lothringen ziehen hier den Blick an; sie dienen gegenwärtig, zu solchen Zwecken freilich sehr wohl gelegen, als Meierei. Wir gelangten über Saargemünd nach Saarbrück, und diese kleine Residenz war ein lichter Punkt in einem so felsigwaldigen Lande. Die Stadt, klein und hüglich, aber durch den letzten Fürsten wohl ausgeziert, macht sogleich einen angenehmen Eindruck, weil die Häuser alle grauweiß angestrichen sind und die verschiedene Höhe derselben einen mannichfaltigen Anblick gewährt. Mitten auf einem schönen, mit ansehnlichen Gebäuden umgebenen Platze steht die lutherische Kirche, in einem kleinen, aber dem Ganzen entsprechenden Maßstabe. Die Vorderseite des Schlosses liegt mit der Stadt auf ebenem Boden, die Hinterseite dagegen am Abhange eines

Digitized by Google

steilen Felsens. Diesen hat man nicht allein terrassenweis abgearbeitet, um bequem in das Thal zu gelangen, sondern man hat sich auch unten einen länglich viereckigen Gartenplatz, durch Verdrängung des Flusses an der einen, und durch Abschroten des Felsens an der andern Seite, verschafft, worauf denn dieser ganze Raum erst mit Erde ausgefüllt und bepflanzt worden. Die Zeit dieser Unternehmung fiel in die Epoche, da man bei Gartenanlagen den Architekten zu Rathe zog, wie man gegenwärtig das Auge des Landschaftsmalers zu Hülfe nimmt. Die ganze Einrichtung des Schlosses, das Kostbare und Angenehme, das Reiche und Zierliche, deuteten auf einen lebenslustigen Besitzer, wie der verstorbene Fürst gewesen war; der gegenwärtige befand sich nicht am Orte. Präsident v. Günderode empfieng uns aufs verbindlichste und bewirthete uns drei Tage besser, als wir es erwarten durften. Ich benutzte die mancherlei Bekanntschaften, zu denen wir gelangten, um mich vielseitig zu unterrichten. Das genußreiche Leben des vorigen Fürsten gab Stoff genug zur Unterhaltung, nicht weniger die mannichfaltigen Anstalten, die er getroffen, um Vortheile, die ihm die Natur seines Landes darbot, zu benutzen. Hier wurde ich nun eigentlich in das Interesse der Berggegenden eingeweiht, und die Lust zu ökonomischen und technischen Betrachtungen, welche mich einen großen Theil meines Lebens beschäftigt haben, zuerst erregt. Wir hörten von den reichen Dutweiler Steinkohlengruben, von Eisen- und Alaunwerken, ja sogar von einem brennenden Berge, und rüsteten uns, diese Wunder in der Nähe zu beschauen.

Nun zogen wir durch waldige Gebirge, die demjenigen, der aus einem herrlichen fruchtbaren Lande kommt, wüst und traurig erscheinen müssen, und die nur durch den innern Gehalt ihres Schooßes uns anziehen können. Kurz hinter einander wurden wir mit einem einfachen und einem complicirten Maschinenwerk bekannt, mit einer Sensenschmiede und einem Drahtzug. Wenn man sich an jener schon erfreut, daß sie sich an die Stelle gemeiner Hände setzt, so kann man diesen nicht genug bewundern, indem er in einem höheren organischen Sinne wirkt, von dem Verstand und Bewußtsein kaum zu trennen sind. In der Alaunhütte erkundigten wir uns genau nach der Gewinnung und Reinigung dieses so nöthigen Materials, und als wir große Haufen eines weißen, fetten, lockern, erdigen Wesens bemerkten und dessen Nutzen erforschten, antworteten die Arbeiter lächelnd, es sei der Schaum, der sich beim Alaunsieden oben aufwerfe, und den Herr Stauf sammeln lasse, weil er denselben gleichfalls hoffe zu Gute zu machen. — Lebt Herr Stauf noch? rief mein Begleiter verwundert aus. Man bejahte es und versicherte, daß wir, nach unserm Reiseplan, nicht weit von seiner einsamen Wohnung vorbeikommen würden.

Unser Weg gieng nunmehr an den Rinnen hinauf, in welchen das Alaunwasser heruntergeleitet wird, und an dem vornehmsten Stollen vorbei, den sie die Landgrube nennen, woraus die

berühmten Dutweiler Steinkohlen gezogen werden. Sie haben, wenn sie trocken sind, die blaue Farbe eines dunkel angelaufenen Stahls, und die schönste Irisfolge spielt bei jeder Bewegung über die Oberfläche hin. Die finsteren Stollenschlünde zogen uns jedoch um so weniger an, als der Gehalt derselben reichlich um uns her ausgeschüttet lag. Nun gelangten wir zu offenen Gruben, in welchen die gerösteten Alaunschiefer ausgelaugt werden, und bald darauf überraschte uns, obgleich vorbereitet, ein seltsames Begegniß. Wir traten in eine Klamme und fanden uns in der Region des brennenden Berges. Ein starker Schwefelgeruch umzog uns; die eine Seite der Höhle war nahezu glühend, mit röthlichem, weißgebranntem Stein bedeckt; ein dicker Dampf stieg aus den Klunsen hervor, und man fühlte die Hitze des Bodens auch durch die starken Sohlen. Ein so zufälliges Ereigniß, denn man weiß nicht, wie diese Strecke sich entzündete, gewährt der Alaunfabrication den großen Vortheil, daß die Schiefer, woraus die Oberfläche des Berges besteht, vollkommen geröstet daliegen und nur kurz und gut ausgelaugt werden dürfen. Die ganze Klamme war entstanden, daß man nach und nach die calcinirten Schiefer abgeräumt und verbraucht hatte. Wir kletterten aus dieser Tiefe hervor und waren auf dem Gipfel des Berges. Ein anmuthiger Buchenwald umgab den Platz, der auf die Höhle folgte und sich ihr zu beiden Seiten verbreitete. Mehrere Bäume standen schon verdorrt, andere welkten in der Nähe von andern, die noch ganz frisch, jene Gluth nicht ahneten, welche sich auch ihren Wurzeln bedrohend näherte.

Auf dem Platze dampften verschiedene Oeffnungen, andere hatten schon ausgeraucht, und so glomm dieses Feuer bereits zehn Jahre durch alte zerbrochene Stollen und Schächte, mit welchen der Berg unterminirt ist. Es mag sich auch auf Klüften durch frische Kohlenlager durchziehen; denn einige hundert Schritte weiter in den Wald gedachte man bedeutende Merkmale von ergiebigen Steinkohlen zu verfolgen; man war aber nicht weit gelangt, als ein starker Dampf den Arbeitern entgegendrang und sie vertrieb. Die Oeffnung ward wieder zugeworfen; allein wir fanden die Stelle noch rauchend, als wir daran vorbei den Weg zur Residenz unseres einsiedlerischen Chemikers verfolgten. Sie liegt zwischen Bergen und Wäldern; die Thäler nehmen daselbst sehr mannichfaltige und angenehme Krümmungen, rings umher ist der Boden schwarz und kohlenartig, die Lager gehen häufig zu Tage aus. Ein Kohlenphilosoph — Philosophus per ignem, wie man sonst sagte — hätte sich wohl nicht schicklicher ansiedeln können. Wir traten vor ein kleines, zur Wohnung nicht übel dienliches Haus und fanden Herrn Stauf, der meinen Freund sogleich erkannte und mit Klagen über die neue Regierung empfieng. Freilich konnten wir aus seinen Reden vermerken, daß das Alaunwerk, so wie manche andere wohlgemeinte Anstalt, wegen äußerer, vielleicht auch innerer Umstände, die Unkosten nicht trage, und was dergleichen mehr war. Er gehörte unter die Chemiker jener

Digitized by Google

Zeit, die, bei einem innigen Gefühle dessen, was mit Naturproducten alles zu leisten wäre, sich in einer abstrusen Betrachtung von Kleinigkeiten und Nebensachen gefielen, und bei unzulänglichen Kenntnissen, nicht fertig genug dasjenige zu leisten verstanden, woraus eigentlich ökonomischer und mercantilischer Vortheil zu ziehen ist. So lag der Nutzen, den er sich von jenem Schaum versprach, sehr im Weiten; so zeigte er nichts als einen Kuchen Salmiak, den ihm der brennende Berg geliefert hatte.

Bereitwillig und froh, seine Klagen einem menschlichen Ohre mitzutheilen, schleppte sich das hagere, abgelebte Männchen in einem Schuh und einem Pantoffel, mit herabhangenden, vergebens wiederholt von ihm heraufgezogenen Strümpfen, den Berg hinauf, wo die Harzhütte steht, die er selbst errichtet hat und nun mit großem Leidwesen verfallen sieht. Hier fand ich eine zusammenhangende Ofenreihe, wo Steinkohlen abgeschwefelt und zum Gebrauch bei Eisenwerken tauglich gemacht werden sollten; allein zu gleicher Zeit wollte man Oel und Harz auch zu Gute machen, ja sogar den Ruß nicht missen, und so unterlag den vielfachen Absichten alles zusammen. Bei Lebzeiten des vorigen Fürsten trieb man das Geschäft aus Liebhaberei, auf Hoffnung; jetzt fragte man nach dem unmittelbaren Nutzen, der nicht nachzuweisen war.

Nachdem wir unsern Adepten seiner Einsamkeit überlassen, eilten wir — denn es war schon spät geworden — der Friedrichsthaler Glashütte zu, wo wir eine der wichtigsten und wunderbarsten Werkthätigkeiten des menschlichen Kunstgeschickes im Vorübergehen kennen lernten.

Doch fast mehr als diese bedeutenden Erfahrungen interessirten uns junge Bursche einige lustige Abenteuer, und bei einbrechender Finsterniß, ohnweit Neukirch, ein überraschendes Feuerwerk. Denn wie vor wenigen Nächten an den Ufern der Saar leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten, so spielten uns nun die funkenwerfenden Essen ihr lustiges Feuerwerk entgegen. Wir betraten bei tiefer Nacht die im Thalgrunde liegenden Schmelzhütten, und vergnügten uns an dem seltsamen Halbdunkel dieser Bretterhöhlen, die nur durch des glühenden Ofens geringe Oeffnung kümmerlich erleuchtet werden. Das Geräusch des Wassers und der von ihm getriebenen Blasbälge, das fürchterliche Sausen und Pfeifen des Windstroms, der in das geschmolzene Erz wüthend, die Ohren betäubt und die Sinne verwirrt, trieb uns endlich hinweg, um in Neukirch einzukehren, das an dem Berg hinaufgebaut ist.

Aber ungeachtet aller Mannichfaltigkeit und Unruhe des Tages konnte ich hier noch keine Rast finden. Ich überließ meinen Freund einem glücklichen Schlafe und suchte das höher gelegene Jagdschloß. Es blickt weit über Berg und Wälder hin, deren Umrisse nur an dem heitern Nachthimmel zu erkennen, deren Seiten und Tiefen aber meinem Blick undurchdringlich waren. So leer als einsam stand das wohlerhaltene Gebäude; kein Castellan,

Digitized by Google

kein Jäger war zu finden. Ich saß vor den großen Glasthüren auf den Stufen, die um die ganze Terrasse hergehen. Hier, mitten im Gebirg, über einer waldbewachsenen finsteren Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finsterer erschien, das brennende Sterngewölbe über mir, saß ich an der verlassenen Stätte lange mit mir selbst und glaubte niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von ein paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens, das vor den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war, es enthüllte sich immer mehr und mehr, und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem Frühsten abzureisen.

Der Rückweg wurde nicht benutzt wie der Herweg. So eilten wir durch Zweibrücken, das, als eine schöne und merkwürdige Residenz, wohl auch unsere Aufmerksamkeit verdient hätte. Wir warfen einen Blick auf das große, einfache Schloß, auf die weitläufigen, regelmäßig mit Lindenstämmen bepflanzten, zum Dressiren der Parforcepferde wohl eingerichteten Esplanaden, auf die großen Ställe, auf die Bürgerhäuser, welche der Fürst baute, um sie ausspielen zu lassen. Alles dieses, so wie Kleidung und Betragen der Einwohner, besonders der Frauen und Mädchen, deutete auf ein Verhältniß in die Ferne, und machte den Bezug auf Paris anschaulich, dem alles Ueberrheinische seit geraumer Zeit sich nicht entziehen konnte. Wir besuchten auch den vor der Stadt liegenden herzoglichen Keller, der weitläufig ist, mit großen und künstlichen Fässern versehen. Wir zogen weiter und fanden das Land zuletzt wie im Saarbrückischen. Zwischen wilden und rauhen Bergen wenig Dörfer; man verlernt hier sich nach Getraide umzusehen. Den Hornbach zur Seite stiegen wir nach Bitsch, das an dem bedeutenden Platze liegt, wo die Gewässer sich scheiden, und ein Theil in die Saar, ein Theil dem Rheine zufällt; diese letztern sollten uns bald nach sich ziehen. Doch konnten wir dem Städtchen Bitsch, das sich sehr malerisch um einen Berg herumschlingt, und der oben liegenden Festung unsere Aufmerksamkeit nicht versagen. Diese ist theils auf Felsen gebaut, theils in Felsen gehauen. Die unterirdischen Räume sind besonders merkwürdig; hier ist nicht allein hinreichender Platz zum Aufenthalt einer Menge Menschen und Vieh, sondern man trifft sogar große Gewölbe zum Exerciren, eine Mühle, eine Capelle und was man unter der Erde sonst fordern könnte, wenn die Oberfläche beunruhigt würde.

Den hinabstürzenden Bächen folgten wir nunmehr durch's Bärenthal. Die dicken Wälder auf beiden Höhen sind unbenutzt. Hier faulen Stämme zu Tausenden übereinander, und junge Sprößlinge keimen in Unzahl auf halb vermoderten Vorfahren. Hier kam uns durch Gespräche einiger Fußbegleiter der Name von Dieterich wieder in die Ohren, den wir schon öfter in diesen Waldgegenden ehrenvoll hatten aussprechen hören. Die Thätigkeit

Digitized by Google

und Gewandtheit dieses Mannes, sein Reichthum, die Benutzung und Anwendung desselben, alles erschien im Gleichgewicht; er konnte sich mit Recht des Erworbenen erfreuen, das er vermehrte, und das Verdiente genießen, das er sicherte. Je mehr ich die Welt sah, je mehr erfreute ich mich, außer den allgemein berühmten Namen, auch besonders an denen, die in einzelnen Gegenden mit Achtung und Liebe genannt wurden; und so erfuhr ich auch hier bei einiger Nachfrage gar leicht, daß von Dieterich früher als andere sich der Gebirgsschätze, des Eisens, der Kohlen und des Holzes, mit gutem Erfolg zu bedienen gewußt und sich zu einem immer wachsenden Wohlhaben herangearbeitet habe.

Niederbrunn, wohin wir gelangten, war ein neues Zeugniß hiervon. Er hatte diesen kleinen Ort den Grafen von Leiningen und andern Theilbesitzern abgekauft, um in der Gegend bedeutende Eisenwerke einzurichten.

Hier in diesen von den Römern schon angelegten Bädern umspülte mich der Geist des Alterthums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften mir aus Bauerhöfen, zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe, gar wundersam entgegenleuchteten.

So gewahrte ich auch, als wir die nahe gelegene Wasenburg bestiegen, an der großen Felsmasse, die den Grund der einen Seite ausmacht, eine gut erhaltene Inschrift, die dem Mercur ein dankbares Gelübd abstattet. Die Burg selbst liegt auf dem letzten Berge von Bitsch her gegen das Land zu. Es sind die Ruinen eines deutschen, auf römische Reste gebauten Schlosses. Von dem Thurm übersah man abermals das ganze Elsaß, und des Münsters deutliche Spitze bezeichnete die Lage von Straßburg. Zunächst jedoch verbreitete sich der große Hagenauer Forst, und die Thürme dieser Stadt ragten dahinter ganz deutlich hervor. Dorthin wurde ich gezogen. Wir ritten durch Reichshofen, wo v. Dieterich ein bedeutendes Schloß erbauen ließ, und nachdem wir, von den Hügeln bei Niedermodern, den angenehmen Lauf des Moderflüßchens am Hagenauer Wald her betrachtet hatten, ließ ich meinen Freund bei einer lächerlichen Steinkohlengruben-Visitation, die zu Dutweiler freilich etwas ernsthafter würde gewesen sein, und ritt durch Hagenau, auf Nichtwegen, welche mir die Neigung schon andeutete, nach dem geliebten Sesenheim.

43. Fernsichten im Rheingau. *

Die Ruine des Schlosses Klopp liegt auf dem Gipfel eines Weinberges, der hoch und steil, sich dicht hinter Bingen erhebt, und dessen jetziger Besitzer überall zwischen den Reben sehr anmuthige, mit Blumen und Bäumen geschmückte Spaziergänge anlegte, welche zu den schönsten Aussichten führen. Bei jeder findet

* Johanna Schopenhauer.

Digitized by Google

man ein bequemes Plätzchen zum Ausruhen. Unter diesen gefiel mir vor allen ein kleines Cabinet, gerade am schönsten Punkte der ganzen Gegend. Duftende Blumen und eine unweit davon angebrachte Aeolsharfe sind die nächsten Umgebungen des kleinen traulichen Zimmers, welches eine gewählte Sammlung unsrer besten Dichter, ein bequemes Sopha und einen wohl besorgten Schreibtisch enthält. Es ist ein so anmuthiges ruhiges Plätzchen, daß es mir schien, als brauchte ich nichts mehr von der Welt, wenn dies Cabinetchen nur mein wäre.

Hier übersah ich nun recht Bingens ganze herrliche Lage. Rechts überblickt man die lachendste vom Rhein durchströmte Landschaft, einige seiner Inseln, die unzähligen Ortschaften des Rheingaus, die Rebenhügel, den Johannisberg bis zu den blaudämmernden Felsen bei Heidelberg und den fernen Melibocus. Zur linken Seite verliert sich der Rhein in ewig-dunkle Schatten hoher waldgekrönter Felsen, hier ist alles erhaben und groß, wie dort anmuthig und heiter. Hatto's Thurm steht da, stets umtobt von der wilden Brandung, mitten in den Fluthen, ihm gegenüber sieht man die leichten Nachen wie im Tanz, den immer kreisenden Wirbel des Bingerloches vorüberschweben, und sich bald darauf in dunkeln Felsenklüften verlieren. Seitwärts dem wundersamen Mäusethurm strömt die Nahe aus ihrem romantischen Thal in den Rhein; eine schöne Brücke wölbt sich über sie hin. Gerade Bingen gegenüber streckt sich der hohe Rüdesheimer Berg lang aus, ihn krönt der Niederwald, durch dessen dunkles Laub die weißen Säulen eines Tempels hervorschimmern, und an seinem Abhange wächst der berühmte Rüdesheimer Wein. Rüdesheim mit seiner uralten Römerburg liegt am Fuße dieses Berges, dem Rheingau zu. Auf der andern Seite erheben sich in ziemlich beträchtlicher Höhe die pittoresken Trümmer der Burg Ehrenfels, und gegenüber hoch auf dem Binger Berge, von dessen Abhange ich alles dieses überschaute, stehen die alten Mauern und Thürme des Schlosses Klopp, von denen man dieselbe Gegend noch ausgebreiteter vor sich liegen sieht.

Heute erlebten wir einen schönen Morgen in Bingen, und benutzten ihn sogleich, um den Niederwald zu besuchen. Eigentlich schifft man zu diesem Zweck nach Asmannshausen herüber, ersteigt von dort den Berg, und geht ihn bei Rüdesheim wieder hinab. Unser Schiffer aber, der uns über den Rhein bringen und hernach als Führer dienen sollte, behauptete, einen bequemern, nähern Weg zu wissen, und da der Mann übrigens ganz vernünftig zu sein schien, so überließen wir uns seiner Führung.

Wir landeten also weit näher, unterhalb der Burg Ehrenfels, und begannen nun von da die Terrassen zu erklimmen. Diese umgeben den sehr steilen Berg im Zickzack, und auf ihnen wächst der berühmte Rüdesheimer Wein. Sehr ermüdend war es, daß wir immer eine lange Strecke längs den die Terrassen stützenden Mauern hin und her zu gehen hatten, ehe wir zu einem der hohen, stufenartigen Einschnitte in diesen gelangten, auf welchen

Digitized by Google

wir uns etwa zwei Ellen höher schwangen und dann bis zum nächsten Einschnitt wieder weiter wanderten. Glücklicher Weise ist die Anhöhe bis zur Burg Ehrenfels nicht sehr beträchtlich, und so war dies bald überstanden. Der nähere Anblick der höchst malerischen Ruine, die wir täglich aus unsern Fenstern vor Augen gehabt hatten, und die wunderschöne Aussicht machte uns alle Ermüdung vergessen. Wir blickten dort tief in das wilde Felsenthal, durch welches sich der Rhein hinter dem Bingerloch windet; auch Asmannshausen sahen wir zwischen seinen Rebenhügeln, woran uns in Bingen der weit vortretende Berg hinderte. Nun aber mußten wir weiter, und zwar auf einem Wege, den ich niemanden in der Welt, als höchstens einem Gemsenjäger empfehlen möchte.

Tief unter uns brauste der durch einen plötzlich sich erhebenden Wind wild aufgeregte Rhein; fast senkrecht stieg über uns der hohe Fels mit seinen Terrassen empor, und wir mußten auf den immer schmaler werdenden Mauern ihn erklimmen, mit den Händen uns anhalten, um nicht herunter zu stürzen, und fanden oft nur eben Raum genug, um einen unserer Füße festzustellen. So hiengen wir zwischen dem Himmel und dem Rhein, ein einziger Fehltritt, ein losbröckelnder Stein, und wir waren in Gefahr, der armen Jutta in ihrem nassen Grabe Gesellschaft zu leisten. Dennoch konnten wir nicht zurück, denn an das Heruntersteigen war auf diesem Wege nicht zu denken, ja ich wagte es nicht einmal herunter zu blicken, so schwindelerregend war mir die grausenvolle Tiefe. Wie die Winzer es anfangen, um hier die Reben zu pflegen und später die Trauben zu sammeln, ist mir unbegreiflich. Endlich nach einer langen ängstlich ermüdenden Stunde waren wir oben im kühlenden Schatten des Waldes, und nie in meinem Leben habe ich mich mehr über ein schwer errungenes Ziel gefreut, als über dieses. Der ganze Wald, der den langen Bergrücken krönt, ist durch ausgehauene Gänge zu einem Park umgeschaffen. Diese gewähren hie und da wunderschöne einzelne Blicke tief in das Rheinthal hinein; besonders anmuthig ist eine Hütte, von welcher man durch eine Oeffnung des Waldes nur Bacharach und seine nächste höchst romantische Umgebung erblickt, aber den Preis von allen trägt, näher an Rüdesheim, ein offener, von Säulen getragener Tempel davon, den ich schon von Bingen aus durch den Wald schimmern gesehen hatte. Geblendet von der mich rings umgebenden Pracht der Natur, stand ich lange in stummem Entzücken auf diesem Platz, nicht nur dem schönsten auf dem Niederwalde, sondern vielleicht in der ganzen Gegend. Tief unten liegt im Vorgrunde das freundliche Rüdesheim mit seinen alten Burgen, seitwärts über dem Strom das dunkle Bingen, weiterhin die Rochuscapelle im Sonnenstrahl, ihr gegenüber, diesseits, der Johannisberg, und nun der ganze Rheingau mit allen seinen Städten und Weinbergen und Gärten und Dörfern, alle Krümmungen des prächtig hinwogenden Rheins, alle seine vielen gartenähnlichen Inseln.

Digitized by Google

Der Odenwald, die Vogesen, der Donnersberg begrenzen in blauer Ferne die weite Aussicht, wie leicht am Horizont hinschwebende Wolken.

44. Des Schweizerlandes erste Gestalt.*

Im Norden des Landes Italien stellen sich die Alpen dar; von Piemont bis nach Istrien, ein großer halber Mond, wie eine himmelhohe weiße Mauer mit unersteigbaren Zinnen, drittehalbtausend Klaftern hoch über dem Mittelmeer. Man weiß keinen Menschen, welcher den weißen Berg oder das Schreckhorn erstiegen hätte; man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie hoch über den Wolken weit in die Länder der Menschen hinaus. Den Sonnenstrahlen trotzt ihre Eislast, sie vergolden sie nur: von dem Eise werden diese Gipfel wider die Lüfte geharnischt, welche im langen Lauf der Jahrhunderte die kahlen Höhen des Boghdo und Ural in Trümmer verwittert haben; und wenn in verschlossenen Gewölben der nie gesehene Stoff des Erdballs noch glühet, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Gletscher zu hoch. Nur schmilzt an der Erde Wasser unter demselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es bald überfriert, und in Jahren, deren Zahl niemand erforscht hat, in unergründliche Lasten, Tagereisen weit, gehärtet und aufgehäuft worden ist. In ihren Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur, und aus den finstern Eiskammern ergießen sich Flüsse, höhlen Thäler, füllen Seen und erquicken die Felder. Doch, wer durchdringt mit menschlicher Kraft in eines Lebens Lauf die unerforschte Gruft, wo in ewiger Nacht, oder bei dem Schimmer weltalter Flammen die Grundfeste der Alpen der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns den Untergang drohen?

Die mitternächtliche Seite der Alpen senkt sich in viele hinter einander liegende Reihen Berge; auf allen diesen haben die Gewässer getobet, bei fünfzehnhundert Klaftern hoch über den Städten und Flecken der schweizerischen Eidgenossen, und achtzehnhundert über der Fläche des Weltmeers. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, durch eine verborgene Ordnung von Ursachen und Wirkungen, Gewölbe, groß wie Welttheile, gebrochen, die Wasser aber mit all ihrer Macht in die alten Finsterniße hinuntergestürzt sind. Doch, das menschliche Geschlecht ist von gestern, und öffnet kaum heute seine Augen zur Betrachtung des Laufs der Natur. Endlich warf die Sonne die ersten Strahlen auf den Fuß dieses Gebirges: unzählige Hügel von Sand und Schlamm waren voll von Seegewächsen, Muscheln, Fischen und faulenden

* Nr. 44 und 45 Johannes (v.) Müller.

Digitized by Google

Baumstämmen: im Süd und Nord stand grundloser Sumpf. Hierauf erfüllten hohe Bäume von ungeheurem Umfange die namenlose Wüste mit schwarzem Wald, über den Wassern der dammlosen Ströme und hundert morastiger Seen standen kalte giftige Nebel, und (welches gewöhnlich ist in unbebautem Land) in die Pflanzen stiegen ungesunde Säfte: aus ihnen sog das Gewürme sein Gift, und wuchs in unglaubliche Dicke und Größe: die Elemente kämpfen um die unbeständigen Küsten. Außer dem Schrei des Lämmergeiers in einer Felsenkluft, und außer dem Gebrülle der Auerochsen und Gebrumme großer Bären, war viele hundert Jahre hindurch traurige Stille in dem lebenlosen Lande gegen Mitternacht.

15. Das Berner Oberland.

Wenn man von Bern das Uechtland hinaufzieht, so erheben sich auf beiden Seiten des Thales der Aare viele Burghalden und nicht unbeträchtliche Berge, zwischen welchen aus lieblichen Thälern viele befruchtende Wasser hervorfließen. Bei Thun erscheint ein See, am Fuß der Berge fast unergründlich und, wie fast alle helvetischen Wasser, stürmisch. Die Berge des östlichen Ufers laufen an den großen Stock der hohen Alpen; im Westen wälzen unter dem Namen der Kander viele vereinigte Alpenwasser unglaubliche Lasten von Sand und Steinen daher, wodurch sie längs vor dem Eingang der Thäler ein Feld anhäufen. Voran am Gebirge stellt sich der Stockhorn dar, der Markstein der Alpen gegen das niedrige Uechtland; an seinem Fuß fließt aus den Thälern ihres Namens die Sibne. Jenseits der Sibne sieht man das Riesenhorn aus einer finstern Waldung das zugespitzte Haupt einsam über den Stockhorn erheben und meist aus einem Wolkenkranz emporsteigen; die Kander führt an seinem Fuße aus Frutigenthal und Kandersteig ihre wilden Wasser hervor. Vor dem Niesen steigt aus dem Seee und jenem Schuttfeld ein sanfter Berg, der Abendberg, anmuthig auf: die Wellen brechen an seinem Fuß; die Heerden grasen auf seinem Rücken; er endiget fast, wie der Thunersee, in einem lebhaft grünen Thale. Durch dieses wallt in mächtigen Fluthen die Aare in den Thunersee aus dem von Brienz. Der Brienzersee füllt einen sehr tiefen Abgrund am Fuß hoher Berge. Von da, je näher man den Alpen kommt, um so mehr dringt in die Gemüther ein ungewöhnliches Gefühl der Größe der Natur: der Gedanke ihres den Anfang des menschlichen Geschlechtes vielleicht weit übersteigenden Alters und ein gewisser Eindruck von ihrer unbeweglich festen Gründung erregen das melancholische Gefühl des Nichts unserer köperlichen Form; zugleich erhebt sich die Seele, als wollte sie ihren höhern Adel der todten Größe entgegensetzen. In diesen Gedanken kommt man in das Oberhaslithal und am schaudervollen Rand finsterer Tiefen, auf gebrochenen, zerrissenen

Pfaden steigend und staunend aus dem Boden der Fruchtbäume den Tannenwald hinauf durch den gelben Enzian zu Arfeln und Bergrosen, zum Sevenbaum, zu den gewürzhaften, aber niedrigen Blumen der Schafweide, bis an steilen Wänden ungetreuer glatter Wasen die Grenze scheint für die Nahrung des Viehes und für die Neugier des Menschen; indem auf demselben unermeßliche Schneelasten die lebende Natur unterjochen, und jahrtausendaltes Eis Jungfrauhorn, Wetterhorn, Schreckhorn, die einsamen Firne dieses Alpenstocks, verhüllt. Aus einem Eisgewölbe ergießt sich die lautere Aare; so weit, breit und hoch das Auge blickt, ist Eis; tief in der Kluft blinken die größten Krystalle; kaum flieht hier eine Gemse, und wohnt unzugänglich ein Lämmergeier in dem Felsen; die Menschen haben ein paar Pfade, sonst ist ganze Tagreisen keine Spur des Fußes, man wird leicht in Eisschlünde verschlungen und vom Stoß des wachsenden Gletschers unter Eis und Felsenschutt nach mehreren Geschlechtaltern endlich starr hervorgesenkt. So liegt alles Erdreich bis an den Gemmi begraben. Der Gemmi steht nackend und wie verwittert; Giftkraut ist hier fast erfreulich, weil es doch ein Pflanzenleben hat. Von der Höhe des Daubensee's und von dem Engstelenalpgletscher führt an einer kahlen Felsenwand ein langer Pfad, oft von den Felsen gebrochen, oft von Wassern gehöhlt, hinab nach Adelboden. Zwischen dem langen Eisthal und jenen Ufern des Thunersee's in den Bergen, welche dort am Riesenhorn und am Stockhorn und westwärts in geringeren Höhen gegen den lemanischen See enden, liegt Oberland; eine unglaubliche Menge sich durchschlingender Thäler, wo die Sanen, die Simmen, die Kander, die Engstelenbach und beide Lütschinen, aus vielen Bächen groß, den wilden ungleichen Strom und Runs, jegliche aus ihrem Thal in die Aare oder den Thunersee führen. So hoch in das Gebirge, als das Gras fortkommen mag, wohnen Hirten und Herden; indessen Asien wüste liegt, weil das einzige Glück des Oberlandes, die Freiheit, ihm fehlt.

46. Der Fall des Reichenbachs. *

Dieser merkwürdige Fall ist ungefähr eine kleine Stunde von Meyringen, dem Hauptflecken des Haslilandes, entfernt, und um ihn recht zu sehen, muß man einen beträchtlichen Theil des Berges, den man an einer Seite herabgestiegen ist, wieder hinanklettern. Der Zugang ist äußerst beschwerlich und, wenn man nicht vorsichtig ist, sogar gefährlich. Die Anhöhe nämlich, die man hinansteigen muß, und die ganz mit schönem Grase bekleidet war, ist nicht nur steil, sondern auch schlüpfrig und gegen das tiefe Bett des Baches abhängig. Als wir dem Fall auf einige hundert Schritte nahekamen, wurde der Staubregen

* Nr. 46—48 von Christoph Meiners.

Digitized by Google

schon mit einer solchen Gewalt und so dicht auf uns zugetrieben, daß wir kaum mehr vor uns hinsehen konnten. Wir rückten ihm nichts desto weniger bis auf vierzig oder dreißig Schritt entgegen; näher mochte ich aber nicht hinzugehen, ungeachtet unser Führer uns sagte, daß man bis an den Rand des Kessels hinabsteigen könne. Wir mußten uns schon auf dem Platze, wo wir standen, fast jede Minute umkehren, wenn wir es aushalten wollten; und ich konnte also leicht schließen, daß man, wenn man den ganzen furchtbaren Fall in einem engen Behälter über sich hätte, den Gebrauch aller seiner Sinne verlieren und viel weniger, als auf unserm Standpunkte, würde sehen können. Als ich den ganzen Sturz vor Augen hatte, vergaß ich Schneeberge, Gletscher, Lavinen und selbst den Rheinfall, der, von allen merkwürdigen Seiten betrachtet, doch mit dem Falle des Reichenbachs nicht verglichen werden kann. Noch nie habe ich ein so betäubendes Erstaunen empfunden; nie ist meine Einbildungskraft durch irgend einen Gegenstand so ausgefüllt, und mein Verstand so heftig und anhaltend angespannt worden, als durch dieses bewundernswürdige und, fast möchte ich sagen, einzige Schauspiel. Ungeachtet wir vom Reichenbach bis nach Meyringen eine Stunde zubrachten und unterwegs manches Merkwürdige antrafen, so waren doch meine Sinne wie bezaubert, alle meine Kräfte gleichsam gefesselt, und ich hörte und dachte nichts, als den Fall des Reichenbachs. Noch ist meine Phantasie in so heftiger Arbeit, daß ich vielleicht nach einer Stunde noch Mühe haben werde, sie loszureißen und in einige Ruhe zu bringen. Der Reichenbach entspringt auf einer der höchsten Alpen, mit welchen das obere Haßlithal eingefaßt ist, und nimmt in seinem Lauf alle Quellen der übrigen Alpen und die Wasser aller Gletscher auf. Schon einige Stunden vor seinem Falle wird er ebenso wüthend als die Lütschinen, und wälzt Felsenstücke und abgerissene Bäume, die von den steilen Abhängen der Berge in ihn hineinfallen, mit unwiderstehlicher Gewalt fort. Beim Falle selbst bricht er zwischen zwei Felswänden in einer schiefen Richtung hervor und stürzt sich in ein unsichtbares Felsbecken, das die Natur selbst zu seiner Aufnahme hingearbeitet zu haben scheint. Aus diesem Becken reißt er sich wieder mit einer so unglaublichen Kraft und Geschwindigkeit, mit einem so fürchterlichen Ungestüm und solchem Reichthum von Wasser heraus, daß ich nicht begreifen kann, wie man die Vorzüge des Reichenbachs vor allen andern Wasserfällen bisher hat übersehen können. Freilich ist das Bett des Rheins viel breiter, und die ganze Masse seiner Wasser größer, als die des Reichenbachs; allein die Breite eines fallenden Wasserstroms trägt nur wenig zur Verstärkung des Eindrucks bei, und die größere Masse von Wasser ist beim Rhein mehr vertheilt und nirgends so zusammengedrängt wie beim Reichenbach. Den Fall des letztern hört man in der Entfernung von mehr als einer Stunde ganz deutlich, und fast in eben der Entfernung kann man den Stoß einer jeden herab-

Digitized by Google

schießenden Welle oder Wassersäule und die furchtbaren Schläge der Felsstücke hören, die mit den Wellen in das Becken und aus diesem an die nahen Felswände geworfen werden. In der Nähe ist sein Brüllen stärker als das des heftigsten Donners, und so angreifend, daß man gewiß in wenigen Minuten ganz betäubt werden würde. Er erregt durch seinen Sturz einen ebenso heftigen Luftstrom, als wir den Tag vorher an der Mündung des untern Grindelwaldgletschers empfunden hatten. Wir mußten einigemal alle unsere Kräfte zusammennehmen, um uns gegen die Anfälle dieses Sturmwindes zu erhalten, der bald durchdringend kalt, bald aber so heiß war, daß man hätte ersticken mögen. Der Reichenbach wirft nicht bloß Welle über Welle her, sondern ehe noch die erste den Abgrund erreicht, stürzt eine zweite, dritte, vierte hervor und reißt alle diejenigen, über welche sie sich herwälzt und mit denen sie eine einzige, ungeheure Säule bildet, mit zerstörender Kraft in die gräßliche Tiefe hinab. Fast jede herabschießende Fluth oder Welle spritzt nach allen Seiten und Richtungen milchweiße Ströme mit einer Heftigkeit aus, als wenn sie durch den Druck einer gewaltigen Maschine hervorgetrieben würden. Die Höhe des Falls läßt sich nicht gut bestimmen, weil der Abgrund, in welchen der Bach sich verliert, stets mit dichten, undurchdringlichen Wolken bedeckt ist. Ich schätze sie aber auf hundertfünfzig bis zweihundert Fuß, und würde sie noch höher anschlagen, wenn ich gewiß wäre, daß der Staubbach von einer Höhe von neunhundert Fuß herabfalle. Die Staubwolken, welche der Reichenbach ohne Unterlaß bildet, sind viel dichter, steigen viel höher und werden unzertrennt viel weiter fortgetragen, als beim Rheinfall. Des heftigen Sturms ungeachtet, der von dem Bache herweht, erheben sie sich senkrecht hoch über sein Bett empor und ziehen, so weit das Auge reicht, dem Strom des Baches nach. Sie feuchten in einem Umfange von einigen hundert Schritten den Wiesengrund so sehr an, daß man sich dem Fall unmöglich nähern kann, ohne nasse Füße zu bekommen. Eben deßwegen, weil sich vom Reichenbache ungleich mehr und dichtere Nebel emporheben, zeigt er auch bei hellem Sonnenschein ganz andere und ohne Vergleichung prächtigere Phänomene, als alle andern berühmten Wasserfälle. Wann nämlich der Kranz von Wolken, womit er beständig umringt ist, von der hohen Mittagssonne erleuchtet wird, so bildet er nicht bloß einen oder mehrere Regenbogen, sondern Feuerströme, indem alle Dünste mit den Farben des Regenbogens glänzen.

47. Die Gegend um die Teufelsbrücke.

Ich will nicht alle die Bäche, Dörfer und Berge, die man vom Hospital bis Gestinen, eine Stunde von der Teufelsbrücke, antrifft, einzeln nennen; allein das kann ich versichern, daß ich keinen Weg kenne, der so viel Großes und Schönes, so viel

Digitized by Google

Liebliches und Schreckliches vereinigt, und gerade durch diese Mannichfaltigkeit und Mischung so anziehend und einzig ist. Bald sieht man spiegelhelle Bäche, die an sanften Abhängen leise herunter gleiten, und in denen man nicht die geringste Bewegung wahrnehmen könnte, wenn nicht ihre Oberfläche von der Sonne erleuchtet würde; bald wieder schrecklich brausende Bergströme, die mit der Reuß, von welcher sie verschlungen werden, wetteifern, und oft in wenigen Augenblicken ihres Zorns ganze Dörfer und Häuser unwiderstehlich fortreißen. Bald entdeckt man freundliche Dörfer, oder artige Capellen und Häuser; bald aber auch grausenvolle Wildnisse, wo man nichts als nackte und zertrümmerte Felsen sieht, und nur allein das entsetzliche Toben der unaufhörlich von Felsen auf Felsen sich stürzenden Reuß hört, die man zur beständigen Begleiterin hat. Endlich nimmt man bald fette Wiesen, lachende Alpen, einladende Wäldchen und sorgfältig gebaute Gartenfelder wahr; dann aber auch wieder verdorrte und verdorrende Bäume, oder frisch zerbrochene Stämme, die von heftigen Windstößen oder Lavinen wie dürre Reiser zerbrochen wurden, oder ausgerissene Tannen, die ihre Wurzeln nach dem Wege zustrecken, und mit ihren stolzen Häuptern sich gegen die schäumende Reuß hinneigen. Solche abgebrochene oder entwurzelte Tannen sind häufig mit Eisklumpen, den Resten verwüstender Lavinen, oder mit Felsstücken vermischt, die durch eben diese Lavinen von den hohen Felsen abgerissen worden. Unter den Felsstücken, womit die Abhänge der Berge, und das Bett der Reuß bedeckt ist, fanden wir eins, auf welchem man ein kleines Kartoffelfeld angelegt hatte.

Gleich hinter Gestinen fängt der merkwürdigste und furchtbarste Theil des ganzen Weges an, der bis zur Teufelsbrücke geht und die Schöllenen genannt wird. Auf diesem Wege ist man beständig zwischen unersteiglichen Felsen eingeschlossen, deren gräßliche Nacktheit und todte Stille nur von Zeit zu Zeit durch schäumende, an ihren schwarzen Wänden herabfallende Bäche bedeckt und belebt wird. Die Felsen rücken immer näher zusammen, und lassen an manchen Stellen kaum Platz genug für die Reuß, die immer wüthender wird, je höher man kömmt, und für den schmalen Weg, der oft aus der Tiefe der Reuß aufgemauert und gestützt ist. Man geht häufig über den Schutt von Bergfällen oder vielmehr Felsenfällen weg, die bisweilen den Weg auf mehrere Tage so sehr bedecken, daß er ganz ungangbar wird. An den Trümmern konnte man es deutlich unterscheiden, daß zween dieser Bergfälle, die dem Wanderer jeden Augenblick den Tod bringen können, sich vor nicht gar langer Zeit ereignet hatten; die übrigen waren viel älter, und unter diesen schien mir derjenige der merkwürdigste, dessen Spuren man diesseits der bangen Brücke sieht, wo zwischen ungeheuren Felsstücken gewaltige Tannen aufgewachsen waren. Gleich jenseits der bangen Brücke stehen nur noch einige zwergmäßige Tannen, die mehr das Ansehen von Gesträuchen als von Bäumen haben; weiterhin

findet man weder Bäume, noch Gesträuche, noch Weiden mehr, sondern nur allein dürres Moos, womit die alten Felstrümmer bewachsen sind. Nahe bei Gestinen begegneten uns einige Kühe, die aber eben so klein und elend als die bald verschwindenden Tannen waren, und vermuthlich aus derselbigen Ursache, weil die zwischen den nackten und kahlen Felsen ersterbende Natur nicht Kraft genug hatte, ihre Geschöpfe zu einer vollkommenen Reife und Größe zu bringen. Jenseits der bangen Brücke hörten wir die Stimme keines Thieres, und sahen lange keinen Menschen mehr. Schon um fünf Uhr wehte zwischen den hohen Felsen ein so durchdringender Wind, dergleichen bei uns nur im Winter oder spät im Herbste wehet, und ich wurde deßwegen gezwungen, über die Weste, worin ich gewöhnlich gehe, noch meinen Rock anzuziehen und zuzuknöpfen .... Je näher man der Teufelsbrücke kommt, und je steiler die Felsen werden, desto gewaltsamer drängt sich die Reuß durch ihr enges und unebenes Bett fort. Nahe bei der bangen Brücke sind die beiden prächtigsten Wasserfälle, die man vom Steg an bis zur Teufelsbrücke sieht. Bei dem ersten schießen die Gewässer des Flusses dreimal hintereinander von schrägen Felswänden in tiefe Abgründe hinein, werden aber gleich wieder von nachstürzenden Wogen herausgepeitscht, und zuletzt über ein hohes und gewaltiges Felsenstück hinüber getrieben, daß Staub und Wasserstrahlen nach allen Seiten emporspritzen. Alle Schrecknisse des ganzen Weges aber, die man von Gestinen an einzeln angestaunt hat, finden sich an dem Platze, wo die Teufelsbrücke über die Reuß gebaut ist, in den höchsten Graden vereinigt. Hinter sich hat man furchtbar überhangende Felsen, die in jedem Augenblicke den Einfall drohen, und vor sich ungeheure Felsstücke, die Trümmer einer durch den Arm des Allmächtigen zerbrochenen Erde zu sein scheinen, und unter welchen mehrere so groß sind, daß keine menschliche Kraft sie von der Stelle bewegen könnte. Zur Linken erheben sich Felswände bis zu einer so schwindelnden Höhe, daß man nicht hinanzuschauen wagt, aus Furcht in die unter den Füßen fortbrüllende Reuß hinabzustürzen. Zur Rechten stellt sich dem durch vier bis fünf der prächtigsten Fälle gereizten Strome eine andere Felswand entgegen, an deren Fuß die beständig anschlagenden Wellen schon tiefe Löcher ausgehöhlt haben. Mitten unter diesen großen und schaudervollen Gegenständen verschwindet die kleine elende Teufelsbrücke so sehr, daß ich sie nicht eher anzuschauen würdigte, als bis ich alle übrigen Theile dieser majestätischen Scene genug beobachtet hatte. Wenn sie auch nicht an einer Stelle stünde, wo sie von den größten und kühnsten Werken der Natur gleichsam vernichtet wird, so würde sie doch unter den verschiedenen Brücken, die auf der Gotthardsstraße über die Reuß erbaut sind, höchstens die vierte Stelle verdienen, denn sie ist weder so breit noch so lang, noch so hoch gewölbt und über die Reuß erhaben, als die bange, oder die schöne Brücke und die beim Pfaffensprunge.

Digitized by Google

Zwischen der Teufelsbrücke und dem Urnerloche, einem durch den härtesten Felsen gehauenen achtzig Schritt langen Wege, hebt sich die Straße auf einmal steil und beschwerlich in die Höhe. Wenn man die prächtigen Wasserfälle, welche die Reuß macht, und von denen man auf der Teufelsbrücke nur einen kleinen Theil entdeckt, recht gut sehen will, so muß man dem ersten großen Falle gegenüber an das steile Ufer hinabsteigen, wo man das ganze Schauspiel am besten übersehen kann. Mit welcher furchtbaren Gewalt die Reuß hier mehrmalen hintereinander über Felswände wegstürzt, läßt sich allein daraus abnehmen, daß man selbst auf der Straße, wo man wenigstens einige hundert Schuh über ihr Bett erhaben ist, die Dünste fühlt, in welche ein Theil ihrer Wellen aufgelöst wird. Im Urnerloch, das vier bis fünfhundert Schritte von der Teufelsbrücke entfernt sein mag, empfanden wir eine so durchdringende Kälte, daß, wenn auch etwas wichtiges darin zu beobachten gewesen wäre, ich mich doch schwerlich darin würde aufgehalten haben. Alle Reisende reden mit Entzücken, wenn sie von unten heraufkommen, und mit Entsetzen, wenn sie den Gotthard hinabsteigen, von der erstaunlichen Verwandlung der Naturscenen beim Eintritt in das Urselerthal, und beim Ausgang aus demselben. Auch glaubte ich kaum, daß es auf der ganzen übrigen Erde eine andere Gegend gebe, wo so viele und auffallende Gegensätze natürlicher Erscheinungen, durch einen so kleinen Raum von einander getrennt werden, als durch das Urnerloch. Anstatt daß man vorher zwischen engen und himmelhohen Felswänden eingepreßt war, blickt man beim Ausgange aus dem Urnerloche in ein offenes heiteres Thal, das mit schönen Dörfern und Kirchen geschmückt ist, und den Wanderer auf eine angenehme Art ahnden läßt, daß er jetzo wieder unter glückliche Menschen komme. Anstatt daß man vorher nichts als kahle Felsen und bemooste Felstrümmer sah, weidet sich das Auge jetzt an dem erquickenden Grün fruchtbarer Wiesen und Alpen, deren Eindruck durch den glänzenden St. Annengletscher, und durch die allenthalben herüberschauenden Spitzen von Schneebergen noch verstärkt wird. Anstatt endlich, daß das Ohr noch vor wenigen Augenblicken durch die zerstäubenden Fluthen der Reuß betäubt wurde, nimmt man mit Erstaunen wahr, daß sie in einem ebenen von Felsstücken ganz reinen Bett ruhig und fast ohne alles Geräusch fortfließt. Selbst der kleine keilförmige Wald, der hinter dem Dorfe Urseren an dem Abhange eines Berges steht, und als eine Schutzwehr gegen die herabrollenden Lavinen als hochheilig geschont wird, trägt nicht wenig zur Verschönerung des neuen Schauplatzes bei, da man fast eine Stunde vor dem Urnerloche weder Bäume noch Gesträuche gesehen hat. Wahrscheinlich war es sowohl die stärkende Freude, die der Anblick des paradiesischen Thales in uns erzeugte, als die elastische Bergluft, welche unsere Körper so erneuerte, daß wir beim Eingang in das Urselerthal mehr Kräfte zu fühlen glaubten, als wir diesen Morgen in

Altorf in uns wahrgenommen hatten. Wir blieben also nicht einmal in Urseren, sondern giengen eine Stunde weiter bis nach Hospital, dem letzten Dorfe, welches zwo kleine Stunden unter der obersten Höhe des Gotthard liegt. Nie hätten wir es uns heute morgen zugetraut, daß wir zehn Stunden bergan würden gehen können. So wie wir aber den Gotthard höher hinanstiegen und in eine feinere und kältere Luft kamen, so nahmen auch unser Muth und unsere Kräfte zu.

18. Die Maienwand.

Als wir unsere Fußeisen angelegt hatten, fiengen wir mit wachsendem Muthe an, die Maienwand hinanzusteigen. Ein Oberwalliser führte uns trefflich, indem er die abschüssige Bergwand nicht in gerader Linie, sondern in lauter schlangenförmigen Bewegungen oder Windungen hinklomm. Das Steigen war zwar sehr mühsam, und wir mußten deßwegen alle fünf bis acht Minuten Halt machen; allein es war mit keiner Gefahr verbunden, indem die Maienwand mit häufigen Alprosen bewachsen, und überdem sehr uneben und höckericht war, so daß man immer einen festen Fuß fassen konnte. Wir konnten daher nicht begreifen, wie die Maienwand zu dem üblen Rufe der Gefährlichkeit oder Unzugänglichkeit gekommen sei. Allein je höher wir stiegen, desto steiler der Weg, desto kürzer das Gras, und desto seltener waren die Alpenrosen, oder ähnliche holzartige Pflanzen, an welche wir uns bisher gehalten hatten. Nach einer Stunde Klimmens war es uns fast eben so schwer, gegen die beinahe senkrechte, und immer glattere Maienwand hinanzudringen, als es uns geworden wäre, an dem hohen Gemäuer eines Thurms, oder an einer abgeschnittenen Felswand hinanzuklettern. Wir konnten nicht mehr gehen, sondern wir mußten Kniee und Hände zu Hülfe nehmen, und bisweilen hiengen wir an der fürchterlichen Höhe der Maienwand bloß mit den Händen, wenn Kniee und Füße wegen des glatten Grases ausrutschten. Als wir unter diesen mißlichen Umständen unsern Führer fragten, ob wir nicht bald dem Ausgange von der Maienwand nahe wären; so erhielten wir die tröstliche Antwort, daß er den Weg selbst nicht recht wisse, daß er ihn aber suchen wolle. Indeß blieben wir, ein jeder an dem Platze, den er erreicht hatte, stehen, oder liegen; und in diesem Zwischenraume suchten wir uns an den Anblick der jähen Tiefe zu gewöhnen, die wir unter uns hatten. Nach einer guten Viertelstunde kam der Walliser zurück, und kündigte uns an, daß er den rechten Weg entdeckt habe, indem er noch frische Spuren der Fußeisen von Reisenden, die vor kurzem darüber gekommen sein müßten, habe unterscheiden können. Der Weg sei aber ein bloßer Geiß- oder Ziegenweg, und so schmal, und für nicht geübte Bergsteiger so gräßlich, daß er uns lieber darüber tragen als führen wolle. Keiner von uns konnte den

Digitized by Google

Gedanken aushalten, sich von einem ältlichen und dem Anscheine nach nicht starken Manne über einen Pfad tragen zu lassen, von welchem der Träger selbst zweifelte, ob wir ihn würden gehen können, wiewohl wir bald nachher von dem Spitalmeister auf der Grimsel hörten, daß er schon manche Reisende über die Maienwand getragen habe. Wir schleiften uns also langsam, meistens mit dem ganzen Körper an die Maienwand gelehnt, an den Anfang des sogenannten Geißweges hin. Dieser Weg lief an dem untersten und schmalen Rande einer mit Gras bekleideten Erd- und Felsenbank weg, die sich nicht nur senkrecht und unersteiglich emporhob, sondern auch um mehrere Schuhe über die zweihundert Klafter hohe Maienwand wie ein Erker an einem hohen Thurme hinausragte, so daß wir bei einem Fehltritte zehn oder mehrere Klafter durch die Luft gefallen wären, bevor wir nur die jähe Maienwand berührt hätten. Wenn aber dieses geschehen wäre; so würden wir allem Ansehen nach mit einem solchen beschleunigten Fall auf die anfangs glatte und steile und nachher mit Steinen und Felsstücken überstreute Maienwand hinabgestürzt sein, daß wir nicht eher, als nahe an den Ufern der Rhone entweder zerschmettert oder geschunden hätten zur Ruhe kommen können. Der Pfad selbst war so schmal, daß er da, wo er am breitesten war, nicht die Breite einer Hand betrug. Auch zog er sich nicht an dem Fuße der steilen Erdwand, und über der scheußlichen Tiefe in einer geraden und unterbrochenen Richtung fort, sondern man mußte bisweilen, so weit man konnte, schreiten und sich zugleich um ein hervortretendes Felsstück herumwinden, um ein Fleckchen zu erreichen, auf welchem man kaum mit den Zehen haften konnte. Ich war zufälligerweise der erste, der den furchtbaren Weg mit dem Führer zu betreten anfieng, indem der Walliser jedesmal nur Einen herüberleiten konnte. Ungeachtet der Geißweg quer über die Maienwand ohne Vergleichung gefährlicher ist, als der Weg vom hohen Kasten herab war; so empfand ich doch nicht den zehnten Theil der Angst, womit ich zwischen den Abgründen in Appenzell heruntergerutschte, so sehr hatte der beständige Anblick von tiefen Schlünden und jähen Abstürzen mein Auge und meine Einbildungskraft gestärkt. Die geringe Beklommenheit, womit ich den oft einer schmalen Leiste ähnlichen Weg zuerst betrat, verlor sich fast ganz nach den ersten Schritten, die ich gethan hatte, weil ich sah, daß man mit gehöriger Vorsicht alle wirkliche Gefahr vermeiden könne. Da weder zur Rechten noch zur Linken ein Punkt war, wo ich meinen Bergstock hätte hineintreiben können, so ließ ich diesen zurück, klammerte mich mit der rechten so fest ich konnte an das Gras der steilen Erdwand an, legte meine linke Hand in die Hände des vorangehenden Führers, und trat allemal auf den Fleck hin, den er verlassen hatte, und zwar nicht eher als bis ich hörte daß er fest stehe und daß ich mich beim Vortreten auf ihn stützen könne. Als wir das erste und gefährlichste Drittel des Weges zurückgelegt hatten, kamen wir an einen Platz, wo

der Pfad etwas breiter und die Erdwand nicht so senkrecht als vorher war. Hier bat mich der alte Walliser so lange stehen zu bleiben, bis er meine Reisegefährten auch so weit hergebracht habe. Die beiden übrigen Drittheile des Weges machten wir gleichfalls in zween Absätzen, und so entstanden auf unserer Wanderschaft über die Maienwand zwo Pausen, deren jede mehrere Minuten dauerte. Wenn die Plätze, wo wir ruhten, weniger gefährlich gewesen wären; so hätten wir keine vortheilhafteren Standpunkte für Bergaussichten, als die an den Höhen der Maienwand wünschen können, indem wir nicht bloß die ganze Kette der Walliser Schneeberge vom Gotthard bis an den großen Bernhard hin, sondern auch mehrere Spitzen der savoyischen Eisgebirge von den Strahlen der Abendsonne erleuchtet sahen. Der Geißweg quer über die Maienwand beträgt vielleicht nur einige hundert Schritte, allein wir brachten eine gute Viertelstunde zu, um darüber zu kommen, und auf der letzten Hälfte des Weges zitterten dem alten Walliser selbst die Hände, nicht weil er für sich, sondern weil er für uns fürchtete. Als wir uns auf der Straße, die über die Grimsel nach Wallis führt, wohlbehalten wieder beisammen sahen; wünschten wir uns gegenseitig Glück, daß wir die größte, und wie wir hofften, die letzte der Gefahren unserer Bergreise gleich den vorhergehenden ohne allen Unfall überstanden hätten. Auch hatten wir in der That Ursache uns zu freuen und Glück zu wünschen, indem vor wenigen Jahren ein sächsischer Edelmann mit seinem wallisischen Führer von der Maienwand hinabgefallen, und so gequetscht und geschunden worden war, daß man ihn halb todt auf das Spital brachte, wo er fünf Tage liegen mußte, bevor man ihn nach Meyringen hinabtragen konnte. Unser Führer freute sich nicht weniger als wir, und fragte uns lachend, ob wir nun wüßten, was die Maienwand bedeute.

B.

Zur natürlichen Erdkunde.

49. Die Felshöhle von Guacharo. *

Was neben der außerordentlichen Kühle des Klimas dem Thale von Caripe am meisten Auszeichnung und Ruf verschafft, ist die große Cueva, oder die Felshöhle von Guacharo. In einem Lande, wo man das Wunderbare liebt, ist eine Felshöhle, aus der ein Fluß entspringt, und die von vielen tausend Nachtvögeln bewohnt wird, deren Fett in den Missionen zur Zubereitung der Speisen dient, ein unerschöpflicher Gegenstand für Unterhaltung und Gespräche.

* Nr. 49 und 50 von Alexander von Humboldt.

Digitized by Google

Die Höhle, welche die Eingebornen eine Fettmine nennen, befindet sich nicht im Thale von Caripe selbst, sondern in der Entfernung drei kleiner Meilen vom Kloster west-süd-westlich. Sie öffnet sich in ein Seitenthal, das nach der Sierra del Guacharo ausläuft. Wir machten uns auf den Weg nach der Sierra in Begleitung des Alcade oder indianischen Magistrats, und der meisten Ordensleute des Klosters. Ein schmaler Fußpfad führte uns anfänglich anderthalb Stunden in südlicher Richtung durch eine liebliche, mit schönen Rasen bekleidete Ebene; nachher lenkten wir westlich ein längs eines Baches, welcher aus der Oeffnung der Höhle hervorkommt. Während drei Viertelstunden des Emporsteigens ungefähr folgt man, bald im untiefen Wasser, bald zwischen dem Waldstrom und einer Felswand, einem sehr schlüpfrigen und kothigen Pfade. Das Einsinken des Erdreichs, die vereinzelten Baumstämme, über welche die Maulthiere wegzuschreiten Mühe haben, die Rankenpflanzen, von denen der Boden überdeckt ist, machen diesen Theil des Weges sehr ermüdend.

Wo man sich am Fuße des hohen Guacharo-Berges nur noch 400 Schritte von der Höhle entfernt befindet, erblickt man jedoch ihre Oeffnung noch nicht. Der Waldstrom fließt in einer vom Gewässer ausgehöhlten Schlucht, und der Pfad führt unter einem Felsgesims hin, dessen vorstehender Theil die Aussicht in die Höhe raubt. Wie der Bach, so schlängelt sich auch der Fußsteig; bei der letzten Krümmung steht man plötzlich vor dem sehr geräumigen Eingange der Grotte. Dieser Anblick hat etwas Erhabenes, selbst für den, welcher an die malerischen Bilder der Hochalpen gewöhnt ist.

Die Cueva del Guacharo öffnet sich im senkrechten Durchschnitt eines Felsens. Der Eingang steht südwärts; ihr Gewölbe ist achtzig Fuß breit auf zweiundsiebzig Fuß Höhe. Der Fels, der über der Grotte steht, ist mit Bäumen von gigantischem Wuchse besetzt. Der Mamei und der Genipayer (genipa americana) mit breiten, glänzenden Blättern strecken ihre Aeste senkrecht zum Himmel, während die des Conbaril und der Erythrina sich ausbreiten und eine dichte Hausdecke bilden. Pothosgewächse mit saftigem Stengel, Oralisarten und Orchideen von seltsamer Bildung wachsen aus den dürresten Felsritzen hervor, während Rankengewächse, vom Winde gewiegt, vor dem Eingange der Höhle sich in Festons schlingen. Wir unterschieden in diesen Blumengewinden eine violettblaue Bignonia, den purpurfarbigen Dolichos und zum erstenmale die prächtige Solandra (Solandra scandens), deren orangengelbe Blume eine über vier Zoll lange fleischige Röhre hat. Es verhält sich mit den Grotteneingängen, wie mit der Ansicht der Wasserfälle; die mehr oder minder ausgezeichnete Umgebung ertheilt den vorzüglichen Reiz, welcher, so zu sagen, den Charakter der Landschaft bestimmt. Welch ein Contrast findet sich zwischen der Cueva de Caripe und jenen nordischen, von Eichen und finstern Lerchenbäumen beschatteten Höhlen!

Digitized by Google

Dieser üppige Pflanzenwuchs verschönert jedoch nicht nur die äußere Wölbung, er ist auch noch im Vordertheil der Grotte sichtbar. Mit Erstaunen bemerkten wir prachtvolle Helikonien mit Pisangblättern, die eine Höhe von 18 Fuß erreichen, die Pragapalme und das Arum arborescens längs dem kleinen Flusse in diesem unterirdischen Standorte. Der Pflanzenwachsthum dehnt sich in die Höhle von Caripe aus, wie in jene tiefen Schluchten der Anden, die nur einem halben Tageslichte zugänglich sind, und er hört im Innern der Grotte eher nicht, als in der Entfernung von 30 — 40 Fuß vom Eingange auf. Wir maßen den Weg vermittelst eines Seils, und hatten 430 Fuß zurückgelegt, ehe Fackeln anzuzünden erforderlich ward. Das Tageslicht dringt so weit vor, weil die Grotte einen einzigen Canal bildet, der sich in unveränderter Richtung von Südost nach Nordwest ausdehnt. Hier, wo das Licht zu erlöschen anfängt, hört man noch entfernt das widrige Geschrei der Nachtvögel, von denen die Eingebornen glauben, sie werden ausschließlich in diesen unterirdischen Wohnungen angetroffen.

Der Guacharo hat die Größe unserer Hühner, den Rachen der Nachtschwalbe (des Ziegenmelkers), den Wuchs der Geier, deren krummer Schnabel von steifen Seidepinseln umgeben ist. Wenn wir mit Herrn Cuvier die Ordnung der Spechte (Pici) eingehen lassen, so muß dieser außerordentliche Vogel ins Geschlecht der Sperlinge (passeres) gebracht werden, deren Gattungen durch beinahe unmerkliche Uebergänge mit einander verbunden sind.

Ich habe ihn unter dem Namen Steatornis* beschrieben. Er macht eine neue, vom Caprimulgus verschiedene Gattung aus, die sich durch den Umfang der Stimme sowohl, als durch den außerordentlich starken, mit einem Doppelzahn versehenen Schnabel, und durch Füße, die zwischen den Vorderzehen keine Verbindungshäute haben, unterscheidet. Er liefert das erste Beispiel eines Nachtvogels unter den Zahnschnäblern der Singvögel (passereaux dentirostres). Durch seine Lebensart ist er sowohl den Nachtschwalben, als den Alpendohlen (corvus Pyrrhocorax) verwandt. Das Gefieder der Guacharo ist von dunkler blaugrauer Farbe, mit kleinen schwarzen Streifen und Punkten vermengt. Große weiße, herzförmige, schwarzgeränderte Flecken kommen am Kopf, auf den Flügeln und am Schwanze vor. Die Augen des Vogels können das Tageslicht nicht vertragen; sie sind blau und kleiner, als die des Ziegenmelkers oder der Nachtschwalbe. Die Weite der ausgebreiteten Flügel, die aus 17 bis 18 Ruderfedern (remiges) bestehen, beträgt vierthalb Fuß. Der Guacharo verläßt seine Höhle bei Anbruch der Nacht, vorzüglich zur Zeit des Mondscheins. Er ist fast der einzige, bis dahin bekannt gewordene Nachtvogel, der sich von Körnern nährt; die Bildung seiner Füße thut sattsam dar, daß er nicht, gleich

* Observations de Zoologie et d'Anatomie comparée T. II.

Digitized by Google

unsern Eulen, Jäger ist. Er nährt sich mit sehr harten Kernfrüchten, gleich dem Nußheher (Corvus caryocatactes) und dem Pyrrhokorax. Der letztere nistet gleichfalls in Felsspalten, und ist unter dem Namen Nachtrabe bekannt. Die Indianer versichern, der Guacharo verzehre weder Käfer noch Phalenen, mit denen sich hingegen die Nachtschwalbe nährt. Man darf nur die Schnäbel des Guacharo und der Nachtschwalbe mit einander vergleichen, um sich zu überzeugen, daß ihre Lebensart allerdings sehr verschieden sein muß.

Es hält schwer, sich eine richtige Vorstellung von dem furchtbaren Lärm zu machen, welchen viele Tausende dieser Vögel in dem finstern Theile der Höhle verursachen. Es läßt sich nur mit dem Gelärm unserer Krähen vergleichen, die in den nordischen Tannenwäldern in Gesellschaft leben und ihre Nester auf Bäume bauen, deren Gipfel sich einander berühren. Die scharfe und durchdringende Stimme des Guacharo's wird in den Wölbungen der Felshöhle zurückgeworfen, und das Echo wiederhallt im Grunde der Grotte. Die Indianer banden Fackeln an das Ende einer langen Stange, um uns die Nester dieser Vögel zu zeigen. Sie befanden sich fünfzig bis sechzig Fuß über unsern Häuptern in trichterförmigen Löchern, welche in Menge an der Decke der Grotte befindlich waren. Das Geräusch wird stärker, so wie man tiefer hineinkommt, und die Vögel von dem Lichte scheu werden, das die Copalfackeln verbreiten. Ward es etliche Minuten um uns her stille, dann ließen sich die entfernteren Klagetöne der in den Seitengängen der Grotte nistenden Vögel hören. Es war, als ob ihre Schwärme sich einander wechselnd antworteten.

Die Indianer begeben sich jährlich einmal, um das St. Johannisfest, mit Stangen bewaffnet, in die Grotte, um den größten Theil der Nester zu zerstören. Es werden alsdann viele tausend Vögel getödtet, und die Alten, gleichsam um ihre Brut zu beschützen, schweben unter fürchterlichem Geschrei über den Häuptern der Indianer. Die Jungen, welche zu Boden fallen, werden sogleich ausgeweidet. Ihr Bauchfell ist reich mit Fett beladen, und eine Schichte von Fett verlängert sich vom Unterleibe bis zur Oeffnung des Hintern und bildet eine Art Knäuel zwischen den Schenkeln des Vogels. Der Ueberfluß von Fett bei pflanzenfressenden Thieren, die im Finstern leben und sich nur wenig Bewegung geben, erinnert an längst gemachte Beobachtungen über die Mästung von Gänsen und Ochsen. Man weiß, wie sehr dieses Geschäft durch Finsterniß und Ruhe befördert wird. Die europäischen Nachtvögel sind mager, weil, statt sich mit Früchten zu nähren, wie der Guacharo, sie vom spärlichen Ertrage ihrer Jagd leben. In der Jahreszeit, welche vom Volke in Caripe die Einsammlung des Oels genannt wird, bauen sich die Indianer aus Palmenblättern Hütten, theils nahe beim Eingange, theils im Vordertheil der Höhle. Wir sahen noch einige Ueberreste derselben. Hier wird bei einem mit

Buschwerk unterhaltenen Feuer das Fett der jungen, eben erst getödteten Vögel geschmelzt und in thönernen Gefäßen gesammelt. Es ist dasselbe unter dem Namen der Butter oder des Oels (manteca oder aceite) vom Guacharo bekannt, halbflüssig, durchsichtig und geruchlos. Seine Reinheit ist so groß, daß es über ein Jahr aufbewahrt wird, ohne ranzig zu werden. Im Kloster von Caripe ward in der Küche der Mönche kein anderes Oel gebraucht, als das der Grotte, und nie haben wir einen daher rührenden widrigen Geschmack oder Geruch an den Speisen wahrgenommen.

Das Geschlecht der Guacharo's wäre längst vertilgt, wenn seine Erhaltung nicht durch verschiedene Umstände begünstigt würde. Abergläubische Begriffe halten die Eingebornen vom tieferen Eindringen in die Grotte gewöhnlich ab. Es scheint auch, daß benachbarte Höhlen, die ihrer Enge wegen dem Menschen unzugänglich sind, durch Vögel der nämlichen Art bewohnt werden. Vielleicht wird die große Höhle durch Colonien aus den kleineren Grotten unterhalten und bevölkert; die Missionare bezeugten uns, es sei bis dahin keine spürbare Abnahme in der Zahl der Vögel bemerkt worden. Man hat junge Guacharo's nach dem Hafen von Cumana versandt, wo sie einige Tage am Leben blieben, ohne irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen, indem die Körner, die man ihnen vorlegte, ihnen nicht behagten. Bei Oeffnung des Kropfs und des Magens der jungen Vögel in der Grotte finden die Eingebornen mancherlei harte und trockene Kernfrüchte, die unter der seltsamen Benennung der Körner oder Semilla del Guacharo ein berühmtes Mittel gegen das Wechselfieber liefern. Wir folgten, im Fortgange der Höhle, den Ufern des kleinen Flusses, der in ihr entspringt; seine Breite beträgt 28 — 30 Fuß. Man wandert dem Ufer entlang, so weit die aus kalkichten Incrustirungen gebildeten Hügel es gestatten; öfters, wenn der Waldstrom zwischen hohen Stalactitenmassen sich durchschlingt, muß man in sein Bett hinabsteigen, das nicht mehr als zwei Fuß Tiefe hat. Ueberraschend war es uns, zu hören, daß dieser unterirdische Fluß der Ursprung des Rio Caripe ist, welcher in der Entfernung etlicher Meilen, nachdem er sich mit dem kleinen Rio de Santa Maria vereint hat, für Piroguen schiffbar ist. Er ergießt sich unter dem Namen Canno de Terenzen in den Strom von Areo. Wir fanden am Ufer des unterirdischen Flusses eine große Menge Palmbaumholz. Es sind Ueberbleibsel der Stämme, welche die Indianer erklettern, um die an der Decke des Gewölbes der Grotte hängenden Vogelnester zu erreichen. Die von den Ueberresten alter Blattstiele gebildeten Ringe versehen gleichsam die Stufen einer senkrecht stehenden Leiter.

Die Grotte von Caripe behält in der genau gemessenen Entfernung von 472 Metres oder 1458 Fuß, vom Eingange, noch ihre ursprüngliche Richtung, die nämliche Weite und die gleiche Höhe von 60 — 70 Fuß. Mir ist auf beiden Festlanden keine Berghöhle von so einförmiger und regelmäßiger Bildung bekannt.

Digitized by Google

Wir hatten Mühe, die Indianer zu vermögen, über den Vordertheil der Grotte, welchen sie alljährlich zur Einsammlung des Fettes besuchen, tiefer einzugehen, und es bedurfte des Gewichts und Ansehens der Padres, um sie zu der Stelle hinzubringen, wo der Boden plötzlich unter einem Winkel von 60° in die Höhe steigt, und wo der Waldstrom einen kleinen unterirdischen Wasserfall bildet. Die Eingebornen verbinden mystische Vorstellungen mit dem von Nachtvögeln bewohnten Raume. Sie glauben, die Geister ihrer Vorfahren halten sich im Hintertheil der Grotte auf. Der Mensch, sagen sie, soll eine heilige Scheu vor Orten tragen, welche weder die Sonne, Zis, noch der Mond, Nana, bescheint. Zu den Guacharo's gehen, bedeutet, zu seinen Vätern gehen, oder sterben. Auch nehmen die Zauberer, Piaches, und die Giftmischer, Imorons, ihre nächtlichen Gaukelkünste am Eingange der Grotte vor, um den Häuptling der bösen Geister, Ivorokiamo, zu beschwören. So gleichen sich einander unter allen Himmelsstrichen die frühesten Dichtungen der Völker, vorzüglich jene, welche die zwei weltregierenden Grundsätze, das Leben der Seelen nach dem Tode, das Glück der Gerechten und die Bestrafung der Sünder, betreffen. Die verschiedensten und die rohesten Sprachen enthalten eine Anzahl Bilder, welche sich einander überall ähnlich sind, weil ihre Quelle in unserem Verstande und in unsern Empfindungen liegt. Die Finsterniß gesellt sich allenthalben der Vorstellung vom Tode bei. Die Grotte von Caripe ist der Griechen Unterwelt (Tartaros) und die über dem unterirdischen Fluß schwebenden, Klagetöne ausstoßenden Guacharos erinnern an die stygischen Vögel.

An der Stelle, wo der Fluß den unterirdischen Wasserfall bildet, stellt sich die der Grottenöffnung gegenüberliegende, reich bewachsene Landschaft auf eine sehr malerische Weise dar. Man erblickt sie am Ausgange eines geradlinigen, 240 Toisen langen Canals. Die vom Gewölbe herabhängenden und in der Luft schwebenden, Säulen gleichenden, Stalactiten stellen sich auf der grünen Fläche wundersam dar. Die Oeffnung der Grotte erscheint um die Mitte des Tages sehr verengt, und wir sahen sie in jener hellen Beleuchtung, die das gleichzeitige Zurückwerfen des Lichts vom Himmel von Pflanzen und Felsen hervorbringt. Die ferne Tageshelle stand in gewaltigem Abstiche mit der uns in diesen unterirdischen Räumen umzingelnden Finsterniß. Wir hatten unsere Flinten fast zufällig, da wo Vögelgeschrei und Flügelschlag uns das Beisammenstehen vieler Nester vermuthen ließen, losgebrannt. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es dem Herrn Bonpland zwei Guacharo's zu treffen, die, vom Fackellichte geblendet, uns zu verfolgen schienen. Dieser Umstand setzte mich in den Stand, den bis dahin den Naturforschern unbekannt gebliebenen Vogel zu zeichnen. Wir erstiegen mit einiger Mühe den kleinen Hügel, von welchem der unterirdische Bach herabfließt. Wir sahen die Grotte sich merklich verengen, indem sie nur noch 40 Fuß Höhe hat, und sich nord-

Digitized by Google

ostwärts verlängert, ohne von ihrer ursprünglichen Richtung abzuweichen, die mit dem großen Thal von Caripe parallel läuft.

In diesem Theile der Höhle setzt das Wasser des Flusses eine schwärzliche Erde ab, welche derjenigen ähnlich ist, die man in der Grotte von Muggendorf in Franken Opfererde der Grotte des hohlen Berges nennt. Wir konnten nicht entscheiden, ob diese feine und lockere Erdart durch Spalten, die mit der Oberfläche des Bodens zusammenhängen, herabfällt, oder ob sie von dem in die Höhle dringenden Regenwasser angeschwemmt wird. Es war eine Mischung von Kiesel-, Thon- und Damm-Erde. Wir wanderten durch dichten Koth bis zu einer Stelle, wo wir mit Erstaunen die Fortschritte des unterirdischen Pflanzenwachsthums wahrnahmen. Die Früchte, welche die Vögel zur Speisung ihrer Jungen in die Grotte tragen, keimen überall, wo sie sich in dem, die kalkichten Incrustirungen deckenden Erdreich befestigen können. Dünn aufgeschossene, mit einigen Blätterspuren versehene Stämmchen hatten eine Höhe von zwei Fuß erreicht. Es war unmöglich, die durch den Mangel des Lichts in Form, Farbe und Gestalt völlig veränderten Pflanzenarten zu unterscheiden. Diese Spuren organischer Bildung mitten in der Finsterniß hatten die Neugier der fast so stumpfsinnigen und schwer aufzuregenden Eingebornen in hohem Grade geweckt. Sie beobachteten dieselben mit der stillen Aufmerksamkeit, welche ein ihnen furchtbarer Ort veranlaßte. Es kam uns beinahe vor, als glaubten sie, in diesen unterirdischen, blassen und entstellten Gewächsen von der Oberfläche der Erde verwiesene Schatten zu sehen.

Zu noch weiterem Vordringen in der Grotte konnten die Indianer durch alles Ansehen der Missionare nicht vermocht werden. So wie die Wölbung des unterirdischen Raumes niedriger ward, nahm das Geschrei der Vögel einen durchdringenderen Ton an. Wir mußten der Furchtsamkeit unserer Wegweiser nachgeben und umkehren. Ein Bischof aus St. Thomas in Guiana war, wie es scheint, weiter als wir vorgedrungen. Er hatte vom Eingange bis zu der Stelle, wohin er gelangte, wo aber die Höhle noch nicht zu Ende gieng, beinahe 2500 Fuß (960 Varas) gemessen. Man hatte die Erinnerung dieser Thatsache im Kloster von Caripe aufbewahrt, ohne ihre Zeit genau angeben zu können. Der Bischof führte große Kerzen von weißem castillanischem Wachs mit sich; wir hatten nur Fackeln aus inländischer Baumrinde und Harz. Der dicke Rauch, welchen diese Fackeln in einem engen unterirdischen Raume hervorbringen, wird den Augen lästig und macht das Athemholen beschwerlich.

Wir folgten dem Laufe des Bergwassers nach der Oeffnung der Grotte zu. Ehe noch unsere Augen vom Tageslichte geblendet wurden, sahen wir außer der Grotte das zwischen Laubwerk durchschimmernde Wasser. Es glich einem fern ausgestellten Gemälde, dem die Oeffnung der Grotte zum Rahmen diente. Am Ausgange endlich eingetroffen, setzten wir uns an's Ufer des

Digitized by Google

Flusses, um von dem ermüdenden Gange auszuruhen. Wir waren froh, des widrigkreischenden Geschreies der Vögel entledigt zu sein, und einen Ort zu verlassen, dessen Dunkelheit den Reiz der Stille und Ruhe keineswegs gewährt. Es kam uns unbegreiflich vor, daß der Name der Grotte von Caripe bis dahin in Europa völlig unbekannt geblieben sein sollte, die Guacharos waren für sich allein schon hinreichend, ihn berühmt zu machen. Außer den Bergen von Caripe und Cumanacoa hat man diese Nachtvögel bis dahin nirgends angetroffen.

Die Missionare hatten uns am Eingange der Höhle ein Mahl gerüstet. Pisangblätter und die silberglänzenden Blätter des Bijao (Heliconia bihai) dienten, nach Landessitte, als Tafeltuch. Nichts mangelte unserem Genusse, auch sogar geschichtliche Erinnerungen nicht, welche sonst in diesen Gegenden so selten sind, wo die Geschlechtsfolgen erlöschen und untergehen, ohne Spuren ihres Daseins zurückzulassen. Unsere Hauswirthe erzählten, wie die ersten Ordensgeistlichen, die in diesem Berglande das kleine Dorf Santa Maria gründeten, während eines Monats in der Höhle wohnten, und wie hier, bei Fackelschein auf einem Felsstücke religiöse Mysterien von ihnen gefeiert wurden. Der einsame Ort diente den Missionaren zur Fluchtstätte gegen die Verfolgungen eines an den Ufern des Rio Caripe gelagerten kriegerischen Anführers der Tuapocans.

50. Die Höhle von Ataruipe.

Wir kamen bei den Rapides der Guahibos und vor Garcita vorbei. Die mitten aus dem Strom sich erhebenden Inseln glänzten im schönsten Grün. Die Winterregen hatten die Blumenscheiden der Badgiai-Palme entwickelt, deren Blätter senkrecht emporstehen. Man mag der Aussichten nicht satt werden, wo Bäume und Felsen der Landschaft jenen großen und ernsten Charakter ertheilen, welchen man im Hintergrund der Gemälde von Titian und Poussin bewundert. Kurz vor Sonnenuntergang landeten wir am östlichen Ufer des Orenoco, beim Puerto de la Expedicion. Es geschah dies in der Absicht, die Höhle von Ataruipe zu untersuchen, die das Begräbniß eines ganzen untergegangenen Volkes zu sein scheint.

Mühsam und nicht ohne Gefahr ersteigt man einen steilen und völlig nackten Granitfels. Fast unmöglich ließe sich auf der glatten und stark geneigten Oberfläche der Fuß festhalten, wenn nicht große Feldspath-Krystalle, die der Zersetzung widerstehen, aus den Felsen hervorragten und Stützpunkte darböten. Sobald wir die Gipfel des Berges erstiegen hatten, überraschte uns die außerordentliche Ansicht der umliegenden Landschaft. Das schäumende Wasserbett ist mit einem von Palm-Bäumen bewachsenen Insel-Archipelagus angefüllt. Westwärts, am linken Ufer des Orenoco, dehnen sich die Savannen vom Meta und vom Casa-

Digitized by Google

nare aus. Das Ganze glich einem Meere vom schönsten Grün, dessen nebliger Horizont von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet war. Dieses wie eine Feuerkugel über der Ebene schwebende Gestirn, dieser abgesondert stehende Pic von Uniana, der um so höher erschien, als seine Umrisse, in Dünste eingehüllt, wie verwischt waren, alles trug dazu bei, die Scene erhaben zu machen. Unsere Blicke tauchten gleichsam unter in den nahen, tiefen und allseitig geschlossenen Theil. Raubvögel und Nachtschwalben schwärmten einzeln durch den unzugänglichen Kreisraum. Mit Vergnügen verfolgten unsere Blicke ihre beweglichen Schatten, welche langsam über die Felsabhänge hingleiteten.

Ueber einen schmalen Kamm gelangten wir auf einen benachbarten Berg, dessen abgerundeter Gipfel ungeheure Granitblöcke trug. Ihre Massen haben über 40 bis 50 Fuß Durchmesser, und ihre Form ist so kugelrund, daß sie den Boden nur mit wenigen Punkten der Oberfläche zu berühren scheint, und man glauben sollte, der geringste Stoß eines Erdbebens müßte hinreichen, um sie in den Abgrund zu wälzen. Ich erinnere mich nicht, eine ähnliche Erscheinung mitten unter den Zersetzungen, welche die granitischen Gebirgsarten darbieten, irgend anderswo gesehen zu haben.

Der hinterste Theil des Thales ist mit dichter Waldung besetzt. In dieser schattigen und einsamen Gegend, am steilen Abhang eines Berges, öffnet sich die Höhle von Ataruipe. Es ist aber nicht so fast eine Höhle, als ein vorstehender Fels, in welchen die Wasser eine weite Vertiefung eingegraben haben, zur Zeit, wo sie bei früheren Umwälzungen unseres Planeten diese Höhe erreichten. In dieser Grabstätte einer verschwundenen Völkerschaft zählten wir in kurzer Zeit über 600 wohl erhaltene und so regelmäßig geordnete Gerippe, daß man sich hinsichtlich ihrer Zahl nicht leicht irren mochte. Jedes Gerippe liegt in einer Art Korb, welche aus Blattstielen von Palmbäumen geflochten sind. Die Eingebornen nennen diese Körbe Mapires, und sie haben die Gestalt eines viereckigen Sackes. Ihre Größe ist verschieden nach dem Alter der Leichen: es finden sich auch solche, die für todtgeborne Kinder bestimmt waren; wir haben von 10 Zoll bis auf 3 Fuß 4 Zoll lange gesehen. Alle diese in sich selbst gekrümmten Skelette sind dermaßen vollständig, daß ihnen keine Rippe und kein Glied fehlt. Die Knochen sind auf drei verschiedene Arten zubereitet, entweder an Luft und Sonne gebleicht, oder mit Onoto, einem aus der Bixa orellana gezogenen Färbestoff, roth gefärbt; oder, gleich wirklichen Mumien, mit wohlriechenden Harzen überzogen und in Helikonien- und Pisang-Blätter gewickelt. Die Indianer erzählten uns, die Leichen werden erst in den feuchten Boden gelegt, damit die fleischigen Theile sich allmählig zersetzen. Nach etlichen Monaten gräbt man sie wieder aus, um die noch an den Knochen befindlichen weichen Theile mit gewetzten Steinen vollends abzuschaben. Verschiedene

Digitized by Google

Horden in Guiana befolgen diese Sitte jetzt noch. In der Nähe der Mapires oder Körbe finden sich halbgebrannte Thongefäße, welche die Knochen einer ganzen Familie zu enthalten scheinen. Die größten dieser Gefäße oder Todten-Urnen sind 3 Fuß hoch und 4 Fuß 3 Zoll lang. Ihre Farbe ist graulich-grün und ihre Gestalt ein gefälliges Eirund. Die Henkel haben die Form von Krokodilen oder Schlangen: der Rand ist mit Mäandern, Labyrinthen und eigentlichen Grekken aus verschiedentlich zusammengesetzten geraden Linien geziert. Solche Zeichnungen finden sich unter allen Zonen, bei Völkern, die von einander am weitesten entfernt sind, und sowohl hinsichtlich auf ihren Wohnsitz, als in Bezug auf den Grad der Cultur, welche sie erreicht haben. Noch heut zu Tage tragen die Bewohner der kleinen Mission von Maypures diese Zeichnungen auf ihre gemeinste Töpferwaare; sie dienen den Schilden der Otaheiter, den Fischergeräthen der Eskimos, den Mauern des mericanischen Palastes von Witla und den Gefäßen von Groß-Griechenland gleichmäßig zum Schmucke. Eine rhythmische Wiederholung der nämlichen Formen erfreut das Auge überall, wie die tactmäßige Wiederholung der Töne dem Ohre gefällig ist. Analogien, welche ihren Grund in den Gefühlen der Menschenbrust und in den natürlichen Anlagen unseres Verstandes haben, können sich nicht eignen, über Herkunft und frühere Verhältnisse der Völker Aufschlüsse zu geben.

Wir mochten zu keiner bestimmten Meinung über den Zeitpunkt des Ursprunges der Mapires und der bemalten Töpfe gelangen, die sich in der Beingrotte von Ataruipe vorfinden. Die meisten scheinen nicht über ein Jahrhundert alt; es ist jedoch wahrscheinlich, daß unter dem Einfluß einer gleichartigen Temperatur, und in Ermanglung aller Feuchtigkeit, die Erhaltung dieser Dinge auch in viel längerer Zeit gleich vollkommen sein müßte. Einer unter den Guahibes-Indianern vorhandenen Ueberlieferung zufolge sollen die kriegerischen Atures, durch die Kariben verfolgt, sich auf die in Mitte der großen Kataraften befindlichen Felsen geflüchtet haben. Hier ist diese vorhin so zahlreiche Nation, und mit ihr zugleich ihre Sprache allmählig erloschen. Die letzten Familien der Atures haben noch im Jahre 1767 gelebt, zur Zeit des Missionars Gili: im Zeitpunkte unserer Reise (der Umstand scheint mir bemerkenswerth), wurde in Maypures ein alter Papagei gezeigt, von dem die Einwohner bezeugten, „man verstehe nicht, was er sage, weil er die Atures-Sprache rede."

Wir öffneten, was unsere Begleiter sehr ungern sahen, verschiedene Mapires, um die Form der Schädel genau zu untersuchen: alle boten den Charakter des amerikanischen Stammes dar: zwei oder drei nur näherten sich der kaukasischen Race. Wir wählten mehrere Schädel, ein Kinder-Skelett von 6—7 Jahren und zwei Skelette von Erwachsenen aus dem Aturesvolke. Diese Knochen alle, zum Theil roth gefärbt, zum Theil mit wohlriechenden Harzen überzogen, waren in eben den Körben (mapires

Digitized by Google

oder canastas) enthalten, die wir so eben beschrieben haben. Sie machten fast eine ganze Maulthierladung aus; und da uns der Eingebornen abergläubischer Abscheu vor Leichen, nachdem diese einmal beerdigt sind, bekannt war, so unterließen wir nicht, die Canastas in frischgeflochtene Matten einzuwickeln. Diese Vorsicht ward jedoch, zu unserm Leidwesen, durch den Scharfsinn und den ausnehmend feinen Geruch der Indianer unnütz. Allenthalben, wo wir Halt machten, in den Missionen der Kariben, mitten in den Llanos, zwischen Angostura und Nueva Barcelona, sammelten sich die Eingebornen um unsere Maulthiere, durch die Affen angelockt, welche wir am Orenoco gekauft hatten. Kaum aber hatten diese guten Leute unsere Ladung berührt, so verkündigten sie die nahe Einbuße des Zugviehs, „das den Todten trüge." Umsonst versicherten wir, ihre Muthmaßung sei irrig, indem die Körbe Gebeine von Krokodilen und See-Kühen enthielten: sie blieben auf ihrer Behauptung, „es seien von ihren Vorältern," und sie riechen das Harz der Skelette. Um den Abscheu der Eingebornen zu besiegen, und um Wechselmaulthiere zu erhalten, bedurften wir des Ansehens der Ordensleute. Von den aus der Grotte von Ataruipe herrührenden Schädeln ist einer in dem schönen Werke, welches mein vormaliger Lehrer, Herr Blumenbach, über die Varietäten des Menschengeschlechts herausgab, abgebildet. Die Indianerskelette hingegen sind in einem Schiffbruche verloren gegangen.

Stillen Betrachtungen hingegeben, verließen wir die Grotte von Ataruipe. Es war eine der ruhigen und heitern Nächte, wie sie unter dem heißen Himmelsstriche so häufig vorkommen. Der Sterne Glanz war mild und planetarisch. Ihr Funkeln mochte am Horizont kaum wahrgenommen werden, welcher durch die großen Nebelgestirne der südlichen Halbkugel beleuchtet erschien. Eine zahllose Menge Insecten verbreiteten ein röthliches Licht in der Atmosphäre. Der mit Gewächsen dicht besetzte Boden glänzte von einem hellen und beweglichen Feuer, als hätten die Gestirne des Firmaments sich auf die Savanne niedergelassen. Mehrmals blieben wir am Ausgang der Grotte stehen, um die Schönheit dieser außerordentlichen Landschaft zu genießen. Wohlriechende Vanillen und Schlingäste der Bignonia schmückten den Eingang; über ihr auf dem Gipfel des Hügels wogten sich zitternde Palmschafte.

Wir stiegen an den Fluß hinunter, um den Weg nach der Mission einzuschlagen, wo wir ziemlich spät in der Nacht eintrafen.

Digitized by Google

C.

Zur bürgerlichen Erdkunde.

51. Deutschland vor zweitausend Jahren. *

Deutschlands Größe und wahre Lage war den Römern ebenso unbekannt, wie seine Beschaffenheit, da sie es nur zum Theil kennen lernten. Der Lauf der Flüsse, der Zug der Gebirge, die Richtung der Küsten: alles ist bei ihnen verschoben. Willkürlich gaben sie dem Lande den Rhein im Westen zur Grenze und die Donau im Süden, und wußten weder wie weit es von der Donau bis zu dem busenreichen Ocean war, der, wie sie glaubten, mit seinen Eilanden den Norden Deutschlands umschloß, noch wie weit sich das Land nach Osten erstrecke. Von den entfernteren Gegenden erhielten sie nur durch Kaufleute, Abenteurer und Gefangene Nachrichten, die ungewiß und verwirrend waren. Genauer konnten sie den Theil von Deutschland kennen, der zwischen dem Rheine, der Elbe, dem Main und dem Meere liegt. Selbst nördlich vom Main bis zur Lippe kannten sie das Land nicht weit über die Ufer des Rheins hinaus. Von den südöstlichen Ländern, von den Gegenden zwischen der Donau und dem Harze, sowie von denen jenseit der Elbe, kannten sie nur wenig oder gar nichts.

Gewiß entbehrt aber auch jener Theil Deutschlands, der ihnen bekannt ward, seines großen Werthes nicht. Er gibt dem Menschen, was er bedarf, oder verschafft ihm die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse. Aber an Schönheiten ist er (in ihren Augen) nicht reich, und der Anblick oft wenig erfreulich. Im Süden, wo sich die Gebirge nach und nach verlieren, ist das Land hügelig; nach Norden hin ist eine große, niedrige Ebene, die nur selten durch Erhöhungen unterbrochen wird. Der Boden besteht größtentheils aus Sand, Moor und Marsch. Von der Natur mit Heidekraut oder mit dünnem Grase überzogen, wird der Sand, wo keine Waldung ihn deckt, nur durch menschlichen Fleiß fruchtbar und hat, ohne diesen Fleiß, ein höchst trauriges Ansehen. Noch trauriger ist das Moor. Eine Wohlthat für Gegenden, die arm an Holz sind, weil es dem Menschen Feuerung und Wärme sichert, ist es demjenigen eine Pein, der nicht die Benutzung erwägt. Hin und wieder unergründlich, wird es leicht zum Sumpfe. Vor dem Wanderer scheint es emporzusteigen, wie das unendliche Meer. Stundenlang mag er in demselben fortgehen, ohne daß die schauerliche Einsamkeit durch etwas anderes unterbrochen würde, als durch den Laut des Moorhuhns; ohne daß sein Blick auf etwas anderes fiele, als auf das öde Geschlecht: das trostlose Heidekraut und die bleiche, magere Binse. Fett und üppig ist die Marsch, zum Getraidebau wie zur Viehzucht auf das schönste geeignet; aber sie ist ungesellig und ver-

* Heinrich Luden.

Digitized by Google

hindert im frostlosen Winter oder bei Thauwetter, selbst im Herbst und Frühlinge, leicht den Verkehr der Menschen. Pferde und Wagen sinken tief in den zähen Klei hinein; und wenn sie durch große Anstrengung kaum losgearbeitet sind, so drohet schon unter dem unsicheren Tritt ein neuer und ärgerer Unfall. — Ueber dieses Land spannet sich gewöhnlich ein grauer Himmel hinweg, der sich nur in den hohen Sommertagen zu einem lebendigen, schönen Blau erhebt. Die Luft ist im Ganzen feucht, und häufig sind die Nebel. Auch fehlt es, wegen der Nähe des Meeres, weder an Stürmen noch an Ungewittern.

So schildern die Römer das Land, und so ist es dort auch noch in diesem Augenblicke beschaffen. Zu jener Zeit aber mangelte es wahrscheinlich an den nöthigen Eindeichungen gegen Meer und Flüsse; es mangelte an Wegen und Straßen. Das Land war seiner eigenen Natur größtentheils überlassen. Also mögen Ueberschwemmungen nicht selten gewesen sein, und weit häufiger Sümpfe und Moräste. Und nun traten die Römer ins Land, gewöhnt an Italiens Licht und Luft, gewöhnt an die Schönheiten der südlichen Länder und Meere, an die hohe Anbauung, den raschen Verkehr, an das Leben, die Geschäfte und Genüsse der Städte. Die Entbehrungen und Mühseligkeiten des Krieges kamen hinzu, und die Angst und das Gefühl der Schmach. Da aber, wo die Ebene aufhörte, zeigten die Berge unabsehbar ihre Wälder. Der Schwarzwald, der Westerwald, der Thüringerwald, der Harzwald, die böhmischen Wälder liefen, dem Anscheine nach, ineinander. Es schien ihnen ein einziger, großer Wald zu sein. Keiner kannte die Grenze der Berge; keiner die schönen Ebenen und Thäler zwischen denselben. So kam es ihnen vor, als ob der Sumpf wieder begönne, wo die Wälder etwa aufhörten. Dieser Ansicht nach schilderten sie das Land und übertrieben und verschlimmerten manches noch obendrein. Daher nun, theils weil das Land wirklich so beschaffen war, theils weil die Römer eine solche Ansichtsweise hatten, ist es nicht zu verwundern, daß bei dem Namen „Deutschland" der Römer sich ein Land dachte, welches rauh, nur aus Sumpf und Wald bestehend, von einem ewigen Winter gedrückt, sich eines kurzen Sommers kaum erfreuend, traurig, feucht, nebelig, windig, widerwärtig, abscheulich war; daher, daß sie glaubten, es könne nur denen erträglich sein, welche in ihm geboren wären.

Und doch möchte das damalige Deutschland nur wenig verschieden von dem gewesen sein, was es jetzt ist. Im Laufe der Zeiten sind freilich Wälder ausgerottet, Sümpfe ausgetrocknet, Dämme gezogen und Gräben gemacht worden; aber das Land hatte dieselben Flüsse und dieselben Berge; es erfreuete sich derselben Lage und der ewigen Sonne, die ihm noch jetzt ihre belebenden Strahlen sendet; es war damals, wie jetzt, fruchtbar und fähig zu jedem Ertrag und zu jedem Anbau. Es fehlte ihm nicht an vielen Erzeugnissen, die zur Erhaltung des menschlichen Lebens oder zum behaglichen Genusse gehören. Was jetzt von

Digitized by Google

selbst wächst, das wuchs auch in alten Zeiten: von der gewaltigen Eiche, der Königin der Bäume, bis herab zum ärmlichen Moose, das dem kahlen Felsen einen Schein von Lebendigkeit gibt. Manche Gewächse werden von den Römern genannt, weil sie auffielen oder irgend eine heilende Kraft, eine nützliche Eigenschaft in sich enthielten; manche auch, welche der Pflege der Menschen bedürfen oder von derselben zeugen. Sie behaupteten zwar, das Land vermöge keine Obstbäume hervorzubringen; es ist jedoch zu vermuthen, daß sie hierbei nur an die feineren Baumfrüchte des Südens dachten, und nicht an Aepfel und Birnen. Es gab auch schon Kirschen, die Lucullus erst vor hundertundzwanzig Jahren aus Kleinasien nach Italien gebracht hatte, an den Ufern des Rheins, von eigenthümlicher Art: nämlich die marmelige Herzkirsche, die noch jetzt so häufig unter uns ist, von roth-, grün- und schwarzgemischter Farbe. Ueber den deutschen Spargel spotteten zwar die Römer; aber die Rübe gefiel sogar dem Gaumen des Kaisers Tiber so sehr, daß er ihren Genuß selbst in Rom nicht entbehren mochte. Auch die Rettige erregten durch ihre Größe das Erstaunen der Römer. Selbst der Weinstock war schon an das Ufer des Rheines verpflanzt. Das Feld endlich lieferte Getraide, Hafer, Gerste, Roggen, Weizen; und an schönen Wiesen war kein Mangel.

Indem aber die deutsche Erde, freiwillig oder zum Lohne des Fleißes, ihren Bewohnern so viele Gaben auf ihrer Oberfläche darbot, hatte sie auch schon angefangen, die Schätze zu spenden, die sie in ihrem Innern verbarg. Salz war in Menge vorhanden und wurde nach Gebühr geschätzt. Heilendes Wasser sprudelte an beiden Ufern des Rheins, z. B. zu Spaa, Wiesbaden u. s. w. Das Eisen war schon aufgefunden und ward in hinreichender Menge gewonnen, um dem Manne Wehr und Waffen zu geben; das Fehlende nahm er seinen besiegten Feinden ab. Die Berge aber, die Gold und Silber in sich trugen, waren noch nicht geöffnet; denn die Deutschen kannten den Bergbau noch nicht.

Die Welt der Thiere war groß und reich. Eine Menge von Fischen jeder Art und Größe belebte Fluß und Meer, den Deutschen zu nährender Speise, den Römern nicht selten zum üppigsten Genusse. Nicht geringer war die Zahl der Vögel in Feldern, Wäldern und Heiden, und auch sie reizten zum Theil die Aufmerksamkeit oder die Lüsternheit der Römer. Die deutsche Gans lieferte ihnen die schönsten Dunen, welche sie zu wärmenden Kissen für den Nacken der Männer und Frauen benutzten. Auch der wilden Thiere, die Deutschlands Wälder durchstrichen, werden einige genannt, deren Dasein jedoch nicht gewiß ist, z. B. der Ur (Auerochs), der Elk (das Elenthier) und ein Ochs in Hirschgestalt, mit einem Horn auf der Stirn (also eine Art von Einhorn); endlich das Rennthier.

Von den Hausthieren waren die meisten Gattungen und Arten vorhanden, die noch jetzt gefunden werden. Die wichtigsten waren Pferde und Rindvieh. Das Pferd hatte den größten

Werth, das Rindvieh machte den größten Reichthum. Ganze Heerden von Pferden sollen noch wild in den Wäldern umhergelaufen sein; an den gezähmten wird weder die Gestalt noch die Schnelligkeit gerühmt. Der Deutsche liebte das Pferd ungemein; aber die Zucht des edlen Thiers erfordert eine zu große Kenntniß und zu viele Aufmerksamkeit, als daß Vollkommenheit erwartet werden könnte; nur in der freundlichsten Pflege kommt dasselbe zu seiner Schönheit und Ausbildung. Aber schlecht waren die deutschen Pferde nicht: ihre Ausdauer, ihre Gelehrigkeit, ihre Genügsamkeit sind von den Römern anerkannt. Ja, nach einigen Menschenaltern schienen deutsche Pferde den Römern den Vorzug im Kriege zu verdienen vor den ihrigen. Und wenn schon zu Cäsars Zeit achthundert deutsche Reiter fünftausend römische in die Flucht zu schlagen vermochten, so können sie nur auf tüchtigen Pferden gesessen haben. — Weniger weiß man über das Rindvieh. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß auch bei ihm die volle Pflege gefehlt habe; aber kaum glaublich ist, daß man, wie ein römischer Schriftsteller behauptet, mehr auf die Zahl, als auf die Tüchtigkeit desselben gesehen habe; und ebenso mißverstanden ist die Meinung der Neuern, die Rinder seien klein und ohne Hörner gewesen.

52. Deutschland im fünfzehnten Jahrhundert. *

Du sagst, euer Deutschland, einst überströmend von Reichthum, sei jetzt erschöpft und alles Geldes beraubt; wir aber denken und sagen es frei: Deutschland ist niemals reicher, niemals glänzender und, wofern es Einem Herrn gehorchen wollte, niemals waffenmächtiger, als heut zu Tage gewesen. In alten Zeiten lebten die Deutschen als Barbaren nur für Jagd, Feldbau und Krieg, und hatten eben so wenig Geld als Wein. Das Meer und die Donau, der Rhein und die Elbe umschlossen es in enge Grenzen. Wenn nun heut einer jener alten Deutschen aus Julius Cäsars Zeiten, etwa Ariovistus, aufstände und Deutschland wieder erblickte, würde er wohl seine alte wilde Heimath erkennen? Die Donau und der Rhein, einst Deutschlands Grenzströme, fließen jetzt in dessen Mitte. Belgien, vormals der alte, dritte Theil Galliens, gehört jetzt größtentheils zu Deutschland durch Sprache und Sitte. Auch Helvetien, vormals von einem gallischen Volke bewohnt, ist ein deutsches Land: ebenso Rhätien, Noricum, Vindelicien. Selbst über die himmelan reichenden, mit ewigem Schnee bedeckten Alpen ist der deutsche Name gedrungen und hat im Etschthale, auf Italiens Boden, in Brixen, Meran und Bubrano Wohnung gemacht. Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, sonst undeutsche, sind nun deutsche Landschaften;

* Aeneas Sylvius (Barth. Piccolomini), erst Geheimschreiber Kaiser Friedrichs III., dann Papst Pius II., starb 1464.

Digitized by Google

und wie auf dieser Seite die Donau, habt ihr im Osten nicht bloß die Elbe, sondern auch die Oder und Weichsel überschritten und das Gebiet der Sarmaten, Ulmeringer und Gepiden besetzt. So ist eure Nation ausgebreiteter als je; so steht sie jetzt an Größe und Macht allen andern voran, und man kann mit Wahrheit sagen, daß es kein Volk gibt, dem Gott so viele Gunst, als dem deutschen Volke erwiesen. So viel von der Größe eures Landes. Aber auch seine äußere Gestalt hat, wie jedermann weiß, gegen die Vorzeit unendlich gewonnen. Ueberall sehen wir angebaute Fluren, Getraidefelder, Weinberge, ländliche und vorstädtische Blumen- und Obstgärten; überall schöne Gebäude, anmuthige Landhäuser, Schlösser auf Bergen, ummauerte Städte, die größern gewöhnlich an Strömen, über welche steinerne oder hölzerne Brücken führen. Durchwandern wir nur die merkwürdigsten derselben, und die Herrlichkeit dieses Volkes, der Schmuck dieses Landes wird uns klar entgegenleuchten. Wo gibt es in Europa eine prachtvollere Stadt, als das von Nero's Mutter, Agrippina, erbaute und durch die Leiber der heiligen drei Könige verherrlichte Köln, mit seinen glänzenden Kirchen, Rathhäusern, Thürmen und mit Blei gedeckten Häusern, seinen reichen Einwohnern, seinem schönen Strom und seinen fruchtbaren Gefilden ringsum? Wir gehen weiter nach dem volkreichen Gent und Brügge, den Handelsniederlagen des ganzen Abendlandes, wo zwar französisches Recht zu gelten scheint, deutsch aber Sprache und Sitte ist; dann nach den anmuthigen Städten Brabants: Brüssel, Mecheln, Antwerpen und Löwen. — Zum Rheinstrom zurückkehrend, erblicken wir Mainz, eine alte, bei der variſchen Niederlage genannte Stadt mit prächtigen Kirchen und andern herrlichen, sowohl öffentlichen als Privatgebäuden, an der man nur die Enge der Straßen tadeln mag. Weiterhin Worms, wenn keine große, doch gewiß eine recht artige Stadt. Auch das sehr bevölkerte und hübschgebaute Speyer wird niemanden mißfallen. Die schöne Kirche daselbst, in welcher mit andern Kaisern auch Rudolph von Habsburg begraben liegt, ist zwar im Jahre des Jubiläums abgebrannt, aber so wieder hergestellt worden, daß dieser Brand für ein Glück gehalten werden kann. Das schöne Straßburg ist mit seinen vielen Canälen, welche beinahe in alle Straßen führen, ein zweites Venedig, aber gesünder und anmuthiger, weil Venedig von salzigen und übelriechenden, Straßburg, wo von der einen Seite der Rhein, von der andern drei andere Flüsse, in die Stadt tretend, eine dreifache Reihe von Mauern bespülen, von süßen und hellen Gewässern durchströmt wird. Die Domkirche, der Münster genannt, ist ein gewaltiger Bau mit zwei Thürmen, deren einer vollendet sein Haupt in den Wolken verbirgt. Ein höchst bewundernswürdiges Bauwerk! Außerdem gibt es in Straßburg viele andere hervorstechende Kirchen und Klöster. Das Rathhaus ist ein ausgezeichnetes Gebäude, und mehrere der dasigen geistlichen und bürgerlichen Häuser sind so, daß kein König sie zu bewohnen sich schämen dürfte. Wir

haben Aachen vergessen, den eigentlichen Königssitz der Deutschen, dessen Palast, der vornehmste in ganz Deutschland, die steinernen Standbilder der deutschen Kaiser, wie die Kirche mehrere Kostbarkeiten und das Haupt Karls des Großen enthält; desgleichen Trier, der Sage nach von Atrebas, dem Sohne des Ninus und der Semiramis erbaut, tausend dreihundert Jahre älter als Rom, und schon zu den Zeiten des Apostels Petrus bekehrt. Ueber Basel ist es nicht nöthig viel zu sagen, da die Mäßigung und Würde seines Raths allen Völkern bekannt geworden ist, als das zu unsern Zeiten daselbst gehaltene Concil ganz Europa beschäftigte. Auch Constanz, zwischen zwei Seen gelegen, ist schon wegen des Concils nicht zu übergehen. In Helvetien liegt die wichtige Stadt Bern, deren Rath mit leichter Mühe zwanzigtausend Bewaffnete ins Feld stellen kann. Zürich ist eine große und schöne Stadt an einem See, aus welchem der Fluß Limmat herausströmt. Ueber die ansehnlichen Städte Kempten und Memmingen kommen wir nach Augsburg am Lech, wo der fromme Ulrich thront. Man wird schwerlich eine schönere, reichere und besser verwaltete Stadt, als diese ist, finden. In Bayern sind die schönen Städte Salzburg, Sitz eines Erzbischofs, und Regensburg, wo der Leichnam des heiligen Dionysius liegt, und die Kaiser oft Reichstage gehalten haben, auch Konrad, bevor er nach Asien zog. Sehr großer Glanz herrscht zu München; aber auch Straubingen, Landshut und Burghausen sind reinliche und gutgebaute Städte. Das liebliche Passau liegt in einer anmuthigen Gegend zwischen der Donau und dem Inn, die sich hier vereinigen, ohne daß man bei ungefähr gleicher Größe beider Flüsse genau angeben kann, welchem von beiden der Sieg gebühre; doch nimmt nach dem Urtheil des Alterthums die Donau dem Inn seinen Namen.

In Oesterreich sind mehrere namhafte Städte, unter denen Neustadt, durch den Aufenthalt unsers Kaisers Friedrich verherrlicht, nicht die letzte ist. Aber die vorzüglichste von allen ist Wien, vormals Flaviana, der alte Sitz der Herzoge von Oesterreich, mit wahrhaft königlichen Palästen und Kirchen, die Italien bewundern könnte. Den Eindruck der Stephanskirche zu schildern, müssen wir aus Mangel an Darstellungsgabe uns begeben. Gesandte aus Bosnien, die den Thurm derselben lange angesehen und bewundert hatten, brachen endlich in die Worte aus: „Der Thurm hat mehr gekostet, als man für das ganze Königreich Bosnien bekäme!“ Die Schönheit und Größe der hochgegiebelten Privathäuser soll hier nicht einmal erwähnt werden. — An der Oder liegt Breslau, eine von Ziegelsteinen erbaute, nicht weniger schöne als prächtige Stadt, deren Bisthum man einst „das goldne“ nannte. Brünn in Mähren ist ansehnlicher als Olmütz, obgleich das Brünner Bisthum unter den Stuhl zu Olmütz gehört. In Preußen ist Danzig, eine berühmte und, sowohl zu Wasser als zu Lande, sehr mächtige Stadt, die wohl fünfzig tausend Mann ins Feld stellen kann; ihre Handelsschiffe bedecken das baltische Meer. Auch Thorn ist nicht unberühmt, obwohl es, jenseits

Digitized by Google

der Weichsel liegend, ehemals zu den Sarmaten gehört hat. In Böhmen herrscht zwar die slavonische Sprache; es gehört aber unter das deutsche Reich und hat deutsche Verfassung und Sitte, wie denn wenige unter den Böhmen, wenigstens unter den vornehmen, sind, die nicht beide Sprachen verständen. Auch der Umstand bezeugt, wie sehr Böhmen deutsch ist, daß die Priester das Volk nur in deutscher Sprache unterweisen dürfen, ausgenommen auf den Kirchhöfen. In diesem Lande ist die große und prächtige Hauptstadt Prag, nicht kleiner als Florenz und nicht weniger schön; dazu ist die Moldau, die es durchströmt, weit größer als der Arno, und das königliche Schloß eines der ersten Gebäude in ganz Deutschland. Auch Kuttenberg, Broda, Leitmeritz, Pilsen, Leitomissel und Budweis sind ansehnliche Städte in Böhmen. Tabor, die starke Feste, Neuhaus und andere volkreiche Ortschaften dieses Königreichs übergehe ich. An der nördlichen Seeküste finden sich nicht wenige merkwürdige Städte. Unter allen ist die erste Lübeck, deren Bedeutung und Macht so gewaltig ist, daß die großen Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen nach dem Wink dieser Stadt ihre Könige ein- und abzusetzen pflegen. Lüneburg, einst reich durch Salzwerke, jetzt verarmt. Rostock in Mecklenburg und Hildesheim sind ansehnliche Städte, deßgleichen Verden und Braunschweig, Hauptstadt der Sachsen und Heimath der ottonischen Kaiser. Bremen hat, als altes Erzstift und Mutterkirche des Nordens, einen ruhmwürdigen Namen. Auch Magdeburg, Sitz eines sächsischen Erzbisthums, ist ein ausgezeichneter Ort. Merseburg, wo vor Zeiten öfters gereichstagt wurde, ist noch heute nicht unbedeutend.

In Friesland, Holland und Westphalen sind die Städte Utrecht, Dortrecht, Münster, Osnabrück, Minden, Paderborn und Soest, das sich in unsern Zeiten gegen den Erzbischof von Köln empörte, und selbst mit Hülfe eines böhmischen Hülfsheers nicht bezwungen werden konnte. In Hessen sind einige hübsche Städte, mehrere jedoch in Thüringen, unter denen Erfurt die berühmteste, größte und volkreichste ist.

Im Vogtlande ist Eger, vom gleichnamigen Flusse bespült, eine ganz angenehme Stadt. In Franken am Mainstrom liegt Frankfurt, der gemeine Handelsplatz von Ober- und Niederdeutschland, eine zwar größtentheils hölzerne, aber doch mit mehreren schönen Gebäuden und prächtigen Kirchen gezierte Stadt. Eine steinerne Brücke von ansehnlicher Länge verbindet den kleinern Theil, der jenseits des Mains liegt, mit dem größeren. Hier ist auch das berühmte Rathhaus, auf welchem die Kurfürsten ihre Zusammenkünfte über Reichsangelegenheiten halten und den Kaiser erwählen. Aschaffenburg ist die Erholungsstätte des Kurfürsten von Mainz. Würzburg, ebenfalls am Ufer des Mains, ist ein herzoglicher und bischöflicher Sitz mit einem festen Schlosse. Bamberg wird besonders durch die alte, sehr ausgezeichnete Kirche, in welcher Kaiser Heinrich II. begraben ist, verherrlicht. Forchheim, dessen weißes Brod sehr beliebt ist, Ansbach, Rothenburg

Digitized by Google

und mehrere andere Städte in Franken sind gut gebaut und befestigt. Unmöglich ist es Nürnberg zu übergehen. Wenn man, aus Niederfranken kommend, diese herrliche Stadt aus der Ferne erblickt, zeigt sie sich in wahrhaft majestätischem Glanze, der beim Eintritt in ihre Thore durch die Schönheit ihrer Straßen und die Nettigkeit ihrer Häuser bewährt wird. Die Kirchen zu St. Sebald und St. Lorenz sind ehrwürdig und prachtvoll, die kaiserliche Burg blickt stolz und fest herab, und die Bürgerhäuser scheinen für Fürsten erbaut. Wahrlich die Könige von Schottland würden wünschen, wie mittlere Bürger von Nürnberg zu wohnen. Jenseits der Donau haben die Schwaben noch viele Städte; doch ist die Königin von allen Ulm, eine mächtige und reinliche Stadt. Auch die Bayern haben jenseits der Donau mehrere hübsche Städte, von denen ich hier nur Hirschau, Amberg und Neumark namhaft machen will. Aufrichtig zu reden, so hat kein Land in Europa bessere und freundlichere Städte, als Deutschland. Man kann vielleicht von den italiänischen Städten einige schöner finden, wie Venedig, Genua, Florenz, Neapel, deren prachtvolles Aeußere unübertroffen ist; aber wenn man das Ganze der einen Nation mit dem der andern vergleicht, so hat man keine Ursache, die italiänischen Städte den deutschen vorzuziehen. Das Aeußere der letztern ist frisch und neu, sie scheinen ehegestern fertig geworden zu sein. Daraus ergibt sich, daß die Nation nicht arm ist: denn arme Leute können so prächtig nicht bauen. Wenn es aber wahr ist, was man zu sagen pflegt, daß da, wo viel Handel ist, auch viel Geld ist, so müssen die Deutschen sehr reich sein: denn der größte Theil derselben ist mit Gelderwerb und Handel beschäftigt und zieht auf dergleichen Geschäftsreisen in fremden Gegenden umher. Fliehend vor der Armuth, mit Horaz zu reden, über Klippen durch Meere und Gluthen, kommen sie nicht eher, als bis sie reiche Leute sind, nach Hause. Hiezu rechne man die, den Alten unbekannten, in neueren Zeiten aufgefundenen Gold- und Silberadern. In Böhmen haben die Kuttenberger, in Sachsen die Rannsberger, in Meißen die Freiberger, Geiersberger und Schneeberger Gebirge unerschöpfliche Silberadern gezeigt; die Herzoge von Oesterreich lassen in den Thälern des Inn und der Ens, in Steyermark bei St. Leonhard nicht weit von Wolfsberg Silber graben. Der Rhein führt Goldsand und in Böhmen sind Flüsse, in denen die Taboriten Goldkörner von Erbsengröße finden. Eisen, Messing und Erz habt ihr in großer Menge; dazu wird auch in Ungarn bei Crems Gold gefunden, und euer Hausrath, eure Kleidung, eure mit Silber belasteten Tische bezeugen hinlänglich, wie viel ihr davon zu Hause bringt. Wo gibt es bei euch ein Wirthshaus, in welchem man nicht aus Silber trinkt? Wo eine Frau, ich will nicht sagen Edel-, sondern nur Bürgersfrau, die nicht von Golde strahlt? Die Halsketten eurer Ritter, die Gebisse eurer Pferde sind vom reinsten Golde; eure Sporen und Degenscheiden sind mit Edelsteinen besetzt; eure Ringe, Wehrgehänge, Harnische und Helme werfen wenigstens goldene Strahlen.

Digitized by Google

Wie kostbar sind eure Kirchengeräthe, welche Massen von Gold und Perlen sind an euern Meßgewändern, wie schwer der Inhalt eurer kirchlichen Schatzkammern! Wahrlich, der müßte arm an Geist sein, der Deutschland für arm halten wollte, obgleich euch freilich nicht alles zufällt, was ihr begehrt; ein Verlangen, welches eher Geistesarmuth und Habsucht, als wahren Mangel bezeichnen möchte. So viel von eurem Besitz und Wohlstande; nun von eurer Macht.

Die Macht der Deutschen ist dreifach: denn obwohl die Prälaten, die Fürsten und die Städte ein Haupt haben, dem sie Treue schwören, so handeln sie doch meist nach eigenem Gefallen und regieren ihre Unterthanen, als ob sie vollkommene Unabhängigkeit genössen. Unter den Prälaten sind drei, die selbst in der Reihe der Kurfürsten stehen: Mainz, Trier und Köln, an Macht und Einkünften die vornehmsten; letzterer nicht nur Erzbischof, sondern auch Herzog von Westphalen. Nicht geringer ist der Erzbischof von Salzburg, der zur bessern Verwaltung seines großen Sprengels auf eigene Kosten vier Bisthümer errichtet hat. Was die weltlichen Fürsten betrifft, so ist keine Nation in der Welt, die so viele edle Häuser und mächtige Fürsten und einen so zahlreichen und waffenberühmten Adel besitzt, als die deutsche. — Die Macht aller deutschen Fürsten, an einem Orte vereinigt, möchte die größte und furchtbarste der Welt sein.

Außer den Fürsten hat Deutschland auch freie Städte. Sie sind zwar dem Kaiser unterworfen, aber so gut als unabhängig; und nirgends unter allen Völkern gibt es so viele Freiheit, als in diesen Städten. Die Menschen in den italiänischen Freistaaten sind dagegen Knechte: sie werden als Sklaven behandelt; und dürfen weder ihr Vermögen nach Gutdünken benutzen, noch frei reden, und werden mit den härtesten Gelderpressungen bedrückt. Bei den Deutschen dagegen ist alles heiter und fröhlich; niemand wird seiner Güter beraubt, jedem bleibt sein Erbe, und die Obrigkeit schadet keinem als dem, welcher andern schadet. Am Rhein, an der Donau und an den Meeresküsten sind viele Städtebündnisse gestiftet, um sich gegen die Gewalt der Fürsten zu schützen. Ueberhaupt ist die Kriegskunst und Waffenfertigkeit der deutschen Fürsten und Städte sehr groß. Die Knaben in diesem Lande lernen eher reiten als reden, und sitzen beim stärksten Lauf der Pferde unbeweglich im Sattel. Sie tragen die lange Lanze ihrer Gebieter, und abgehärtet gegen Frost und Hitze, sind sie für keine Anstrengung zu schwach. Nicht nur die Vornehmen, sondern auch die Bürger haben in ihren Häusern Rüstkammern und eilen bei jedem Lärm gleich bewaffnet herbei. Erstaunenswerth und beinahe unglaublich ist ihre Fertigkeit Pferde zu lenken, mit Bogen zu schießen, Lanzen zu werfen, mit dem Schwerte zu fechten und mit Kriegsmaschinen umzugehen. Wer die öffentlichen Zeughäuser in Deutschland gesehen hat, der muß über die Waffenstädte anderer Länder lachen: so viele Balliste, Katapulten, Sturmböcke und große, eherne Bombarden gibt es darin; auch sollen ja die letzteren von den Deutschen erfunden sein.

Digitized by Google

Doch genug von der Macht, um noch etwas von den Sitten und der Geistesbildung sagen zu können. Zwar bestehen noch einige Spuren des alten Faustrechts, doch herrscht die ehemalige Freiheit zum Rauben nicht mehr: eure Städte gewähren den Räubern, die in ihre Hände fallen, keine Nachsicht, sondern strafen sie unerbittlich mit schmerzvollem Tode. Wir haben eure Gerichte gesehen und euren Berathungen über öffentliche Angelegenheiten beigewohnt. Ihr verwaltet alles mit Klugheit und Würde, und weicht nicht leicht vom rechten Pfade. Die Wissenschaften blühen unter euch, und mehrere eurer Städte, Köln, Heidelberg, Erfurt, Leipzig, Wien und Rostock haben Schulen, in welchen die Rechte, die Gottesgelehrtheit und die freien Künste von berühmten Meistern gelehrt werden. Die ersten Bürger eurer Städte sind äußerst gastfrei; euer Betragen, auch gegen andere Völker, ist zuvorkommend und freundlich, und weder in eurem Innern, noch in eurem Aeußern ist, außer eurer Muttersprache, etwas Barbarisches übrig geblieben, so daß der, welcher euch Barbaren schelten wollte, sich selbst als den größten Barbaren bloßgeben würde.

53. Tirol. *

Das alpinische Donauland ist ausgezeichnet durch die Richtung nach Osten; dahin fließen alle seine Gewässer, dahin senken sich alle großen Thäler. In Tirol steht jedoch diese Richtung noch im Gleichgewicht mit den Beziehungen zum Süden und Norden; in den österreichischen Alpen wird sie ausschließlich herrschend.

Tirol besteht hauptsächlich aus den alpinischen Thalgebieten des Inns und der Etsch; an welche sich, nebst einigen äußeren Thälern auf der Süd- und Nordseite der Alpen, am natürlichsten das Gebiet der Salza schließt, welche aus den Alpen noch in die bairische Ebene hinaustritt, und mit dem Inn zusammenfließt.

Dieses Alpenland ist weit ausgedehnter als der alpinische Antheil der Schweiz, während seine Thäler in weit weniger Hauptgruppen vertheilt sind. Das Thalsystem des Inns allein übertrifft an Ausdehnung die ganze deutsche Seite der schweizer Alpen; das der Etsch noch mehr die italiänische (piemontesische und österreichische Thäler mit einbegriffen). Die Hauptthäler sind weit, lang, eben, fruchtbar. Sie verkehren mit einander über bequeme Pässe, vorzüglich den Brenner, den niedrigsten der Hochalpen. In gewissem Grade vertreten sie die Stelle eines geschlossenen, durch natürlichen Zusammenhang mit den alpinischen Gauen verbundenen Vorlandes, wie es das schweizer Gebirg an der Ebene zwischen Alpen und Jura besitzt. Gebirg und Ebne sind hier schon mehr mit einander verschmolzen. Ansehnliche Städte liegen im Schooß der Berge: Insbruck in einer der

* Nr. 53—57 von G. B. Mendelssohn.

Digitized by Google

schönsten Gegenden des Innthals, am Eingang des Brennerpasses; eine Lage, wie man sie nicht besser für die Hauptstadt wählen konnte; am Südfuß des Passes, in der Mitte des dreistrahligen Thalsystems der Etsch liegt Botzen; Roveredo da, wo es in die Ebene mündet. Die Erzgruben, zumal früher so reich, und die großen Ablagerungen von Steinsalz bringen ein eigenthümliches, gewerbliches, dem Hirtenleben fremdes Element herzu. Der Salinenbetrieb nimmt unmittelbar oder mittelbar, — zum Holzschlag, zu Frachtfuhren u. s. w. — eine große Anzahl Menschen in Anspruch. Wegen des großen Holzbedarfs hat er auf die Waldcultur, dadurch auf das ganze Oberflächen-Ansehen großen Einfluß. — Diese unterirdischen Schätze waren der Staatseinheit günstig, so wie ihre Benutzung durch diese gefördert wird.

Die Thalsysteme des Inns und der Etsch zeigen in ihrem Bau einen entschiedenen Gegensatz. Dort ist ein großes Längenthal die vereinigende Mitte; hier, senkrecht auf jenes, ein großes Querthal; jenes bildet eine Gebirgsmark, dem deutschen Vorland gleichlaufend, dieses eine gegen Süden hin sich öffnende Landschaft, in der sich Mittag, Mitternacht und Morgen begegnen. Der östliche Zweig des letztern, das Pusterthal, leitet, ohne Berge zu überschreiten, in das Thal der Drau und mit diesem in der Mitte hoher Alpenketten fort zur östlichen Ebene. Das Innthal bildet durch die flache Einsenkung, welche in das Salzathal hinüberführt, und den bequemen Longitudinalpaß des Vorarlbergs eine alpinische Verbindung zwischen dem Bodensee und Oesterreich. Durch das obere Innthal (oberhalb Landeck) — eigentlich ein in das Längenthal des Inns sich mündendes Querthal, welches, die Centralkette durchschneidend, tief gegen Süden dringt, — steht es mit Italien in unmittelbarer Berührung, ohne Vermittlung durch das Etschgebiet.

Tirol ist das eigentliche Verbindungsland Deutschlands und Italiens. In dem nach Süden offenen Etschland, dem einzigen großen Thalsystem auf der Südseite der Alpen, begegnen sich die verschiedenen Sprachen und Völker. Die Deutschen präponderiren, wie im Wallis. In der breiten Thalebene der Etsch ziehen sich ober-italisches Klima, Vegetation, Culturen bis Meran, tief in das Herz der Alpen hinein, bis mitten in die Gauen deutscher Landleute. Schon Aeneas Sylvius bemerkt, wie hier Deutschland in Italien eingedrungen sei.

Wie in seiner Lage und im Bau seiner Gebirge, so hält Tirol auch in seinen bürgerlichen Verhältnissen eine, man darf sagen, glückliche Mitte zwischen der zersplitternden, egoistischen Unabhängigkeit der kleinen schweizer Cantons, und den gebundneren, passiven Zuständen der östlichen Alpen. Nirgends hat ländliche Freiheit schönere Früchte getragen, nirgends ruhmreichere Thaten hervorgerufen, als hier, unter kaiserlichem Schirm.

Digitized by Google

54. Die Ostalpen.

Jenseit der Salza und des Großglockners behalten die Alpenketten nicht weit mehr ihren gigantischen Charakter. Die Centralkette namentlich sinkt bald zu mäßigen Höhen herab; kein Gipfel erhebt sich über die Schneelinie. Nur in der südlichsten Kalksteinkette bedecken sich noch einzelne Felshörner mit ewigem Eise. Alles übrige ist mehr ein Gebirgsland von mittlerer Höhe, durch artbare Fluren, weite Thalebenen unterbrochen.

Die beiden großen alpinischen Thalgebiete der Mur und Drau, mit den kleineren der Ens im Norden, der Sau im Süden, umfassen diese ganze Region. Ihre Hauptthäler ziehen gleichlaufend nach Osten, und öffnen sich, mit Ausnahme des Ennsthales, nach Osten hin gegen die Ebene. In diesen liegen die Hauptorte und andere bedeutende Städte da, wo das erweiterte Thal in eine niedrigere Berggegend eintritt; so Grätz, Klagenfurt u. a. O. — Die eigentlich alpinische Region der Thäler ist nur kurz. So tritt auch Alpen- und Hirtenleben mehr und mehr zurück. In Tirol wurde nur etwa $\frac{1}{30}$ des ganzen Flächenraums zum Acker- und Weinbau benutzt; in Steiermark nehmen Kornfelder und Weinberge fast $\frac{1}{6}$, im Königreich Illyrien beinah $\frac{1}{7}$ ein. Zugleich wächst die städtische Einwohnerschaft. Der Schooß der Berge, der in den westlichen Alpen im Ganzen metallarm, nur Gold und Salz enthält, umschließt hier unerschöpfliche Niederlagen der wichtigsten Erze, Eisen zumal, auch Kupfer. Berg- und Hüttenwerke, Fabriken, besonders metallische, beschäftigen eine zahlreiche Bevölkerung.

Wenn die Richtung der Thäler nach Osten weiset, so führen bequeme Päße, durch tiefe Einschnitte der südlichsten (höchsten) Alpenkette nach Italien. Von da her wurden die ältesten uns bekannten Einwohner dieser Gegenden bezwungen, und dem römischen Culturgebiete einverleibt; von Osten kamen Slaven und vertilgten römische Sprache und Bildung; später breiteten Deutsche von der Donau her ihre Herrschaft, Sprache, Sitte aus. Von der ältesten romanisirten Bevölkerung sind heute nur in ein paar südlichen Thälern merkwürdige Ueberbleibsel vorhanden. Die Gränze zwischen Slaven und Deutschen läuft im Allgemeinen von Nordwest nach Südost. Die Städte, die bergbauenden Bezirke sind überall deutsch.

55. Oesterreich.

Das große, reiche, anmuthige Thalland der Donau zwischen den Alpen und den böhmischen Gebirgen ist an und für sich, im Verhältniß zu den Thalgebieten von Steiermark und Kärnthen, mehr ein Paralleltal, ein Erster unter Gleichen, als ein herrschendes Hauptthal. Wir haben schon oben gesehen, wie die Thäler der Mur und Drau sich eben so nah oder näher an

Digitized by Google

Italien oder Ungarn schließen, als an das österreichische Donauland. Dieses aber, einst Völkerstraße von Osten gegen Westen, öffnete sich darauf der deutschen Herrschaft, Ansiedelung, Sprache, Bildung, welche, gleich einem Keil, von Westen her vorschreitend den Zusammenhang der Slaven in Böhmen und Mähren mit den alpinischen Stämmen desselben großen Volkes gesprengt, und dadurch die Unterwerfung oder Bändigung beider vorbereitet hat. Avaren und Magyaren hatten die Bahn gebrochen.

Auf solche Weise ist das Donauthal zum germanischen Kern eines großen, vielsprachigen Reichs geworden, das erst durch die Vereinigung Ungarns unter gleichem Scepter seinen Schlußstein erhalten hat. Wie in prophetischem Geist war Wien zur Hauptstadt erwählt worden. An den äußersten Marken des deutschen Landes erbaut, da wo die beschränktere Thallandschaft in die weiten Ebenen des Ostens ausläuft, diente es Jahrhunderte lang als Grenzveste, an deren Mauern sich die Angriffe der Magyaren und vorzüglich der Türken mehr als einmal brachen, ehe die Befreiung Ungarns vom osmanischen Joche es in den Mittelpunkt des Reichs versetzte. An der Donau bei Wien, im Angesicht des letzten hohen Alpengipfels, vereinigen sich die Straßen, welche über die östlichsten, niedrigen Ketten der Alpen in die fruchtbarsten bevölkertsten Gegenden von Kärnthen und Steiermark führen, oder der March nach Mähren folgen, oder den gangbarsten Theil der böhmischen Grenzen überschreiten. — Die Ebenen in der Nähe von Wien sind eine von den vier großen Wahlstätten des deutschen Landes, — nebst ihnen die bayrischen, obersächsischen und niederländischen Ebenen — auf welchen fast alle Entscheidungsschlachten geschlagen worden sind.

56. Böhmen und Mähren.

Böhmen und Mähren sind das einzige Slavenland, welches ohne sich vollständig zu germanisiren, am Gemeinwesen der Deutschen Theil genommen und in das deutsche Leben mächtig eingegriffen hat, nicht bloß durch kriegerische Macht, und durch die gewichtige Stimme seiner Herrscher im Rath der Fürsten, auch, und vielleicht noch folgenreicher, durch seine geistigen Bestrebungen, seine Lehranstalten, durch eigenthümliche Erregung und Richtung auf religiösem Gebiet. — Frühe Annahme des Christenthums und der Druck der Magyaren haben diese Länder an Deutschland gewiesen, deutsche Cultur und Bevölkerung hat sich durch ihre von einsichtigen Fürsten anerkannte Ueberlegenheit Eingang verschafft, während Ausdehnung und Zusammenhang des Gebiets, so wie die Natur der Grenzen dem slavischen Stamme Selbstständigkeit und Uebergewicht im Innern erhielten.

Die gleichlaufenden Gebirgsketten, welche Böhmen im Nordosten und Südwesten begrenzen, kehren nicht, wie die rheinischen,

Digitized by Google

ihre Steilabfälle einander zu, sondern ihre ausgedehnteren, allmähligen Abdachungen. Mauerartig erheben sich Böhmerwald und Sudeten aus den Ebenen der Oberpfalz und Schlesiens, während nach innen, nach Böhmen hinein, vorgelagerte Ketten und ausgesandte Gebirgsarme sich entfalten, und breite Plateauflächen beide Gebirge verbinden. Auf dem Rücken dieser Plateauflächen läuft die wasserscheidende Grenze zwischen Böhmen und Mähren. Sie nehmen, gegen die Donau herabsinkend, ganz Mähren ein, mit Ausnahme der Thalebenen der March, und füllen den größten Theil von Böhmen. In der Mitte dieses Landes jedoch durchfließt die Elbe eine große, aufgeschwemmte, zum Theil sandige Ebene; im Nordwesten bilden hohe basaltische Kegel einen merkwürdigen, dem nach Süden gekehrten Steilabfall des Erzgebirgs gleichlaufenden Zug. Zwischen beiden entfalten sich blühende, von Obsthainen und Wallnußbäumen beschattete Thallandschaften, die durch ihre weltberühmten Heilquellen zu einer europäischen Sommerresidenz geworden sind.

Böhmen ist zwar ein geschlossener Kessel, aber doch keineswegs nach allen Seiten hin gleich sehr durch Gebirgswälle geschützt. Nach Südost, gegen Mähren und Oesterreich, ist es eigentlich offen; von der Lausitz trennen es nur niedrige, wenig zusammenhängende Bergzüge. Weit fester sind die südwestlichen und nordwestlichen Grenzen. Von daher aber mußten die Deutschen kommen, von deren frühesten Heereszügen gegen das noch heidnische Volk die alten, großartigen Lieder der Böhmen berichten. Nach Westen hin blieben auch die böhmischen Grenzen durch alle Zeiten hindurch fast unverrückt, während im Nordosten und Südosten die Lausitz lange Zeit, und Mähren fast immer mit Böhmen in Verbindung blieb.

Die Deutschen machen in Böhmen und Mähren heute gegen ein Viertel der ganzen Volksmenge aus. Sie bewohnen in Böhmen fast unvermischt die Grenzgegenden nach Bayern, Sachsen und Schlesien zu. Hier, in den mittleren Gebirgslandschaften, ist der Hauptsitz einer ausgedehnten Industrie; allein mit Garnspinnen und Weben beschäftigen sich über sechsthalb hunderttausend Menschen, gegen ein Sechstel der ganzen Volksmenge; auf mancher Quadratmeile wohnen zehn bis eilf tausend Menschen. Auch in Mähren haben die Slaven, nebst dem Grenzgebirge gegen Ungarn, die gesegneten Ebenen des mittleren Landes ausschließlich behauptet. Deutsche wohnen an den schlesischen und böhmischen Grenzen auf Berghöhen, an den österreichischen in der Ebene. An den Quellen der Oder ist das Kuhländchen durch erhaltene eigenthümliche Sitte, Volksdichtung, durch den Ursprung der mährischen Brüder berühmt, die von da her ausgewandert sind. Die Slaven theilen sich in mehrere, durch Sprache, Sitte, Lebensweise, Herkunft unterschiedene Stämme. Hier, wie auf dem anstoßenden österreichischen Marchfeld, beginnt schon das seltsame Völker-Durcheinander, welches die südöstlichen Gegenden von Europa so auffallend vom Westen des Erdtheils unterscheidet.

Digitized by Google

57. Holstein.

Holstein, welches hier in die Nordsee, dort in das baltische Meer hinausblickt, nimmt auch an der natürlichen Beschaffenheit Theil, welche den Küstenlandschaften beider Meere eigen ist; nicht minder an ihrer ethnographischen Stellung, ihren Schicksalen, ihren bürgerlichen Zuständen. Es zerfällt in drei Theile, das östliche und westliche Küstengebiet und das mittlere Land, Wagrien, Dithmarschen, und Holstein im engern Sinn; dieses eine Fortsetzung der sächsischen continentalen Ebene, jenes des friesischen Küstenstrichs, während das erste durch Natur und Geschichte der östlichen, wendischen Ebene zugewiesen wird.

Durch das eigentliche Holstein läuft, von der Elbe bei Altona aufsteigend, ein etwas erhöhter Landrücken, größtentheils mit Heidekraut bedeckt, aber von fruchtbaren Landstrichen begleitet und unterbrochen. Hier wohnen Sachsen, durch Sitte, Sprache, Bauweise scharf bezeichnet. Hier sind nur wenige adeliche Güter, der Landmann war von jeher frei, unter landesherrlichen Aemtern. Sächsisch ist auch heute noch der südliche Theil des Herzogthums Schleswig, bis an die Schlei und das Dannewerk, die alte schleswigsche Mark.

Von dem westlichen Gebiete bildet das Land Dithmarschen, die Marschen zwischen Elbe und Eider mit der zugehörigen Geest, den wichtigsten Bestandtheil. Von der Freiheit der Dithmarschen, ihren Heldenthaten, Siegen, ihrer Macht, ihrem Reichthum, Uebermuth, Untergang findet sich so viel Ruhmvolles, Denkwürdiges und Anziehendes zu erzählen, wie nicht leicht von einem andern so kleinen Lande. Bis nach der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bewahrten sie ihre Unabhängigkeit. Sitte, Einrichtungen, Häuserbau (großentheils) sind friesisch; das ist der ganze Charakter ihrer Geschichte. Die Bevölkerung ist gemischt, die Friesen vielleicht eingewandert. — An Dithmarschen schließen sich im Süden die politisch zu Holstein gerechneten Elbmarschen, die Kremper und Wilster Marsch, im zwölften Jahrhundert colonisirt und bedeicht; im Norden, jenseits der Eider, Nordfriesland, (das Land Eiderstadt hat sich erst später davon getrennt) von rein friesischen Stämmen bewohnt, die, vereinzelter und schwächer als die Dithmarschen, früher, doch nicht ohne die heftigsten Kämpfe und ruhmvolle Gegenwehr (hier verlor König Abel im Jahr 1252 Heer und Leben) unter dänische Hoheit kamen. — Auf den dazu gehörigen Inseln hat sich am meisten von der Sprache der Friesen, den eigenthümlichen Sitten und seltsamen Kleidertrachten erhalten. — Alle diese holsteinischen und schleswigschen Marschen sind noch heute im Besitz einer gewissen provinziellen Selbstständigkeit, volksmäßiger Gemeindeverfassungen, wichtiger Rechte; nirgends ist Adel, überall vollkommene Freiheit der Person und des Eigenthums.

Wagrien umschließt die anmuthigsten Gegenden des ganzen

Digitized by Google

Landes; sanfte Hügel, niedrig, aber mit den himmelhohen, weitschattenden Buchen gekrönt, wie man sie anderswo nicht wieder findet, umkränzen anmuthige Landseen, offene grüne Gefilde voll Dörfer und schöner Edelsitze, oder schauen auf das Meer und ferne Inseln hinab. Ein leichter Sand wechselt mit ergiebigerem Boden ab. Es ist die Natur der südlichen Ostseegestade, in ihrer freundlichsten Gestalt. Die Geschichte hat sich in diesem schönen Lande nicht so glückbringend gezeigt. Es war früh von Wenden bevölkert, die erst nach blutigen, wechselreichen Kämpfen vertrieben oder unterworfen wurden. Es ist heute ganz sächsisch geworden, besteht größtentheils aus Rittergütern, und war der Sitz einer strengen Leibeigenschaft.

Holstein und Schleswig bilden den Anknüpfungspunkt für das Verhältniß der scandinavischen Lande zu Deutschland. Dänemark ist durch den Kampf um die Herzogthümer oder ihren Besitz in mannigfache, einflußreiche Berührung mit den östlichen wie den westlichen Landschaften des deutschen Nordens gebracht worden. Deutsche Bildung, Literatur, Sitte haben durch die Vermittelung der deutschen Lande ihren Wirkungskreis über Dänemark ausgebreitet. Fast überall versteht und spricht man deutsch neben dem Dänischen, wenigstens in den Städten. Dichter schreiben in beiden Sprachen. In Schweden hat dagegen bis auf die Rückwirkung der letzten Tage der literarische Einfluß des entfernten Frankreichs, so gut wie der politische das Uebergewicht behauptet.

II.

Sitten und Zustände.

38. Das Hospiz auf dem St. Bernhard. *

Von St. Pierre,* dem letzten wallisischen Dorfe auf der Straße, die über den großen Bernhard nach Italien führt, steigt man drei Stunden bis zum Kloster. Mit der Morgenröthe begab ich mich auf den Marsch. Nicht fern von der Brücke wird man von einem Felsen überrascht, welcher in Obeliskenform aus den Fluten der in finsterer Tiefe brausenden Dranse sich erhebt. Ihn umkleidete, gleich einem Königsmantel, das purpurfarbige Rhododendron, und ein Kreuz auf seinem abgerundeten Gipfel vollendete das Romantische des Anblicks. Eins der lieblichsten und sinnvollsten Gemmenbilder, die jemals einer dichterischen Künstlerphantasie vielleicht vorschwebten, malte sich, einige Schritte weiter, mit unverbleichbaren Farben in meine Seele. Der schöne Bergschmetterling Apollo mit den rubinäugigen Flügeln saß auf

* Fr. [v.] Matthisson.

der lasurblauen Urne der großen Gentiane. Lange schien er die prächtige Blume zu liebkosen, bis ein Lufthauch ihn emporscheuchte. Psyche entschwebte dem Aschenkruge. Von Minute zu Minute nahm nun die Gegend einen rauheren und grausenvolleren Charakter an. Längst schattete kein Baumgipfel mehr, und der mit den zartgefranzten Amethystglöckchen der Soldanelle geschmückte Rasen verlor sich bald unter einer unabsehbaren Schneefläche. Noch wechselte der sanfte Gesang der Alpenlerche mit dem gellenden Pfeifen der Gemsen. Aber auch diese Töne verhallten, und bis zum Kloster vernahm nun in dieser furchtbaren Einsamkeit mein Ohr keinen andern Laut mehr, als den fernen Donner einer Lawine. Hier ist es, wo nicht selten Reisende im Schneegestöber umkommen oder von Lawinen begraben werden, und wo die Chorherren, diese Helden der Menschenliebe, mit Hülfe ihrer Hunde und Sondirstangen schon so viele solcher Unglücklichen entdeckten und wieder ins Leben riefen. Das mühevolle Arbeiten im Schnee erschöpfte zuletzt meine Kräfte. Schon ersah ich mir einen bemoosten Steinblock zum Ausrasten, als das Läuten der Klosterglocke, welches dumpfig aus einem wilden Geklüft herabhallte, plötzlich des Wanderers Muth und Stärke wieder erneute. Bald erschien hoch über mir in schwarzblauer Luft das Kloster selbst am Rande eines Felsenwalles, der dasselbe, gleich einem unersteigbaren Bollwerke, zu verschanzen schien. Der Anblick dieses regelmäßigen und ansehnlichen Gebäudes ist von unbeschreiblicher Wirkung in einer Gegend, wo das an Gärten, Wiesen, Bauernhöfe, Wälder und Ströme gewohnte Auge ringsum nichts erblickt als Riesengipfel, deren Fuß düsteres Gewölk umgürtet, und Eis und Schneefelder, welche labyrinthisch durch Thäler und Schlünde in trauriger Unwandelbarkeit sich verbreiten. Gastlich thaten die Pforten dieser höchsten Menschenwohnung unserer Halbkugel dem ermüdeten Alpenpilger sich auf, und ein Labetrunk, gekeltert an den Ufern der Dora, erquickte vor einem hochlodernden Feuer sein Herz.

In dieser, 1246 Toisen über der Meeresfläche erhabenen Region wehen die Lüfte eines immerwährenden Winters. Der kleine, dem Kloster südwärts liegende See, dessen trauernde Gestade kein grünender Schilf- oder Binsenkranz enttödtet, wird niemals ganz vom Eise befreit, und im Augustmonate hält sich das Thermometer, sogar in der Mittagsstunde, nicht selten unter dem Gefrierpunkte. Hier, wo das Brennholz zu den ersten Lebensbedürfnissen gehört und in unglaublicher Menge verbraucht wird, muß dasselbe auf schroffen und gefahrvollen Wegen, die höchstens nur zwei Monate im Jahre offenstehen, von Maulthieren heraufgetragen werden.

Ich fand die Chorherren, unter denen einige sich in Rede und Manieren als Männer von feiner Erziehung ankündigten, beim Frühstücke versammelt. Der Speisesaal ist geräumig, nicht mit Pracht, aber mit Geschmack verziert, und, was in meinen Augen allen Krystallkronen, Spiegelwänden, Marmortafeln und

Digitized by Google

Deckengemälden den Rang abgewinnt, die Reinlichkeit verbreitete ihren milden und bescheidenen Reiz über das Ganze. Mit unverstellter Herzlichkeit wurde der Fremdling empfangen und dringend ersucht, während des längeren oder kürzeren Aufenthalts im Kloster sich völlig wie am eigenen Herde zu betrachten.

Es war für mich die Erfüllung eines Lieblingswunsches, in die Mitte einer Gesellschaft zu treten, die durch die Wohlthätigkeit ihrer Zwecke mir längst ehrwürdig war, und wovon manches Mitglied mehr als Eine Bürgerkrone verdient hatte. Mit welcher Aufopferung von Lebensgenuß, mit welcher heldenmüthigen Entsagung alles dessen, was die Tage der Sterblichen in Städten und Dörfern verschönt, üben nicht jene Männer in einem der unwirthbarsten Winkel der Erde, kalt und unfreundlich, wie die Nebel von Grönland, die Pflichten der Menschlichkeit! Unentgeltlich, und ohne Ansehung des Standes und der Religion, wird der müde Reisende gespeist und beherbergt, der Kranke bis zur Genesung mit der treuesten Sorgfalt gepflegt, und der Erstarrte dem Tode entrissen.

Täglich in der strengeren Jahreszeit, und so oft es schneit oder nebelt, gehen einige von ihnen mit langen Stangen und in Begleitung ihrer trefflichen Hunde auf die Landstraße, welche diese Thiere, ungeachtet des finstersten Nebels oder des dichtesten Schneegestöbers, niemals verfehlen. Ward nun ein Reisender von einer Lawine verschüttet oder in ohnmächtiger Erstarrung von Flocken begraben, so erwittern die Hunde, ist anders die Tiefe des ihn deckenden Schnees nicht allzu beträchtlich, unfehlbar die Stelle und verlieren keinen Augenblick, durch Schnobern und Aufscharren sie der hülfreichen Menschenhand anzudeuten. Der Verunglückte wird hervorgezogen und ins Kloster getragen, wo man ihn mit Schnee reibt, in gewärmte Betten legt und jedes als wirksam anerkannte Mittel anwendet, sein fliehendes Leben zurückzurufen. Die Anzahl derer, die auf Schlachtfeldern ihr Leben verlieren, weiß ganz Europa; aber die Anzahl derer, denen es die Menschlichkeit in diesen Einöden wiederschenkte, konnte mir niemand angeben...

Trotz der unaufhörlichen Entdeckungsgänge dieser Menschenfreunde und ihrer Hunde vergeht beinahe kein Jahr, daß nicht im Sommer, wann der Schnee wegschmilzt, Leichname von Reisenden zu Tage gebracht werden, die hier, von allem fern, was ihr Herz Theures und Köstliches auf der Welt besaß, hülflos umkamen. Da die Natur in dieser Steinwüste den Todten die unterirdische Wohnung versagt, so werden sie in einer, an der Ostseite des Klosters liegenden Capelle versammelt, deren Wände, um den Durchzug der Luft zu begünstigen, mit großen vergitterten Oeffnungen versehen sind, die an das Beinhaus bei Murten erinnern. Der Anblick der darin beisammenruhenden, aus verschiedenen Weltgegenden, meistens gewiß durch sehr entgegengesetzte Schicksale hier hoch über den Wolken vereinigten Todten rührte mich im Innersten der Seele. Alle sind in Leichentücher gehüllt, und,

Digitized by Google

weil in dieser scharfen und trocknen Luft kein entseelter Körper verwest, sondern nur allmählig zusammenschrumpft und verdorrt, so erhalten die Gesichtszüge sich lange vollkommen und unentstellt, und mehrere dieser Verunglückten wurden von Angehörigen und Freunden nach zwei Jahren und darüber noch wiedererkannt. Sie sind nicht übereinander geschichtet, sondern sitzen aufrecht, und jeder Neuankommende wird immer mit dem Kopfe an die Brust seines Vorgängers gelehnt. Diese Stellung hat etwas Vertrauliches und ganz das Ansehen eines gemeinschaftlichen Schlummers. Vier Reihen solcher Schläfer laufen schon neben einander hin. Die Farbe der Gesichter ebenso, wie die der Hände und Füße, welche das Leichentuch bei einigen unbedeckt ließ, nähert sich dem dunklen Zimmetbraun der ägyptischen Mumien.

Ein unbefangener und fröhlicher Ton herrschte bei der Mittagstafel, und alles, was ich sonst noch in Rücksicht auf ihre Collegialverhältnisse zu beobachten Gelegenheit hatte, bestärkte mich in dem erwünschten Glauben, daß die Chorherren in brüderlicher Harmonie beieinander wohnen. Ihre Fragen über die neuesten Weltbegebenheiten bewiesen, daß sie diese nur, wie in dämmernder Tiefe, undeutlich und verkleinert erblicken. Aber anstatt ihren Tag mit Vergleichung und Vereinigung der Widersprüche in den Zeitblättern zu verderben, beschäftigt irgend ein Lieblingsfach ihre Nebenstunden, wie z. B. Physik, Mineralogie oder Botanik. Doch sobald die leidende Menschheit um Hülfe ruft, eilt jeder mit militärischer Pünktlichkeit auf seinen Posten.

Herr Daleve, der Schaffner des Klosters, ein gefälliger und achtungswerther Mann, begleitete mich nach dem Jupitersplane, wo dem Donnerer einst ein berühmter Tempel geweiht war, von welchem der Berg seine altrömische Benennung (Mons Jovis) erhielt. Zu verschiedenen Epochen hat man in den Substructionen dieses Tempels nach Alterthümern gegraben, aber stets ohne den gehofften Erfolg. Man entdeckte nur einige Münzen von geringer Erheblichkeit und eine beträchtliche Menge kupferner Votivtafeln, die als Beweisthümer, wie gefahrvoll man die Reise über den großen Bernhard in den Römerzeiten sich vorstellen mußte, der antiquarischen Aufmerksamkeit nicht ganz unwerth sind.

Meine beschränkte Zeit untersagte mir den Gang nach dem Spiegelfelsen, einer der ersten naturhistorischen Merkwürdigkeiten der umliegenden Gegend. Die senkrechte Steinwand von bedeutender Höhe erhielt eine so vollkommene natürliche Politur, daß man, wie Herr Daleve versichert, sich deutlich darin erblickt, wie im reinsten Spiegel. Noch keinem Forscher, Saussüre und Dolomieu selbst nicht ausgenommen, gelang die Auflösung des wunderbaren geognostischen Räthsels. Mit leiser Hand und in dichte Finsterniß gehüllt, schliff die Natur diesen Felsen. Trotz des stürmischen Wetters stieg ich am folgenden Morgen die Südseite

Digitized by Google

des Berges hinunter. Ein Adler schwebte rechts über die Ebene hin, wo Jupiters Tempel stand. Dankbar nahm ich die Vorbedeutung an.

59. Bruck in Holland.*

Nie sahen wir einen seltsamern Ort als Bruck, und es gibt auch wohl keinen zweiten der Art in der Welt. Die Einwohner desselben sind lauter reiche Capitalisten, die hier, wie Einsiedler, in der völligsten Abgeschiedenheit von der Welt ihre Zinsen verzehren, einzig und allein beschäftigt, alles um sich her zu scheuern und zu putzen, und mit den Fliegen Krieg zu führen. Sie haben selbst unter einander wenig Umgang, jeder lebt für sich, selten läßt sich jemand auf der Straße blicken.

So wie ein Fremder im Orte erscheint, ziehen sich die Einheimischen wie Schnecken in ihre Häuser zurück, riegeln die Thüre zu und schielen nur verstohlen durch die Spalte der schneeweißen Gardinen, welche ihre spiegelhellen Fenster von oben bis unten dicht verhängen. Nur Fremden von höchstem Range erlauben sie, und das sehr ungern, den Eintritt in ihre Häuser, weil sie es nicht ändern können. Vor einiger Zeit besuchte eine sehr vornehme Dame verschiedene Häuser, um die Wohnungen dieser seltsamen Menschen in der Nähe zu sehen. Aengstlich schlich eine Magd ihr auf dem Tritte nach, um gleich mit einem feuchten Tuche die Stelle abzuwischen, worauf sie mit ihren zierlichen seidenen Schuhen getreten hatte, so wie sie den Fuß weiter setzte, damit ja kein fremdes Stäubchen in der Wohnung zurückbleibe.

Das Dorf zieht sich in einem Halbzirkel um ein Bassin, welches zwei sich hier vereinigende Canäle bilden. Die Straßen sind so schmal, daß kein Wagen hindurch fahren kann; das Reiten ist durch hin und wieder angebrachte Barrieren ebenfalls verwehrt. Keine Kuh, kein Pferd, kein Schaf darf durch die Straßen gehen, alle Thiere werden hinten herum in ihre Ställe geführt; ja wenn es möglich wäre, würde man auch den Vögeln verbieten über die Straße wegzufliegen. Das Pflaster besteht aus schmalen, rothen und bläulichen glasurten Ziegelsteinen, man nennt sie Klinker. Diese sind in allerhand Muster gelegt, so daß es aussieht, als wären die Straßen mit türkischen Teppichen belegt. Kein Schmutz wird darauf geduldet, alles ist wie der Fußboden im elegantesten Salon; die zwischen dem Pflaster aufsprießenden Gräschen rauft man sorgfältig aus.

Die Häuser sind nicht groß, aber zierlich, geschmacklos und bunt, als kämen sie aus einem Nürnberger Spielzeugladen. Vor jedem Haus liegt ein Gärtchen, dadurch stehen sie weit genug auseinander, um das gehörige Licht zu erhalten, ohne daß die

* Johanna Schopenhauer.

Digitized by Google

Straßen breiter wären, als es für zwei oder drei neben einander hingehende Personen nöthig ist. Jedes Haus hat zwei Thüren, eine im Hintergebäude für den täglichen Ein- und Ausgang, die andere an der Hauptfront des Hauses; letztere wird nur bei den drei Hauptepochen des Lebens mit großer Feierlichkeit geöffnet, nämlich bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen. Dann setzt man auch die Treppe hin, die zu diesen einige Fuß über der Erde erhabenen Eingängen hinaufführt; so wie aber das Fest vorüber ist, wird sie gleich wieder weggenommen, damit ja kein unberufener Fuß die heilige Schwelle berühre. Diese Vorderthüre, der Stolz ihres Eigners, der höchste Schmuck des Hauses, ist stattlich vergoldet, bunt angemalt und mit allerlei krausem Schnitzwerk auf das überladendste geschmückt. Ueber derselben prangt eine Art Hautrelief, aus Spielpuppen ähnlichen vergoldeten und angemalten Figürchen zusammengesetzt; gewöhnlich ist darunter irgend eine sinnreiche Anspielung auf den Besitzer des Hauses, seinen Namen oder sein Berufsgeschäft verborgen. So erinnern wir uns noch mit Vergnügen eines kleinen Notars in pontificalibus, der eine goldene Feder schnitzte, so lang als er selbst, während er eine ähnliche hinterm Ohr stecken hatte.

Die Gärten vor den Häusern sind eben so wunderlich anzuschauen, alles ist darin zu finden, nur keine Natur. Da sieht man Bäume, die gar nicht mehr wie Bäume aussehen, so verschnitzt sind ihre Kronen; die Stämme werden zur größern Zierlichkeit mit weißer Oelfarbe angemalt. Da stehen alle mögliche und unmögliche Thiere der bekannten und unbekannten Welt aus Buchsbaum geschnitten, neben Säulen, Pyramiden und Ehrenpforten von Tarus. In der Mitte des Gärtchens erhebt sich noch eine ganz auserlesene Verzierung, etwa ein buntgemalter, auf einem Fasse sitzender Holländer, oder ein Türk, der sein Pfeifchen raucht, oder ein ungeheurer Blumenkorb, aus welchem ein kleiner, ganz weiß angemalter Gärtner mit vergoldeten Extremitäten schalkhaft hervorblickt. Den Boden bedecken unzählige krause Schnörkel von Buchsbaum, nett gezogen, als wären sie mit der Feder gerissen. Ausgefüllt mit bunten Glaskorallen, Muscheln, Steinen und Scherben in allen möglichen Farben, nach der schönsten, steifsten Symmetrie, gleichen diese Gartenparterres kolossalen, geschmacklosen Stickereien.

Das Waisenhaus war das einzige, in welches man den Eintritt nicht wehren konnte. Obgleich uns auch hier die große Reinlichkeit nicht weniger pedantisch erschien, als im übrigen Ganzen, so erfreute sie uns doch, weil wir daran dachten, welchen guten Einfluß sie auf die Gesundheit der oft so vernachlässigten armen Kinder haben muß. Ueberall in den Stuben und auf den Gängen lagen Fußsteige von Leinwand, die man nicht überschreiten darf, und sogar auf den Schwellen fanden wir schneeweiße Tücher ausgebreitet, auf welche man gleichsam den Probetritt machen muß. Wer auf solch einem Tuch eine Spur seines Trittes nachließe, dürfte wohl schwerlich weiter zu gehen Erlaubniß erhalten.

Digitized by Google

Daß die echt-holländische Tracht sich unter diesen Leuten in ihrer ursprünglichen Reinheit erhält, versteht sich von selbst. Bemerkenswerth erschien uns der Kopfputz der Frauen. Sie trugen die gewöhnlichen kleinen holländischen Mützen mit goldnen oder silbernen Spangen, die vermittelst einer Springfeder so fest an den Kopf und die Backen schließen, daß sie wie angenagelt aussehen. Vor diesen Spangen aber, rund um die Stirne kräuseln sich die Haare in tausend kleine, platte, einander ganz gleiche Ringelchen; jedes Ringelchen besteht aus etwa sechs Haaren, ängstlich abgezählt und ist so fest, als wäre es von Eisendraht. Sie leimen die Haare mit Zuckerwasser zusammen, und damit sind sie dann wenigstens auf eine ganze Woche mit diesem Hauptstück ihrer Toilette fertig.

60. Die Bauernhäuser im Osnabrückischen. *

Der Herd ist fast in der Mitte des Hauses, und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht sie zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersitzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnet immer fort, und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen, und alle Thüren auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen, und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. So wie das Vieh gefüttert, und die Dröfche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt daß in andern Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Hausthür aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegen gehen, ihn wieder aus dem Hause führen und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz bei dem Herde ist der schönste unter allen. Und wer den Herd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Deele absondert, beraubt sich unendlicher Vortheile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd füttert. Er hört die Stimme seines Viehes nicht mehr. Die Einfahrt wird ein Schleichloch des Gesindes, seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade am Feuer geht verloren; und wer vollends seine Pferde in einem besondern Stalle, seine Kühe in einem andern und seine Schweine im dritten hat, und in einem eigenen Gebäude drischt, der hat zehnmal so viel Wände und Dächer zu unterhalten, und muß

* Justus Möser.

Digitized by Google

den ganzen Tag mit Beſichtigen und Aufſicht haben zubringen. Ein ringsumher gehendes niedriges Strohdach ſchützt hier die allezeit ſchwachen Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh, und wird mit leichter Mühe von dem Wirthe ſelbſt gebeſſert. Ein großes Vordach ſchützt das Haus nach Weſten, und deckt zugleich die Schweinekoben, und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Miſtpfuhl vor der Ausfahrt, wo angeſpannet wird. Kein Vitruv iſt im Stande mehr Vortheile zu vereinigen.

61. Die Taheitier. *

Bougainville ſagt: „Die Einwohner von Taheiti beſtehen aus zwei ſehr verſchiedenen Menſchenracen, die aber in Sprache und Sitte übereinſtimmen und ſich ohne Unterſchied mit einander zu vermiſchen ſcheinen. Die eine, welche die zahlreichere iſt, bringt die längſten Männer hervor, gewöhnlich von 6 Fuß und darüber. Ich habe nie wohlgebildetere Leute und vollkommneres Ebenmaß des Gliederbaues geſehen. Nirgends kann man ſchönere Modelle zur Abbildung eines Mars oder Hercules finden. Nichts unterſcheidet ihre Geſichtszüge von denen der Europäer; und wenn ſie bekleidet giengen, wenn ſie ſich weniger der Luft und der brennenden Sonne ausſetzten, ſo würden ſie weiß ſein, wie wir. Gewöhnlich iſt ihr Haar ſchwarz. Die andere Race iſt von mittlerer Größe, hat krauſes, hartes Haar und weicht in der Farbe und den Geſichtszügen wenig von den Mulatten ab."

Cook und ſeine Gefährten glauben den Grund der Verſchiedenheit der Taheitier darin zu finden, daß die größern, weißern die vornehme Claſſe ausmachen, Eri genannt (welches ungefähr wie Jeri ausgeſprochen wird); daß dieſe ſich der Sonne nicht ſo ſehr ausſetzen, als das gemeine Volk, keine ſchweren Arbeiten verrichten, wie dieſes, und daß ihre Weiber zurückgezogener leben. Wir ſind indeſſen geneigt, mehr Bougainville beizuſtimmen, und halten die dunklern Taheitier für die Ureinwohner, die Jeris aber für ſpätere Einwanderer, welche jene unterjochten; denn noch bis jetzt ſind die Jeris ausſchließlich die Grundeigenthümer im Lande, ſtehen bei dem gemeinen Volke, durch welches ſie ihre Felder und Pflanzungen für einen gewiſſen Lohn an Früchten bearbeiten laſſen, in großer Achtung, und der König ſowohl als alle Befehlshaber ſind aus ihrem Stamme. Dieſe Einwanderung der Jeris muß aber ſchon vor ſehr langer Zeit geſchehen ſein, da keine Sage derſelben mehr erwähnt. Daß Sprache und Sitten beider Völkerſtämme ſich nach und nach ausglichen, iſt natürlich. In Betreff der Vermiſchung beider Racen hat Bougainville ſich jedoch geirrt. Dazu ſind die Jeris viel zu ſtolz, auch wäre dadurch der Unterſchied längſt verſchwunden.

* Otto v. Kotzebue.

„Die Männer beider Racen," fährt dieser Reisende fort, „lassen sich den unteren Theil des Bartes wachsen, rasiren ihn aber auf der Oberlippe und den Backen. Einige scheeren sich das Haar kurz ab, andere binden es oben auf dem Kopfe zusammen; alle haben die Gewohnheit, es, sowie den Bart, mit Cocosöl einzuschmieren. Man sieht sie oft ohne alle andere Bekleidung, als einen Gürtel um den Leib, der zugleich beweist, daß sie nicht gänzlich ohne Schamhaftigkeit sind. Indessen hüllen sich die Vornehmeren gewöhnlich in ein großes Stück Zeug, welches sie bis auf die Knie herabfallen lassen."

„Da die Taheitierinnen sich niemals unbedeckt der Sonne aussetzen, und ein kleiner Hut von Schilf, mit Blumen geschmückt, ihr Gesicht schützt, so sind sie viel weißer, als die Männer. Sie haben eine feine Gesichtsbildung; was sie aber vorzüglich auszeichnet, ist die Schönheit ihres Körpers. Ein beiden Geschlechtern eigener Gebrauch ist, sich die Ohrläppchen zu durchbohren und aufgereihte Perlen oder allerlei Blumen hineinzustecken. Die größte Reinlichkeit herrscht bei diesem liebenswürdigen Volke. Sie baden sich unabläßig, und essen oder trinken nie, ohne sich vorher und nachher zu waschen."

Die Taheitier trifft der Fluch nicht: „im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen." Drei Brodfruchtbäume sind hinlänglich, um einen Menschen das ganze Jahr hindurch zu ernähren, und er braucht nur die Hand nach dieser Speise auszustrecken, sowie nach vielen andern Früchten, die ihm zur Abwechselung und zum Wohlgeschmack dienen. Der Anbau der nährenden Wurzeln ist in diesem Klima und diesem Boden äußerst leicht. Das Meer liefert durch die geringe Mühe des Angelns und Aufsuchens Fische und Schalthiere. Die Bäche enthalten eine Art Krebse und ebenfalls Fische. Der Wohlhabende läßt sich seine Schweine auf eine selbst dem europäischen Gaumen sehr zusagende Art in Erdgruben mit heißen Steinen backen und hat auch in Fleischspeisen Abwechselung durch Hühner und — Hunde, die nur mit Vegetabilien gefüttert werden und als vorzügliche Leckerbissen gelten. In den Häusern leben oft mehrere Familien in größter Eintracht zusammen. Außer einigen zum Theil recht künstlich geflochtenen Matten auf den Schlafstellen und einigen Gefäßen von Kürbis- und Cocosschalen findet man keine Geräthe in denselben.

Die Gemüthsart der Taheitier ist im höchsten Grade sanft, wohlwollend, offen, heiter und friedfertig, obwohl man an einigen von ihnen Narben und Verwundungen sah, die sie in Kriegen bekommen hatten, und die den Beweis gaben, daß sie auch wohl tapfer sein können. Haß und Rache sind ihren Herzen völlig fremd. So hart und ungerecht Cook sie mehreremale behandelte, so waren sie doch immer gleich versöhnt, wann er ihrer bedurfte und sich nur einigermaßen um ihre Zuneigung bewarb. Die Europäer durften es dreist wagen, einzeln und unbewaffnet selbst Nächte auf dem Lande zuzubringen. Ueberall wurden sie mit der

Digitized by Google

freudigsten Gastfreiheit aufgenommen und mit Freundschaftsbezeugungen überhäuft. Von Neid und Bosheit fand ich nie eine Spur. Wenn Einer ein Geschenk erhielt, so schienen sich alle darüber zu freuen.

Bei diesem kindlichen Volke bricht das Gefühl ebenso leicht in Thränen als in Lachen aus. Auch Männer sah man oft weinen. Indessen wechseln Kummer und Freude so schnell bei ihnen wie bei Kindern, und ihr Geist ist unstät und flüchtig, wie bei diesen. „Ungeachtet der großen Neugierde, mit welcher sie die Gegenstände auf den Schiffen anstaunten und Erklärungen verlangten, war es doch eben so wenig möglich, ihre Aufmerksamkeit auch nur einige Zeit zu fesseln, als Quecksilber zum Stehen zu bringen," sagt Forster der Aeltere.

Weder geistige noch körperliche Anstrengung scheint ihre Sache zu sein. Sie geben sich lieber den Genüssen aller Art und dem Nichtsthun hin. Dennoch muß man den Fleiß bewundern, mit dem sie ihre Zeuge, ein weiches Papier aus Baumrinde, ihre von Schilf geflochtenen Matten, ihre Fischernetze und Angelschnüre aus den Fasern der Cocosnuß, ihre Angeln aus Muschelschalen und vorzüglich ihre Boote und Kriegsfahrzeuge verfertigen. Letztere von der Größe, daß sie vierzig Mann und darüber tragen, bestehen aus mit Cocosstricken zusammengenähten und wohlkalfaterten Brettern, die sie mit großer Mühe vermittelst geschärfter Steine aus Baumstämmen spalten, da ihnen andere Werkzeuge fehlen. Man kann sich denken, welchen Werth sie daher auf unsere Aexte und Nägel setzten.

Wie alle Inselbewohner sind sie gewandte Seeleute; aber im Schwimmen und Tauchen übertreffen sie alles weit, was europäische Insulaner oder Küstenbewohner darin zu leisten vermögen. In bedeutender Tiefe etwas vom Meeresgrunde heraufzuholen, ist ihnen etwas Leichtes; und daß ein Boot auf dem Meere umschlägt, daraus machen sie sich nichts. Männer und Weiber schwimmen solange darum herum, bis es ihnen gelingt, es wieder umzuwenden, schöpfen dann das Wasser aus und setzen ihre Fahrt fröhlich fort.

Ihre Seefahrten, manchmal in bewundernswürdige Ferne, haben ihnen um so mehr die Beobachtung der Gestirne nothwendig gemacht, da sie ohne Compaß sind. Dadurch haben sie sich astronomische Kenntnisse erworben. Sie wissen recht gut, Planeten von Fixsternen zu unterscheiden, und benennen erstere mit besonderen Namen. Nach dem Mondlauf theilen sie das Jahr in 13 Monate, zu 29 Tagen. Einer dieser Monate scheint jedoch dazu zu dienen, das Mondjahr mit dem Sonnenjahr auszugleichen, und hat weniger Tage. Sowohl der Tag als die Nacht wird in sechs Zeiten getheilt, jede zu zwei Stunden, und sie wissen diese bei Tage am Stande der Sonne, und bei Nacht an den Sternen genau abzumessen.

Ihre Geschicklichkeit in der Heilkunde ist von den Schiffsärzten aus der guten Vernarbung zum Theil schwerer Verwundungen erkannt worden.

Digitized by Google

Ueberhaupt zeichnen sich die Taheitier vor allen übrigen Wilden durch einen weit höhern Grad von Bildung aus, so daß sie in der That nicht verdienen, zu ihnen gezählt zu werden.

62. Die Beduinen. *

Die Freiheit wohnt in den Wüsten, und der Sohn der arabischen, der Beduine, trägt noch denselben Stempel der Sitte und des Charakters; seine Laster, seine Tugenden sind noch dieselben wie vor Jahrtausenden. Habsüchtig und gierig, lügnerisch und betrügerisch im Handel und Wandel, aber tapfer und freigebig, mild und dankbar, und vor allem gastfrei und treu in Erfüllung des selbst dem Feinde gegebenen Wortes (hiedurch vortheilhaft vom Osmanen unterschieden), mäßig und enthaltsam; ein munterer Gesellschafter und heiterer Gefährte; witzig, launig, wohlberedt und dichterisch; ein warmer Vertheidiger seiner Ehre und seiner Frauen; den Schimpf im Blute waschend und nach demselben dürstend, wann es gilt, das vom Feinde vergossene des Blutsverwandten zu rächen. „Den Brand, den Brand; nur nicht die Schand'! — Die Rach', die Rach'; nur nicht die Schmach!" ist noch heute das Kriegsgeschrei des für seine und seiner Frauen Ehre kämpfenden Beduinen; doch ist er noch gastfreier als blutdürstig, und edler als unversöhnlich.

Ihre Unterhaltungen sind Mährchen und nächtlicher Gesang im hellen Mondscheine. Jünglinge und Mädchen, in Gruppen versammelt, wiederholen in Chören den vom Vorsänger vorgesungenen Vers, den Gesang mit Händeklatschen und allerlei Bewegungen des Leibes begleitend. Dieselbe Melodie des Nachtgesanges** ist auch die des Schlachtgesanges; *** bei freudigem Anlasse ertönt das Lilu der Weiber (insgemein Thelil genannt) stundenweise in die Wüste, und bei Sterbefällen der Klagefrauen (Welwele) Todesgeheul.

Seine Wohnung ist das Zelt, von dessen einzelnen Theilen auch die Kunstwörter seiner Prosodie oder Poesie hergenommen sind. Seine Geräthe sind: Kameelsattel, Wasserschlauch und Dreifuß; seine Kleidung: ein wollenes Hemd und ein Mantel (Abba), dessen weiße und braune Streifen der Haut der Zebra nachgeahmt sind; seine Waffen: Speer und Schwert, Helm und Panzer; und Schießgewehre nur bei einigen Stämmen; seine Speise: süße und saure Milch des Kameels, ungesäuertes Brod, Butter, Datteln und Trüffeln der Wüste; sein Reichthum: das Kameel und das Pferd, dessen edle Racen fünf sind. Diese Fünf erscheint, als eine heilige Zahl, mehrmals in seinen wichtigsten

* Joseph Freiherr v. Hammer-Purgstall.

** „Die Reiter kommen, o Dieba, die Reiter kommen, wie Diebe, die Reiter von Dieba."

*** „Hemm' uns, Tod, dein Recht, bis wir uns gerächt!"

Digitized by Google

Einrichtungen. Die Blutrache geht bis in das fünfte Geschlecht über. Fünf sind auch die Verhältnisse des Schutzes und der Unterwürfigkeit: 1) der Scheich, d. h. der Alte, Graue, der Vorstand des Stammes, das Haupt innerer Verwaltung; 2) der Akid, d. h. der Anführer des Stammes im Kriege; 3) der Kadhi, d. h. der Richter, zur Entscheidung wichtiger Fälle, nach dem Sinne des Gesetzes; 4) der Waßi, d. h. der Vormund oder Schutzherr, nicht nur den Unmündigen gesetzt, sondern auch von Schwachen zum Schutze wider Mächtige gewählt; und 5) der Dachil, d. h. jeder, der sich in den Schutz des andern zur Sicherung seines Lebens und seiner Güter geflüchtet hat. Damit es dem Diebe und Räuber unmöglich sei, durch Mitgenuß von Salz und Brod oder durch Berührung der Kleider dessen, der ihn gefangen hält, sich ein Recht auf Freiheit und Schutz zu erwerben, wird derselbe in einer Grube unter der Erde verborgen gehalten; gelingt es ihm aber, einem Freien ins Gesicht zu speien, so hat er Anspruch auf dessen Schutz, der ihm sogleich die Freiheit verschafft. Der Dieb heißt Harami; so heißen auch die dem Beduinen zu berühren verbotenen drei Dinge: Schwein, Aas und Blut. Diese Enthaltung, fünfmaliges Gebet des Tages, die Fasten des Ramasan und das Opferfest sind des Beduinen einzige Religionsübung.

Ueber Einzelnes sei hier noch Folgendes bemerkt:

„Im Winter (sagt Burckhard in seiner Reisebeschreibung) tragen die Beduinen über dem Hemde einen aus Schafsfell zusammengenähten Pelz; manche tragen diese Felle selbst im Sommer, weil die Erfahrung sie gelehrt hat, daß je wärmer man gekleidet ist, man desto weniger von der Sonne leidet. Sie ertragen das Ungemach der Regenzeit auf wunderbare Weise: während alles um sie her von der Kälte leidet, schlafen sie barfuß im offenen Zelte, wo das Feuer nicht länger als bis Mitternacht unterhalten wird; in der Mitte des Sommers aber schlafen sie, in ihren Mantel gewickelt, im brennenden Sande, den Strahlen der heißesten Sonne ausgesetzt."

Was er von den Speisen der Beduinen und deren Zubereitung sagt, erregt wenig Eßlust darnach. Die vom Stamme Ainise essen Gazellen, wenn sie dieselben tödten können; ihr größter Leckerbissen ist die Jarboa (die Ratte der Wüste).

„Keine arabische Familie (fährt Burckhard fort) kann ohne Kameele bestehen. Wer deren nur zehn hat, ist ein armer Mann; wer dreißig oder vierzig hat, ist in mittleren Umständen; und wer ihrer sechzig hat, ist reich. Einige Scheiche der Ainise haben deren mehr als dreihundert."

„Dichtkunst ist noch immer in großem Ansehen bei den Arabern; der Dichter wird gewöhnlich Ssahib kaul, d. h. der Inhaber des Wortes, genannt. Jede Art von Gedichten heißt Kaßide (Zweckgedicht). — Wann ein Ainise Verse recitirt, so begleitet er seine Stimme mit der Rebaba, d. h. der in der Wüste üblichen Guitarre."

Digitized by Google

„Außer den Festen des Ramasans und Beirams feiern die Ainise die Ankunft jedes Fremden mit einem Festmahle, zu welchem alle Freunde des Gastgebers eingeladen werden. Ist ein Verwandter ungewöhnlich lange von Hause abwesend oder in einer gefährlichen Unternehmung begriffen, so gelobt seine Familie, bei dessen Rückkunft eine Straußfeder auf den vordersten Zeltpfahl zu stecken, um ihn, sobald er von ferne gesehen wird, glückwünschend zu empfangen: dies heißen sie Wiedersehen in Gottes Angesicht."

„Was ihre Erziehung anbetrifft, so ist ein junger Ainise das wahre Kind der Natur. Seine Eltern überlassen ihn seinem eigenen freien Willen; sie strafen ihn selten, härten ihn aber von der Wiege an zu den Mühseligkeiten und Gefahren des Nomadenlebens ab. Ich sah nackte Knaben, die mitten im Sommer in der Mittagshitze auf dem brennenden Sande spielten und rannten, bis sie ermüdet waren; und als sie zu ihres Vaters Zelt zurückkamen, wurden sie ausgescholten, daß sie die Uebung nicht länger fortgesetzt hätten. Statt den Knaben seine Sitten zu lehren, weiset ihn der Vater an, die Fremden, die sich dem Zelte nähern, zu schlagen und mit Steinen zu werfen, eine Kleinigkeit zu stehlen oder im Scherz zu verbergen; je tölpelhafter, je unverschämter, je quälender für Fremde und für die Männer des Lagers sie sind, desto mehr werden sie wegen dieser Wahrzeichen künftiger unternehmender und kriegerischer Stimmung gepriesen. Ein arabisches Kind sagt einem Fremden nie mehr als seinen eigenen Namen, den seiner Familie zu verhehlen angewiesen, damit es nicht einem Feinde, der wegen des Todes eines Verwandten Forderung von Blutrache gegen den Stamm hat, zum Opfer falle; selbst erwachsene Araber erwähnen nie des Familiennamens gegen einen Fremden, von welchem Stamm er auch sein möge," (sagt derselbe Verfasser). Man sieht hieraus, wie die Begriffe des Schutzrechtes und Gastrechtes mit denen des Raubrechtes und ehrenvollen Diebstahls sich begegnen, und der Diebstahl gilt bei den Arabern unter gewissen Umständen für eben so rechtmäßig und erlaubt, wie vormals bei den Spartanern: nur der Ertappte wird bestraft, aber eigentlich nicht, weil er gestohlen, sondern weil er ertappt worden ist, und alles ist verziehen, sobald das Schutzrecht und das Gastrecht versöhnend dazwischentritt.

Die Gastfreiheit der Araber ist bekannt. „Fremde" (sagt Burckhard), „welche keinen Freund oder Bekannten im Lager haben, steigen bei dem ersten besten Zelte ab. Sei der Eigenthümer zu Hause oder nicht, so spreitet sogleich sein Weib oder seine Tochter einen Teppich und bereitet ein Frühstück oder Mittagsmahl. Wenn das Geschäft des Fremden längeren Aufenthalt erfordert, z. B. wenn er unter dem Schutze des Stammes die Wüste zu durchwandern wünscht, so fragt ihn drei Tage und vier Stunden nach seiner Ankunft der Wirth, ob er ihn länger mit seiner Gesellschaft zu beehren gedenke. Ist dies der Fall, so erwartet der Wirth von seinem Gaste, daß er ihm in häuslichen

Digitized by Google

Geschäften, z. B. im Wasserholen, Kameelmelken und Pferdefüttern an die Hand gehe; sollte er sich dessen weigern, so kann er zwar noch immer bleiben, wird sich aber den Tadel der Araber des ganzen Stammes zuziehen; oder er mag in ein anderes Zelt als Gast gehen. So kann er jeden dritten oder vierten Tag den Wirth wechseln, bis sein Geschäft zu Ende ist, oder er den Ort seiner Bestimmung erreicht hat. Die Araber eines Stammes in Nedschd bewillkommnen einen Gast, indem sie eine Schale geschmolzene Butter auf sein Haupt ausgießen."

Den sittlichen Charakter des Beduinen schildert Burckhard folgendermaßen:

„Der Araber ist frei, lebhaft, scherzhaft und anständig in seinem vertrauten Umgange (der Osmane ist einschmeichelnd, ernst, behutsam in seinem Gespräche und lacht selten); der Araber ist keineswegs so schweigsam, wie ihn einige Reisende schildern, im Gegentheil fand ich an ihm stets einen fröhlichen Gesellschafter. Uebrigens muß man gestehen, daß auf einer Reise die Araber nur wenig sprechen: denn sie haben beobachtet, daß während einer mühsamen Reise in der Sommerhitze viel Reden Durst macht und den Gaumen austrocknet; wann sie sich aber unter ihrem Zelte versammeln, wird ein sehr lebhaftes Gespräch ununterbrochen fortgesetzt. Auch habe ich sehr oft bemerkt, daß der Beduine in der Stadt ein ganz verschiedener Mann von dem in der Wüste ist: er weiß, daß die Städter, die er verachtet, abgeschmackte Begriffe von seinem Volke haben; er bemühet sich daher, diese durch den Schein schweigsamen Scharfsinnes und entschiedener Entschlossenheit zu täuschen. Diesen bloß angenommenen Charakter legt er aber wieder ab, sobald er in die Wüste zurückkehrt. Dennoch muß man gestehen, daß das Gespräch eines Beduinen mehr Eigenthümlichkeit hat, als das der Städtebewohner (Fellahs), welche, gleich den Osmanen, sich mancher Umschreibungen bedienen, um einen Gedanken mitzutheilen, welchen der Beduine in ein paar Worten kräftig ausdrückt. Die Beduinen haben gewiß mehr Witz und Scharfsinn als die Fellahs: ihr Kopf ist immer klar, ihr Geist durch Ausschweifungen ungeschwächt, ihr Gemüth durch Sclaverei unverdorben. Ich kann mit Recht sagen, daß es wenige Nationen gibt, unter denen natürliche Talente so allgemein verbreitet sind. In sinnlichen Genüssen sind sie sehr mäßig und enthaltsam. Wenn sie genug Nahrung haben, so kümmern sie sich wenig um die Beschaffenheit oder um die Leckerbissen, welche wir Tafelfreuden nennen. — In seinem Zelte ist der Beduine sehr fahrläßig und faul: seine einzige Beschäftigung ist das Pferd zu füttern, Abends die Kameele zu melken und manchmal mit dem Falken zu jagen. Ein Miethling bewacht die Heerden, während das Weib (er hat in der Regel nur eins) und die Töchter alle häuslichen Geschäfte besorgen: sie mahlen Weizen auf der Handmühle oder stoßen denselben im Mörser; sie bereiten das Frühstück oder das Mittagsmahl, kneten und backen das Brod, machen Butter, holen Wasser, arbeiten im Webstuhle, bessern die

Zeltdecke aus und sind, man muß gestehen, unermüdlich; indessen sitzt der Mann oder Bruder vor dem Zelte, seine Pfeife rauchend, oder, wenn er durch die größere Menge Rauches, welche aus dem Frauengemach aufsteigt, gewahrt, daß dort ein Fremder als Gast empfangen worden: so geht er in jenes Zelt, grüßt den Fremden und erwartet eine Einladung, mit ihm zu sprechen und Kaffee zu trinken."

---

63. Von der Erziehung bei den alten Deutschen. *

Die Uebung der Jugend in den Waffen machte billig die Hauptsache aus, da unsere Vorfahren sich beständig ihrer Haut zu wehren hatten.

Was ich jederzeit am mehrsten dabei bewundert habe, ist dieses, daß die römischen Legionen den schnellen Anlauf und das Einsprengen (velocitatem et insultum) ** der deutschen Infanterie so außerordentlich fürchteten. Dieses setzte voraus, daß jene im vollen Anlauf, ungefähr wie unsere heutige Cavallerie, in den Feind setzte und ihn unter die Füße trat. Die gefällten Spieße der Römer, womit sie sonst eine gute Reiterei abhalten konnten, mochten dagegen nicht viel wirken, weil die Deutschen mit einem raschen Sprunge darüber hinwegsetzten, und mit ihren kurzen und scharfen Pfriemen den Römern die Brust durchbohrten. Was gehörte aber nicht dazu, um solche Springer, die sich mit offenen Augen in den Tod stürzten, zu bilden? Wie mußten die Sehnen und Muskeln dieser Kerle von Kindesbeinen an gewöhnt und gestärket sein! und was für Grundsätze von Ehre und Schande mußten diesen kriegerischen Seelen eingeprägt sein!

Ihr einziges und ewiges Spiel war, auf scharfe Spieße einzuspringen, *** um Körper und Auge zu gewöhnen; und ihre Grundsätze waren jenem Zwecke völlig angemessen. Wer im Anlaufe auf den Feind zu langsam war (ignavus), oder aus Angst nicht rasch genug einsetzte (imbellis), oder wohl gar auf eine schändliche Art seine Sehnen unbrauchbar gemacht hatte (corpore infamis), den erstickten sie in dem nächsten Sumpfe; und eine ewige unauslöschliche Schande verfolgte diejenigen, die ihren Dienstherrn in der Schlacht verließen.

Diese Springer waren aber auch nur in der ersten Linie,

* Justus Möser.

** Tacitus erwähnt dessen bei zweien Gelegenheiten, einmal da Germanicus ein Treffen mit ihnen in der Ebene vermied, und das andremal, da die Deutschen so in die Enge getrieben waren, daß sie assultu et velocitate corporum nichts ausrichten konnten. Annal. L. II. c. 21.

*** Genus spectaculorum unum, atque in omni coetu idem. Nudi juvenes, quibus id ludicrum est, inter gladios se atque infestas trameas saltu jactant. Tacit. G. 24. Hierdurch erreichten sie jene Springkraft. Ignavos et imbelles et corpore infames coeno ac palude mergunt. G. c. 12. Wenn man dieses nicht von der augenblicklichen Situation des Anlaufs versteht, so ist es nichts.

Digitized by Google

und die edelsten Jünglinge der Nation. * Rübenfresser schickten sich dazu nicht; und nur unter den Engländern, einer mehrentheils von Fleisch lebenden Nation, sieht man hie und da noch Jünglinge, die ohne Zulauf über eine Hecke von sechs Fuß hinwegsetzen.

Ueberhaupt übertrafen sie alle Nationen im Springen. Der König der Cimbern, Teutoboch**, setzte gewöhnlich über vier und sechs Pferde weg; und der König ist selten der erste und einzige in seiner Art. Ohne Zweifel gehörte also das Voltigiren zur Nationalerziehung, und das Gefolge (comitatus) des Königs war vermuthlich noch stärker in dieser Kunst als er. Die Nerve ihres Arms, womit sie einen Wurfspieß auf eine ungeheure Weite (missilia in immensum vibrant sagt Tacitus) schleudern konnten, mußte an der Mutter Brust gespannt sein.

Da sie alles in Absicht auf den Krieg thaten, so ist auch kein Zweifel übrig, daß das Voltigiren nicht zugleich seine unmittelbare Beziehung auf das Reiten hatte; wie sie denn auch mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit von ihren Pferden auf- und absetzten. Die deutsche Cavallerie war in allen Schlachten der römischen überlegen, und die römischen Schriftsteller sind froh, wenn sie sagen können: equites ambigue certavere.

Ihre schwere Infanterie — denn sie hatten auch eine leichte, die, wie bekannt, mit der leichten Reiterei überweg *** lief — hat schwerlich viele ihres Gleichen gehabt. Urtheilen Sie aus dem einzigen Zuge: Wie die Cimbern an die Etsch kamen, stellten sie sich drei oder vier Mann hoch in den Strom †, und wollten ihn mit ihren Schilden aufhalten. Dies setzt voraus, daß Schild an Schild schloß, und dieses Manöver nicht allein eine undurchdringliche Mauer ausmachte, sondern auch der größten Gewalt widerstehen konnte. Wo ist jetzt ein General, der sich die Erwartung von seiner Infanterie machen könnte, daß sie einen Strom im Laufe aufzuhalten vermöchte? Wäre den Cimbern ihr Unternehmen gelungen, so waren sie Meister von Rom. Mit dem Damme, welchen sie hernach schlugen, vergieng ihnen die Zeit.

Die Catten hatten einen Schandorden eingeführt ††, wechen jeder Jüngling so lange tragen mußte, bis er einen Feind erlegt hatte. Diese Erfindung ist gewiß um einen Grad feiner, als die Ritterorden in den Philanthropinen. Um nur erst unter die Zahl der ehrbaren Männer zu gelangen, mußte der Jüngling schon Thaten gethan haben.

* In universum aestimanti plus penes peditem roboris, eoque mixti praeliantur, apta et congruente ad equestrem pugnam velocitate peditum, quos ex omni juventute delectos ante aciem ponunt. Tac. G. c. 6.

** Quaternos senosque equos transilire solitus. Flor. III. 3.

*** Tacit. l. c. Liv. XXXXIV, 26.

† Retinere amnem manibus et clipeis frustra tentarunt. Flor. l. c.

†† Fortissimus quisque ferreum insuper annulum, ignominiosum id genti, velut vinculum gestat, donec se caede hostis absolvit. Tacit. G. c. 31.

Digitized by Google

Jeder widmete sich seinem Anführer, in dessen Gefolge er diente, mit einem schweren Eide auf Leib und Leben; und so lange dieser stand, mußte alles stehen. Wer ihn, ehe er fiel, verließ, ward, um in unserer Sprache zu reden, vor der Fronte des Gefolges als infam cassirt, und keiner wünschte diese Schande zu überleben. Ihre Subordination war so strenge, daß jeder, was er that, auf die Rechnung des Anführers setzen, und sich damit nicht selbst erheben durfte. *

Das Frauenzimmer hatte einen eben so hohen Begriff von Ehre. Wie die Cimbern zuletzt überlistet wurden, bat das gefangene Frauenzimmer, unter die Vestalinnen aufgenommen zu werden; und wie ihnen dieses abgeschlagen wurde, schlugen sie ihre schönen Haarflechten ** über die Reifen ihrer Wagen, knüpften solche unter das Kinn zusammen, und erhängten sich mit diesem Wohlstande unter der Decke ihrer Wagen. Speciosam mortem nennt es Florus.

Die Dichtkunst der Nation hatte drei Hauptgegenstände, die Abkunft des Volks von seinem Ursprung an, die Thaten der Krieger und die Ermunterung zur Schlacht; ihre Malerei gieng bloß auf die Verzierung des Schildes, die Tanzkunst auf den hohen Ehrentanz zur Belohnung der Sieger und auf den Paß zu marschiren. Mit einem Worte, alle Wissenschaften und alle Künste giengen bei ihnen lediglich auf den Krieg; und daß sie auch in der höhern Strategie erfahren waren, schließt man nicht allein daraus, daß sie fünf römische Consular-Armeen nach einander aus dem Felde schlugen, sondern auch besonders aus dem großen Manöver Ariovists, *** der gleich sein Lager nur eine Meile vom römischen nahm, des andern Tags den Cäsar tournirte, ihm damit die Zufuhr abschnitt, darauf ein Haupttreffen vermied, sodann die Römer, denen er in der Zahl leichter Truppen überlegen war, mit Scharmützeln aufzureiben suchte, in der Schlacht selbst ihnen durch eine der schnellsten Wendungen ihre ganze Artillerie unbrauchbar machte, und ihren linken Flügel beim ersten Angriff über den Haufen warf.

Dieses alles setzt eine Erziehung von ganz anderer Art voraus, als man sich insgemein von Barbaren einbildet; und man kann dreist annehmen, daß es nicht bloß wilde Tapferkeit, sondern eine wahre eigene, durch die Erziehung gebildete Kriegskunst gewesen, welche die deutsche Nation den Römern erst fürchterlich, hernach ehrwürdig und zuletzt werth gemacht hat. Die Römer sprechen von allen Nationen außer der deutschen mit Geringschätzung.

Nur muß man, wie bisher zu wenig geschehen, die Erziehung im Gefolge von der gemeinen Erziehung, oder den gezogenen Soldaten von dem Bauern unterscheiden. Jene Erziehung

* Id. c. 14.

** Vinculo e crinibus suis facto a jugis plaustrorum pependerunt. Flor. III. 3.

*** Caes. B. G. I. 48.

Digitized by Google

war bloß im Gefolge, d. h. in der damaligen regulären Miliz; doch nehme ich die Sueven aus, als bei welchen auch der Bauer einregimentirt und in seinem Maße geübt war. Von diesen sagten die übrigen deutschen Völker,* daß ihnen auch die Götter selbst nicht widerstehen könnten; so stark, so einzig war ihre kriegerische Verfassung; und wahrlich, eine Verfassung, zu deren Begründung man das Landeigenthum aufgehoben hatte, mußte von ganz besonderer Art sein.**

64. Die Landsknechte. ***

Die Aufstellung und Fechtart jener ungeheuern Landsknechtsregimenter, deren Zahl sich von mindestens 4000 bis 10,000 erstreckte, war natürlich so verschieden, wie Wahlstatt oder sonst Gelegenheit des Kampfplatzes gebot. Mühsamen, künstlichen Uebungen von Haus aus abhold, fand das deutsche Fußvolk seinen Beruf, in offenem Felde mit gedrängtem Lanzen- und Hellebardenwald auf den Feind loszubrechen, oder in geschlossenen Gliedern gegen Schanzen und Festungen stürmend anzulaufen. Für unüberwindlich galten die Landsknechte in ihrer gevierten Ordnung, welche in folgender Art gebildet war. Voran gieng der „verlorne Haufe," die „Läufer," in altfranzösischer Kriegssprache enfants perdus genannt; ihre Lage war am gefährlichsten, da man sie oft bei unglücklicher Wendung ihrem Geschick überließ, woher denn die klägliche Bezeichnung bei den Franzosen. Sie wurden durch das Loos gewählt, oder Rotten und Fähnlein theilten nach bestimmter Folge diesen mühseligen Dienst. Dann „druckte" der „helle Haufe" nach, im geschlossenen Viereck undurchbrechbar in einander geschränkt; er bewegte sich im wuchtigen Sturmschritt, je drei Tritte bei fünf merklich abgesetzten Schlägen der hohlen Trommel, welche der Landsknecht scherzhaft mit fünf Wörtern („Hüt dich Baur, ich komm") zu begleiten pflegte. Dieser Tact blieb „als der das Gemüth zur Kühnheit stimme und die Leibeskraft erhalte," lange in Brauch, mit Verschmähung der artigeren spanischen Trommelweise, „welche die Zugordnung verwirre."

Die Hakenschützen mit ihrem Rennfähnlein wurden in späterer Zeit, als diese Waffe durch die gerühmten spanischen Arquebusirer empfohlen wurde, in besondern Haufen als Flügel zu den Seiten des Vierecks, auch hinten und vorne „angehenkt." Die äußerste dem Feinde zugewandte Linie des hérisson bildeten drei Glieder der am besten gerüsteten Knechte mit langen Spießen, doch in ungerader Zahl, um Lücken für die eingelegten Wehren ihrer Hintermänner zu lassen; „ein Blatt" mit Schwertern oder Hellebarden folgte, in dessen Reihe die vordersten 3 Fähnlein

* Caes. de B. G. L. IV. 7.
** Caes. de B. G. IV. 1.
*** W. Barthold.

Digitized by Google

flatterten; den mittleren Umfang füllten alle langen Spieße, deſſen Kern von den 10 Fähnlein 4 umſchloſſen; wiederum ſtarrte darauf ein Wald von Spießen, zunächſt ein Glied kurzer Wehren mit den hinteren 3 Fähnlein; in dem letzten Blatte waren die ſtärkſten, wohlbewehrteſten Leute mit langen Spießen geſtellt, gewöhnlich Doppelſöldner.

So mächtige Bataillone von 10 bis 40 Fähnlein mit ihren Hakenſchützen bildeten das Corps de Bataille und wurden hauptſächlich gebraucht; doch lehrte Noth und Vortheil des Erdreichs noch vielfach andere Aufſtellung, in welcher tüchtige Feldwebel und Fähndriche ihr Geſchick vor andern zeigen mußten. So oft es zur offenen Schlacht gieng, beobachtete das deutſche Fußvolk unverbrüchlich die Sitte, niederzufallen, ein Gebet zu verrichten, auch wohl ein geiſtliches Lied anzuſtimmen; dieſe fromme Gewohnheit kam den Ausländern ſo fremd vor, daß ſelbſt Paul Jovius in der Irre tappt und die Deutſchen bald einen wilden Schlachtgeſang ſingen, bald aus Furcht vor Kanonenkugeln ſich niederſtrecken läßt. War nun das Regiment vom fußfälligen Gebete aufgeſtanden, ſo warf es nach uralter Kriegsſitte den Staub hinter ſich oder ſchüttelte ihn von Schuhen und Wämſern, als entledige es ſich alles Schlechten und weihe ſich dem Schlachtgeſchick; dann ſenkten die Knechte die Spieße. Vor der erſten Reihe ritt oder gieng an jedem heißen Tage der Obriſt, neben ihm die Hauptleute des Regiments; ein ſpäteres Jahrhundert fand die Rückſicht billig, daß Befehlshaber, der gemeinen Sache wegen, ihre Perſon hinter den Gliedern ſchirmten. Da ſtritt Herr Georg von Frundsberg, ſich wie eine wandelnde Säule bewegend, holte jedesmal, wenn er einen mächtigen Streich mit dem Schlachtſchwert auf ſeinen Feind gethan, tief aufſeufzend Athem, als fälle er den knorrigſten Stamm, denn er war ſchwer von Leib bei höher gerücktem Mannesalter. Vor der gevierten Ordnung der Landsknechte war der Tummelplatz für jene an ein homeriſches Weltalter erinnernden Heldenthaten, deren Ruhm, nach dem Untergange der Ritterſchaft, die Edlen ſchaarenweis in die Reihen des Fußvolks lockte.

Nicht allein die Ritter von Caſtilien, Aragon und Frankreich boten einzeln vor dem Beginn der Schlachten manch ſchönes Kampfſpiel, welches die Genoſſen Gonſalvos und Karls VIII. mit ſo heitern poetiſchen Farben umkleidet; auch in den nüchternen, mehr proſaiſchen Gemüthern der Landsknechtobriſten klang, ſtanden ſie vor ihren Reihen von Wehren, die alte Zeit mächtig wieder und trieb ſie zur edelſten Gebärdung; ohne Manier, Uebertreibung und unverſtändigen Trotz gegen das neue Kriegsprincip, ſondern aus ihrer innerſten Tüchtigkeit heraus. Vor dem Angeſicht ſeiner Knechte ſchlug der Sonnenberg den prahlenden Italiäner Sanſeverino zu Boden; ehe die Mordſchlacht von Ravenna begann, in welcher das deutſche Fußvolk nicht um franzöſiſchen Sold, ſondern um Ehre und Dank ſtritt, trat Herr Fabian von Schlaberndorff, ein Sachſe, der rieſigſte Mann von Europa, und

Digitized by Google

Herr Johann Spät von Pflummern, das Haupt mit Kränzen geschmückt, vor die Reihen und forderten einzelne Hispanier zum Kampfe auf; der starke Fabian erlegte seinen Gegner; der Schwabe dagegen ward todtwund von einer hämischen Kugel, ehe er mit seinem Mann zusammentraf, ins Lager getragen. Aber St. Georg und die Ritterpatrone führten die Deutschen nicht allein im Munde, sie hatten vor und nach der Schlacht Gott im Herzen; ihre Glieder sah man häufig auf die Knie geworfen den Beistand des Himmels in schwerer Gefahr erflehen oder voll Dankes über den gewonnenen Preis. Daher kam denn zur Verwunderung der französischen Gefährten hochherzige Verachtung der Beute: „Wir stehen hier um Ehre und Ruhm deutscher Nation, nicht um Gewinn!" Daher denn eine so schöne, männliche Hauptmanns-Beredtsamkeit, treffender Witz und kecker Ausruf immitten des mörderischen Todes. Nach der Schlacht am Schreaderloch, wo Heini Wolleb sich aufopferte und Burkard von Randeck, der Reisigen Obrist, erschlagen lag, fragten die Schwaben getröstet: „Wo ist euer Wolleb?" — „Er spielt mit dem Randeck Würfel," hieß es bei den Schweizern. „Du alter Gesell, sind' ich dich da," rief Arnold Winkelried, der zu Verona mit Georg von Frundsberg in Besatzung gelegen, als er im Getümmel beim Haus Bicocca den weiblichen Alten erblickte, „du mußt von meiner Hand sterben." „Es soll dir widerfahren, will's Gott," antwortete ihm der „Leutfresser," und sie stießen aufeinander mit langen Spießen, Stich um Stich, bis Arnold Winkelried, des Albrecht von Stein Locotenent, der Schweizerobrist selbst, sein Volk all erschlagen lagen. Aber die Ehre des Zweikampfes vor der Schlacht ward nur ehrlichen und biedern Gesellen gestattet, nicht Verräthern, welche ihre Haut den Feinden des Vaterlandes verkauft hatten. Noch 1544 vor der unglücklichen Schlacht bei Cerisola, als die Kriegskunst schon manche Aenderung erlitten, sah man vor der gevierten Ordnung der Landsknechte Zweikämpfe so gefährlicher Art. Der verwegene Hildebrand von Madruzzi, Bruder des Cardinals von Trident, aus dem wälschen Tyrol, trat vor das erste Glied seiner Knechte und forderte den Capitän la Molle, der sich in stattlicher Rüstung vor den Gascognern zeigte, zum besondern Kampfe. War gleich der Knechte Stimmung etwas gedrückt, ihr Anrücken langsam, und bemerkte man an andern Hauptleuten, zumal den Brüdern della Scala aus Verona, ungewöhnliche Bläße und spitze Nasen: der Franzos lehnte den Antrag nicht ab, worauf beide so hitzig in einander rannten, daß sie sich die Angesichter durchbohrten und beide für todt nach der Schlacht unter den Leichen gefunden wurden.

Wollen wir uns ein recht lebendiges Bild dieser abenteuerlichen Gesellen entwerfen, so betrachten wir die ergötzlichen, buntgefärbten Holzschnitte, mit welchen Melchior Pfinzing, Capellan zu St. Sebald in Nürnberg, im Jahre 1517 seinen Theuerdank kunstreich verzieren ließ. Wie wir sie da auf vielen Tafeln erblicken, jeder anders nach seiner Laune oder nach seinen Umständen

gekleidet und bewehrt, der eine mit der Pickelhaube, der andere mit geschlossenem Helm, der mit dem Hute, der mit dem Federbaret, im Brustharnisch, in Halskragen, Krebs; andere mit gefälteltem Wams, bald mit ausgenähten, bald mit bunt und kraus aufgeschlitzten Aermeln; andere im Koller; dann wieder im mannichfaltigsten komischen Schnitt der Hosen, von der Pracht der vielfach gebauschten Pluderhose bis zur eng anschließenden, an die Ferse sich herabschmiegenden Reiterhose; wiederum ein jeder gegürtet an Hüfte und Knien und beschuht, ganz wie es ihm gemach war und schön dünkte; dabei nun die verschiedenartigste Tracht des Bartes und der Haare, endlich Waffen, wie jeder sie in seiner Werkstatt aus Väterzeit aufgehängt fand oder den Feinden abnahm: Federspieße, lange Lanzen, Schafte mit mannichfach geformter Spitze, Hellebarden, Partisanen, Morgensterne, Fausthammer, Schlachtschwerter, oder den kurzen, breiten Landsknechtsdegen, der, Bequemlichkeit halber, quer über die Sitzung oder den Magen gegürtet wurde; andere mit unförmlichen Hakenbüchsen, die Pulverflasche an der Hüfte, wie die Schließer ihr Schlüsselbund oder die alten Schreiber ihr Schreibzeug. Denken wir uns nun 10 bis 15,000 so grillenhaft und phantastisch ausstaffirter und aufgestutzter, in alle gleißenden Farben des Regenbogens gekleideter, verwegener Gesellen, angethan mit allen Wehren, die seit einem Jahrtausend in Bauernkriegen und Zunftgeschellen Brauch waren; voran einen hohen Kriegsmann zu Roß, vom Kopf bis zu Fuß geharnischt, von seinen Trabanten in noch wunderlicherer Tracht der Wämser und Wehren, so wie von seinen Hunden umsprungen; dann die Fähndriche mit den thurmhohen Fahnen, sie selbst mit Gnadenketten behangen und Hose und Wams auf das pomphafteste ausgespreizt; dann die Trommler mit ihrer Trommel, groß wie Weinfässer, daß sie sie kaum erschleppen können; hinterdrein der regellos, in willkürlichem Behagen, singend und fluchend daherziehende helle Haufen; die ernsthafte, fast geistliche Gestalt des Schultheißen mit seinen Schreibern und Richtern; dann der Profos, aus Laune oder um das grinsende Gesicht seines Amts komisch zu verhüllen, wie Trufaldino vermummt; neben ihm Stockmeister, Kerkerknechte und der entsetzliche Freimann, Meister Hämmerling; endlich das Regiment des ehrsamen Weibels und der Rumormeister, die Knechte und Buben, zusammt dem Rudel bissiger Hunde, in unübersehbarem Schweif, mit Zeltwagen und Karren vermischt; und fassen wir dieses aus unzähligen ungleichen Figuren bestehende Bild, welches uns der Pinsel eines Callot hätte bewahren sollen, zusammen, so sehen wir leibhaftig den wichtigsten Theil der Heereskraft, mit welcher Kaiser Carolus die Welt im Zaume hielt, den König Franz bei Pavia, die Türken in Ungarn, in Tunis, und was das Schwerste erschien, die deutschen Fürsten und Stände selbst in die Flucht schlug! Diesen Mangel an spanischer Zierlichkeit und Pracht des Costüms, welchen Italiäner und Franzosen an den deutschen Landsknechten wahrnahmen, schalten sie

Digitized by Google

als Zeichen einer plumpen, der Schönheit feinden, ungesitteten Natur, weil sie nicht begreifen konnten, daß Bequemlichkeit, bäuerische Laune oder bürgerliches Herkommen solche Unförmlichkeit in einem fremden Lande, unter fremden Sitten hatten entstehen lassen, ohne daß des Einzelnen Freiheit irgend durch den Willen des Obristen beschränkt war. Deßhalb sagt denn der Franzose Cäsar Grollier, welcher die Deutschen in den Schreckenstagen Roms kennen lernte und sie mit den nach südlicher Phantasie costümirten Spaniern verglich: ihr Baret passe wegen seiner Größe übel zum Kopfe, die Hosen seien bauschig, die Schuhe weit, noch weiter die Harnische, so daß sich wahrlich nichts an der Bekleidung und Beschuhung dieses Volks finde, was die Augen der Zuschauer ergötzen könne. — War ihnen aber einmal reichere Beute zugefallen, hatten sie in einer eroberten Stadt Sammet und Seiden mit der „längsten Elle" gemessen, dann wußten sie kein Maß, ihren Leib mit köstlichem Zeug zu behängen. Auch gegen solchen Tadel pflegte Kaiser Maximilian seine frommen Landsknechte in Schutz zu nehmen; als adliche Herren und Hofjunker über die Kleiderpracht der Kriegsgesellen klagten und ihm anfannen, „dergleichen Uebermaß" öffentlich zu verbieten, antwortete der Kaiser lachend: „Ach was närrischer Bekümmerniß ist das? Gönnet ihnen doch für ihr unselig und kümmerlich Leben, dessen Endschaft sie stündlich gewärtig sein müssen, ein wenig Freud und Ergötzlichkeit; sie müssen oftmals, wann ihr dahinten steht, davornen die Köpfe zerstoßen. Es ist der Speck auf der Falle, darmit man solche Mäuse fängt. Seid ihr zufrieden und lasset sie machen; wann diese Hoffahrt aufspringt, wagen sie gemeinlich all ihr Gut, und es währet nicht länger dann von der Vesper bis die Hühner aufsliegen."

Zwar gab es schon ein Jahrhundert früher Uniformen in kleineren Fähnlein, welche Schweizerstädte aus ihrer Mitte ausrüsteten; und Nürnberg, die kunstsinnige Erfinderin aller Zierlichkeit, erheiterte die Augen Marimilians, als er die gleichförmig in rothen Wämsern bekleideten Landsknechte Herrn Willibald Pirckheimers zu Ternung am Bregenzer See musterte; wenn aber eilig und unvorbereitet, wie oft geschah — da lange Zeit vorher Knechte im Solde zu erhalten die Kärglichkeit fürstlicher Einkünfte verbot —, ein Werbpatent in deutschen Gauen angeschlagen wurde und plötzliche Feindesnoth die ohne Wahl und ohne Rücksicht auf Bekleidung zusammengetrommelten Haufen in Eilmärschen über unwegsame Gebirge in fremde Lande führte, so mochte wohl das Aussehen der Landsknechte etwas unscheinbar, ja bettelhaft sich gestalten. Aber diese hungrigen, abgerissenen und unbeschuhten Kerle hatten verzweifelten Muth im Herzen, und Herr Georg von Frundsberg kannte sein Volk gar gut, als er auf Bartolomeo d'Alviano, des Venetianers Erbieten „würden die deutschen nackten Landsknechte die Wehr von sich legen, so wolle er sie mit weißen Stäben aus dem Lande ziehen lassen," erwiederte: „er habe nackte Knaben; wenn aber jeder einen Pokal Wein im Busen

habe, so seien sie ihm lieber, dann die Venediger, die Harnisch antragen bis auf die Füße." Obenein gefielen sich Hauptleute und Knechte auch bei ruhigern Tagen in wunderlichem, bizarrem Aufzuge; schämten sich doch selbst am prunkenden, abgemessenen Hofe französischer Könige, zur Zeit Katharinas von Medicis, deutsche Hauptleute, Aventuriers im edlern Sinne, nicht, in den Vorgemächern des Louvre mit einem nackten Beine oder vielmehr mit heruntergezogenem Strumpf zu erscheinen, weil es Sitte deutschen Fußvolks war, vor einem Sturm, zur bequemen Besteigung der Leitern die Kniegürtel zu lüften, und jene dienstsuchenden Fremdlinge auch in friedlicher Umgebung durch beibehaltenen Kriegsbrauch zu imponiren gedachten.

---

65. Seydlitz nach dem siebenjährigen Kriege. *

Wie unter dem alten Dessauer die kleine Wiese bei Halle der Lehrboden des preußischen Fußvolkes geworden war, so wurde jetzt Ohlau die Pflanzschule der preußischen Reiterei. Sein eignes Regiment erhob sich als das Vorbild aller andern. Von der geringsten Uebung der Waffen, dem kleinsten Anfange des Reitens, bis zu dem vollständigsten Felddienste und den wichtigsten Ausführungen im Großen, war alles von ihm streng angeordnet, genau beaufsichtigt, in folgerichtigem Zusammenhang erhalten. Das ganze Regiment, Gemeine und Officiere, ritt in gleichmäßiger Weise, nach einer und derselben Vorschrift, rasch, leicht, gewandt, mit größter Kühnheit und Sicherheit. In der heftigsten Bewegung mußte der einzelne Reiter und ganze Schwadronen die vollkommenste Gewalt über sich haben, jedem Winke des Befehls augenblicklich folgen können, den vollen Ungestüm der Rosse loszulassen und zu beherrschen wissen. Die Verwegenheit des Reiters wurde bis zur Tollkühnheit getrieben und kein Unglücksfall geachtet. Die Einweihung der Neulinge geschah durch harte Prüfungen. Kam ein rüstiger Bursche als Recrut, oder trat ein derber Junker ein, — denn unansehnliche und schwache fanden gar nicht Aufnahme, — so wurden sie auf ungezähmte Pferde gesetzt und mit diesen im Dahinrennen über Stock und Stein dem Schicksal preisgegeben; wer den Hals brach oder sonst zu Schaden kam, von dem war weiter nicht die Rede; wer diese erste wilde Probe bestand, und sitzfest und unverzagt blieb, der wurde zu geregelten zugelassen. Hieraus ergab sich bald, daß im Regimente, und besonders in der ersten Schwadron, nur die erlesensten, muthigsten Reiter zu sehen waren, und jeder Gemeine im stolzen Bewußtsein seines Werthes die Art und das Ansehen eines Officiers hatte, dem Officiercorps aber kein andres zu vergleichen war. Wieweit der Meister seine Jünger in kriegerischen Kunstübungen gebracht, zeigt folgendes Beispiel, dem fast jeder

* Varnhagen von Ense.

Digitized by Google

Tag ähnliche zur Seite stellen konnte. Der König hatte eine Anzahl Reiterofficiere der märkischen Inspection nach Ohlau geschickt, um Seydlitzens Exercierart sich anzueignen. Der General ließ erst sie ihre Künste darthun, und gab ihnen eine Schwadron zu exercieren, allein es gieng schlecht, und er endete den Versuch alsbald, indem er ihnen zugleich ankündigte, am andern Tage wolle er ihnen zeigen, wie Reiterei exercieren müsse. Er führte seine Leibschwadron persönlich an, und hatte ihr für diesen Tag seine besten Officiere zugetheilt. Die Schwadron hielt auf dem Markte, dort wurde das Gewehr aufgenommen, dann zu Dreien rechts abgebrochen, und im Trabe auf den Exercierplatz marschirt. Hier wurden alle möglichen Uebungen im schnellsten Tempo durchgemacht, und darauf im Trabe wieder abgezogen. Anstatt aber gleich in die Stadt zurückzukehren, führte Seydlitz seine Reiter in den Ohlaufluß hinein, ließ im Wasser die Schwadronen formiren, dann wieder zu Dreien abbrechen und so zum Marktplatze reiten, wo in Zügen aufmarschirt und mit diesen dann wieder in der Art eingeschwenkt wurde, daß der vierte und dritte Zug zwischen das Rathhaus und die linke Häuserreihe, der zweite Zug zwischen Rathhaus und Hauptwacht, und der erste Zug zwischen diese und die rechte Häuserreihe zu stehen kam. Nun ließ er in gestrecktem Laufe die Schwadronen formiren, vorrücken, und als er Halt rief, stand die Schwadron geschlossen und gerichtet vor seinem Quartier. Die fremden Officiere staunten und bewunderten; solche Schnelligkeit und Meisterschaft war nie gesehen worden, jede Bewegung war vollständig gelungen. Da lächelte Seydlitz vergnügt und sagte: „meine Herren, ich habe Ihnen zeigen wollen, was Reiterei zu leisten vermag, wenn Fleiß und guter Wille da ist.“ Er dankte seinen Officieren für ihre Aufmerksamkeit, und gab den Kürassieren zur Belohnung einen Ball, bei welchem es an keinerlei Bewirthung fehlen durfte.

Die schönsten und tüchtigsten Jünglinge aus den vornehmsten Häusern des In- und Auslandes drängten sich zu diesem Regiment, und da die beschränkte Zahl der Officierstellen für die Menge nicht ausreichte, so mußten viele sich begnügen, nur als Freiwillige einzutreten. Die jungen Edelleute, reich ausgestattet, kraftvoll und eifrig, wetteiferten in strengen Leistungen, die leicht wieder zu einer Art Ueppigkeit wurden; der Ruhm, die schönsten Pferde zu haben, stellte sich neben den, sie am kühnsten und geschicktesten zu gebrauchen, der Glanz und Schmuck einnehmender Erscheinung neben den ehrbaren Stolz kriegerischer Haltung. Der mäßigende Zügel, welchen der Krieg durch seine Gefahren und Zwecke dem Uebermuth auferlegt, fehlt im Frieden, und dieselben Kräfte, welche die vortrefflichsten sind, werden hier oft als die tadelnswürdigsten erscheinen müssen; Auszeichnung und Vorzug werden auch in eitlem Prunk, in stutzerhafter Uebertreibung, in wilder Ausgelassenheit gesucht. Die Officiere von Seydlitz blieben in dieser Art nicht zurück, allein entgiengen auch hiebei harter Strenge nicht, die sie zum Theil freiwillig übernahmen. Da

Digitized by Google

man auf knappe, enganliegende Bekleidung hielt, so wurde keine Pein gescheut, um sich in diese einzuzwängen. Die Uebertreibung wird durch die Sage bezeichnet, welche scherzhaft-spöttisch erzählt, daß die Seydlitz'schen Officiere, um ihre ledernen Beinkleider anziehen zu können, in die naßaufgehängten hineinsteigen, und dann darin hängend, stundenlang abwarten mußten, bis sie völlig in diese Behauung hinabgesunken waren, die dann freilich, nachdem sie auf dem lebenden Körper trocken geworden, diesem wie angegossen war, und jede schöne und kraftvolle Form zeigte. Wir geben die Sage, wie sie noch umgeht, und lassen dahingestellt, ob ein oder mehrere Beispiele solchen Verfahrens jemals vorgekommen. Daß in Ohlau nicht alles Stutzerhafte vermieden, sondern durch Seydlitz manches der Art geduldet, ja sogar veranlaßt worden, ist aus mancherlei Nachrichten, wie auch aus seinem Charakter mit Grund anzunehmen.

Die kühnen Reiterübungen, welche Seydlitz auch für seine Person fortsetzte, und bei denen er selber alles wagte und ausführte, was er seinen Untergebenen zu leisten auferlegte, liefen nicht immer glücklich für ihn ab. Er hatte im Jahre 1765 bei Lissa, wo der König Truppenschau hielt, den Unfall, mit dem Pferde so gefährlich zu stürzen, daß er im ersten Augenblicke für todt gehalten wurde, und längere Zeit ohne Bewußtsein blieb. Der König kam schleunigst herbei, stieg vom Pferde, und freute sich der Nachricht, daß wieder Lebenszeichen sichtbar würden, er ließ seinen eigenen Wagen aus dem Hauptquartier herbeischaffen, und sandte einen Pagen nach Breslau, um den berühmtesten Arzt von dort zu holen. Als der Zustand wieder Hoffnung gab, aber dennoch mit Gefahr verbunden blieb, und Seydlitz zwar aufblickte, jedoch nicht sogleich die Sprache wieder finden konnte, wurde der König so gerührt, daß er sich wegwenden mußte. Er fand sich sodann jeden Tag, den er noch hier verweilte, persönlich zur Nachfrage ein, wie es dem Kranken ergehe, besprach mit den Aerzten umständlich die Bedeutung des Falles und die Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Mittel, und empfahl, als er wegreisen mußte, noch scheidend die fürsorglichste Behandlung. Seydlitz genas bald wieder, ließ aber durch seinen Unfall sich nicht abschrecken, sondern trieb sein verwegnes Reiten nach wie vor. Er wiederholte sogar die Wagstücke seiner Jugend, und ritt als General, wie sonst als Page, zwischen umlaufenden Windmühlenflügeln durch; sein Gefolge that es ihm dann sogleich nach. Einst traf er in der Gegend von Ohlau beim Spazierreiten auf eine Halbkutsche, die sehr langsam im Sande hinfuhr, ein Landprediger und dessen Frau saßen darin; Seydlitz betrachtete das Fuhrwerk, dessen Vordertheil sehr gestreckt war, und also zwischen Kasten und Kutscherbock einen ziemlichen Raum gab; der muntre Reiter besinnt sich nicht, gibt seinem Pferde die Sporen, und setzt über den Wagen hinaus, alle seine Begleiter ebenso hinter ihm drein, zum großen Schrecken der darin Sitzenden, die aber ganz unbeschädigt blieben. Wer sich selbst in dieser Art nicht

Digitized by Google

schonte, von dem war auch für andre keine zarte Besorgniß zu erwarten. Jeder Gefahr zu Pferde mußte der entschlossene Reiter unverzagt entgegensehen, und nur sie zu überwinden streben, nicht aber sie vermeiden. Die Unglücksfälle häuften sich, allein Seydlitz achtete ihrer nicht, sondern hielt sie für Opfer, die der Kriegsdienst auch dem Frieden auferlege. Als der König ihn einmal fragte: „Seydlitz, wie kommt es, daß bei Seinem Regiment so viele Leute den Hals brechen?“ antwortete er: „Ew. Majestät dürfen nur befehlen, und es soll nicht wieder kommen; aber ich bin dann außer Schuld, wenn das Regiment gegen den Feind nichts ausrichtet.“ Die Ministerin von Schlabrendorf, welche ihre Angst nicht verhehlte, daß ihr Sohn durch das tolle Reiten, von dem sie mit Entsetzen hörte, ein Unglück nehmen könnte, tröstete er auf andre Weise: „Ihro Excellenz können ruhig sein, sagte er, einen Cornet und eine Katze kann man vom Thurme herabwerfen, sie brechen nicht gleich den Hals.“ Die Jagd gab noch besondern Anlaß zu mannigfachen Fährlichkeiten, denen sich niemand ohne Schande entziehen durfte; den jüngeren Officieren war es so reizend als ehrenvoll, daran Theil zu nehmen; nächst schönen Pferden hielt man gute Jagdhunde in hohem Werthe; die des Generals waren so abgerichtet, daß sie aufs Pferd apportirten. Im Schießen mit der Büchse und mit Pistolen, worin Seydlitz sowohl zu Fuß als zu Pferde die größte Fertigkeit hatte, wurde gleicherweise vieles gewagt, das Leben in die Geschicklichkeit der eignen oder fremden Hand gesetzt; es wird versichert, Seydlitz sei ebenso erbötig gewesen, einem guten Schützen einen Thaler als Zielscheibe zwischen den Fingern hinzuhalten, als selber darauf zu schießen. Dem Glöckner in Ohlau, der eine kleine am Rathhause hängende Glocke täglich dreimal läuten mußte, schoß er von seinem Fenster aus nicht selten den Strick entzwei; Thonpfeifen, in die Erde gesteckt, pflegte er zu kleinen Stücken nach und nach abzuschießen.

66. Zustand der Leibeigenen in Holstein, Mecklenburg u. s. w.*

Mit dem sechsten Jahre des Leibeigenen fieng seine Dienstbarkeit an. Zuerst wurde er als Gänsejunge angestellt, und wenn er ein wenig mehr herangewachsen war, als Schafjunge. Für solchen Dienst erhielt er seine tägliche Nahrung und einige Ellen grober Leinwand zur Kleidung. Etwa mit dem zwölften Jahre wurde er zur wirklichen Ackerarbeit verwandt; er erhielt dann den Titel Kleinjung und mit demselben einen Lohn von 4 bis 5 Mark. Mit dem fünfzehnten Jahr aber wurde er Großjung mit einem Lohne von 8 Mark. Als Kleinknecht, welchen Rang er mit dem zwanzigsten Jahr erreichen konnte, erhielt

* Forchhammer.

Digitized by Google

er bei besonders liberalen Herrschaften 18 Mark Lohn. Endlich konnte er mit dem fünfundzwanzigsten Jahre Großknecht sein und seinen Lohn um ein paar Mark vermehren. Neben dem Lohn hatte der Knecht auch noch einige Naturallieferungen, die mit seinem Range stiegen, so daß sich im Ganzen sein Lohn auf 30 bis 40 Mark belaufen konnte. Uebrigens gehörte viel Glück dazu, mit den angegebenen Jahren zu avanciren, und es war keineswegs selten, daß ein Dreißigjähriger noch als Großjung diente. Die Mädchen dienten in der Regel als Mägde, doch wurden sie auch zur Feldarbeit gebraucht, wenn auf dem Gute Mangel an Knechten war; sie erhielten 10 bis 12 Mark Lohn. Die Knechte und Mägde dienten nicht alle auf dem Hofe, sondern die allermehrsten wurden den Bauern zugetheilt. Die Knechte aber zogen den Dienst auf dem Hofe vor, weil er sie vom Soldatendienst befreite. Von jeden $3\frac{1}{2}$ Pflügen des Gutes wurde nämlich ein Soldat oder, wie er genannt wurde, Landausschußmann gestellt. Wenn der Großknecht einige Jahre gedient hatte, und kein Mangel an jungen Leuten im Gute war, so wurde er durch die Gnade seines Herrn Juste; er erhielt eine Hütte nebst Kohlhof und die Erlaubniß zu heirathen. Dafür mußte er und seine Frau wöchentlich mehrere Tage auf dem Hofe arbeiten, die andern Tage wurden angewandt, um durch Tagelohn den nöthigen Unterhalt zu verdienen; oft auch arbeitete der Mann nur in der Erntezeit, die Frau dann aber so viele Tage wöchentlich mehr, oft nach Willkür des Herrn, der sich jedoch in der Aufladung der Last auf die Justen etwas mäßigen mußte, weil er selbst sie im Falle von Krankheit, Alter oder völliger Armuth (worunter man wirkliche Hungersnoth verstand) ernähren mußte. An Tagelöhnerarbeit für die Justen fehlte es in der Regel nicht, und wenn sie auf dem Gute, zu dem der Juste gehörte, nicht zu haben war, so erhielt er Erlaubniß, auf den benachbarten Höfen zu arbeiten. Die höchste Stufe irdischen Glückes, die der Leibeigene erreichen konnte, war Besitzer einer halben oder ganzen Hufe zu sein. Hatte er dieses Glück, so wurde ihm eine Landstelle von 70 bis 80 Tonnen übergeben. Mit dieser Landstelle erhielt der Hufner zugleich das Inventar, dessen Hauptbestandtheile 4 bis 5 Kühe und 14 bis 16 Pferde waren. Das ganze Inventar würde mancher unserer jetzigen Hufner nicht gegen sein Sattelpferd eintauschen mögen, denn in Bausch und Bogen wurde in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts jedes Pferd zu 5 Thaler angeschlagen, und es ist zu bezweifeln, daß sie späterhin mehr werth waren. Die Wohnungen waren oft vier Lehmwände, zur Nothdurft abgekleidet, wie man sie, obwohl höchst selten, noch finden kann, dagegen würde man eine Justenwohnung, wie viele aus der Zeit, jetzt vergebens suchen, und wenn man sie fände, nicht begreifen, wie Menschen so hätten wohnen können; oft genug bestanden sie aus vier Wänden mit einem Dache darüber, in welchem Raum sich Menschen und Vieh durch einander herumtummelten. Der Hufner

Digitized by Google

gab für seine Hufe keine Pacht, wohl aber einige wenige Naturalien, oft aber hatte er neben der Hufe noch ein besonderes Stück Land, vorzüglich Wiesen, in wirklicher Pacht. Seine Gegenleistung für den Genuß der Hufe bestand in Diensten: täglich mußte er mit wenigstens 8 Pferden und 5 bis 6 Mann mit dem nöthigen Geräthe versehen auf dem Hofe erscheinen und nach Anweisung des Kornschreibers oder Vogtes die für die Bewirthschaftung des Hofes nöthigen Arbeiten und Fuhren beschaffen. Bei der damaligen schlechten Landwirthschaft, die höchstens den dritten Theil des jetzigen Ertrages lieferte, mußten die vielen Pferde und Knechte den ganzen Ertrag der Hufe verschlingen, und jedes Unglück, welches die Wirthschaft traf, namentlich aber Mißwachs, richtete den Hufner völlig zu Grunde, denn nun trat die Gutsherrschaft herzu und machte Vorschüsse, wenn sie den Hufner nämlich auf der Hufe ließ. Um diese Vorschüsse zurückzuzahlen, wurde der Hufner verpflichtet, alles Korn, so wie es abgedroschen war, an den Gutsherrn zu liefern, welcher dafür einen beliebigen Preis berechnete. Ja es gab Gutsherren, welche den Hufner, gleich nachdem er die Hufe angetreten hatte, in dieses Verhältniß zu bringen wußten, indem sie ihm nicht allein das bis zur Ernte nöthige Korn vorschossen, sondern ihn auch zwangen, das Inventar zu kaufen und für den Kaufpreis Schuldner zu bleiben, denn daß der Hufner beim Antritt der Hufe dieselbe hätte bezahlen können, daran war nicht zu denken. — Außer der geringen mechanischen Fertigkeit, die zum Ackerbau gehört, war der Leibeigene völlig unwissend. Freilich gab es wohl hin und wieder Schulen, allein woher sollten die Kinder, welche neben dem frühen Dienst noch oft genug für sich und ihre Eltern Brod betteln mußten, die Zeit hernehmen zur Schule zu gehen? und wenn sie selbst diese hatten, woher sollte Lust und Eifer zum Lernen kommen? Mit dieser Unwissenheit war eine ganz unglaubliche geistige Trägheit und Gleichgültigkeit verbunden; es gab Hunderte von Leibeigenen, die nie in die nächste Stadt gekommen waren. Dabei war es denn um so natürlicher, daß der Leibeigene nicht den geringsten Trieb zur Arbeit hatte, als nicht ihm sondern lediglich dem Gutsherrn die Früchte seiner Thätigkeit gehörten. Knechte und Insten suchten gemeinschaftlich durch Faullenzen ihren Tag hinzubringen, und allein die Peitsche, welche der Vogt nicht aus der Hand legen durfte, konnte sie einigermaßen zur Arbeit anhalten. Der Hufner gieng selten zu Hofe, seine Frau niemals, allein er war darum nicht minder Sclave; mit den Pferden und Knechten, die ihm blieben, mußte er seine Hufe bestellen. Hatte er Glück, so konnte er sich auf seiner Hufe ein kleines Vermögen erwerben, was jedoch sehr selten war. Kam er dagegen auf der Hufe nicht fort, wurde er dem Herrn zu viel schuldig oder mißfiel er diesem auf andere Weise, so wurde ihm ohne weiteres die Hufe genommen und er zum Tagelöhner gemacht. Eben so hieng es lediglich vom Willen des Gutsherrn ab, ob der Tagelöhner wieder Knecht werden,

Digitized by Google

ober eine Hufe übernehmen sollte. So wie die Peitsche den Knecht und Tagelöhner immer in Feindschaft mit dem Gutsherrn hielt, so war dies mit dem Hufner besonders dann der Fall, wenn er sein Korn, so wie es abgedroschen war, dem Gutsherrn abliefern mußte; er suchte einen Theil davon zu verheimlichen, was der Herr dann stehlen nannte und, wenn er wollte, wie Diebstahl bestrafte. Der Gutsherr seiner Seits mußte hart, wenigstens strenge sein, wenn er sein Gut ordentlich betreiben wollte, denn mit Güte allein war bei den so verwilderten Leibeigenen wenig auszurichten. Manchmal artete die bei dem Verhältniß nöthige Strenge in Grausamkeit aus; so marterte z. B. ein Gutsherr von Bürau im Jahre 1722 drei seiner Leibeigenen zum Theil eigenhändig zu Tode, während ein vierter kaum mit dem Leben davon kam. Diese Grausamkeit freilich ist mit fünfjähriger Verbannung und 20,000 Rthlr. Brüche bestraft worden; in der Regel aber kümmerte sich kein Mensch darum, was der Gutsherr mit seinen Leibeigenen machte. That die Peitsche oder Gefängniß auf dem Hofe die davon erwartete Wirkung nicht mehr, so sandte der Gutsherr die Männer ohne weiteres in die Karre, die Weiber ins Zuchthaus, in der Regel freilich nur auf kurze Zeit, denn er konnte oder wollte ihre Arbeit auf dem Hofe nicht entbehren. Der Leibeigene suchte sich wohl durch die Flucht der Sclaverei zu entziehen, allein gewöhnlich mißlang sie, weil die Aemter und Städte und selbst Hamburg und Lübeck die Entwichenen zurücklieferten, nur in den Marschen fanden sie oft Schutz. Selten kam es zu einem thätlichen Widerstande mit vereinter Kraft, wie dieses 1739 auf Oehe geschah, wo die Leibeigenen den Vogt mit Senfen erschlugen. Nach kurzer Untersuchung wurden fünf der Thäter enthauptet, vier auf Lebenszeit zur Karrenstrafe verurtheilt und die übrigen mehr oder weniger hart bestraft. Verfeinerte Sitten, das größere Gewicht der öffentlichen Meinung und vermehrte Thätigkeit der Regierungsbehörden wirkten in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in so fern zu Gunsten der Leibeigenen, daß sie weniger den körperlichen Mißhandlungen ausgesetzt waren, wie früher, allein in anderer Beziehung wurde ihr Loos bedeutend verschlimmert. Viele Gutsbesitzer nämlich fanden es vortheilhaft, ihre Höfe selbst zu betreiben; sie schafften sich Pferde und Ackergeräth an und bedurften nur der Hände der Leibeigenen. Die Hufen wurden daher überflüssig, und demzufolge eingezogen und zu eigenen Gütern oder Meierhöfen gemacht. So wurden in allen diesen Gütern alle Hufner mit einem Male zu Tagelöhnern herabgesetzt, und Tausenden von Menschen die einzige Hoffnung, jemals zu einem einigermaßen behaglichen Leben zu kommen, geraubt.

Digitized by Google

67. Die Tyroler. *

Die Unfruchtbarkeit des Oberinnthales und einiger zu diesem Kreise gehörenden Nebenthäler bestimmt die Einwohner, alle Jahr ihr Vaterland auf einige Monate zu verlassen, um in fremden Ländern Geld zu verdienen. Sie bereiten aus ihren herrlichen Kräutern Arzneien, Oele und Liqueure, machen aus Gemsleder berühmte Handschuhe und tragen Murmelthiere umher. — Die deutschen Tyroler verlassen ihr Vaterland im Frühling und kehren im Herbst mit ihrem Verdienste heim; die wälschen Tyroler hingegen wandern im Herbst nach Italien, um sich im dortigen milden Klima durch Handarbeit Unterhalt zu verschaffen. Diese glücklichen Menschen genießen im Vaterlande den schönsten Sommer und fühlen dann unter dem blauen Himmel Italiens die Winterkälte nicht. Verläßt ein Tyroler seine Familie auf einige Monate, so ist der Tag des Abschieds feierlich. Trauer waltet im Hause, wo der Gatte, der Vater oder der Bruder scheidet; aber bald gehen Frau, Töchter und Schwestern wieder mit heiterem Frohsinn an die gewöhnliche Arbeit; die jüngeren Söhne freuen sich des Vogelfangs, und die geübteren Burschen klettern den Gemsen nach. Die Neigung zum Vogelfangen ist den Tyrolern der Berggegenden besonders eigen. In Innspruck ist im Herbst die ganze Bergreihe mit Vogelfängern besetzt. Oft werden an einem Tage 3000 Finken gefangen. Rechnet man die Zeisige oder andere Vögel hinzu, so fängt man in einem Monat oft über 100,000 Vögel. Und dennoch gewährt jedes Jahr einen eben so reichen Fang. — Die natürliche Unfruchtbarkeit des Bodens sucht der Tyroler durch Fleiß zu ersetzen. Wo er dem schroffen rauhen Felsen eine Fläche abgewinnen kann, bauet er nach Maßgabe des Klimas Korn oder Wein. Die Männer machen sich die Luftbewohner, die Gemsen und die Murmelthiere zinsbar; von den Weibern werden die Alpenkräuter selbst auf einer Höhe von 6000 Fuß gesammelt und in großen Bunden auf den Rücken herunter getragen. Die fleißigste Kräutersammlerin kann aufs höchste in einem Tage einen Gulden verdienen. — Früh bilden die Tyroler sich zu guten Schützen. Das erste Hausgeräth einer Hütte ist eine Flinte: diese ist dem Tyroler unentbehrlich, theils um die mächtigen Raubvögel abzuwehren, theils um der von ihm so leidenschaftlich geliebten Gemsenjagd nachzugehen. Letztere kräftigt seinen Muth, gibt ihm Geistesgegenwart und Unerschrockenheit in den augenscheinlichsten Gefahren und macht ihn unüberwindlich. Man erzählt, einst sei ein Gemsenjäger in eine tiefe Eisspalte gestürzt. Im Augenblick sah er einem gräßlichen Tode entgegen: doch das Waidmesser, seine einzige Begleitung, war das Mittel seiner Errettung. Mit demselben hieb er Stufen in die Eiswand; als die erste Stiege erbaut war, schwang er sich auf diese und arbeitete sich so mit

* Elisa von der Recke.

Digitized by Google

120 Stiegen aus seiner Eisgruft heraus. — So arm der Tyroler Bauer auch an Gedanken ist, so tief ist sein Forschungsgeist, so edel die Kraft seines Charakters; auch ist sein Verstand höchst scharfsinnig, wenn es darauf ankommt, die Rechte seines Vaterlandes zu vertheidigen. Diese Menschen richten ihre ganze Geisteskraft einzig dahin, ihre Verfassung aufrecht zu erhalten. Durch Bücher ist ihr Geist nicht gebildet, aber sie sind sehr verständig. Diese Nation zeichnet sich weniger durch Schriftsteller aus, als sie sich durch Künstler Ruhm erworben hat. Eine Angelica, ein Campi, ein Bergler, ein Zauner sind der Stolz der Tyroler und die Zierden der Kunst. Der Viehhirt Peter Anich, welcher unter Maria Theresia lebte, wäre gewiß der größte Astronom geworden, wenn seinem Genie Unterricht und nöthige Hülfsmittel verliehen gewesen wären. Ohne alle Anleitung, bloß durch Beobachtung des gestirnten Himmels und durch eigenes Nachdenken verfertigte Anich einen großen ganz richtig eingetheilten Globus, der noch jetzt zu Wien als Seltenheit aufbewahrt wird. Auch ist die beste Charte von Tyrol von eben diesem Viehhirten verfertigt worden.

68. Der Gemsjäger. *

Die Gemsjagd ist eine Art von Glücksspiel, das denen, die sich demselben ergeben, fast die Denkungsart und Sitten der Spieler von Profession einflößt. Wenn der Gemsjäger einige Zeit hintereinander glücklich ist, und mehrere Gemsen erlegt, so verpraßt er den leicht erworbenen Gewinn fast eben so schnell, als er ihn erlangt hat, in der schmeichelnden Hoffnung, daß das Glück ihm auch in der Folge günstig sein werde. Wird alsdann diese Hoffnung getäuscht, so fällt er in die drückendste Dürftigkeit, die ihn aber nicht vorsichtiger macht, weil er, wie alle Menschen, die zu gewissen Zeiten auf einmal viel, und in andern gar nichts gewinnen, selten daran denkt, zu sparen, sondern sich einen guten Tag zu machen. Was so viele Reisebeschreiber von der Kühnheit der Gemsjäger erzählt haben, ist vollkommen wahr, und läßt sich noch durch mancherlei Zusätze vermehren. So verfolgte z. B. ein Jäger aus dem Grindelwald eine Gems an der Felswand des Mettenbergs, die einige tausend Schuh fast senkrecht emporsteigt, und an ihrem oberen Theile, dem Scheine nach, nur einige schmale hervorragende Bänke hat, von welchen man kaum glauben sollte, daß ein Vogel da sitzen, viel weniger eine Gems, oder ein Mensch darauf stehen könnte. Der erhitzte Jäger verstieg sich endlich so weit, daß er weder vorwärts, noch rückwärts konnte, und von der schmalen Felsbank, auf welcher er stand, herunterglitschte. Dieser Fehltritt müßte seinem Leben auf einmal ein Ende gemacht haben, wenn

* Christoph Meiners.

Digitized by Google

er nicht so glücklich gewesen wäre, sich mit dem einen Fuße an dem Felsen festzuhalten. Hier hieng er in unzugänglichen Höhen, über einem fürchterlichen Abgrunde, ohne alle Hoffnung, daß irgend ein Mensch ihm würde zu Hülfe kommen können. Der Gemsjäger, an dessen Leben alle seine Mitbrüder verzweifelten, ließ nichts unversucht, um aus seiner gefährlichen Lage zu kommen. Er schwenkte sich an seinem Fuße so lange hin und her, bis er sich zuerst irgendwo mit den Händen anklammerte, dann einen festen Stand gewann, und endlich von den gefährlichen Stellen in sichere hinabsteigen konnte. Die Gewandtheit und das Glück, womit die Jäger beständige Gefahren überwinden, macht viele so kühn, daß sie sich fast muthwillig in solche Gefahren wagen, in denen sie umkommen. Nur noch vor wenigen Jahren machten sich zween Jäger an einem Morgen auf den Weg, ungeachtet auch sonst sichere Fußsteige durch Glatteis schlüpferig geworden waren. Sie kamen bald auf einen engen abhängigen Pfad, der an dem Rande des obern Grindelwaldgletschers fortgeht, und an der einen Seite unersteigliche Felswände, an der andern einen schenslichen Abgrund hat. Auf diesem Pfade glitschte einer von den Abenteurern aus, und stürzte ohne Rettung in den Schlund hinab. Der Unglückliche wurde durch die vielen Eiszacken, in welche er fiel, so sehr verstümmelt, daß man an seinem Leichnam kaum eine menschliche Gestalt mehr erkennen konnte. Einige ihm ähnliche Wagehälse zogen ihn unter den augenscheinlichsten Gefahren eines ähnlichen Schicksals aus der gräßlichen Tiefe hervor, und ihre ganze Belohnung war ein Soff, oder ein Trinkgeld, welches der Vater des Verunglückten auf die Wiederfindung seines Sohnes gesetzt hatte.

69. Die Stiergefechte in Spanien. *

Sonst hatten die geringsten Dörfer ihren Kampfplatz, und in den Städten war ein großer Platz dazu bestimmt. Mehrere Tage bereitet man sich zum Feste vor, und selbst der Aermste trägt sein bischen Habe ins Leihhaus, um sich nur auf einige Stunden sein Lieblingsvergnügen zu verschaffen. Man wählt mit großer Sorgfalt die zum Kampfe bestimmten Stiere aus denen, welche, sich selbst überlassen, beinahe im Zustande der Wildniß leben. Mit Hülfe der Cabestros, d. h. eigens dazu abgerichteter zahmer Ochsen lockt man sie in eine Umzäunung und wählt unter den stärksten und ungestümsten, weil die ruhigen und tückischen zu gefährlich sind. Mit Lanzen bewaffnete Leute, Picadores genannt, leiten die Cabestros, denen die wüthenden Opfer folgen, zur Stadt. Auf beiden Seiten des Weges sind Seile gezogen, um die Menge zurückzuhalten, deren tumultuarische

* Harald Othmar Lenz.

Digitized by Google

Vivas sich mit dem Gebrüll der Thiere mischen. Die leidenschaftlichen Liebhaber in glänzendem Aufzug zu Pferde sprengen dem Zuge entgegen, fliegen auf die Seiten, untersuchen jeden Kampfstier und sprechen ihr Urtheil über seinen Muth, indem sie im voraus bestimmen, wie ihm beizukommen, und welche Listen er anwenden wird. Wenn der Zug die Stadt erreicht, sind die Fenster schon mit Damen angefüllt, die ihre Schnupftücher wehen lassen. Wenn endlich die Stiere im Circus angekommen sind, sperrt man jeden einzeln in einen kleinen Stall. Nicht weit davon ist eine kleine Zelle erbaut, worin sich neben einem Bette ein Betpult befindet, und ein Geistlicher nebst einem Wundarzt sich bereit halten muß, den verwundeten Toreadors (Kämpfern) geistliche und weltliche Hülfe zu leisten. Die ganze Bevölkerung der Stadt ist nun in den Schenken; der so nüchterne Spanier wird dann ganz ein anderer; die Nacht vergeht mit Schwelgen; man muß den Schlaf entfernen, um lange vor Tage einen Platz im Circus zu erhalten, denn mit Sonnenaufgang wird ein Stier gratis losgelassen, um die Neugierigen anzulocken dem zu bezahlenden Feste des Tages beizuwohnen. Wenn nun jener hinlänglich gemartert worden ist und die kühnsten Angreifer verwundet oder in die Luft geworfen hat, so schlägt ihn der geschickteste Matador (Tödter) nieder, und der elende Haufe muß sich entfernen, um dem Platz zu machen, der bezahlen kann. Im Mittelpunkt und im Angesichte der Thüre, woraus sich der Stier stürzen soll, befindet sich eine für den König bereitete Loge. Der Ceremonienmeister sitzt auf einem weiten Sessel; ein schwarz gekleideter Stadtbeamter zu Pferde reitet auf den Kampfplatz, begrüßt zuerst den König oder dessen Loge und empfängt hierauf die Befehle des Ceremonienmeisters, der ihm den mit Bändern besetzten Schlüssel zu den Behältern der Thiere zuwirft, deren Todesqualen die Menge, die jetzt in Erwartung der großen Begebenheit kaum athmet, ergötzen sollen. Ein Gefreiter hebt ihn auf. Ihm folgen zwei oder drei Picadores auf mittelmäßigen und wohlfeil erkauften Pferden, da sie einem gewissen Tode geweiht sind; ihre Augen sind verbunden, damit ihr Entsetzen den Reiter nicht in Gefahr bringen kann. Der Picador trägt ein Wamms von Gold- und Silbertuch und mit Eisenblech besetzte gemslederne Hosen; sein Spieß hat vorn einen Eisenknopf mit nur 4—6 Linien langer Spitze. Die Picadores reiten pelotonweis, unter dem Klange der Trompeten, in den Circus und reihen sich rings an der Einfassung des Platzes, welche aus starken Brettern besteht und 5 Fuß hoch ist, wodurch jedoch mancher wüthende Stier vom Uebersetzen nicht abgehalten wird. In der Einfassung finden sich hier und da Oeffnungen, die so schmal sind, daß hart bedrängte Kämpfer hinausschlüpfen können, ohne daß es dem Stier möglich ist zu folgen. Nach den Picadores kommen, mit Bändern geschmückt, in Figarotracht, die Chulos herein, welche eine lange, aufgerollte, seidene Schärpe in der Hand tragen, von der lebhaftesten gelben, Rosa- oder himmelblauen Farbe.

Digitized by Google

Nachdem sie leicht gegrüßt haben, umgehen sie den Circus und verschwinden durch die Zwischenräume der Umzäunung, um den Berittenen die ersten Gefahren des Kampfes zu überlassen. Endlich erscheinen die Matadores in seidenen Strümpfen, den bloßen Degen in der einen, die Muleta in der andern Hand. Letztere ist ein kurzer Stab, an dessen Spitze ein viereckiges Stück glänzenden Seidenzeugs, welches als Schild dient, befestigt ist. Nach den gewöhnlichen Grüßen ziehen sie sich zurück, und auf dem Platze befinden sich nur noch die Kämpfer zu Pferde, welche mit eingelegter Lanze den Stier erwarten, den die Trompeten verkünden. Kaum sind die Trompetenstöße erklungen, so öffnet sich die Thür, und der Stier stürzt hervor, durch den Anblick von 12 bis 15,000 Zuschauern aufgeschreckt, die ihn mit Freudengeschrei begrüßen, indem sie Hüte und Schnupftücher schwenken. Nachdem er im Galopp den Umkreis im Circus durchrannt hat, gleichsam um letztern kennen zu lernen, und keinen Ausgang findet, stampft er mit den Füßen. Sich selbst anfeuernd, schlägt er seine Seiten mit dem Schweife, und bald erbittert durch das Zischen und Geschrei der ungeduldigen Menge, stürzt er auf den nächsten Picador, der ihn mit seiner Lanze empfängt, deren Spitze genau auf das Schulterblatt gerichtet sein muß. Die Spitze ist kurz und macht nur eine kleine Wunde. Der Stier rennt nun wüthend auf den zweiten Berittenen, und greift nach diesem mit derselben Heftigkeit seinen dritten und vierten Feind an. Wenn die Picadores nicht sehr gewandt und stark sind, oder die Lanze zerbricht, so wird das Pferd umgerannt, mit den Hörnern durchbohrt und seine Gedärme dringen aus weiten Wunden hervor. Man sah schon welche sich noch aufrecht erhalten und herum galoppiren, die heraushängenden Eingeweide unter ihre eigenen Füße treten und auf dem gerötheten Kampfplatze herumschleppend. Der Picador selbst würde nun auch durchbohrt werden, wenn die Chulos nicht seinen furchtbaren Feind umschwärmten und seine Wuth ablenkten. Der Stier verläßt nun den Besiegten, um auf die leichte Schaar loszustürzen, welche ihn fliehend in einen andern Theil des Circus lockt, von wo aus der Stier nicht säumt, sich von neuem auf die noch kampffertigen Picadores zu werfen. Man hat Stiere gesehen, welche neun bis zwölf Pferde tödteten, deren ganz mit Blut bedeckter Kopf nun Kronen zierten, welche ihnen der allgemeine Enthusiasmus zuerkannte. Nachdem der Stier so viele Pferde getödtet hat, daß deren Mangel für den übrigen Theil des Tages zu befürchten ist, ziehen sich die Picadores zurück. Jetzt ergreift ein verwegener Chulos ein kleines Stäbchen, woran meist ein Feuerwerkchen befestigt ist, und stößt es mit der daran befindlichen Stahlspitze dem Thiere in den Nacken. Von Eisen und Feuer zugleich gepeinigt, brüllt und schnauft es, rennt und steht still, macht Sprünge, geht rückwärts, stürzt vorwärts, schäumt und bereitet sich mit flammenden Augen auf einen verzweifelten Widerstand. Da verkünden die Trompeten den Augenblick, der

Digitized by Google

seiner Qual ein Ende machen soll. Von mehreren Chulos unterstützt, setzt sich der Matador mit fliegender Muleta und entblößtem Degen gravitätisch gegen das Thier in Marsch, und beide Kämpfer messen sich mit den Augen. Der Mann, kaltblütig auf seiner Hut, bewegt seine Fahne, die bald die ganze Aufmerksamkeit seines ungeheuern Gegners erregt. Der Stier beobachtet die geringsten Bewegungen der Muleta, und indem er sicheren Stoßes auf den Feind zu stürzen glaubt, wirft er sich nur auf die wehende Fahne; der behende Matador weicht aus und stößt dem Stier, im Augenblicke wo er unter seinem linken Arme weggeht, mit der rechten Hand den Degen durch die Brust. Der Stier stürzt zusammen, und gelingt es dem Sieger, den Degen im Augenblick wieder aus der Wunde zu ziehen und die Gesellschaft auf der Stelle mit blutiger Waffe zu grüßen, so ertönt von allen Seiten der lauteste Beifallruf; die Damen werfen ihm Blumen, Zuckerkörner oder Confect zu, und reiche Leute oft einen Regen von Piastern und Goldstücken. Wenn dem Matador der Stoß aber mißlingt, so treten Hohngeschrei und Beschimpfung an die Stelle des Beifalls, und tödtet der Stier seinen Gegner, so schreit die Menge brav und klatscht wie wahnsinnig. Jedoch es tritt wieder ein neuer Matador hervor, und der Stier muß doch am Ende sterben. Jeder Stier ist auf seinem Rücken mit einer Bandschleife versehen, welche die Farbe seiner Race bezeichnet. Nach errungenem Siege knüpft der Matador dieses Band ab und überreicht es einer Dame der Versammlung, welche nicht verfehlt, auf eine solche Galanterie mit einem reichen Geschenk zu antworten. Die berühmtesten Toreadors sind beinahe alle, nach einer längeren oder kürzeren Ausübung ihres gefährlichen Handwerks, auf dem Kampfplatze umgekommen. Man nennt unter andern den berühmten Romero. Er hatte seit einigen Jahren, in Folge mehrerer Wunden, dem Ruhm entsagt, die Damen Madrids durch seine Heldenthaten zu entzücken; da wünschte die Gemahlin Karls IV., welche stets seine Gönnerin gewesen war, ihn noch einmal in der Arena zu sehen. Romero mißtraute seinem Glücke, er wollte, sagte er, Gott nicht versuchen. Seine Beschützerin befahl, und Romero starb vor ihren Augen, auf die Hörner eines Stiers gespießt, der mit ihm stolz um den Kampfplatz galoppirte, gleich als ob er die Wichtigkeit seines Triumphes fühlte. Diesmal war die Menge mitleidig und überhäufte das Opfer des königlichen Eigensinns nicht mit Schmähungen. Wenn ein Stier getödtet ist, führt man, während des kurzen Zwischenraums, bis die Trompeten die Ankunft eines andern Opfers ankünden, reich geschmückte Maulthiere herein, welche den todten Stier sammt den todten Pferden hinwegschaffen. Neun bis zwölf Stiere müssen bei einem solchen Festspiel unterliegen, dessen Herrlichkeit durch den Tod von etlichen zwanzig Pferden vollkommen wird.

Digitized by Google

70. Reichthum der englischen Aristokratie.*

Der große Reichthum der Gutsbesitzer in England muß immer die Continentalen frappiren, wo jetzt größtentheils gerade die Gutsbesitzer die ärmste und die am wenigsten von den Gesetzen und Institutionen protegirte Classe sind. Hier concurrirt alles zu ihrem Vortheil. Es ist äußerst schwer für den Rentier, freies Grundeigenthum in England zu acquiriren, da fast aller Grund und Boden der Krone, oder dem hohen Adel gehört, die es in der Regel nur auf eine Art Erbpacht ausgeben, so daß z. B., wenn ein Großer ein Städtchen sein nennt, dies nicht, wie bei uns, bloß die Oberherrschaft darüber bedeutet, sondern jedes Haus das wirkliche Eigenthum des Besitzers ist, dem Inhaber nur, wie ich gleich auseinandersetzen werde, auf bestimmte Zeit überlassen. Man kann sich denken, welche ungeheure, immer steigende Revenüen dies in einem außerdem so industriellen Lande hervorbringen muß, und kann nicht umhin, zu bewundern, wie die dortige Aristokratie sich, in großer Uebereinstimmung, seit Jahrhunderten alle Institutionen zu ihrem besten Vortheil einzurichten gewußt hat.

Der freie Kauf eines Grundstückes erfordert mehrere schwierige Bedingungen, und jedenfalls kann er nur zu solchen Preisen stattfinden, daß kleinere Capitalisten sie nicht daran wenden können, und wie es einmal ist, bei der Erbpacht für ihre Person immer noch mit besserem Nutzen dazu kommen, und diese daher auch fortwährend vorziehen. Die hiesige Erbpacht ist aber sehr verschieden von der bei uns üblichen. Es wird nämlich dem Anbauer der nöthige Platz auf 99 Jahre dergestalt überlassen, daß er, bei Häusern pro Fuß der Front, eine gewisse Rente jährlich, von einigen Schillingen bis zu 5 und 10 Guineen, bei größern Grundstücken so und so viel per Acre (englischer Morgen) an den Grundbesitzer zahlt.

Er schaltet nun damit wie er will, baut auf wie er Lust hat, macht Gärten, Parkanlagen u. s. w.; nach dem Verlauf der 99 Jahre aber fällt alles, wie es steht und liegt, und was niet- und nagelfest ist, der Familie des Verkäufers wieder zu, ja noch mehr, der Pächter muß sein Haus u. s. w. im besten Stand erhalten, und sogar den Oelanstrich alle sieben Jahr erneuern, wozu er durch Visitationen polizeilich angehalten wird. Uebrigens kann er während der ihm zugemessenen Frist auch wieder an andere verkaufen, aber immer nur bis zu jener festgesetzten Epoche, wo der eigentliche Herr wieder in Besitz tritt. Alle Landstädte, Villen u. s. w., die man sieht, gehören also, wie gesagt, auf diese Weise Haus für Haus einzelnen großen Gutsbesitzern, und obgleich die Erbpächter nach umgelaufener Frist gewöhnlich das precäre Eigenthum von neuem erstehen, so müssen sie doch, im Verhältniß als der Werth der Grund-

* Hermann Fürst von Pückler-Muskau.

stücke seitdem gestiegen, oder sie selbst sie verbessert haben, die Rente verdoppeln und verdreifachen. Selbst der größte Theil der Stadt London gehört unter solchen Verhältnissen einzelnen Adelichen, von denen z. B. Lord Grosvenor allein über 100,000 L. St. Kanon ziehen soll. Daher ist, außer der Aristokratie, fast kein Hausbewohner in London wahrer Grundeigenthümer des seinigen. Selbst der Banquier Rothschild besitzt kein eignes, und wenn einer, dem Sprachgebrauch nach, eins kauft, so fragt man ihn: auf wie lange? Der Preis variirt, nachdem es aus erster Hand, gewöhnlich auf Rente, oder aus zweiter und dritter für ein Capital erstanden wird. Der größte Theil des Erwerbs der Industrie fällt durch diesen Gebrauch unfehlbar der Aristokratie zu, und vermehrt nothwendig den unermeßlichen Einfluß, den sie schon ohnedies auf die Regierung des Landes ausübt.

71. Die Frankfurter Messen im vorigen Jahrhundert. *

Diese großen, im Frühjahr und Herbst eintretenden Epochen wurden durch seltsame Feierlichkeiten angekündigt, welche um desto würdiger schienen, als sie die alte Zeit, und was von dorther noch auf uns gekommen, lebhaft vergegenwärtigten. Am Geleitstage war das ganze Volk auf den Beinen, drängte sich nach der Fahrgasse, nach der Brücke, bis über Sachsenhausen hinaus; alle Fenster waren besetzt, ohne daß den Tag über was Besonderes vorgieng; die Menge schien nur da zu sein, um sich zu drängen, und die Zuschauer, um sich unter einander zu betrachten: denn das, worauf es eigentlich ankam, ereignete sich erst mit sinkender Nacht, und es wurde mehr geglaubt, als mit Augen gesehen.

In jenen ältern unruhigen Zeiten nämlich, wo ein jeder nach Belieben Unrecht that, oder nach Lust das Recht beförderte, wurden die auf die Messen ziehenden Handelsleute von Wegelagerern, edlen und unedlen Geschlechts, willkürlich geplagt und geplackt, so daß Fürsten und andere mächtige Stände die Ihrigen mit gewaffneter Hand bis nach Frankfurt geleiten ließen. Hier wollten nun aber die Reichsstädter sich selbst und ihrem Gebiet nichts vergeben; sie zogen den Ankömmlingen entgegen; da gab es denn manchmal Streitigkeiten, wie weit jene Geleitenden herankommen, oder ob sie wohl gar ihren Eintritt in die Stadt nehmen könnten. Weil nun dieses nicht allein bei Handels- und Meßgeschäften statt fand, sondern auch, wenn hohe Personen in Kriegs- und Friedenszeiten, vorzüglich aber zu Wahltagen sich heranbegaben, und es auch öfters zu Thätlichkeiten kam, sobald irgend ein Gefolge, das man in der Stadt nicht dulden wollte, sich mit seinem Herrn herein zu drängen begehrte; so waren seither darüber manche Verhandlungen gepflogen, es waren viele

* J. W. (v.) Goethe.

Digitized by Google

Recesse deßhalb, obgleich stets mit beiderseitigen Vorbehalten, geschlossen worden, und man gab die Hoffnung nicht auf, den seit Jahrhunderten dauernden Zwist endlich einmal beizulegen, als die ganze Anstalt, weßhalb er so lange und oft sehr heftig geführt worden war, beinahe für unnütz, wenigstens für überflüssig angesehen werden konnte.

Unterdessen ritt die bürgerliche Cavallerie in mehreren Abtheilungen, mit den Oberhäuptern an ihrer Spitze, an jenen Tagen zu verschiedenen Thoren hinaus, fand an einer gewissen Stelle einige Reiter oder Husaren der zum Geleit berechtigten Reichsstände, die nebst ihren Anführern wohl empfangen und bewirthet wurden; man zögerte bis gegen Abend, und ritt alsdann, kaum von der wartenden Menge gesehen, zur Stadt herein; da denn mancher bürgerliche Ritter weder sein Pferd noch sich selber auf dem Pferde zu halten vermochte. Zu dem Brückenthor kamen die bedeutendsten Züge herein, und deßwegen war der Andrang dorthin am stärksten. Ganz zuletzt und mit sinkender Nacht langte der auf gleiche Weise geleitete Nürnberger Postwagen an, und man trug sich mit der Rede, es müsse jederzeit, dem Herkommen gemäß, eine alte Frau darin sitzen; weßhalb denn die Straßenjungen bei Ankunft des Wagens in ein gellendes Geschrei auszubrechen pflegten, ob man gleich die im Wagen sitzenden Passagiere keineswegs mehr unterscheiden konnte. Unglaublich und wirklich die Sinne verwirrend war der Drang der Menge, die in diesem Augenblick durch das Brückenthor herein dem Wagen nachstürzte; deßwegen auch die nächsten Häuser von den Zuschauern am meisten gesucht wurden.

Eine andere noch viel seltsamere Feierlichkeit, welche am hellen Tage das Publicum aufregte, war das Pfeifergericht. Es erinnerte diese Ceremonie an jene ersten Zeiten, wo bedeutende Handelsstädte sich von den Zöllen, welche mit Handel und Gewerb in gleichem Maße zunahmen, wo nicht zu befreien, doch wenigstens eine Milderung derselben zu erlangen suchten. Der Kaiser, der ihrer bedurfte, ertheilte eine solche Freiheit, da wo es von ihm abhieng, gewöhnlich aber nur auf ein Jahr, und sie mußte daher jährlich erneuert werden. Dieses geschah durch symbolische Gaben, welche dem kaiserlichen Schultheißen, der auch wohl gelegentlich Oberzöllner sein konnte, vor Eintritt der Bartholomäi-Messe gebracht wurden, und zwar des Anstands wegen, wenn er mit den Schöffen zu Gericht saß. Als der Schultheiß späterhin nicht mehr vom Kaiser gesetzt, sondern von der Stadt selbst gewählt wurde, behielt er doch diese Vorrechte, und sowohl die Zollfreiheiten der Städte, als die Ceremonien, womit die Abgeordneten von Worms, Nürnberg und Alt-Bamberg diese uralte Vergünstigung anerkannten, waren bis auf unsere Zeiten gekommen. Den Tag vor Mariä Geburt ward ein öffentlicher Gerichtstag angekündigt. In dem großen Kaisersaale, in einem umschränkten Raume, saßen erhöht die Schöffen, und eine Stufe höher der Schultheiß in ihrer Mitte; die von den Parteien

Digitized by Google

bevollmächtigten Procuratoren unten zur rechten Seite. Der Actuarius fängt an, die auf diesen Tag gesparten wichtigen Urtheile laut vorzulesen, die Procuratoren bitten um Abschrift, appelliren, oder was sie sonst zu thun nöthig finden.

Auf einmal meldet eine wunderliche Musik gleichsam die Ankunft voriger Jahrhunderte. Es sind drei Pfeifer, deren einer eine alte Schalmei, der andere einen Baß, der dritte einen Pommer oder Hoboe bläst. Sie tragen blaue mit Gold verbrämte Mäntel, auf den Aermeln die Noten befestigt, und haben das Haupt bedeckt. So waren sie aus ihrem Gasthause, die Gesandten und ihre Begleitung hinterdrein, Punkt Zehn ausgezogen, von Einheimischen und Fremden angestaunt, und so treten sie in den Saal. Die Gerichtsverhandlungen halten inne, Pfeifer und Begleitung bleiben vor den Schranken, der Abgesandte tritt hinein, und stellt sich dem Schultheißen gegenüber. Die symbolischen Gaben, welche auf das genaueste nach dem alten Herkommen gefordert wurden, bestanden gewöhnlich in solchen Waaren, womit die darbringende Stadt vorzüglich zu handeln pflegt. Der Pfeffer galt gleichsam für alle Waaren, und so brachte auch hier der Abgesandte einen schön gedrechselten hölzernen Pokal mit Pfeffer angefüllt. Ueber demselben lagen ein Paar Handschuhe, wundersam geschlitzt, mit Seide besteppt und bequastet; als Zeichen einer gestatteten und angenommenen Vergünstigung, dessen sich auch wohl der Kaiser selbst in gewissen Fällen bediente. Daneben sah man ein weißes Stäbchen, welches vormals bei gesetzlichen und gerichtlichen Handlungen nicht leicht fehlen durfte. Es waren noch einige kleine Silbermünzen hinzugefügt, und die Stadt Worms brachte einen alten Filzhut, den sie immer wieder einlöste, so daß derselbe viele Jahre ein Zeuge dieser Ceremonien gewesen.

Nachdem der Gesandte seine Anrede gehalten, das Geschenk abgegeben, von dem Schultheißen die Versicherung fortdauernder Begünstigung empfangen; so entfernte er sich aus dem geschlossenen Kreise, die Pfeifer bliesen, der Zug gieng ab, wie er gekommen war, das Gericht verfolgte seine Geschäfte, bis der zweite und endlich der dritte Gesandte eingeführt wurden; denn sie kamen erst einige Zeit nacheinander, theils damit das Vergnügen des Publicums länger daure, theils auch weil es immer dieselben alterthümlichen Virtuosen waren, welche Nürnberg für sich und seine Mitstädte zu unterhalten, und jedes Jahr an Ort und Stelle zu bringen übernommen hatte.

---

72. Seeleben.*

Cook hatte auf seiner ersten Weltumschiffung bemerkt, wie nützlich ihm ein kleineres Fahrzeug als sein Schiff bei der Unter-

* Georg Forster.

Digitized by Google

suchung einer beträchtlichen mit Untiefen umringten Seeküste gewesen wäre; ja, er war überzeugt, daß im Fall die großen Schiffe so beschädigt würden, daß die Rückkehr nach Europa in denselben zu mißlich sein möchte, dergleichen kleine Fahrzeuge sogar zur Rettung der gesammten Mannschaft dienen könnten. Demzufolge hatte man ihm auf der zweiten und dritten Reise in jedem Schiffe einen kleinen Schooner * mitgegeben, dessen Holzwerk ganz fertig gezimmert war, und erforderlichen Falls nur zusammengefügt zu werden brauchte. Die Masten, das Tauwerk und die Segel dieser Fahrzeuge waren ebenfalls in England mit eingeschifft worden: kurz es fehlte nur an Gelegenheit sich ihrer wirklich zu bedienen.

Wenn man berechnet, welch einen großen Platz diese Fahrzeuge im Schiffe einnehmen müssen; wenn man bedenkt, daß alle Vorrathskammern mit Sachen vollgepfropft sind; daß auf dem Verdeck, zwischen dem großen und dem Fockmast, fünf große und kleine Boote stehen; daß die Seiten des Vordercasteels mit ungeheuren Noth- und Bugankern und ansehnlichen Strom- und Flußankern gleichsam bedeckt sind; daß der innere Raum voll vieler hundert Fässer ist, wovon allein zuweilen sechzig bis siebenzig mit Wasser, eben so viel mit Sauerkraut, und ungleich mehr noch mit gepöckeltem Rind- und Schweinefleisch, mit Mehl, Erbsen und Zwieback, auch viele mit Wein und Branntwein angefüllt sind; daß eine Menge Steinkohlen theils als Ballast, um das Schiff gehörig in's Wasser zu senken, theils zum täglichen Gebrauch in der Küche im Tiefsten liegt; daß viele Kabeltaue, jedes hundert und mehr Klafter lang, und manches von der Dicke eines Schenkels, oben im Matrosenraume befindlich sind: so erstaunt man wahrlich, wie in einem Behältniß von vierhundert und achtzig Tonnen, deren jede vierundvierzig Quadratfuß hält, noch hundert und zwanzig Menschen Platz finden, oder, wenn dies begreiflich ist, wie sie drei Jahre lang, bei unverdaulicher Kost, bei steter Anstrengung und allem Druck der härtesten Lebensart, gesund und gutes Muths bleiben können. Vielleicht läßt sich hier in wenigen Worten zeigen, wie diese Besatzung in dem schwimmenden Schlosse vertheilt ist.

Drei Masten ruhen unmittelbar auf dem Kiele,** und streben hinter einander gerade in die Höhe. Der mittelste und vordere (Haupt- und Fockmast), jeder mit seinen zwei Verlängerungen (Mars- und Bramstengen), sind siebzig bis achtzig Fuß hoch und unten etwa mannsdick. Der hinterste oder Besaanmast ist kleiner und hat nur Eine Verlängerung (die Kreuzstenge). In schräger Richtung steigt vorn über dem Schiffsschnabel das Bugspriet gleichsam als ein vierter Mast hervor, der ebenfalls mit einer Verlängerung (dem Klüverbaum) versehen ist. Die

* Ein Fahrzeug mit zwei Masten, im gegenwärtigen Falle von zwanzig bis dreißig Tonnen.

** Bei dieser Beschreibung nehme ich Rücksicht auf das Schiff, in welchem ich Cook auf seiner zweiten Reise begleitet habe, die Resolution.

Digitized by Google

Masten werden durch starke Taue unterstützt, welche theils nach vorn, theils nach den Seiten hin, vom Mastkorbe heruntergehen, und im ersten Falle Stage, im letztern aber, wo mehrere beisammen sind, die Wände heißen, an denen man, auf querüber gebundenen Schnüren, welche die Sprossen einer Leiter vorstellen, hinaufsteigen kann. Jede Verlängerung des Mastes trägt ein viereckiges, und jeder Stag ein dreieckiges Segel. Die Seiten des Schiffes steigen nach hinten zu ein wenig in die Höhe. Ueber dem ganzen Hintertheil liegt auf starken Balken ein Boden von Planken, der bis zum Hauptmast geht. Dieser Boden, oder in der Schifferſprache, dieses halbe Verdeck, heißt auf Kriegsschiffen das Quarterdeck oder Verdeck der Officiere. Ein ähnliches halbes Verdeck liegt auf dem Vordertheile des Schiffs, zwischen dem Bugspriet und Fockmast, und wird das Vorder-Casteel genannt. Ungefähr sechs Schuh tiefer als diese halben Verdecke geht das eigentliche Verdeck, als ein vollkommener Boden, durch das ganze Schiff von einem Ende zum andern. Auf dem Theil desselben, der unter dem Quarterdeck geht, wohnt der Capitän, dessen Hauptzimmer (state-room) oder die große Kajüte das Hintertheil des Schiffes in seiner ganzen Breite von etwa sieben Schritten einnimmt, und zu beiden Seiten mit einem kleinen bedeckten Altan (quarter-gallery) versehen ist. Vor dieser Kajüte hat der Capitän sein Schlafgemach, ein Vorzimmer und eine finstere Vorrathskammer. Die große Kajüte ist das einzige helle Zimmer im Schiff, in dem sechs kleine Fenster, jedes ungefähr 3 Schuh hoch und 2 Schuh breit, nach hinten hinaus, dicht nebeneinander stehen. Vor dem Eingange zur Wohnung des Capitäns bleibt der Platz in der Mitte frei, wo man aufs Quarterdeck hinauf und tiefer ins Schiff hinabsteigt; und nur zu beiden Seiten sind bretterne Verschläge für den ersten Lieutenant, den Astronomen, den Equipagenmeister und die Naturforscher angebracht, die auch in dieser Ordnung an Bequemlichkeit abnehmen, so daß die letzten einen Würfel von sechs Fuß vorstellen, wo ein Bett, ein Kasten und ein Schreibtisch nur eben noch Platz für einen Feldstuhl übrig lassen. Das Fenster dieser Kajüte ist eine Glasscheibe von sechs Zoll ins Gevierte, in einem starken Rahmen, den man aber aus Furcht vor Ueberschwemmungen nicht eher ausheben darf, als bis man sich den Wendekreisen nähert. Unter dem Halbverdeck des Vorder-Casteels hat rechts und links der Bootsmann und der Zimmermann seine Kajüte, und zwischen ihnen ist die Küche. Parallel mit dem Verdeck, nur etwa fünf Schuh tiefer, geht ein zweiter Boden durch das ganze Schiff, auf dessen Hintertheil, zu beiden Seiten, die Kajüten das zweiten und dritten Lieutenants, des Lieutenants der Seesoldaten, des Wundarztes und des Malers stehen. Zwischen denselben bleibt ein großer Spielraum für die Barre oder das Heft des Schiffsruders, welches in Seilen geht, die auf dem Quarterdeck vermittelst eines großen Rades regiert werden. Vor dem Besaanmast steht, hier unten, die große Tafel,

Digitized by Google

an welcher die vorgedachten Officiere speisen, fest aufs Verdeck genagelt, welches zur See mit allen Tischen geschieht. Uebrigens steht man in diesem Theil des Schiffes nie ganz aufrecht, und sieht nie anders, als bei brennenden Lichten, außer, wenn das Wetter es erlaubt zwei große Schießscharten im Hintertheil zu öffnen. Die Officiers-Kajüten haben zwar ganz kleine Fensterchen; doch dürfen sie, so lange das Schiff in See ist, nie geöffnet werden, weil die Wellen fast unaufhörlich darüber gehen. Der Constabel, der Schreiber, die Unterwundärzte, die Steuermannsgehülfen und die Seecadetten (midshipmen) wohnen zu vier oder fünf beisammen auf eben diesem zweiten Verdeck, in Verschlägen von Segeltuch, in den vier Ecken des übrigen Raumes, der außerdem für die Ankertaue und für die gemeinen Leute bestimmt ist, und sein Licht nur von oben durch die Lucken erhält, durch welche man ein- und aussteigt. Ganz im Vordertheile des Schiffs, unter der Küche, sind des Bootsmanns Vorrathskammern befindlich. Allein der große Vorrath aller Art liegt unter diesem zweiten Boden, durchs ganze Schiff vertheilt, doch finden sich auch hier noch allerlei Abtheilungen und Verschläge, welche theils die Unordnung verhüten, die bei der Menge der Fässer zuweilen doch unvermeidlich ist, theils auch gewisse Vorrathsartikel vor Gefahr und vor Veruntreuung sicher stellen. So gibt es eine eigene Brodkammer, eine Segelkammer, eine Kleiderkammer, eine Branntweinkammer und eine Pulverkammer.

Kaum hat die Schiffsglocke geläutet oder vielmehr angeschlagen, so ertönt des Bootsmanns Pfeife durch den Matrosenraum, und seine heisere Stimme ruft die Wache hinauf, um ihre Kameraden abzulösen. Beim zweiten Ruf muß alles auf den Beinen sein, und auf dem Verdeck, auf dem Vorder-Casteel und am Steuerruder ein jeder seinen angewiesenen Posten einnehmen. Der Ungestüm zweier Elemente, die fast in unaufhörlicher Bewegung sind, dringt mit vereinten Kräften auf sie ein. Um sich warm zu erhalten, laufen sie beständig auf und ab, bis irgend ein Vorfall sie zur Arbeit ruft. Aendert der Wind seine Richtung, so werden die Segel nur anders gestellt, steigt aber seine Heftigkeit, so müssen sie theils eingerefft,* theils völlig eingezogen werden. Der Anblick dieser gefährlichen Verrichtung ist schauderhaft, wenigstens für jeden, der es nicht gewohnt ist, Menschen ihr Leben auf das Spiel setzen zu sehen. Sobald die untersten Zipfel des Segels vom Verdeck aus gelöset und aufgezogen werden, brausen die Winde darein, und schlagen es an Stange und Mast, daß das ganze Schiff davon erbebt. Mit bewundernswürdiger Behendigkeit und nicht geringerem Muthe klettern die Matrosen sogleich bis zur zweiten oder dritten

* Ein Segel einreffen heißt einen Theil desselben über die Raa oder Segelstange wickeln und festbinden, damit es kleiner werde. Während dieser Arbeit wird die Raa herabgelassen, und sobald eingerefft ist, zieht man sie wieder auf, und sie hängt alsdann nicht so hoch als zuvor am Maste. Man kann ein Marssegel zwei auch dreimal reffen.

Digitized by Google

Verlängerung der Masten hinan. Dort hangen in starken Tauen die Segelstangen oder Raaen quer über das Schiff; an ihren beiden Enden und in der Mitte befestigt, hängt ein schlotterndes Seil, welches den Füßen des verwegenen Seemannes zum Ruhepunkt dient. Auf diesem Seil gehen sechs bis acht Matrosen hurtig und mit sicherem Tritt zu beiden Seiten bis an die äußersten Enden der Raa hinaus, trotz dem Winde, der das flatternde Segel gewaltsam hin und her schleudert, und das Seil unter ihren Füßen erschüttert; trotz der schwankenden Bewegung des Schiffs, welche in jener Höhe ohne Vergleich stärker gefühlt wird, als auf dem Verdecke. Man hat berechnet und mit dem Sextanten gemessen, daß der Mast zuweilen, bei sehr hohler See, in einem Winkel von achtundreißig Graden von der Perpendicularlinie abweicht. Ich habe zu gleicher Zeit das Ende der großen Raa sich in eine thürmende Welle tauchen sehen. Der Matrose am Ende einer Segelstange, die gegen fünfzig Fuß hoch am Maste hängt, wird folglich mit jeder Welle alsdann durch einen Bogen von fünfzig bis sechzig Fuß geschaukelt! Jetzt scheint er ins Meer hinabgeschleudert zu werden, jetzt wieder die Sterne zu berühren. Doch ohne sich durch diese gewaltsamen Bewegungen anfechten zu lassen, biegt er sich über die Segelstange, entreißt dem Winde das Segel, rollt es zusammen, bindet es fest, und vollendet diese gefahrvolle Arbeit mit seinen Gehülfen in wenig Minuten. Seine einzige Sorge bei diesem wie bei jedem andern Geschäfte ist dahin gerichtet, daß es ihm keiner an Geschicklichkeit und Muth zuvorthun möge; denn dieser rühmliche Wetteifer liegt tief in seiner Seele und ist die Folge eines gewissen gemeinschaftlichen Gefühls, welches diesem Stande eigen ist. Ihm muß es übrigens gleich gelten, ob die Sonne ihm dazu leuchtet, oder ob er sich in der tiefsten Finsterniß der Nacht bloß auf das Tasten seiner harten Hände verlassen darf. Selbst wenn der Sturm ein Segel zerrissen hat, und mit den Stücken alles zerpeitscht, scheut kein Matrose die Gefahr von einem solchen Schlag getroffen zu werden, und rettet, was zu retten ist. Wenn in der Nähe Land vermuthet wird, sitzt er mehrere Stunden lang unbeweglich am höchsten Gipfel der Marsstenge, und blickt aus dieser einsamen, schwindlig machenden Höhe wachsam umher. Er lächelt, wenn unerfahrne Landleute, oder junge Anfänger jeden heftigen Wind einen Sturm nennen, und ist ungern freigebig mit diesem Namen, so lange das Schiff noch mehr, als die unteren großen Segel führt. In offner See hat selbst ein Sturm nichts Schreckliches für ihn; was kann ihm schaden, sobald alle Segel eingezogen sind, und das Schiff mit dem Schnabel gegen den Wind beigelegt, mit fest gebundenem Ruder, dem Drange der Wellen folgt? oder wenn man es, sicher, daß kein Land in der Nähe sei, mit wenigen Segeln schnell vor dem Sturm hinfliehen läßt?* Nur alsdann wird der Sturm in

* Dies wird nur in der Voraussetzung gesagt, daß das Schiff dauerhaft

Digitized by Google

der That furchtbar, wenn er das Schiff auf eine Küste führt, wo kein Hafen dem Seefahrer Sicherheit verspricht, und die einzige Hoffnung dem Schiffbruch zu entgehen auf der Stärke der Segel beruht. Diese Gefahr trifft ihn indeß nur selten; Anstrengung und Unannehmlichkeiten hingegen sind sein tägliches Loos. Der Posten am Steuerruder ist einer der beschwerlichsten; keiner hält es länger als eine Stunde dabei aus; und wenn die See in hohen Wogen geht, oder der Wind heftig stürmt, müssen zwei Personen zugleich das Rad regieren, welches sonst für die Kräfte des einzelnen Mannes leicht zu mächtig wird, und ihn zuweilen so mit sich fortreißt, daß er in Lebensgefahr ist. Wenn das Schiff nahe am Wind geht, und die See etwas ungestüm ist, so schlagen die Wellen oft hinein, und zwar hauptsächlich da, wo die Wache sich aufhält, die zuletzt bis auf die Haut durchnäßt, sich lachend über ihr Unglück tröstet. Diese Gleichmüthigkeit, die den Sinn für Freude nicht ausschließt, ist ein Hauptzug in dem Charakter des Seemannes; und hat sie gleich oft den Anstrich eines kindischen Leichtsinnes, so grenzt sie doch zuweilen an die wahre Philosophie des Lebens, und ist auch, wie diese, das Resultat der Erfahrung und der Gesundheit. Die schnellen Veränderungen der Witterung und des Windes, die man zur See so oft erfährt, tragen vieles dazu bei, den Matrosen gegen alles Ungemach zu härten. In Sturm und Regen lebt er der frohen Hoffnung, daß bald wieder milder Sonnenschein und guter Wind kommen werde. Allein, auch wenn die Zeit der Prüfung kommt, wo diese Hoffnung fehlschlägt, ist das Beispiel des Befehlshabers und der Offiziere hinreichend, um den Muth des getäuschten Seemannes aufrecht zu erhalten. Auf jenen viermonatlichen Fahrten gegen den Südpol, wo das Schiffsvolk fast täglich von Kälte und Nässe litt, wo das Eis an den Segeln und Tauen die Hände verwundete, die es angreifen mußten, wo einmal über das andere die ganze Mannschaft aufgerufen ward, um das Schiff aus einer dringenden Gefahr zu retten, wo das Hin- und Hersegeln zwischen Eismassen, denen man öfters ausweichen mußte, nebst vielem stürmischen Wetter, vollends alle Kräfte erschöpfte, wo endlich der Nebel die Sonne fast immer vor unsern Augen verbarg, und wie ein drückendes Gewicht auf unserm Geiste lag; — wenn da der Trübsinn des Engländers endlich überhand genommen hätte, fürwahr! man hätte Unrecht gehabt, sich darüber zu wundern. Doch dazu kam es nie. Ich habe unsere Leute schweigen sehen, wenn Monate lang das Verdeck, ihr Spielplatz und Erholungsort, ein unangenehmer Aufenthalt für sie war; aber unverdrossen und thätig blieben sie immer, denn ihre Vorgesetzten erduldeten bei Tag und bei Nacht mit ihnen die vielfältigen Beschwerden

gebaut sei, und gut auf dem Wasser schwimme. Wo dieses nicht der Fall ist, kann es, indem es die Welle auf der Seite empfängt, ganz umgeworfen, oder wenn sie von hinten hineinschlägt, zerschmettert werden, und in beiden Fällen bleibt keine Rettung übrig.

Digitized by Google

ihres harten Dienstes. Der Officier blieb, durchnäßt und starrend vor Kälte, auf dem Verdeck, und verließ es nicht eher als seine Wache, und Cook selbst genoß keine andere Speise als der gemeine Seemann. Eine Last wird leicht und die Gefahr verschwindet, wenn man sie mit andern theilt. Noch wirksamer war aber das feste Vertrauen des Volks auf die weise Führung seines Befehlshabers, und die Ehrfurcht, die man allgemein an Bord für seine Talente und seinen Charakter hegte. Theils jene freiwillige Enthaltsamkeit von allem ausschließenden Genuß, theils unzählige Beispiele von seiner unermüdeten väterlichen Sorge für das Wohl seiner Untergebenen stärkten ihr Vertrauen auf ihn bis zu einem Grade von Enthusiasmus. Ein Fest, welches er ihnen zu rechter Zeit erlaubte, ein stärkender Trank, den er austheilen ließ, wenn die Witterung zu schneidend war, oder wenn harte Arbeit die Leute ermattet hatte; ein Zug von Menschlichkeit, wenn er seine Zimmer aufopferte, um den Segelmacher dort bequemer arbeiten zu lassen, und viele kleine Nebensachen dieser Art gewannen ihm das Herz der rauhen, harten Kerle, die selten so behandelt worden waren. Man darf daher mit Recht behaupten, daß seine Disciplin musterhaft war, und dies vielleicht um so viel mehr, da diejenigen Officiere, die aus andern Kriegsschiffen unter Cooks Commando versetzt wurden, sie gemeiniglich nicht strenge genug fanden. Wie rühmlich ist nicht dieser Tadel für Cook? Wie schön ist nicht dieser Contrast eines großen Mannes, der auch im Matrosen die Menschheit ehrt, gegen jene Seedespoten, in deren Schule die Tadler gelernt hatten, ihre Willkür für ihr höchstes Gesetz zu halten? Allein auch nur der konnte am besten für den Matrosen fühlen, der selbst auf den untersten Stufen des Seedienstes das eiserne Scepter solcher kleinen Tyrannen kennen und verabscheuen gelernt hatte. Cook strafte selten und ungern, nie ohne dringende Ursache und allemal mit Mäßigung. Er störte nie die unschuldige Freude seiner Mannschaft; vielmehr munterte er sie dazu auf, und gab ihnen Freiheit zum Spiele. So wie sie die traurige Gegend des Südpols verließen, und in der Annäherung zum heißen Erdstrich den belebenden Einfluß einer wärmern Luft und einer helleuchtenden Sonne empfanden, kehrte ihre ganze Munterkeit wieder zurück. Der Ueberfluß, der ihrer in O-Taheiti und den benachbarten Inseln wartete, und die Aussicht, sich dort zu vergnügen, verbreitete oft einen Grad von Fröhlichkeit, der in abenteuerliche Tänze und ausgelassene Possenspiele ausbrach. Die Nächte, die jetzt mild und warm zu werden anfiengen, wurden im Mondschein oder auch im Finstern angenehm verplaudert, und das noch übrige Ungemach der Reise, welches gegen den Beschluß unseres Sommerzuges an sich immer unerträglicher ward, schien, eben weil es zu Ende gieng, weit weniger als sonst gefühlt zu werden. Man muß mit Cook gereiset sein, um recht lebhaft zu empfinden, daß ein schönes Klima wirklich mehr als die Hälfte alles Genusses, dessen der Mensch fähig ist, auf-

Digitized by Google

wiegt. Wenn man mit eignen Augen gesehen hat, wie es gleichsam magisch wirkt, daß Herzen, die vorher in sich gekehrt und gegen jedermann verschlossen waren, sich für einander öffnen; wie es Heiterkeit und frohen Scherz erweckt; wie es einen ganzen rohen Haufen mit einem gemeinschaftlichen Geiste belebt: so kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß es dem Menschengeschlecht in warmen Ländern zuerst gelingen mußte, den schönen Bund der Geselligkeit zu errichten, und zu jenem höchsten Genuß ihres Daseins hinanzusteigen, der nur in der Freude anderer zu finden ist.

III.

Ereignisse und Thaten.

A.

Aus dem Alterthum.

73. Marathon.* (490 v. Chr.)

Nachdem die Persen Eretria in ihre Gewalt bekommen, warteten sie noch einige Tage, dann segelten sie nach Attika und richteten große Verwüstungen an und glaubten, die Athenäer würden es eben so machen, wie die Eretrier. Und nun war da die Gegend Marathon, das war der schicklichste Ort von Attika für die Reiterei, dahin führete sie Hippias, Peisistratos Sohn. Und als die Athenäer das erfuhren, eileten auch sie zur Vertheidigung nach Marathon. Es führeten sie aber zehen Obersten, deren zehenter war Miltiades, dessen Vater Kimon, Stesagoras Sohn, hatte flüchten müssen aus Athenä vor dem Peisistratos, Hippokrates Sohn. Und während seiner Verbannung begab es sich, daß er zu Olympia den Preis davontrug mit einem Viergespann, und als er diesen Sieg davongetragen, übertrug ers seinem leiblichen Bruder Miltiades, und darauf, als er bei der nächsten Olympiade mit den selbigen Rossen siegte, so ließ er den Peisistratos als Sieger ausrufen, und wie er diesem denselbigen Sieg überlassen, durfte er wieder, nach geschlossenem Bunde, in seine Heimath zurückkommen. Und als er mit den selbigen Rossen wieder einen Sieg zu Olympia davongetragen, fand er seinen Tod durch die Söhne des Peisistratos, denn Peisistratos selbst war nicht mehr am Leben. Dieselben tödteten ihn beim Rathhaus, des Nachts, durch Meuchelmörder. Begraben liegt Kimon vor der Stadt, jenseit des Weges, der da

* Nr. 73—76 von Herodot; — Friedrich Lange.

Digitized by Google

heißet der Hohlweg, und ihm gradüber liegen die Roſſe begraben, die dreimal den Sieg zu Olympia davongetragen. Daſſelbige haben auch gethan die Roſſe des Enagoras von Lakedämon, außer dieſen aber ſonſt keine. Der älteſte Sohn des Kimon, Steſagoras, hielt ſich gerade zu der Zeit bei ſeines Vaters Bruder Miltiades in der Cherſoneſos auf, der jüngere aber bei Kimon ſelbſt in Athenä, der hieß Miltiades, nach dem Miltiades, der ſich in der Cherſoneſos niedergelaſſen. Dieſer Miltiades nun war dazumal ein Oberſter der Athenäer, nachdem er aus der Cherſoneſos gekommen und einer doppelten Todesgefahr entgangen war. Denn erſtlich war den Fönikern, die ihn bis Imbros verfolgten, außerordentlich viel daran gelegen, ihn zu fahen und hinaufzuführen zum Könige, und ſodann, wie er nach Hauſe gekommen und glaubte, nun wäre er geborgen, da bekam ers mit ſeinen Widerſachern zu thun, die führeten ihn vor Gericht und verklagten ihn wegen der Tyrannei in der Cherſoneſos. Aber auch hier kam er los, und nun wurde er zum Oberſten der Athenäer ernannt, nach der Wahl des Volks.

Und zuvörderſt, als die Oberſten noch in der Stadt waren, ſchickten ſie nach Sparta einen Herold, den Feidippides, der war von Athenä und übrigens ein Tagesläufer und das war ſein Amt. Dieſer aber, wie Feidippides ſelbſt erzählte und den Athenäern berichtete, traf den Pan in der Gegend des Berges Parthenion oberhalb Tegea. Und Pan hätte den Feidippides beim Namen gerufen und ihm geſagt, er ſollte den Athenäern melden: warum ſie ihn denn ganz vernachläßigten, da er doch den Athenäern wohlgewogen wäre und ihnen bereits viel Gutes gethan und in Zukunft noch thun würde. Und die Athenäer glaubten, das wäre wahr, und als ſie wieder Ruhe und Frieden hatten, baueten ſie unter der Burg einen Tempel des Pan, und verſöhnen ihn alle Jahr durch Opfer und Fackellauf. Dieſer Feidippides alſo, der dazumal von den Oberſten abgeſchickt worden, wo ihm auch, wie er ſagte, Pan erſchienen, kam am zweiten Tage von Athenä nach Sparta. Und als er vor die Obrigkeit gekommen, ſprach er alſo:

Ihr Lakedämonier, die Athenäer bitten euch, ihr möget ihnen beiſtehen und nicht zugeben, daß die älteſte Stadt in Hellas in die Knechtſchaft barbariſcher Männer gerathe; denn ſchon iſt Eretria in die Knechtſchaft gebracht und Hellas um eine anſehnliche Stadt ſchwächer.

Alſo berichtete er, gleichwie ihm befohlen war. Sie aber beſchloſſen, den Athenäern beizuſtehen; doch war ihnen unmöglich, es gleich auf der Stelle zu thun, da ſie das Geſetz nicht wollten übertreten. Es war nämlich der neunte Tag im neuen Mond, am neunten aber könnten ſie nicht ausziehen, ſagten ſie, da der Kreis noch nicht voll wäre. Dieſe warteten alſo den Vollmond ab.

Die Barbaren aber führete Hippias nach Marathon. Den Athenäern aber, die ſich geſtellt hatten in dem heiligen Hain

Digitized by Google

des Herakles, kamen zu Hülfe die Platäer mit aller Macht. Denn es hatten sich die Platäer den Athenäern unterworfen, und die Athenäer hatten schon viel Mühe und Noth für sie übernommen. Sie unterwarfen sich nämlich also: als die Platäer von den Thebäern sehr gedrängt wurden, unterwarfen sie sich zuerst dem Kleomenes und den Lakedämoniern, die gerade in der Nähe waren. Die aber nahmens nicht an und sprachen also zu ihnen:

Wir wohnen zu weit und das möchte euch ein kalter Beistand werden; denn ihr könntet schon oft alle in Banden liegen, ehe einer von uns etwas davon erfahren. Wir rathen euch aber, daß ihr euch den Athenäern ergebet, die sind eure Nachbarn und wohl im Stande euch zu schützen.

Also riethen die Lakedämonier, nicht so sehr aus Wohlwollen zu den Platäern, als vielmehr in der Absicht, den Athenäern viele Mühe und Noth zu bereiten durch den Krieg mit den Thebäern. Die Lakedämonier also gaben den Platäern diesen Rath, und dieselbigen waren nicht ungehorsam, sondern wie die Athenäer den zwölf Göttern Opfer brachten, setzten sie sich als Schützlinge an den Altar und gaben sich in ihren Schutz. Als die Thebäer das erfuhren, zogen sie in den Streit wider die Platäer, aber die Athenäer kamen ihnen zu Hülfe. Und als sie nun eben die Schlacht beginnen wollten, gaben es die Korinthier nicht zu, denn die waren grade in der Nähe, und versöhneten sie, mit beiderseitiger Bewilligung, und bestimmten die Grenzen unter dieser Bedingung: die Thebäer sollten diejenigen Böoter in Ruhe lassen, die nicht wollten zu den Böotern gehören. Nach diesem Erkenntniß giengen die Korinthier nach Hause; die Böoter aber griffen die Athenäer an, als sie auf dem Heimzuge waren, wurden aber geschlagen im Streit. Nun überschritten die Athenäer die Grenzen, welche die Korinthier den Platäern gesetzt hatten, diese überschritten sie und machten den Asopos zur Grenze zwischen den Thebäern und zwischen den Platäern und Hysiä. Auf diese besagte Art hatten sich die Platäer in den Schutz der Athenäer gegeben, damals aber kamen sie ihnen nach Marathon zu Hülfe. Die Obersten der Athenäer aber waren getheilt in ihrer Meinung. Nämlich einige wollten nicht schlagen, denn sie wären zu schwach, mit dem Medischen Heer zu schlagen; andere aber, und darunter auch Miltiades, sagten, man müsse schlagen. Als sie nun getheilt waren und die schlechtere Meinung die Oberhand behielt, da gieng Miltiades, denn der Polemarch oder Kriegsherr, der da unter den Athenäern erwählet wird durch das Bohnenloos, hatte die eilfte Stimme, denn schon vor Alters hatten die Athenäer dem Kriegsherrn gleiches Stimmrecht gegeben mit den Obersten — es war aber dazumal Kriegsherr Kallimachos von Afidnä — zu diesem gieng Miltiades und sprach also:

Bei dir, Kallimachos, steht es jetzt, ob du Athenä in die Knechtschaft bringen oder es befreien und dir ein Denkmal stiften

Digitized by Google

willst für ewige Zeiten, wie selbst Harmodios und Aristogeiton sich nicht gestiftet. Denn so lange Athenä steht, nie ist es in größerer Gefahr gewesen. Und wenn wir den Medern unterliegen, so ist leicht zu erachten, wie es uns ergehen wird, wenn wir dem Hippias überantwortet werden; wenn aber die Stadt obsieget, so kann sie leicht die erste werden aller Hellenischen Städte. Wie nun dieses angeht und wie in deinen Händen die Entscheidung darüber lieget, will ich dir jetzo sagen. Wir zehen Obersten sind in unserer Meinung getheilt, indem einige sagen, man solle schlagen, die andern aber, man solle nicht schlagen. Wenn wir nun nicht schlagen, so fürchte ich einen großen Aufstand, der die Herzen der Athenäer umstimmet, daß sie Medisch werden; schlagen wir aber, ehe noch der Athenäer etliche auf schlechte Gedanken gerathen, so sind wir im Stande, mit der Götter Hülfe die Schlacht zu gewinnen. Dieses alles nun stehet bei dir und hängt von dir ab. Denn willst du meiner Meinung beitreten, so ist das Vaterland frei und die Stadt die erste in Hellas; trittst du aber auf die Seite derer, die wider die Schlacht sind, so wird dir von alle dem Guten, das ich dir vorgezählet, das Gegentheil zufallen.

Durch diese Rede brachte Miltiades den Kallimachos auf seine Seite, und als des Kriegsherrn Stimme dazugekommen, ward zu schlagen beschlossen. Nach diesem übergaben die Obersten, welche für die Schlacht gestimmt hatten, ihr Recht dem Miltiades, so wie eines jeglichen Befehlstag herankam; der nahm es zwar an, lieferte aber eher keine Schlacht, als bis sein eigener Tag herankam. Als aber die Reihe an ihn gekommen, da wurden die Athenäer also gestellet zur Schlacht: den rechten Flügel führete der Kriegsherr Kallimachos, denn das war so Sitte bei den Athenäern, daß der Kriegsherr den rechten Flügel hatte. Unter dessen Führung folgten nun die Stämme in ihrer Ordnung, einer nach dem andern, zuletzt aber standen, auf dem äußersten linken Flügel, die Platäer; denn seit dieser Schlacht betet der Athenäische Herold, wann die Athenäer das Opfer darbringen bei der Festversammlung, die alle fünf Jahre statt findet, zugleich für die Athenäer und für die Platäer. Als aber dazumal die Athenäer sich bei Marathon gestellt hatten, war es also: die Schlachtordnung war mit der Medischen gleich lang gemacht, in dem Mitteltreffen aber nur wenige Reihen hoch, und da war die Schlachtordnung am schwächsten, beide Flügel aber waren am stärksten an Menge. Und wie sie sich gestellet und das Opfer günstig war, da rannten die Athenäer, so wie der Befehl ergieng, in vollem Lauf auf die Barbaren ein, es waren aber nicht weniger als acht Stadien dazwischen. Die Persen aber, als sie dieselben anrennen sahn, rüsteten sich, sie zu empfangen, und meinten, die Athenäer wären wohl toll und müßten gänzlich vernichtet werden, da sie sahen, daß sie so schwach waren und noch dazu in vollem Rennen angriffen, und wurden weder durch Reiterei noch durch Schützen gedeckt. Also dachten

Digitized by Google

die Barbaren. Aber die Athenäer, wie sie in vollen Haufen an die Barbaren gekommen, fochten sie recht heldenmüthig. Denn sie sind die ersten von allen Hellenen, unseres Wissens, die im Rennen den Feind angegriffen, und die ersten, die den Anblick der Medischen Kleidung und der damit bekleideten Männer aushielten; vorher war der bloße Name der Meder schon den Hellenen ein Schrecken. Als sie nun bei Marathon stritten, dauerte es eine lange Zeit. Und im Mitteltreffen siegten die Barbaren, wo die Persen selbst und die Saken standen, hier siegten die Barbaren und brachen durch und jagten nach in das Land hinein; auf beiden Flügeln aber siegten die Athenäer und die Platäer. Und wie sie gesieget, ließen sie den geschlagenen Feind ruhig fliehen, und zogen beide Flügel zusammen und stritten wider die, so das Mitteltreffen durchbrochen, und die Athenäer gewannen den Sieg. Und als die Persen flohn, jagten sie ihnen nach und hieben nieder, bis sie an das Meer kamen, da verlangten sie Feuer und legten Hand an die Schiffe. Und zuvörderst ward in diesem Gedräng der Kriegsherr Kallimachos erschlagen, der sich sehr tapfer gehalten; es starb auch von den Obersten Stesilaos, Thrasylos Sohn; sodann fiel Kynegeiros, Euforions Sohn, der da ein Schiff bei der Krümmung des Spiegels faßte, dem wurde die Hand abgehauen mit einem Beil; außerdem noch viele andere namhafte Athenäer. Sieben Schiffe nahmen die Athenäer auf diese Art; mit den übrigen aber stachen die Barbaren in See und nahmen an Bord die Gefangenen aus Eretria von der Insel, da sie dieselben gelassen, und fuhren um Sunion herum, in der Absicht, vor den Athenäern nach der Stadt zu kommen. Die Athenäer schrieben es einem Betrug der Alkmäoniden zu, daß sie auf diesen Einfall gekommen, denn diese hätten, nach einer Verabredung mit den Persen, ihnen einen Schild gezeigt, als sie schon in See waren. Diese also segelten um Sunion herum, die Athenäer aber eileten, was sie nur laufen konnten, zur Vertheidigung nach der Stadt, und kamen eher an als die Barbaren, und lagerten sich wieder in einem Herakleion, nämlich im Kynosarges, da sie kamen aus dem Herakleion bei Marathon. Die Barbaren aber kamen mit ihren Schiffen auf die Höhe von Faleron, denn das war dazumal der Hafen der Athenäer; hier lagen sie eine Zeit lang auf hoher See vor Anker, und dann segelten sie heim nach Asien.

In dieser Schlacht bei Marathon fielen von den Barbaren an sechstausend und vierhundert Mann, von den Athenäern aber hundert und zweiundneunzig. Es fielen von jeglicher Seite so viel; es begab sich aber daselbst noch folgendes Wunder: ein Mann von Athenä, Epizelos, Kufagoras Sohn, der da im Gedräng mitfocht und sich sehr tapfer hielt, verlor mit einmal das Gesicht, ohne daß er an irgend einem Theil des Leibes geschlagen oder getroffen wurde, und blieb sein ganzes übriges Leben lang blind von dieser Zeit an. Ich habe gehört, daß er über diesen Unfall folgende Geschichte erzählet hat: es däuchte ihm,

Digitized by Google

als trete ihm ein großer gewappneter Mann entgegen, dessen Bart den ganzen Schild beschattete, und diese Erscheinung wäre bei ihm vorbeigegangen, hätte aber seinen Nebenmann erschlagen. Das erzählte Epizelos, wie ich erfahren habe.

Von den Lakedämoniern aber kamen gen Athenä zweitausend Mann nach dem Vollmond, und eileten so sehr, um noch zu rechter Zeit zu kommen, daß sie in dreien Tagen von Sparta in Attika waren. Da sie aber zu spät gekommen zur Schlacht, verlangten sie doch sehr, die Meder wenigstens zu sehen, und giengen nach Marathon und besahen sie. Und dann, wie sie die Athenäer und ihre That gelobt, giengen sie wieder nach Hause.

74. Kriegsrath der Perser.

Als aber die Nachricht von der Schlacht bei Marathon kam an den König Dareios, Hystaspes Sohn, obwohl er zuvor sehr böse war auf die Athenäer wegen ihres Angriffs auf Sardis, so wurde er nun noch viel ergrimmter und rüstete mit noch größerem Eifer zum Kriege wider Hellas. Und alsbald sandte er Boten aus in alle Städte und befahl, ein Heer zu rüsten, und legte einem jeglichen noch viel mehr auf, als sie zuvor gestellt, und Kriegsschiffe und Pferde, und Korn und Fahrzeuge. Wie dieses aller Orten angesagt worden, war ein groß Getümmel in Asien drei Jahre lang. Als sich nun die besten Leute versammelten und rüsteten wie zu einem Kriege wider Hellas, da empörten sich im vierten Jahr die Aegyptier, welche Kambyses unterworfen, wider die Perser. Da machte er noch größere Anstalten, um wider beide in den Streit zu ziehen. Wie aber Dareios sich anschickte, wider Aegypten und Athenä zu ziehen, da entstand ein großer Streit unter seinen Söhnen wegen der Oberherrschaft, denn nach dem Gesetz der Perser mußte er erst den König ernennen, ehe er in den Krieg zog .... Und als Dareios den Xerxes zum König erklärt hatte, wollte er weg in den Krieg. Aber es begab sich nach diesem und nach der Empörung von Aegypten im anderen Jahr, daß Dareios starb, nachdem er König gewesen im Ganzen sechsunddreißig Jahr, und erlebte es nicht mehr, weder die aufrührischen Aegyptier, noch die Athenäer zu züchtigen.

Als Dareios gestorben war, kam das Königreich an seinen Sohn Xerxes. Xerxes nun hatte gar nicht so großes Verlangen, gleich zu Anfang wider Hellas in den Streit zu ziehen, sondern wider Aegypten sammelte er ein Heer. Mardonios aber, der Sohn Gobryas, welcher bei ihm war und im größten Ansehen bei ihm stand, von allen Persen, redete zu ihm mit diesen Worten:

Herr, es ist doch nicht recht, daß die Athenäer, welche den Persen schon so viel Böses gethan, nicht sollen büßen für alles,

Digitized by Google

das sie gethan haben. Aber für jetzt magst du erst ausrichten, was du vorhast; doch wenn du das übermüthige Aegypten gebändiget, so ziehe zu Felde wider Athenä, damit du einen Ruhm erlangest vor der Welt und in Zukunft sich einer in Acht nehme, wider dein Land in den Streit zu ziehen.

Hiebei also lag die Rache zum Grunde, doch daneben pflegte er noch einen anderen Grund anzuführen, wie Europa ein so schönes Land wäre und Fruchtbäume trüge jeglicher Art und wäre ein vortreffliches Land, und verdiente unter den Sterblichen der König allein es zu besitzen. Das sagte er, weil er ein unruhiger Mann war und selber gern Unterkönig von Hellas werden wollte. Am Ende beredete er auch den Xerres und brachte ihn dahin, daß er es that.

Und wie sie den Xerres beredet hatten zum Kriege wider Hellas, da, im anderen Jahr nach Dareios Tode, machte er erst einen Feldzug wider die Aufrührer, und nachdem er diese bezwungen und Aegypten in noch viel härtere Knechtschaft gebracht als unter Dareios war, gab ers zu verwalten dem Achämenes, seinem Bruder und einem Sohne des Dareios. Den Achämenes aber, den Verwalter von Aegypten, erschlug einige Zeit danach Inaros, Psammitichos Sohn, ein Lybier von Geburt. Als aber Xerres, nach der Einnahme von Aegypten, vornehmen wollte den Zug wider Athenä, berief er einen engen Rath der Fürsten unter den Persen, um ihre Meinung zu hören und selber allen seinen Willen kund zu thun. Und wie sie sich versammelt hatten, sprach Xerres also:

Ihr Persischen Männer, ich will diesen Brauch nicht einführen unter euch, sondern danach thun, wie ich ihn überkommen. Denn wie ich von alten Leuten gehört, so sind wir niemals ruhig gewesen, seit wir diese unsere Herrschaft von den Medern bekommen durch den Kyros, der sie dem Astyages entrissen; sondern das ist Gottes Führung und alle diese Unternehmungen sind uns zum Guten gerathen. Was nun Kyros und Kambyses und mein Vater Dareios gethan, und welche Völker sie bezwungen, das wisset ihr recht gut und braucht man euch nicht zu sagen; ich aber habe nachgesonnen, seitdem ich den Königsstuhl bekommen, daß ich nicht zurückbliebe hinter meinen Vorgängern in dieser Würde, noch eine geringere Macht den Persen eroberte. Und wie ich so nachdenke, finde ich, daß wir Ruhm und Ehre erwerben können und ein Land, das nicht kleiner noch schlechter ist als unser jetziges, sondern noch fruchtbarer, und zu gleicher Zeit Rache und Vergeltung. Darum habe ich euch zusammen berufen, euch vorzulegen, was ich zu thun im Sinn habe. Ich will nämlich eine Brücke schlagen über den Hellespontos und das Heer durch Europa führen nach Hellas, um die Athenäer zu züchtigen für alles, das sie an den Persen und an meinem Vater gethan haben. Ihr habt gesehen, daß Dareios selber eben wider diese Leute wollte in den Streit ziehen; doch er ist gestorben und ihm ist die Rache nicht mehr zu Theil

Digitized by Google

worden. Aber ich will, für ihn und die übrigen Persen, nicht eher ruhen, als bis ich Athenä eingenommen und verbrannt, weil sie wider mich und meinen Vater den Streit angefangen. Erstlich sind sie nach Sardis gekommen mit dem Aristagoras von Miletos, unserem Knecht, und haben daselbst die heiligen Haine und die Tempel verbrannt; zum andern, was sie uns gethan, als wir landeten in ihrem Gebiet, unter der Feldhauptmannschaft des Datis und Artafernes, das wißt ihr wohl alle. Aber das ist mein Grund, wider sie in den Streit zu ziehen. Und wenn ich bedenke, so finde ich, daß uns folgender Vortheil daraus erwächset, wenn wir diese Leute bezwingen und ihre Nachbaren, die das Land des Frygers Pelops bewohnen: wir machen zur Grenze des Persenlandes die Lüfte des Himmels. Denn kein Land wird die Sonne bescheinen, das da grenzete an das unsere, sondern sie alle will ich mit euch zu einem einigen Lande machen und ganz Europa durchziehen. Denn die Sache ist so, wie ich höre: es gibt keine Stadt und kein Volk mehr auf der Welt, das im Stande wäre uns entgegen zu stehen, wenn erst die, von denen ich gesprochen, aus dem Wege geräumt sind. Also werden einige, die es wohl verschuldet, unser Joch tragen, andere aber unschuldig. Ihr aber werdet mir zu Gefallen sein, wenn ihr also thut: wann ich euch die Zeit ansage, da ihr kommen sollt, so muß ein jeder von euch bereitwillig erscheinen; wer aber kommt und das bestgerüstete Heer mitbringt, dem will ich Geschenke geben, welche die ehrenvollsten sind in unserem Volk. Dieses müßt ihr also machen; doch damit ihr nicht glaubt, ich handelte für meinen Kopf, so trag' ich euch die Sache vor, und jeder, der da Lust hat, kann seine Meinung darüber sagen.

Wie er also gesprochen, schwieg er. Nach ihm aber sprach Mardonios: o Herr, du bist der beste von allen Persen, nicht allein, die da sind, sondern auch, die da sein werden. Du hast auch alles in deiner Rede sehr schön und wahr berühret, so willst du auch nicht leiden, daß die Joner, die in Europa wohnen, das erbärmliche Volk, unser spotten. Denn es wäre doch erschrecklich, wenn wir die Saken und Inder und Aethioper und Assyrier, die den Persen nichts gethan, bloß um unsere Macht zu vermehren, in Dienstbarkeit und Knechtschaft gebracht, und die Hellenen, die doch angefangen haben den Streit, nicht züchtigen sollten. Was fürchteten wir denn? Wo ist eine versammelte Heeresmacht? Wo Geld und Mittel? Wir kennen ja ihren Streit, so wissen wir, daß ihre Macht gering ist; so haben wir ja auch ihre Kinder in unsere Dienstbarkeit gebracht, nämlich die auf unserer Veste wohnen, die da heißen die Joner und Aeoler und Dorier. Ich selbst habe schon einmal versucht, wider diese Leute zu ziehen, auf Befehl deines Vaters, und obwohl ich bis Makedonien gekommen und nicht mehr weit war von Athenä, hat sich mir keiner entgegengestellt zum Streit. Und doch pflegen die Hellenen, wie ich gehört habe, ganz unüberlegt

Digitized by Google

ihre Kriege zu führen, aus Unkunde und Unverstand. Nämlich, wenn sie einander den Krieg angekündigt, so gehen sie in die schönste und ebenste Gegend, die sie finden können, da schlagen sie sich, also daß die Sieger mit dem größten Verlust nach Hause ziehen, von den Besiegten aber will ich gar nicht einmal reden, denn die werden ganz vernichtet. Die Leute sollten, da sie eine und dieselbe Sprache haben, durch Herolde und Boten ihren Zwist ausmachen und durch jedes andere Mittel eher, als durch Schlachten; und wenn sie doch durchaus Krieg führen müßten wider einander, so müßten sie jeder die festeste Stellung suchen und da sich messen. Weil die Hellenen aber so thöricht zu Werke gehen, so haben sie, wie ich bis nach Makedonien zog, sich nicht einmal zur Schlacht gestellt. Wer aber will sich dir, o König, feindselig entgegenstellen, wenn du mit aller Macht aus Asien und allen Schiffen kommst? Meines Bedünkens versteigt sich der Hellene gar nicht zu solcher Keckheit. Sollte ich mich aber ja irren und sollten jene unverständig genug sein, wider dich zu streiten, so sollen sie erfahren, daß wir die ersten auf der Welt sind im Krieg. Doch man muß alles versuchen, denn von selbst geschieht nichts, sondern nur den Versuch pflegt der Sieg zu krönen.

Nachdem Mardonios also der Meinung des Xerres schmeichelhafter Weise beigepflichtet, hielt er inne. Wie aber die übrigen Persen schwiegen, und nicht wagten, sich gegen die vorgetragene Meinung zu erklären, da sprach Artabanos, Hystaspes Sohn, der ein Oheim des Xerres war, darauf er sich auch verließ, also: o König, wenn nicht Meinung gegen Meinung offen gesagt wird, so kann man sich nicht die bessere herausnehmen, sondern man muß thun nach dem, was gesagt ist; geschieht aber jenes, so kann mans; gleich wie wir das lautere Gold nicht an sich selber erkennen, reiben wirs aber an anderem Golde, so erkennen wir das bessere. Ich habe auch deinem Vater, meinem Bruder Dareios, abgerathen, wider die Scythen in den Streit zu ziehen, weil in ihrem ganzen Lande keine Stadt zu sehen; er aber hoffte, die Wander-Scythen zu unterwerfen und folgte meinem Rath nicht, sondern zog in den Streit und kam heim, nachdem er einen großen Theil seiner besten Leute verloren. Du aber, o König, willst in den Streit ziehen wider Männer die noch viel besser sind denn die Scythen, die gleich gut sein sollen zu Wasser und zu Lande. Was mir aber dabei zu befürchten scheint, das muß ich dir wohl sagen. Du sprichst, du willst eine Brücke schlagen über den Hellespontos und durch Europa das Heer nach Hellas führen. Nun kann es sich zutragen, daß du zu Land oder zu Wasser geschlagen wirst oder gar an beiden Orten zugleich, denn das sollen tapfere Männer sein. Das können wir auch schon abnehmen daraus, daß ein so großes Heer, welches unter Datis und Artafernes in das Attische Land eingedrungen, von den Athenäern allein geschlagen wurde. Doch es soll ihnen nicht an beiden Orten glücken; wenn sie sich aber

auf die Schiffe werfen und gewinnen eine Seeschlacht und segeln nach dem Hellespontos und brechen dann die Brücke ab: das, o König, ist zu fürchten. Ich schließe das nicht aus meinem eigenen Kopf, sondern es fehlte einmal nicht viel, so hätte uns ein solches Schicksal betroffen, als dein Vater eine Brücke geschlagen über den Thrakischen Bosporos und über den Istros und hinübergieng in das Scythenland. Da baten die Scythen die Joner um alles in der Welt, sie möchten den Uebergang abbrechen; denen war nämlich die Bewachung der Brücke über den Istros anvertraut. Und wenn dazumal Histäos, der Tyrann von Miletos, der anderen Tyrannen Meinung gefolgt wäre und sich nicht widersetzt hätte, so war es um das Persenreich gethan. Und dann es ist doch ein erschrecklicher Gedanke, daß die ganze Macht des Königs auf einem einigen Mann beruhet. Du also, begib dich nicht in eine solche Gefahr, ohne Noth, sondern folge meinem Rath. Hebe diese unsere Versammlung auf, und wenn du wiederum, nachdem du es bei dir überleget, einen Entschluß gefaßt, so thue uns kund, was dir das Beste zu sein dünket. Denn guter und wohlüberlegter Rath, denk' ich, ist doch der beste Gewinn; denn wenn uns auch eine Widerwärtigkeit begegnen will, so ist der Rath nichts desto weniger gut gewesen, das Glück hat nur den Rath besiegt; wenn aber auch dem, der sich schlecht berathen, das Glück folgt, so hat er einen blinden Fund gethan, sein Rath war nichts desto weniger schlecht. Siehst du, wie Gottes Donner immer die erhabensten Geschöpfe trifft und sie nicht läßt sich erheben in ihrem Uebermuth, die kleinen ihn aber gar nicht kümmern? Siehst du, wie sein Blitz immer in die größten Gebäude und in die höchsten Bäume schlägt? Denn Gott pflegt zu zertrümmern alles, was sich erhebet. Also wird auch ein großes Heer von einem kleinen geschlagen auf die Art, wenn Gott aus Neid einen Schrecken über sie bringt oder einen Donner, wodurch sie denn schmählicher Weise vernichtet werden; denn Gott leidet nicht, daß ein anderer sich hoch dünke, denn er. Jedes Ding aber, so man übereilet, gebiert Fehler, die zu großem Schaden zu gereichen pflegen; Zögern aber bringt Heil, wenn es auch den Augenblick nicht so aussieht, mit der Zeit aber wird sich's schon zeigen. Dir, o König, geb' ich diesen Rath. Du aber, o Mardonios, Gobryas Sohn, rede nicht ferner so thörichte Worte über die Hellenen, so schlechten Leumund verdienen sie gar nicht. Denn dadurch, daß du die Hellenen verleumdest, reizest du den König zum Krieg, und darum scheinst du mir eben allen Eifer dranzusetzen. Doch das muß nicht geschehen. Denn die Verleumdung ist eine gar schreckliche Sache. Da sind zwei, die Unrecht thun, und einer, der Unrecht leidet. Denn der Verleumder thut Unrecht, indem er einen hinter dem Rücken beschuldigt, und der thut auch Unrecht, der da glaubt, bevor ers genau untersucht; dem Abwesenden aber thun beide Unrecht auf die Art, daß ihn der eine verleumdet und der andere schlecht von ihm denkt. Aber wenn denn durch-

Digitized by Google

aus Krieg sein soll wider jene Leute: wohlan so mag der König selber daheim bleiben in Persenland; wir beide aber wollen unsere Kinder zu Pfande setzen, und du suche dir die Leute aus, welche du willst, und nimm dir ein Heer, so groß du verlangst, und ziehe damit in den Streit. Und wenn die Sache für den König so glücklich ausschlägt, wie du sagst, so mögen meine Kinder umgebracht werden, und ich dazu; kommt's aber so, wie ich sage, so sollen deine Kinder sterben und du dazu, wenn du zurückkommst. Wenn du dies aber nicht eingehen und doch mit aller Gewalt ein Heer nach Hellas führen willst: so wird, denk' ich, mancher von denen, die hier zurückbleiben, dereinst vernehmen, daß Mardonios, nachdem er die Persen in großen Schaden gebracht, von den Hunden und Vögeln zerrissen worden, entweder im Lande der Athenäer oder doch gewiß im Lande der Lakedämonier, wenn nicht gar schon vorher auf dem Wege, und dann wirst du erkannt haben, gegen was für Leute du den König beredest in den Streit zu ziehen.

Also sprach Artabanos. Xerres aber voller Zorn antwortete also: Artabanos, du bist meines Vaters Bruder, das schützt dich, daß du nicht deinen gerechten Lohn empfängst für ein so thörichtes Gerede. Doch leg' ich dir die Schmach auf, da du ein Feiger bist und kein Herz hast, daß du nicht mit mir sollst in den Streit ziehen nach Hellas, sondern sollst hier bleiben bei den Weibern; ich werde auch ohne dich in Ausführung bringen alles, was ich gesaget. Denn ich will nicht heißen der Sohn Dareios, des Sohnes Hystaspes, des Sohnes Arsames, des Sohnes Armenes (Ariaramnes), des Sohnes Teispes, des Sohnes Kyros, des Sohnes Kambyses, des Sohnes Teispes, des Sohnes Achämenes, wenn ich nicht die Athenäer züchtige. Denn ich weiß es schon, wenn wir auch wollten Ruhe halten, so werden sie's doch nicht thun, sondern gewiß unser Land angreifen, wenn man schließen darf nach dem, was sie bereits gethan, die da Sardis verbrannt und nach Asien in den Streit gezogen. Ausweichen kann also nun keiner mehr, sondern es gilt um Thun oder Leiden, ob entweder alles Land hier unter die Hellenen oder jenes unter die Persen kommen soll, denn die Feindschaft hat keinen anderen Ausweg mehr. Es ist also rühmlich für uns, daß wir unsere Beleidigung rächen, damit ich auch die Gefahr erkenne, in die ich kommen soll, wenn ich gegen solche Leute in das Feld ziehe, welche auch der Fryger Pelops, der ein Knecht war unserer Väter, besiegt hat also, daß noch bis auf den heutigen Tag die Menschen selbst und ihr Land nach des Siegers Namen genannt werden.

---

75. Xerxes und Demaratus.

Xerxes beschied zu sich den Demaratos, Aristons Sohn, der mit ihm in den Streit zog wider Hellas, den ließ er rufen und fragte ihn also:

Digitized by Google

Demaratos, ich möchte dich gern um etwas fragen. Du bist ein Hellene, und wie ich von dir und den übrigen Hellenen, die ich gesprochen, höre, nicht aus der geringsten noch der schwächsten Stadt. Nun sage mir also: werden die Hellenen wohl das Herz haben, eine Hand wider mich aufzuheben? denn ich glaube, selbst wenn alle Hellenen und alle übrigen Völker des Abendlandes sich zusammen thäten, so wären sie nicht stark genug, meinen Angriff zu bestehen, da sie nicht einig sind. Doch möchte ich gern von dir hören, was du darüber denkst.

Also fragte er. Demaratos aber antwortete und sprach: O König, soll ich nach der Wahrheit oder dir nach dem Munde reden?

Jener aber sagte, er solle die Wahrheit reden, er würde ihm deßhalb seine Gnade nicht entziehen. Als das Demaratos hörete, sprach er also: o König, da du durchaus willst, daß ich dir hierin die lautere Wahrheit sage, so kannst du sicherlich glauben und jeder kann's nachsagen: in Hellas ist die Armuth von jeher zu Hause, die Tugend aber ist ein fremdes Ding, durch Weisheit und strenges Gesetz erst eingeführt, und durch ihre Uebung schützet sich Hellas wider Armuth und Knechtschaft. Ich muß nun zwar alle Hellenen loben, die in jenen Dorischen Landschaften wohnen, doch gilt folgendes nicht von allen, sondern von den Lakedämoniern allein: erstlich, so werden sie nimmermehr deine Vorschläge annehmen, die da auf der Hellenen Knechtschaft zielen, und zum andern werden sie dir entgegen kommen zum Streit, und wenn die übrigen Hellenen alle auf deine Seite träten. Was die Zahl anbetrifft, so frage nicht, wie stark sie sind, um das thun zu können; denn wenn auch nur gerade tausend Mann, oder etwas mehr oder weniger, auszögen ins Feld, so werden diese wider dich streiten.

Als Xerres das hörete, lachte er und sprach: Demaratos, was ist das für ein Wort, daß tausend Mann streiten sollten wider ein so großes Heer! Wohlan, sprich einmal, sageſt du nicht, daß du dieser Leute König gewesen? Wolltest du also wohl gleich im Augenblick wider zehn Männer streiten? Und doch, wenn alle euer Volk so ist, wie du sageſt, so müßtest du ja, als ihr König, noch einmal so viel bestehen nach unserer Sitte. Denn wenn jeder von ihnen zehn Mann auf sich nimmt, so verlange ich, daß du zwanzig auf dich nimmst. Dann würde das seine Richtigkeit haben, was du sageſt. Wenn sie aber von der selbigen Art und von der selbigen Größe sind, wie du und die Hellenen, die ich zu Gesicht bekommen, und ihr dennoch so groß thut: so ist dein Wort wohl nur eitel Prahlerei. Denn laß uns einmal alles vernünftig überlegen: wie könnten tausend oder auch zehntausend oder auch fünfmal zehntausend Mann, die alle gleich frei sind und nicht einen einigen Herrn haben, einem so großen Heere widerstehen? da doch mehr als tausend auf einen Mann kommen, wenn sie auch fünftausend stark sind. Ja wenn sie, nach unserer Art, einen einigen Herrn hätten, so

Digitized by Google

könnten sie wohl, aus Furcht vor dem, über die Natur sich anstrengen und, durch die Geißel gezwungen, den überlegenen Feind angreifen; so aber, wenn es in ihrem freien Willen steht, thun sie gewiß nichts von dem. Ich für mein Theil glaube auch, daß die Hellenen, wenn sie auch eben so stark wären, schwerlich wider die Perser allein streiten würden. Aber bei uns ist es so, wie du sagest, wiewohl nicht häufig, sondern nur selten. Denn es gibt unter meinen Lanzenträgern Männer, die es mit drei Hellenen zugleich aufnehmen, und weil du diese nicht kennest, schwätzest du so viel närrisches Zeug.

Darauf spricht Demaratos: o König, ich wußte es gleich, daß es dir nicht lieb sein würde, wenn ich die Wahrheit sagte; weil du mich aber zwangst, dir die lauterste Wahrheit zu sagen, so sagte ich dir, wie es mit den Spartiaten steht. Und doch, wie lieb ich sie jetzo habe, weißt du selbst am besten, die mir Ehre und Würden, mein väterliches Erbe, genommen und mich zum unsteten Flüchtling gemacht haben; dein Vater aber hat mich aufgenommen und mir zu leben und ein Haus gegeben. Es ist also nicht zu denken, daß ein verständiger Mann gegen so viel erzeigtes Wohlwollen undankbar sei, sondern lieben muß er's. Ich aber verheiße mich nicht, weder gegen zehn noch gegen zwei Männer zu kämpfen, ja aus freien Stücken möcht' ich nicht einmal mit Einem kämpfen. Wenn es aber Noth ist, oder ein großer Preis darauf steht, so möcht' ich am liebsten kämpfen mit einem von den Männern, deren jeder, wie du sagst, drei Hellenen auf sich nimmt. So sind auch die Lakedämonier, wo sie Mann gegen Mann sich schlagen, nicht schlechter als was immer für Männer, zusammen aber sind sie die tapfersten von allen. Denn sie sind zwar frei, aber nicht in allen Dingen frei; denn sie haben über sich einen Herrn, das Gesetz, den fürchten sie noch viel mehr, als die Deinigen dich. Sie thun stets, was ihnen das Gesetz gebietet; es gebietet ihnen aber stets, vor keiner Heeresmacht aus der Schlacht zu fliehen, sondern in ihrer Ordnung zu bleiben und zu siegen oder zu sterben. Wenn dir aber das thörichtes Geschwätz zu sein scheint, so will ich nur in Zukunft das übrige verschweigen, jetzt hab' ich's nur gezwungen gethan. Doch dir geschehe nach deinem Wunsch, o König.

Also antwortete er. Xerres aber fieng an zu lachen und war gar nicht zornig auf ihn, sondern entließ ihn gnädig.

---

76. Die Thermopylen. (480.)

König Xerres nun lagerte sich bei Trachis im Malischen Land, die Hellenen aber in dem Paß. Derselbige Ort wird von den meisten Hellenen Thermopylä genannt, von den Leuten der Gegend aber und von den Nachbarn, Pylä oder die Pforte. Es lagerten also beide Theile an diesen Orten. Er war Herr von

allem Land in Mitternacht bis Trachis, sie aber von allem, was gen Mittag und Süden liegt auf dieser Veste.

Die Hellenen, die den König erwarteten an diesem Ort, waren diese: dreihundert Schwergerüstete aus Sparta; tausend Tegeaten und Mantinäer, von jeder Stadt die Hälfte; von Orchomenos in Arkadien hundertundzwanzig; aus dem übrigen Arkadien tausend. So viel waren Arkader; von Korinthos aber vierhundert, von Flius zweihundert, von Mykene achtzig. Die waren aus dem Peloponnesos gekommen; von den Böotern aber siebenhundert Mann aus Thespiä und vierhundert aus Thebä. Dazu kamen noch die Opuntischen Lokrer, die aufgeboten waren, mit aller ihrer Macht, und tausend Mann Foker. Denn die Hellenen hatten sie selber aufgefordert und hatten ihnen sagen lassen, sie kämen nur als Vorläufer von den andern, die übrigen Bundesgenossen würden alle Tage erwartet; zur See wären sie gedeckt, dafür wachten die Athenäer und die Aegineten und die übrigen, die zur Seemacht befehliget wären, und sie hätten gar nichts zu fürchten, denn nicht ein Gott griffe Hellas an, sondern ein Mensch, es gäbe aber keinen Sterblichen und würde auch keinen geben, dem niemals in seinem Leben ein Unglück widerfahren, und zwar dem größten das größte; es müßte also auch dem angreifenden Feind, weil er sterblich wäre, sein Vorhaben zu Schanden werden. Als dieselben das vernahmen, eilten sie herbei nach Trachis.

Diese hatten nun ihre verschiedenen Obersten nach den einzelnen Städten, der merkwürdigste von allen aber und der Oberste des gesammten Heerhaufens war der Lakedämonier Leonidas, der Sohn des Anaxandrides, des Sohnes Leon, des Sohnes Eurykratides, des Sohnes Anaxandros, des Sohnes Eurykrates, des Sohnes Polydoros, des Sohnes Alkamenes, des Sohnes Teleklos, des Sohnes Archelaos, des Sohnes Agesilaus, des Sohnes Doryssos, des Sohnes Leobotes, des Sohnes Echestratos, des Sohnes Agis, des Sohnes Eurysthenes, des Sohnes Aristodemos, des Sohnes Aristomachos, des Sohnes Kleodäos, des Sohnes Hyllos, des Sohnes Herakles. Derselbige war König in Sparta geworden ganz wider Vermuthen. Nämlich weil er noch zwei ältere Brüder hatte, Kleomenes und Dorieus, so hatte er sich aller Gedanken an das Königreich entschlagen. Da aber Kleomenes ohne männliche Erben starb und Dorieus nicht mehr am Leben, sondern auch in Sikelien umgekommen war, so kam das Königreich an Leonidas, sowohl weil er älter war als Kleombrotos, denn das war der jüngste Sohn des Anaxandrides, als auch weil er des Kleomenes Tochter zur Frau hatte. Dieser gieng dazumal nach Thermopylä, nachdem er sich auserwählt hatte seine dreihundert Männer von gesetztem Alter und die schon Kinder hatten. Und er kam an, nachdem er auch von den Thebäern so viele mitgenommen, als ich bei der Aufzählung angegeben, deren Oberster war Leontiades, Eurymachos Sohn. Diese eilete Leonidas mitzunehmen allein von allen Hellenen darum,

Digitized by Google

weil man sie sehr in Verdacht hatte, daß sie Medisch gesinnt wären. Er bot sie also auf zum Krieg, um zu sehen, ob sie Beistand schicken oder ganz offenbar von dem Hellenischen Bunde sich losſagen würden. Aber sie schickten, obgleich sie ganz anders gesinnt waren. Diese Leute mit dem Leonidas schickten die Spartiaten voran, damit die übrigen Bundesgenossen in den Streit zögen, wenn sie diese sähen, und nicht auch Medisch würden, wenn sie noch aufschöben; sie wollten nur erst das Fest Karneia feiern, das vor der Thür war, und sodann eine Wache in Sparta lassen und eilends mit aller Macht in das Feld ziehen. So gedachten auch die übrigen Hellenen, es eben so zu machen, denn das Olympische Fest fiel gerade in diese Zeit. Sie glaubten nun gar nicht, daß der Kampf in Thermopylä so schnell würde entschieden werden, darum schickten sie diese voran. Also gedachten sie zu thun.

Die Hellenen in Thermopylä aber fürchteten sich, als der Perse dem Paß sich näherte, und hielten Rath über den Rückzug. Die übrigen Peloponnesier nun wollten nach dem Peloponnesos gehen und den Isthmos besetzen; Leonidas aber, als die Foker und Lokrer sich dieser Meinung heftig widersetzten, stimmte dahin, sie wollten daselbst bleiben und Boten in die Städte senden, die da sollten um Verstärkung bitten, denn sie wären zu schwach, das Mederheer abzuwehren.

Wie sie also Rath hielten, schickte Xerres einen Späher zu Pferde ab, um zu sehen, wie stark sie wären und was sie thäten. Denn er hatte schon in Thessalien gehört, daß sich hier ein kleines Heer versammelt hätte und daß seine Anführer wären die Lakedämonier und Leonidas vom Geschlecht des Herakles. Und als der Reiter an das Lager heranritt, überschaute und sah er zwar nicht das ganze Lager, denn die jenseits der Mauer standen, welche sie aufgerichtet hatten und bewachten, konnte er nicht übersehen, sondern er bemerkte nur die, welche außerhalb vor dem Eingang lagerten. Es hatten aber gerade zu der selbigen Zeit die Lakedämonier draußen die Wache, und er sah, wie einige Männer turneten, andere aber ihre Haare kämmten. Als er das erblickte, verwunderte er sich und merkte sich ihre Zahl. Und als er sich alles genau gemerkt, ritt er ganz ruhig wieder zurück; denn keiner verfolgte ihn, und sie bekümmerten sich gar nicht um ihn. Und als er zurückkam, sagte er dem Xerres alles, was er gesehen. Als Xerres das hörete, konnte er die Wahrheit nicht abnehmen, daß sie sich bereiteten zum Tod oder zum Sieg nach aller Kraft, sondern ihr Thun kam ihm lächerlich vor. Darum ließ er zu sich rufen den Demaratos, Aristons Sohn, der in seinem Heere war, und wie der ankam, fragte ihn Xerres nach allem, denn er wollte gern wissen, was die Lakedämonier thäten. Der also sprach:

Schon zuvor, als wir aufbrachen nach Hellas, hab' ich mit dir, o König, über diese Männer gesprochen, und du hast mich ausgelacht, als ich dir sagte, wie diese Sache nach meiner

Digitized by Google

Einsicht kommen würde. Denn es ist für mich ein gefährliches Amt, die Wahrheit zu reden vor dir, o König, jedoch vernimm sie auch jetzo. Diese Männer sind gekommen, um uns den Paß streitig zu machen, und dazu bereiten sie sich. Denn das ist Sitte bei ihnen: wenn sie ihr Leben auf das Spiel setzen wollen, dann schmücken sie ihr Haupt. Wisse aber, wenn du diese, und was in Sparta geblieben, bezwingest, so ist kein Volk auf der Welt mehr, das es wagt, wider dich, o König, den Arm aufzuheben. Denn jetzo hast du es mit dem schönsten Königreich und mit den tapfersten Männern zu thun.

Das däuchte aber dem Xerres ganz unglaublich und er fragte zum andern, auf welche Art ein so kleiner Haufen sein Heer sollte bekämpfen können. Jener aber sprach:

O König, du sollst mich für einen Lügner ansehen, wenn es nicht so kommt, wie ich sage.

Xerres aber glaubte ihm dennoch nicht. Er ließ nun vier Tage vorbeigehen, denn er hoffte immer, sie würden davonlaufen. Am fünften aber, als sie sich nicht zurückzogen, sondern er deutlich einsah, sie wären unverschämt und unklug genug, stehen zu bleiben, schickte er wider sie die Medier und die Kissier voller Wuth, und befahl ihnen, sie lebendig zu fahen und vor sein Angesicht zu führen. Als nun die Meder andrangen und ihren Angriff machten auf die Hellenen, fielen eine Menge, die andern aber rückten näher und konnten sie nicht zum Weichen bringen, obwohl ihr Verlust beträchtlich war. Da ward es denn aller Welt und vornehmlich dem König offenbar, daß es wohl viel Menschen wären, aber wenig Männer. Das Treffen aber dauerte den ganzen Tag. Nachdem aber die Meder hart zugerichtet waren, da wichen diese zurück, und an ihrer Stelle rückten die Persen vor, welche der König die Unsterblichen nannte und deren Oberster Hydarnes war, als würden sie bald mit ihnen fertig werden. Und als auch diese mit den Hellenen handgemein wurden, richteten sie nicht mehr aus als das Medische Heer, sondern es gieng ihnen eben so, weil sie in dem engen Paß stritten und kürzere Speere hatten als die Hellenen und von ihrer Uebermacht nicht konnten Gebrauch machen. Die Lakedämonier aber fochten wacker und brav, und zeigten, daß sie den Krieg verstanden, der Feind aber nicht; besonders dadurch: sie wandten ihnen zuweilen den Rücken und flohen dann alle mit einmal; die Barbaren aber, die sie fliehen sahen, jagten ihnen nach mit Lärm und Geschrei; sie aber wandten sich, wenn jene nahe an sie gekommen, den Barbaren entgegen, und auf die Art erlegten sie eine unzählige Menge von Persen, es fielen aber auch von den Spartiaten einige wenige. Als nun die Persen den Paß nicht erstürmen konnten, obwohl sie in einzelnen Schaaren und mit der ganzen Macht angriffen, zogen sie sich zurück. Während dieses Handgemenges soll Xerres, der zusah, dreimal von seinem Stuhl aufgesprungen sein, aus Furcht für sein Heer. Damals nun kämpften sie also; am folgenden Tag

Digitized by Google

aber fochten die Barbaren nicht glücklicher. Nämlich sie griffen an in der Hoffnung, weil der Hellenen nur so wenige wären, so würden sie alle verwundet und nicht mehr im Stande sein, einen Arm zu rühren. Aber die Hellenen standen in ihren Gliedern nach den Völkerschaften und fochten ein jeglicher an seinem Theil, ohne die Foker; die standen auf dem Berge, den Fußpfad zu bewachen. Als es nun die Persen um nichts anders fanden, als den vorigen Tag, zogen sie sich zurück.

Wie nun Xerres nicht wußte, was er dabei thun sollte, trat vor ihn Epialtes, Eurydemos Sohn, ein Malier, in der Meinung, eine große Belohnung von dem König zu erhalten, und sagte ihm an den Fußpfad, der über das Gebirg nach Thermopylä führte, und verderbte die Hellenen, welche dort standen.

Dem Xerres aber gefiel, was Epialtes auszurichten verhieß, und er ward alsbald sehr erfreut und schickte ab den Hydarnes und deren Oberster Hydarnes war. Sie brachen auf um die Zeit, da man die Leuchten anzündet, aus dem Lager. Diesen Fußpfad aber haben entdeckt die Malier, die in der Gegend wohnen, und führten die Thessaler hinüber wider die Foker, damals als die Foker den Paß durch eine Mauer verwahrt und sich gegen den Angriff gedeckt hatten; seit der Zeit aber haben die Malier keinen Vortheil davon gehabt. Es ist aber dieser Fußpfad also beschaffen: er fängt an bei dem Asopos, der durch die Schlucht läuft; es hat aber dieser Berg und der Fußpfad den selbigen Namen, Anopäa; es gehet aber dieser Anopäa hinauf bis auf den Rücken des Berges und endiget bei Alpenos, der ersten Lokrischen Stadt von den Maliern aus, und bei dem Stein, der da heißet Melampygos und den Sitzen der Kerkoper. Da ist auch die schmalste Stelle. Auf diesem Fußpfad nun, der also beschaffen, zogen die Persen einher, nachdem sie über den Asopos gegangen, die ganze Nacht, indem sie rechts das Oetäische, links das Trachinische Gebirg hatten. Wie die Morgenröthe hervorkam, waren sie auf der Höhe des Berges. Hier standen eben, wie ich schon zuvor gesagt, tausend Mann schwer gerüstete Foker, um ihr eigenes Land zu schützen und den Fußpfad zu bewachen; denn der Paß unten ward vertheidigt von den Leuten, die wir schon kennen, den Fußpfad über das Gebirg aber hatten die Foker zu vertheidigen freiwillig gegen den Leonidas sich erboten. Es merkten aber die Foker, daß jene heraufgestiegen, auf diese Art: die Persen nämlich waren unbemerkt bis oben auf den Berg gekommen, weil alles dicht voller Eichen stand. Es war aber ganz stilles Wetter, und wie ein großes Geräusch entstand, wie natürlich, weil das Laub unter ihren Füßen rauschte, sprangen die Foker auf und legten ihre Rüstung an. Und alsbald erschienen auch die Barbaren, und wie sie dort Männer sahen, die ihre Rüstung anlegten, verwunderten sie sich; denn sie hatten gehofft, es würde sich ihnen nichts entgegenstellen und nun stießen sie auf einen Heerhaufen. Da

Digitized by Google

fürchtete Hydarnes, die Foker möchten Lakedämonier sein, und fragte den Epialtes, was das für Landsleute wären. Und wie er's erfuhr nach der Wahrheit, stellte er die Persen in Schlachtordnung. Und wie die Foker von einem dichten Pfeilregen getroffen wurden, entflohen sie auf den Gipfel des Berges, denn sie glaubten, die wären eigentlich ihretwegen gekommen, und bereiteten sich zum Tode. Also dachten sie; die Persen aber mit dem Epialtes und Hydarnes kümmerten sich um die Foker gar nicht, sondern giengen eilends den Berg hinab.

Den Hellenen aber bei Thermopylä hatte zuerst der Wahrsager Megistias, wie er die Opfer betrachtet, vorhergesagt, daß sie am Morgen ihren Tod finden würden. Sodann kamen Ueberläufer, die ihnen ansagten, daß die Persen über den Berg giengen. Die zeigten es ihnen noch während der Nacht an, zum dritten aber die Späher, die kamen von den Höhen heruntergelaufen, als schon der Tag angebrochen war. Da hielten die Hellenen Rath und ihre Meinungen waren getheilt. Nämlich ein Theil wollte nicht zugeben, daß man den Platz verließe, der andere stritt dagegen. Nach diesem trennten sie sich und ein Theil zog ab und giengen auseinander, ein jeglicher in seine Stadt; andere aber mit dem Leonidas rüsteten sich, daselbst zu bleiben. Es wird erzählt, daß Leonidas selber sie fortgeschickt, aus Sorge für ihr Leben; ihm aber und seinen Spartiaten hätte es nicht geziemt, den Platz zu verlassen, zu dessen Vertheidigung sie eigentlich abgesandt. Ich aber bin vielmehr der Meinung, daß Leonidas den Bundesgenossen den Befehl zum Rückzug gegeben, als er sah, wie sie nicht von ganzem Herzen dabei waren, und nicht freiwillig mit in den Tod gehen wollten, daß es ihm selbst aber nicht geziemt wegzugehen. Und durch sein Bleiben hat er sich großen Ruhm erworben und Sparta's Glück ward nicht getrübt. Nämlich die Spartiaten hatten, als sie den Gott befragten über diesen Krieg gleich zu Anfang desselben, den Spruch bekommen: entweder Lakedämon würde von den Barbaren zerstört werden oder ihr König würde fallen. Diesen Spruch gab er ihnen in sechsmaßigen Versen, die lauteten also:

Euch, o ihr Bewohner der räumigen Stadt Lakedämon,
Wird entweder die Stadt, die hochgepriesene, fallen
Durch das Persische Volk; wo nicht, so beweint Lakedämon
Eines Königes Tod, der entsproß vom Stamm des Herakles.
Jenem kann der Stiere Gewalt nicht oder der Löwen
Widerstehn, er ist mächtig wie Zeus, und eher fürwahr nicht
Endet er, bis er sich der Könige einen dahinnimmt.

Das bedachte Leonidas, und weil er den Spartiaten allein den Ruhm wollte zuwenden, schickte er die Bundesgenossen weg, und das glaub ich viel eher, als daß sie uneins geworden und so ohne alle Ordnung davon gegangen wären. Dafür zeuget auch folgendes gar sehr: nämlich es ist bekannt, daß Leonidas nicht allein die übrigen, sondern auch den Wahrsager, welcher dem Heer folgte, den Akarnaner Megistias, der ursprünglich vom Melampus abstammen soll, denselbigen, der ihnen aus dem

Digitized by Google

Opfer weissagte, wie es ihnen ergehen würde — daß er auch diesen weggehen hieß, damit er nicht umkäme mit ihnen. Dieser aber verließ sie dennoch nicht, trotz dem Befehl, seinen einzigen Sohn aber, der mit ins Feld gezogen, schickte er weg. Die entlassenen Bundesgenossen also zogen ab, und gehorchten dem Leonidas; die Thesbier und Thebäer aber blieben allein bei den Lakedämoniern. Die Thebäer blieben wider ihren Willen und ungern, denn Leonidas hielt sie fest, und betrachtete sie als Geiseln, die Thesbier aber mit freudigem Herzen, und sagten, sie wollten den Leonidas und seine Leute nicht verlassen und nach Hause gehen, sondern blieben da, und starben mit ihnen. Es war aber ihr Oberster Demofilos, Diadromas Sohn.

Xerres aber, nachdem er der aufgehenden Sonne gespendet, wartete noch eine Zeit lang, und ungefähr um die Stunde, da der Markt voll wird, rückte er heran, denn so hatte es Epialtes angegeben. Denn der Weg den Berg hinunter ist kürzer als der Weg um den Berg und hinauf. Und die Barbaren mit dem Xerres rückten näher, und die Hellenen mit dem Leonidas, weil sie nun in den Tod hinauszogen, giengen jetzt viel weiter vor in die Breite der Schlucht als zu Anfang, denn die Schutzwehr der Mauer deckte sie. Die vorigen Tage waren sie in die Enge hervorgekommen zum Streit; nun aber trafen sie sich jenseits der Engen, und da fielen eine Menge Barbaren. Denn hinter den Gliedern standen die Hauptleute mit Geißeln, die hieben darauf los und trieben sie immer vorwärts. Viele von ihnen nun stürzten ins Meer und ertranken, weit mehr aber wurden lebendig zertreten; es mochte sterben, was starb. Denn weil die Hellenen wußten, ihr Tod wäre ihnen gewiß durch die, welche den Berg umgangen, so setzte ein jeglicher alle seine Kraft dran wider die Barbaren, und schonte weder sein noch des Feindes. Nun waren aber damals schon den meisten ihre Lanzen zerbrochen, da giengen sie den Persen mit dem Schwert zu Leibe. Und Leonidas fiel in diesem Getümmel, nachdem er heldenmäßig gekämpft, und mit ihm viele namhafte Spartiaten. Die Namen dieser würdigen Männer hab' ich erfahren, ich weiß auch die Namen aller Dreihundert. Aber es fiel auch von den Persen eine große Zahl, darunter auch zwei Söhne des Dareios, Abrokomes und Hyperanthes, die dem Dareios des Atarnes Tochter Fratagune geboren. Atarnes aber war des Königs Dareios Bruder und ein Sohn des Hystaspes, des Sohnes Arsames; der gab dem Dareios seine Tochter, und dazu gab er ihm sein ganzes Vermögen, denn er hatte nur das einzige Kind. Zwei Brüder des Xerres fielen also hier in dem Streit, und über dem Leichnam des Leonidas entstand ein großes Gedränge der Persen und Lakedämonier, bis daß die Hellenen ihn durch ihre Tapferkeit fortbrachten und den Feind viermal in die Flucht jagten. Das dauerte so lange, bis die mit dem Epialtes dazu kamen. Als aber die Hellenen diese ankommen sahen, da gewann der Streit eine andere Gestalt. Denn sie wichen zurück in die Enge des

Digitized by Google

Wegs und giengen wieder hinter die Mauer und kamen und setzten sich auf den Hügel alle zusammen auf einen Haufen, ohne die Thebäer. Dieser Hügel aber ist in dem Eingang, da wo jetzt der steinerne Löwe zur Ehre des Leonidas steht. Hier an dieser Stelle wehrten sie sich mit den Schwertern, die noch welche hatten, und mit Hand und Mund, aber die Barbaren begruben sie unter ihren Schlägen, denn ein Theil jagte ihnen nach und riß die Schutzmauer nieder, die andern aber umringten sie von allen Seiten.

Da nun die Lakedämonier und Thespier sich also hielten, soll sich doch am tapfersten gezeigt haben Dienekes von Sparta. Der soll folgendes Wort gesprochen haben, noch ehe es zum Treffen kam mit den Medern, als er von der Trachinier einem hörte, daß wenn die Barbaren ihr Geschoß abschössen, würde die Sonne verdunkelt werden durch die Menge der Pfeile, so groß wär' ihre Menge: da soll er, unerschrocken und unbekümmert um die Menge der Meder, gesagt haben: das wäre ja recht schön für sie, was der Trachinische Freund berichtete; wenn die Meder die Sonne verdunkelten, so würde man mit ihnen im Schatten fechten und nicht in der Sonne. Diese und dergleichen Reden mehr soll der Lakedämonier Dienekes geführt haben, zu seinem Gedächtniß. Nach diesem aber, sagen die Lakedämonier, hätten sich am tapfersten gehalten zween Brüder, Alfeos und Maron, Orsifantos Söhne. Von den Thespiern aber that sich am meisten hervor Dithyrambos, Harmatides Sohn.

Sie wurden an der Stelle begraben, da sie fielen, und für sie, und die da gestorben, ehe Leonidas die andern entlassen, ist eine Inschrift errichtet, die lautet also:

Mit dreihundertmal Zehntausenden kämpfeten einstmals
Hier viertausend Mann Peloponnesiervolk.

Diese Inschrift geht auf alle, folgende aber auf die Spartiaten besonders:

Fremdling, melde dem Volk Lakedämons, daß wir allhier ruhn,
Weil in Gehorsam wir seine Gebote befolgt.

Das ist für die Lakedämonier, aber für den Wahrsager folgendes:

Allhier ist das Grab des Megistias, welchen die Meder
An dem Spercheios-Strom einst zu den Todten gesandt.
Wohl erkannte den kommenden Tod der gepriesene Seher;
Dennoch verließ die Schaar Spartischer Helden er nicht.

Mit diesen Inschriften und den Säulen, ohne die Inschrift auf den Wahrsager, haben die Amfiktyonen sie geehrt; die Inschrift auf den Wahrsager Megistias aber hat Simonides, Leoprepes Sohn, aus Freundschaft gemacht.

Es wird nun erzählt, daß Zween von den Dreihunderten, Eurytos und Aristodemos, hätten alle beide, wenn sie einig gewesen, sich zusammen retten können nach Sparta, weil sie von dem Leonidas aus dem Lager fortgeschickt waren und zu Alpenos lagen wegen sehr schlimmer Augenkrankheit; oder wenn sie nicht wollten nach Hause gehen, so hätten sie sterben können mit den übrigen zugleich. Da es ihnen nun freistand, eines von beiden

Digitized by Google

zu thun, wollten sie sich nicht vertragen, sondern waren verschiedener Meinung. Und Eurytos, als er erfahren, daß die Perser über den Berg gegangen, forderte seine Rüstung und legte sie an, und befahl seinem Heloten, ihn zu den Kämpfenden zu führen, und wie ihn dieser dahin geführt, lief der Führer davon, er selbst aber fiel in den Haufen und ward erschlagen; Aristodemos aber rettete sein Leben durch die Flucht. Wenn nun Aristodemos allein krank gewesen und nach Sparta zurückgekommen, oder wenn auch beide zusammen nach Hause gekommen wären, so hätten ihnen, glaub' ich, die Spartiaten nichts gethan; da nun aber der eine gestorben war und der andere nicht hatte sterben wollen, obgleich er die selbige Veranlassung hatte, so mußten sie nothwendig auf den Aristodemos sehr böse werden. Einige nun sagen, auf die Art hätte sich Aristodemos nach Sparta gerettet und unter solchem Vorwand; andere aber sagen, er wäre als Bote abgesandt gewesen aus dem Lager und hätte noch können zur rechten Zeit wiederkommen zu der begonnenen Schlacht, hätte aber nicht gewollt, sondern hätte es unterwegs abgewartet, und so wäre er am Leben geblieben; jener aber, sein Mitbote, wäre noch zur Schlacht gekommen und erschlagen worden. Als aber Aristodemos nach Lakedämon zurückkam, fiel er in Schimpf und Unehrlichkeit. Die Unehrlichkeit nämlich bestand darin: kein Mensch in Sparta zündete ihm Feuer an, noch sprach mit ihm; der Schimpf aber darin, daß er der Flüchtling Aristodemos genannt wurde. In der Schlacht bei Platää aber tilgte er alle seine Schuld wieder aus. Man erzählt auch, daß noch einer von den Dreihunderten, der als Bote nach Thessalien verschickt worden, übergeblieben sei, und der hätte Pantites geheißen; der hätte sich, wie er nach Sparta zurückgekommen und unehrlich wurde, erhenkt.

77. Hannibals Zug über die Alpen.* (218.)

Hannibal hatte die Stadt Sagunt erobert und damit die Veranlassung zum zweiten Punischen Kriege gegeben. Nun faßte er den kühnen Plan, über die Pyrenäen und Alpen in Italien einzudringen und im Herzen dieses Landes die Römer selbst anzugreifen. Während Gesandtschaften zwischen Rom und Karthago vergeblich wegen des Friedens verhandelten, traf er zu Neukarthago alle Vorbereitungen, seinen Plan ungesäumt in Ausführung zu bringen. Als er sodann die Nachricht erhielt, daß der Krieg entschieden sei, zog er mit Anbruch des Frühlings seine Truppen zusammen, deckte Afrika durch ein starkes Heer Hispanier, in Hispanien dagegen ließ er seinen Bruder Hasdrubal mit einem Heer Africanischer Truppen und einer kleinen Flotte zurück, und er selbst gieng mit neunzigtausend Mann zu

* Nach Livius von K. Fr. W. Lanz.

Digitized by Google

Fuß und zwölftausend Reitern über den Iberus. Die Päſſe der Pyrenäen beſetzte er mit eilftausend Mann unter dem Befehl ſeines Bruders Hanno, einige tauſend Unzufriedene entließ er in ihre Heimath, mit den übrigen Truppen überſtieg er das Pyrenäiſche Gebirg. Die Galliſchen Völker von da bis zu den Alpen wußte er theils durch Geſchenke zu gewinnen, theils bezwang er ſie mit gewaffneter Hand. So mußte er den Uebergang über den Rhodanus erkämpfen. Hier traf er in der Gegend von Maſſilia zuerſt auf ein Römiſches Heer unter Publius Cornelius Scipio, welcher mit einer Flotte auf dem Wege nach Hiſpanien begriffen, auf die Nachricht, Hannibal habe die Pyrenäen überſtiegen, an der Mündung des Rhodanus gelandet war. Aber nicht willens, eher als in Italien ſich mit den Römern in einen Kampf einzulaſſen, wich er demſelben aus und zog ſich eilends nördlicher: nur kleine Reitergeſchwader trafen in hitzigem Kampfe zuſammen.

Hier ward dem Heere Hannibals bange, nicht ſowohl vor dem Feinde, als vor dem ungeheuren Weg und den Alpen, deren Schreckniſſe und Gefahren der Ruf noch weit fürchterlicher ſchilderte. Er berief daher ſeine Krieger zuſammen und ſuchte durch ermunterndes Zureden ihren Muth wieder zu heben: „Woher jetzt der plötzliche Schrecken in der ſonſt furchtloſen Bruſt der tapferen Krieger, die alle Völker und Länder Hiſpaniens beſiegt? Als die Römer die Auslieferung aller Belagerer Sagunts, als wären es Verbrecher, verlangten, als ſie voller Entrüſtung über den Iberus geſetzt, damals habe ihnen kein Zug vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang zu weit geſchienen, um den Namen der Römer zu vertilgen. Jetzt ſei bereits der größte Theil des Weges zurückgelegt, die größte Gefahr beſtanden: vor den Thoren Italiens ſtänden ſie; und was ſeien denn die Alpen anders als hohe Berge? Geſetzt, dieſe ſeien auch höher als die Pyrenäen; nirgends reiche doch der Erdboden bis zum Himmel. Die Alpen ſeien bewohnt, bebaut: zwar wenig gangbar, doch nicht unwegſam, auch für ein Heer. Die Geſandten der Bojer, die zu ihnen gekommen, ſeien nicht herübergeflogen. Entweder müßten ſie dem Volke, das ſie in dieſen Tagen ſo oft beſiegten, den Preis des Muths und der Tapferkeit einräumen, oder das Ziel ihres Marſches an der Tiber und an Roms Mauern erwarten.“

Nachdem er durch ſolchen Zuſpruch ihren Muth wieder aufgerichtet hatte, zog er in nördlicher Richtung ohne Schwierigkeit bis an den Fluß Druentia. Dieſer aber, ohnedieß nicht ſchiffbar und reißenden Laufs und damals noch dazu durch Regen angeſchwollen, brachte ihnen beim Ueberſetzen große Noth und Gefahr. Von da gelangten ſie unangefochten und auf ebenem Wege bis an den Fuß der Alpen. Hatten ſich gleich die Soldaten von dieſen ſchon eine Vorſtellung gemacht, wie das Gerücht ſie gab, das ungekannte Dinge gewöhnlich übertreibt; ſo erregten doch jetzt die Höhe der Berge, nun in der Nähe geſehen, die

Digitized by Google

fast in den Himmel reichenden Schneemassen, die elenden aus den Felsen hängenden Hütten, das vor Kälte zusammengeschrumpfte Vieh, die struppigen und schmutzigen Menschen, die ganze belebte und unbelebte Natur starrend von Frost und alle die übrigen Erscheinungen, die im Anblicke noch gräßlicher waren, wie in der Schilderung, — von neuem ihr Entsetzen. Als der Zug die vorderen Hügel hinangieng, wurden sie gewahr, daß die Bergbewohner die überragenden Höhen besetzt hielten. Hannibal ließ Halt machen und schickte Gallier voraus, um die Gegend zu untersuchen. Als er erfuhr, daß hier kein Durchgang möglich sei, so nahm er in dem weitesten Thale, daß er zwischen den steilen Felsen und Klippen fand, sein Lager. Wie er aber weiter hörte, daß der Paß nur bei Tage besetzt sei, so rückte er mit Tagesanbruch bis an den Fuß der Anhöhen, als wolle er vor ihren Augen bei hellem Tage hindurchdringen; dann brachte er, um seine Absicht noch mehr zu verdecken, den Tag damit hin, ein verschanztes Lager zu beziehen; sobald er aber merkte, daß die Feinde die Höhen verlassen hatten, zündete er zum Schein viele Wachtfeuer an und drang, während er Gepäcke, Reiterei und den größten Theil des Fußvolks zurückließ, mit den besten Truppen ohne Gepäck eiligst durch den Paß und besetzte dieselben Höhen, welche der Feind inne gehabt hatte. Mit dem frühesten Morgen brach sodann das Lager auf und der Zug der Zurückgebliebenen begann. Schon wollten die Bergbewohner ihren gewohnten Posten besetzen, als sie unerwartet einen Theil der Feinde im Besitze der Höhen über ihren Häuptern stehen, die andern durch die Straße ziehen sahen. Anfangs standen sie ganz bestürzt; wie sie aber das Gedränge im Paß und den Zug schon durch sein eigenes Getümmel, zumeist aber weil die Pferde scheuten, in Verwirrung sahen, so kamen sie auf allen Seiten über Felsen und Klippen herangerannt. Da sahen sich die Punier zugleich dem Kampf mit dem Feinde und der Ungunst des Ortes ausgesetzt: größer noch war der Streit unter ihnen selbst, indem jeder nur für sich der Gefahr am geschwindesten zu entkommen trachtete: die Pferde, scheu geworden durch das verwirrte Geschrei, das durch die Wälder und Thäler wiederhallte und durch Wunden gar wild gemacht, traten Menschen und Gepäck zu Boden: Viele wurden in dem Gedränge in den Abgrund hinabgestoßen und gleich Lavinen rollten die Packthiere mit ihrer Last hinunter. Bei diesem gräßlichen Anblick hielt Hannibal auf der Höhe anfangs seine Leute zurück, um nicht die Verwirrung zu vermehren; als er aber Gefahr sah, alles Gepäcke zu verlieren, eilte er herab, zerstreute beim ersten Angriff die Feinde und bald war in Ruhe und Ordnung das Heer durchgeführt. Hierauf eroberte er die Hauptfeste der Gegend und die umliegenden Dörfer und nährte und erquickte seine Leute drei Tage lang mit der Beute, während er ungehindert eine bedeutende Strecke zurücklegte.

Darauf kam man zu einem andern Bergvolke, das durch

Digitized by Google

List und Hinterhalt große Gefahr bereitete. Die Oberhäupter der kleinen Festungen, bejahrte Männer, fanden sich als Gesandte ein und sprachen: „Durch fremdes Unglück belehrt, möchten sie lieber die Freundschaft als die Uebermacht der Punier erfahren. Also würden sie gehorsam alle Befehle vollziehen. Er möge Lebensmittel, Wegweiser und für die Sicherheit ihrer Versprechungen Geiseln annehmen." Hannibal wollte ihnen weder blindlings glauben, noch auch, um sie nicht zu offenen Feinden zu machen, sie geradezu abweisen: er antwortete ihnen freundlich, nahm die Geiseln an, die sie ihm gaben, und machte von den Lebensmitteln, welche sie an den Weg gebracht hatten, Gebrauch, folgte jedoch ihren Wegweisern, gar nicht wie in Freundesland, mit völlig geordnetem Heer. Die Elephanten und die Reiterei bildeten den Vortrab, er selbst folgte mit dem Kerne seines Fußvolks, nach allen Seiten auf seiner Hut. Kaum befand man sich auf einem schmäleren Wege am Abhange einer darüber her hängenden Berghöhe, so brachen die Eingebornen allenthalben von vorn und von hinten aus ihrem Hinterhalte hervor, griffen aus der Nähe und Ferne an und wälzten große Felsstücke auf den Zug hinab; ihr größter Haufe warf sich auf den Nachtrab, der schlagfertig sich augenblicklich gegen sie wandte, und so ward es offenbar, daß man nur durch diese Vorsicht einer ungeheuern Niederlage entgieng. Noch drohete große Gefahr und nahes Verderben: denn von der Seite quer heranstürzend durchbrachen die Bergbewohner die Mitte des Zuges und besetzten den Weg, so daß Hannibal eine Nacht hindurch von der Reiterei und dem Gepäcke getrennt war. Erst den folgenden Tag vereinigte sich das Heer wieder und zog, wiewohl nicht ohne Einbuße, durch den Paß. Von jetzt an fielen die Bergbewohner nur noch in kleineren Haufen, mehr wie Räuber als wie ordentliche Krieger, bald den Vortrab bald den Nachzug an, je nachdem entweder die Gegend sie einlud oder bald zu weit Vorausgegangene bald Zurückgebliebene Gelegenheit darboten. Die Elephanten ließen sich zwar nur sehr langsam durch die engen steilen Felsen treiben, aber sie deckten auch, wo sie nur giengen, den Zug gegen die Feinde, die sich ihnen nicht zu nähern wagten.

Am neunten Tage erreichte man den Gipfel der Alpen, meist auf unwegsamen Pfaden und Irrgängen, weil sie entweder von den Wegweisern absichtlich irregeleitet wurden, oder weil sie selbst, wenn sie diesen nicht trauten, sich auf gut Glück in Thäler hinein wagten, wo sie einen Weg vermutheten. Zwei Tage wurde auf der Höhe gerastet und den ermüdeten Truppen Erholung vergönnt. Hier gesellte sich zu dem bisherigen Ungemach auch die Beschwerde, durch tiefen, plötzlich gefallenen Schnee zu waten. Als nun das Heer verdrossen weiter zog und Unlust und Verzweiflung auf allen Gesichtern zu lesen war, stellte sich Hannibal an die Spitze des Zuges, ließ die Soldaten auf dem Vorsprung eines Berges, wo man eine weite Aussicht hatte, Halt machen und zeigte ihnen von da Italien und die reizende

Digitized by Google

Ebene des Po, die hier vor ihren Blicken lag, mit der Versicherung: „mit den Mauern Italiens überstiegen sie jetzt auch die der Stadt Rom. Von nun an sei ihr Weg durchaus eben oder bergab. Nach einem, höchstens zwei Treffen würden sie die Hauptstadt Italiens sammt der Burg in ihrer Gewalt haben.“ Hierauf gieng der Zug weiter, ohne fernere Anfechtungen von Seiten der Feinde. Indeß war der Weg hinab weit beschwerlicher als herauf, weil die Alpen auf der Seite nach Italien hin zwar minder hoch, aber auch steiler sind. Beinahe der ganze Weg war jäh, eng, schlüpfrig, so daß weder, wer nur ein wenig wankte, sich des Fallens erwehren, noch der Hingefallene auf seiner Stelle sich halten konnte und also Menschen und Vieh, eins über das andere, hinstürzten.

Nun kam man auf eine noch viel schmalere Felsenwand, wo die Steinmassen so senkrecht standen, daß kaum ein unbelasteter Krieger, mit den Händen an den hervorragenden Gesträuchen und Wurzeln sich haltend, hinabkommen konnte. Die von Natur schon jähe Stelle war durch einen neulichen Erdfall zu einer Tiefe von wohl tausend Fuß abgerissen. Hannibal überzeugte sich selbst, daß man hier durchaus nicht weiter könne und glaubte sich entschließen zu müssen, sein Heer auf einem Umwege durch die ungebahnten, nie betretenen Umgebungen zu führen. Aber dieser Weg war vollends unmöglich. So lange nämlich der neue, mäßig hoch gefallene Schnee auf dem alten lag, hatten sie leicht festen Tritt; als derselbe aber durch den Heerzug so vieler Menschen und Thiere zertreten war, da giengen sie auf dem nackten untern Eis und auf der Brühe des schmelzenden Schnees. Natürlich hatten sie hier eine schreckliche Noth mit dem schlüpfrigen Eise, auf dem kein Tritt haftete und bergab der Fuß um so eher ausglitschte. Und stürzten sie, wenn sie sich auf ihren Händen oder Knieen aufrichten wollten, ausgleitend von Neuem nieder, so gab es rund umher weder Stamm noch Wurzel, woran sie sich mit Fuß oder Hand hätten aufhelfen können. Also wälzten sie sich auf dem glatten Eise und im zerflossenen Schnee. Die Lastthiere traten öfters durch, da sie ohnehin schon auf der untersten Schneelage giengen; und wenn sie, um sich etwa vom Falle empor zu stemmen, stärker mit den Klauen aufschlugen, brachen sie völlig ein, so daß die meisten wie in einem Fangeisen in dem harten und dick gefrornen Eise stecken blieben. Endlich, nachdem sich Menschen und Vieh vergebens abgemattet hatten, wurde auf der Höhe ein Lager aufgeschlagen; und auch für dieses konnte man den Platz nur mit größter Mühe reinigen: so viel Schnee war aufzugraben und fortzuschaffen. Nun mußten die Soldaten herbei, um über die Felsenwand, wo einzig der Weg möglich war, Bahn zu machen. Da man den Felsen brechen mußte, so fällten sie Bäume in der Nähe, errichteten einen gewaltigen Holzstoß und zündeten unter Begünstigung eines heftigen Windes denselben an: darauf gossen sie Essig über das glühende Gestein und als es dadurch mürbe

Digitized by Google

geworden war, sprengten sie den Felsen mit eisernen Geräthen und ließen den Steig in mäßigen Krümmungen so sanft ablaufen, daß nicht allein die Lastthiere, sondern auch die Elephanten darauf hinabgeführt werden konnten. Vier Tage wurden an dem Felsen zugebracht, während dessen die Thiere fast vor Hunger umkamen; denn die Gipfel sind in der Regel kahl und das wenige vorhandene Futter war mit Schnee bedeckt. Weiter unten sind Thäler, manche sonnige Hügel, auch Bäche an Waldungen, und Plätze, die es schon eher verdienen, von Menschen bebaut zu werden. Hier wurde das Vieh auf die Weide getrieben und den ermüdeten Menschen drei Tage Rast gegeben. Dann stiegen sie vollends in die Ebene hinab in mildere Gegenden zu milderen Menschen.

Auf diese Art kam Hannibal, nachdem er die Alpen in fünfzehn Tagen überstiegen hatte, in Italien an, fünf Monate nach dem Abzug von Neukarthago. Von seinem ganzen Heere soll er nur noch zwanzigtausend Mann zu Fuß und sechstausend Reiter gehabt und allein seit dem Uebergang über den Rhodanus sechsunddreißigtausend Menschen und eine ungeheure Anzahl von Pferden und Lastthieren eingebüßt haben.

78. Karthagos Zerstörung.* (146.)

Bereits zwei Jahre belagerten die Römer Karthago, aber noch ohne einigen Erfolg. Wiewohl die Bewohner, um den ungerechten Angriff abzuwenden, sich dazu verstanden hatten, den Römern ihre Waffen und Schiffe auszuliefern und die Schiffswerfte zu zerstören, so hatten sie doch, als sie sich getäuscht sahen, mit beispielloser Anstrengung diesen Mangel in kurzer Zeit wieder zur Noth ersetzt und leisteten den verzweifeltsten Widerstand. Alle Angriffe der Belagerer waren vergeblich: die meisten Gefechte vor der Stadt fielen zu ihrem Nachtheil aus, und endlich begann der Krieg sich ganz zum Vortheil der bedrängten Stadt zu wenden. Da wurde das Volk zu Rom unwillig und besorgt, und alle Blicke und Hoffnungen wandten sich dem jungen Publius Cornelius Scipio zu, welcher als Tribun bereits rühmliche Proben der Tapferkeit abgelegt hatte. Wiewohl er noch nicht das gesetzliche Alter hatte, wählte ihn das Volk zum Consul, übertrug ihm den Oberbefehl in Africa und gab ihm Vollmacht, das Heer zu verstärken und von den Bundesgenossen Freiwillige mitzunehmen, so viel ihm beliebe.

Scipio segelte nun mit bedeutender Verstärkung nach Africa, landete bei Utica und schlug in der Nähe von Karthago sein Lager auf. Hier war sein erstes Geschäft, die ganz verfallene Zucht im Heere wieder herzustellen. Darauf bemächtigte er sich der Erdenge, welche Karthago, das auf einer Halbinsel lag, mit

* Nach Appian von demselben.

Digitized by Google

dem festen Lande verband, zog von einem Meere zum andern in einer Ausdehnung von fünfundzwanzig Stadien zwei Gräben, und befestigte diese mit Wall und Verpfählung, den einen nach der Seite von Karthago hin noch überdies mit einer Mauer und Thürmen. Durch dieses Bollwerk, welches ihm zugleich zum Lager diente, schnitt er der Stadt alle Zufuhr vom Lande ab. Als er sodann gewahrte, daß von der See her doch noch einige Zufuhr möglich war, die seine Schiffe nicht hindern konnten, so baute er, um den Eingang des Hafens zu sperren, einen langen Damm ins Meer hinein, oben vierundzwanzig Fuß und unten viermal so breit. Die Karthager aber gruben auf der entgegengesetzten Seite des Hafens eine neue Mündung mitten in das Meer und zugleich bauten sie noch eine Menge Schiffe. Diese Arbeit betrieben sie ganz insgeheim bei Tag und Nacht sehr eifrig. Plötzlich öffneten sie eines Morgens die neue Mündung und liefen mit fünfzig furchtbar ausgerüsteten Fahrzeugen aus. Diese unerwartete Erscheinung versetzte wirklich die Römer in Bestürzung, so daß die Karthager wohl ihr Schiffslager hätten erobern können, wenn sie sogleich angegriffen hätten, da dieselben gerade ziemlich von Vertheidigern entblößt waren. Aber sie benutzten diesen Vortheil nicht, sondern nachdem sie den Feind verhöhnt, fuhren sie wieder zurück. Und als sie erst nach drei Tagen zu einem Seetreffen sich aufstellten, wurden sie von den Römern in der besten Ordnung empfangen und mit großem Verlust wieder zurückgetrieben.

Nun richtete Scipio sein Augenmerk auf einen breiten Wall, der vor der Mauer neben dem Hafen errichtet und mit einer Brustwehr versehen war. Da er diesen als einen gelegenen Angriffspunkt gegen den Hafen ansah, so griff er ihn mit Belagerungsgeräthen an und zerstörte bereits einen Theil der Brustwehr. Da machten eine Anzahl Karthager einen kühnen nächtlichen Ausfall auf die Geräthe und steckten sie in Brand. Nackt und waffenlos schwammen oder wateten sie durch das hier seichte Meer heran, rannten mit verzweifeltem Muthe, keine Wunde scheuend, den feindlichen Waffen entgegen und ließen nicht eher ab, als bis sie die Belagerungsgeräthe angezündet und große Verwirrung im ganzen römischen Lager angerichtet hatten. Darauf schwammen sie wieder nach Hause. Die Römer jedoch fertigten neue Belagerungsgeräthe, bemächtigten sich nach einiger Zeit des Walles, umzogen ihn mit einem Graben und einer Mauer und besetzten diese mit Truppen. Darüber verfloß der Sommer.

Während des Winters bezwang Scipio die übrigen Städte und Gegenden des Karthagischen Gebietes, von wo aus den Bewohnern der Stadt bisher Lebensmittel zugeführt wurden. Dann beim Anfang des Frühlings griff er zuerst denjenigen Theil der Häfen an, welcher Cothon heißt. Dies ist eine Insel in der Mitte des inneren Hafens, der Einfahrt gegenüber, welche mit starken Dämmen eingefaßt, die Seearsenale und Schiffsmagazine enthielt und durch ihre Lage den ganzen Hafen beherrschte. Die Karthager steckten einen Theil dieses Cothon, welcher das Viereck

Digitized by Google

hieß, in Brand. Aber während sie alle Aufmerksamkeit auf diese Seite, woher sie einen neuen Angriff erwarteten, gerichtet hatten, erstiegen die Römer unbemerkt auf einer andern Seite die Mauer und eroberten von da aus die ganze Insel. Darauf besetzte Scipio den Marktplatz und dann richtete er seine ganze Thätigkeit gegen die Burg, Byrsa genannt, wohin sich die meisten Einwohner geflüchtet hatten. Dahin führten vom Marktplatz aus drei Straßen, auf beiden Seiten mit sechsstöckigen dicht an einander stehenden Häusern. Die Römer, von den Dächern und Fenstern herab mit Geschossen und Steinen getroffen, stürmten die ersten derselben, dann drangen sie von den Dächern aus vermittelst Balken und Brettern weiter in die nächsten. So wurde also in diesen Straßen ein doppelter Kampf geführt, oben auf den Dächern und unten auf dem Pflaster. Mitten unter die unten Kämpfenden wurden von oben Lebende herabgeschleudert und entweder auf dem Boden zerschmettert oder mit emporgehaltenen Speeren und Schwertern aufgefangen. Das Geschrei und der Jammer war fürchterlich. Endlich, als die Römer bis zur Burg vorgedrungen und der Kampf auf den Dächern beendigt war, wurden die Straßen in Brand gesteckt. Während von da aus das Feuer immer weiter sich verbreitete, rissen die Soldaten die Häuser massenweis nieder, sammt den in den innersten Winkeln versteckten Bewohnern, meistens Greisen, Kindern und Weibern, welche theils jämmerlich verschüttet und verbrannt, theils unter brennendem Gebälk von der Höhe herabgeschleudert, gräßlich verstümmelt unter den Trümmern halb begraben hervorragten. Und als nun die Schuttaufräumer, um dem Heere einen Durchzug zu bereiten, mit Aexten, Hacken und Gabeln die Trümmer wegschafften, warfen sie Lebende wie Todte in die Erdgruben, so daß manche, mit dem Kopf in der Erde, die zappelnden Beine emporstreckten, andere, mit den Köpfen hervorragend, von Pferden in dem Getümmel zertreten wurden. Diese Gräuel geschahen nicht gerade aus Vorsatz, sondern bei dem hitzigen Eifer und Geschrei der Kämpfenden, dem Schmettern der Trompeten, dem Hin- und Herrennen der Mannschaften wurde der Jammer der Einzelnen meist nicht beachtet.

Mit solcher Arbeit wurden sechs Tage und sechs Nächte zugebracht, während dessen das Heer sich beständig ablöste. Nur Scipio blieb ohne Rast und ohne Schlaf auf dem Platze, bis er endlich ermattet auf einer Anhöhe, von wo aus er alles übersah, sich niedersetzte. Endlich am siebenten Tage, als die Zerstörung und der Jammer noch immer fortdauerte, kamen einige Karthager mit Oelzweigen in den Händen von der Burg zu Scipio und baten um Verbürgung des Lebens, wenn sie die Burg verließen. Scipio gewährte die Bitte allen, die davon Gebrauch machen wollten, die Ueberläufer ausgenommen. Und nun zogen fünfzigtausend Köpfe, Männer und Weiber, durch eine enge Mauerlücke heraus. Die römischen Ueberläufer dagegen, etwa neunhundert, begaben sich mit Hasdrubal, dem Anführer der Karthager,

Digitized by Google

dessen Gemahlin und zwei kleinen Knaben in den Tempel des Aeskulap, der auf dem höchsten Theile der Burg lag und schwer zugänglich war, so daß sie sich trotz ihrer geringen Zahl leicht vertheidigen konnten. Als sie aber von Hunger und Anstrengung erschöpft ihr Verderben vor Augen sahen, steckten sie den Tempel in Flammen und verbrannten sich mit demselben. Nur Hasdrubal war heimlich mit Oelzweigen in der Hand zu Scipio gestiegen. Seine Gemahlin aber verwünschte ihn laut als treulosen Verräther und Feigling, dann stürzte sie sich mit ihren Kindern in die Flammen.

Als nun Scipio diese Stadt, welche siebenhundert Jahre im Flor gestanden, über ein so ausgedehntes Gebiet geherrscht, an Reichthum und Macht mit den größten Reichen gewetteifert, an Betriebsamkeit und Unternehmungsgeist alle übertroffen hatte — als er diese Stadt in Schutt und Asche dahinsinken sah, da soll er Thränen vergossen und in tiefes Nachdenken über das Geschick der Städte und Völker versunken die Worte des Dichters gesprochen haben:

„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs."

79. Niederlage des Varus.* (9 nach Chr.)

Die Römer hatten in Germanien einige, nicht gar ausgedehnte Strecken Landes erobert, nahmen darin ihre Winterquartiere, legten neue Städte an und suchten die rohen Eingebornen allmählich an römische Sitten zu gewöhnen. Die Germanen verläugneten zwar keineswegs ihrer Väter Sitten, ihre Landesgebräuche, ihr Freiheitsgefühl und ihren Waffentrotz; doch hatten sie in friedlichem Umgang durch Handel und Verkehr unvermerkt sich in die neue Lebensart gefunden. Als aber Quintilius Varus, ein übermüthiger und hochfahrender Mann, Statthalter in der germanischen Provinz ward und mit raschem Eifer sie zu Römern umbilden wollte, ja Tribut von ihnen erpreßte und sie überhaupt als Sclaven behandelte; da fiengen sie an schwierig zu werden. Nicht nur die Häuptlinge suchten ihre frühere Gewalt wieder zu gewinnen, sondern auch das Volk fand die althergebrachte Weise annehmlicher, als die fremde Knechtschaft. Sich offen zu empören durfte man freilich nicht wagen, da die Macht der Römer besonders am Rhein hin zu stark war, man suchte daher den Varus durch verstellte Ergebenheit landeinwärts bis an die Weser ins Land der Cherusker zu locken und durch freundliches Benehmen in dem Wahn zu bestärken, auch ohne Waffengewalt füge man sich seinem Befehl. Die List gelang. Varus ward ganz sicher, hielt seine Truppen nicht, wie es in Feindesland erforderlich war, zusammen, sondern versendete sie auf den Rath der Germanischen Häuptlinge, welchen er vertraute, bald gegen Nachbarvölker, bald gegen Räuber, um die Zufuhr zu

* Nach Dio Cassius von demselben.

sichern, bald hier bald dorthin. Die Angesehensten dieser Häuptlinge waren Arminius und Segimer. Sie begleiteten den Varus überall und besaßen sein Vertrauen in solchem Grade, daß er nichts weniger als Täuschung ahnte und denjenigen, die ihm Vorsicht anriethen, unzeitige Besorgniß und Verleumdung Schuld gab.

Nach verabredetem Plane erhoben sich einige entfernt wohnende Völker, theils um den übrigen Veranlassung zu geben, sich besser zu rüsten, theils um den Varus, während er gegen sie anrückte, auf dem Hinzug besser in die Falle zu locken. Der Plan gelang nur zu gut. Arminius und Segimer begleiteten ihn eine Strecke, dann entfernten sie sich unter dem Vorwand, noch weitere Bundestruppen ihm zuzuführen. Nun zogen sie die an bestimmten Orten schon versammelten Truppen an sich, brachten die zur Begleitung erbetenen Römer um, rückten dann, als Varus sich in unwegsamen Wäldern befand, auf ihn selbst los und legten die Maske ab.

Die Lage der Römer war in der That schlimm. Mitten in Gebirgsschluchten, von dichter Waldung umgeben; Schritt vor Schritt die Wege erst zu bahnen; durch Wagen und Lastthiere, Weiber, Kinder und den übrigen Troß der Marsch gehemmt; der Regen in Strömen, der Sturm sausend, krachende Aeste und stürzende Bäume; der Boden schlüpfrig, jeder Schritt gefährlich, überall Verwirrung. Da stürzen plötzlich als Feinde die Germanen von allen Seiten heran, von den Höhen herab, durch dichtes Gehölz; aller Wege kundig umflügeln sie rings. Anfangs schießen sie nur von weitem; dann, als sich niemand wehrt, dringen sie näher ein. Die Glieder zu schließen und Reihen zu ordnen, war nicht möglich: Wagen, Wehrlose und Bewaffnete, alles war durcheinander: selbst an Zahl war der von allen Seiten zuströmende Feind überlegen. So erlitten die Römer großen Verlust, ohne ihn abwehren oder rächen zu können. Vor allem suchen sie einen schicklichen Platz zu gewinnen, wo sich ein Lager schlagen ließ und verbrennen die Wagen und anderes entbehrliche Geräthe oder geben es preis.

Den folgenden Tag setzen sie den Zug in besserer Ordnung fort, doch nicht ohne Verlust, und sind so glücklich einen offenen Ort zu gewinnen. Dann brachen sie wieder auf, geriethen von neuem in Waldung und wehrten sich zwar muthig, aber mit beständigem Verlust. Wenn sie in dicht geschlossenen Gliedern gegen die Feinde ausfallen wollen, werden sie entweder durch sich selbst oder durch die Waldung behindert. Mit anbrechendem Tag brechen sie weiter auf, aber Sturm und Regen überfällt sie von neuem und läßt sie weder vorwärts dringen, noch da, wo sie standen, festen Fuß fassen; selbst die Waffen, ganz durchnäßt, versagen den Dienst. Die Feinde dagegen, meist leicht bewaffnet, greifen an und ziehen sich zurück, wie es ihnen beliebt. Zudem wächst ihre Anzahl stündlich. Um so leichter ward es ihnen, die mehr und mehr zusammengeschmolzenen Römer zu umringen und niederzuhauen. Varus und die übrigen Heerführer stürzen sich, um

Digitized by Google

nicht lebendig den Feinden in die Hände zu fallen, in ihr eigenes Schwert. Sobald dies kund ward, verlor auch jeder andere den Muth: die einen folgten dem Beispiel des Feldherrn, die andern warfen die Waffen weg und ließen sich niedermachen. Fliehen konnte keiner, wer es auch versuchte. Ohne Widerstand ward Roß und Mann niedergestoßen, und alle wären auf der Stelle geblieben oder in Gefangenschaft gerathen, wären nicht die Barbaren zu gierig über die Beute gefallen. Nur dadurch entkamen noch manche der Tapferen.

Als Augustus die Kunde von dieser Niederlage erhielt, zerriß er, so erzählt man, sein Gewand vor Schmerz. Größer noch war seine Besorgniß, nicht nur Germanien und Gallien ganz zu verlieren, sondern vor einem Einfall der Barbaren nach Italien und Rom. Von den dienstfähigen Römern wollte niemand in Kriegsdienste treten, so daß Augustus nur durch die strengsten Strafen die Aushebung zu Stande brachte und durch Veteranen und Freigelassene die Heere ergänzen mußte. Mit einem solchen Heere brach Tiberius eiligst nach Germanien auf. Aber die Germanen hatten nicht daran gedacht, über den Rhein zu gehen.

B.

Aus dem Mittelalter.

80. Aus dem Leben Karls des Großen.*

Karl war von starkem und kräftigem Körperbau, stattlich hoher Gestalt, ohne daß sie gerade das rechte Verhältniß überschritt — er war bekanntlich sieben seiner Fußlängen hoch —, sein Haupt schön gerundet, die Augen sehr groß und klar, die Nase etwas mehr als mittelgroß, der Gesichtsausdruck heiter und freundlich, und die grauen Haare des Alters standen ihm ganz gut. Das alles gab ihm, mochte er stehen oder sitzen, ein Aussehen voll Hoheit und Würde, und das Ebenmaß der übrigen Glieder ließ ganz übersehen, daß sein Hals etwas zu kurz und dick war und sein Unterleib etwas hervortrat. Sein Gang war fest, seine ganze Körperhaltung männlich, die Stimme zwar klar und hell, aber für seine Figur nicht so recht passend; seine Gesundheit vorzüglich, außer daß er die letzten vier Jahre vor seinem Tode häufig von Fieberanfällen geplagt wurde; zuletzt wurde ihm auch der eine Fuß gelähmt. Und in diesen Zeiten lebte er mehr nach seinem Gutdünken als nach dem Rath der Aerzte, die er nicht leiden mochte, weil sie ihm den Genuß gebratenen Fleisches, was seine gewöhnliche Kost war, untersagt, und Brühen an dessen Stelle anempfohlen hatten. Beständig machte er ritterliche Uebungen und Jagden mit, wie das volksmäßig ist; denn es gibt

* Einhard; H. Rückert.

Digitized by Google

kaum irgend eine Nation auf der Erde, die in dieser Kunst sich mit den Franken vergleichen darf. Auch war er ein großer Freund der heißen Quellen, und hatte sich so im Schwimmen geübt, daß ihm darin niemand den Rang streitig machen konnte. Deßhalb baute er gerade zu Aachen einen Palast, und wohnte während seiner letzten Lebensjahre beständig dort. Auch lud er nicht bloß seine Söhne zur Theilnahme am Bade ein, sondern auch die Großen des Reiches und seine befreundete Umgebung, mitunter sogar seine Trabanten und Leibwächter, so daß er sich manchmal in Gesellschaft von hundert oder mehr Leuten badete.

Sein Anzug war der volksmäßige, d. h. fränkische. Auf dem Leibe trug er ein Kamisol von Linnen und Beinkleider von demselben Zeuge; darüber einen Rock, der einen Seidenbesatz hatte, und Hosen; Strümpfe und Schuhe, und im Winter schützte er sich Schultern und Brust mit einem Ueberwurf aus Otter- und Zobelpelz; sein dunkelgrüner Mantel umhüllte ihn, und im Gurte führte er stets das Schwert, dessen Griff und Gehänge von Silber oder Gold war. Etliche Male trug er auch einen reich mit Edelstein besetzten Degen, doch nur bei großen Festlichkeiten, oder wenn Gesandtschaften von fremden Nationen empfangen wurden. Von fremder Kleidung, mochte sie auch noch so kostbar sein, wollte er nichts wissen, und legte sie nie an, außer daß er sich einmal zu Rom auf des Papstes Hadrian Wunsch und dann noch einmal durch die inständigen Bitten seines Nachfolgers veranlaßt, zu einem langen Obergewand und dem Purpurmantel, auch zu Schuhen, wie sie die Römer tragen, bequemte. An hohen Festen pflegte er ein mit Gold durchwirktes Gewand und mit Edelsteinen besetzte Schuhe anzuziehen, auch die Spange seines Mantels war dann von Gold, und sein Haupt schmückte ein Diadem von Gold und Edelsteinen; an den Werkeltagen aber unterschied er sich in seiner Tracht kaum von dem übrigen, gewöhnlichen Volke.

In Speise und Trank war er sehr enthaltsam, doch mehr noch im Tränk, denn er hatte stets den größten Abscheu vor Trunkenheit, und litt sie um keinen Preis bei sich oder den Seinigen. Der Speise konnte er sich nicht so gut enthalten, und klagte deßhalb oft, wie wenig zuträglich für seinen Körper die Fasten seien. Große Gelage gab er sehr selten und nur an den allerhöchsten Festtagen, da aber gab es bei ihm Gäste genug. Gewöhnlich ließ er nur vier Schüsseln auftragen, außer dem Braten, der von dem Jagdgefolge am Waidspieße auf die Tafel gebracht wurde, und das war seine Lieblingsspeise. Während des Essens wurde entweder ein Musikstück aufgeführt oder von jemand vorgelesen. Gewöhnlich ließ er geschichtliche Darstellungen von den Thaten der Alten vorlesen. Auch liebte er die Schriften des heiligen Augustin, besonders das Werk, das den Titel „Vom Gottesstaate" führt. — Im Wein und dem Genuß sonstiger Getränke war er so behutsam, daß er über Tafel selten mehr als drei Becher trank. In Sommerszeit genoß er nach dem Mittagsessen etwas Obst, trank einen Becher, entkleidete

Digitized by Google

sich dann förmlich, wie er es zu Nacht gewohnt war, und schlief zwei oder drei Stunden. Während der Nachtruhe hatte er die Gewohnheit, den Schlaf vier oder fünfmal nicht allein durch bloßes Aufwachen, sondern auch durch förmliches Aufstehen zu unterbrechen. Während des Anziehens ließ er nicht bloß seine Freunde vor, sondern er ließ auch, wenn der Pfalzgraf ihm von einem Reichsstreit berichtet hatte, der ohne seinen Richterspruch nicht beendet werden konnte, die processirenden Parteien sogleich hereinkommen, und sprach nach Einsicht der Sache das Urtheil eben so gut, als wenn er auf dem Tribunal säße. Auch pflegte er neben diesen Geschäften zu dieser Stunde alles das in Ordnung zu bringen, was an dem Tage zu besorgen oder irgend einem seiner Diener aufzutragen war.

Seine Redegabe war außerordentlich bedeutend und reichhaltig, und er verstand alles, was er sagen wollte, mit gehöriger Klarheit auszudrücken. Auch begnügte er sich nicht mit der Fertigkeit in seiner Muttersprache, sondern er bemühte sich auch um die Erlernung fremder Sprachen, von denen er das Lateinische so sich zu eigen gemacht hatte, daß er es eben so gut wie seine Muttersprache zu handhaben wußte, griechisch verstand er besser als er es sprach. Seine Beredtsamkeit war so groß, daß er ein Lehrer dieser Kunst zu sein schien. In den freien Künsten gab er sich viele Mühe, und hatte große Hochachtung vor den Lehrern derselben, denen er die größten Ehren anthat. In der Grammatik hörte er bei dem Diakonus Peters von Pisa, einem hochbejahrten Manne; in den übrigen Fächern ließ er sich von Albin, der den Beinamen Alcuin führte, einem Geistlichen aus Britannien von sächsischer Herkunft, unterrichten, und wandte sehr viel Zeit und Fleiß auf die Erlernung der Rhetorik und Dialektik, insbesondere aber der Astronomie unter seiner Anleitung. Er erlernte die Rechenkunst, und stellte mit großem Scharfsinn Untersuchungen über den Lauf der Gestirne an. Er versuchte es auch zu schreiben, und hatte zu diesem Behufe Wachstafeln und Pergamentblätter in seinem Bette unter dem Kopfkissen liegen, um in jedem freien Augenblicke seine Hand an die Bildung von Schriftzügen zu gewöhnen; aber dieses Unternehmen, das er erst spät und in seinen alten Tagen angefangen hatte, glückte ihm nicht recht. —

Das Christenthum, in dem er von frühster Kindheit an auferzogen war, verehrte er aufs heiligste, und baute als Beweis dafür die prachtvolle Kirche zu Aachen, die er mit Gold und Silber, großen Kronleuchtern und Gittern und Pforten aus massivem Erze schmückte. Bei diesem Bau konnte er nirgends Säulen und sonstige Marmorarbeit auftreiben, und ließ sie deßhalb von Rom und Ravenna kommen. Früh und Abends, eben so in den Nachtstunden und während der Messe fehlte er niemals, so lange es ihm nur seine Gesundheit irgend erlaubte, in der Kirche, und es war ihm ein Gegenstand steter Sorgfalt, daß alles, was dort vor sich gieng, so anständig wie möglich geschah;

Digitized by Google

und darum pflegte er die Kirchenaufseher selbst sehr häufig zu ermahnen, daß sie keinen Unfug oder Schmutz darin duldeten. Für heilige Gefäße aus Gold und Silber und Priestergewänder sorgte er in so reichem Maße, daß selbst die Pförtner, die bekanntlich den niedersten Grad der geistlichen Rangordnung einnehmen, nicht in ihren eigenen Kleidern zu administriren brauchten. Für die Verbesserung des Vortrags der Lectionen und des Gesanges gab er sich die größte Mühe. In beiden Stücken war er ausnehmend unterrichtet; doch hat er niemals öffentlich vorgelesen, und immer nur halblaut und in der übrigen Gemeinde mitgesungen.

Seine Religiosität zeigte sich besonders deutlich in den großen Unterstützungen, die er den Armen zufließen ließ, was die Griechen eleemosyne (Almosen) nennen; diese Freigebigkeit erstreckte sich aber nicht allein auf das Vaterland und sein Reich, sondern er war gewohnt, arme Christen in fernen überseeischen Gegenden, in Syrien, Aegypten, Afrika, Jerusalem, Alexandria und Karthago mitleidsvoll durch Geldsummen zu unterstützen, sobald er ihre bedrängte Lage erfuhr, und aus diesem Grunde hauptsächlich bewarb er sich um die Freundschaft der Herrscher jener überseeischen Länder, um den Christen unter ihrer Botmäßigkeit Hülfe und Unterstützung zufließen lassen zu können. Vor allen andern heiligen und verehrungswürdigen Stätten war er der Kirche St. Peters des Apostels in Rom zugethan, und bereicherte ihren Schatz mit gewaltigen Summen Geldes, theils in Gold, theils in Silbermünze, auch an Geschenken von Edelsteinen ließ er es nicht fehlen. Unzählig viel Geschenke hat er den Päpsten gemacht, und während seiner ganzen Regierung gab es für ihn keine größere Herzensangelegenheit, als daß die Stadt Rom durch seine Bemühungen und Anstrengungen wieder zu ihrem alten Glanze käme, und daß die Kirche St. Peters ihm nicht bloß Schutz und Vertheidigung, sondern auch vor allen andern Kirchen der Welt ihm den herrlichsten und reichsten Schmuck zu verdanken haben sollte. Aber trotz dieser Ehrerbietung, die er gegen sie hegte, ist er doch während seiner 47jährigen Regierung nur viermal um seine Gelübde zu erfüllen und dort zu beten hin gekommen.

Seine letzte Reise dahin war jedoch noch durch andere Gründe veranlaßt. Die Römer hatten nämlich den Papst Leo aufs schmählichste behandelt, ihm die Zunge und Augen verstümmelt, und ihn genöthigt, um den Schutz Karls zu flehen. Deßhalb gieng der König nach Rom, und blieb den ganzen Winter dort, weil er so viel Zeit brauchte, um die kirchlichen Zustände, die in die allergrößte Verwirrung gerathen waren, wieder in Ordnung zu bringen. Damals hat er auch den Titel Imperator und Augustus empfangen, womit er im Anfange gar nicht sehr zufrieden war, und öfters äußerte, er würde, hätte er des Papstes Absicht ahnen können, an diesem Tage trotz des hohen Festes die Kirche nicht betreten haben. Doch aus der Eifersucht und dem Unwillen, den die Annahme des Kaisertitels bei den römischen (byzantinischen) Kaisern hervorbrachte, machte er sich nichts, und

Digitized by Google

überwand durch sein großherziges Betragen ihren Groll; er nämlich, der ohne allen Zweifel jenen weit überlegen war, begrüßte sie mehr als einmal durch besondere Gesandtschaften, und nannte sie in seinen Briefen seine Brüder.

Nach der Annahme des Kaisertitels beschäftigte er sich mit der Verbesserung der Gesetze seines Volkes — die Franken haben nämlich zwei Gesetzbücher, die in sehr vielen Punkten bedeutend von einander abweichen — und dachte daran, das Fehlende hinzuzusetzen und diese Verschiedenheit auszugleichen, auch das, was in der bisherigen Abfassung schlecht und unpassend war, zu verbessern; aber er kam nicht weiter als zur Hinzufügung einiger weniger Capitel, und auch diese sind nicht einmal vollständig ausgearbeitet. Doch sorgte er dafür, daß alle die Völkerschaften, welche seiner Gewalt unterworfen waren, ihre Rechtsgrundsätze schriftlich aufzeichnen lassen mußten, so weit dies bis dahin noch nicht der Fall gewesen war. Eben so trug er Sorge für die Aufzeichnung und Erhaltung der deutschen uralten Lieder, welche die Thaten der früheren Könige und ihre Kämpfe besingen. Auch begann er eine Grammatik seiner Muttersprache. Eben so legte er den Monaten Bezeichnungen aus seiner Sprache bei, während bei den Franken bis dahin theils römische theils deutsche Namen dafür in Gebrauch gewesen waren. In derselben Weise schuf er auch zwölf eigene Namen der Winde, während früher deren nicht mehr als vier bekannt waren. Von den Monaten nannte er den Januar Wintermond, den Februar Hornung, den März Lenzmond, den April Ostermond, den Mai Wonnemond, den Juni Brachmond, den Juli Heumond, den August Erntemond, den September Laubmond, den October Weinmond, den November Herbstmond, den December Heiligenmond; von den Winden den Subsolanus Ostwind, den Eurus Ostsüd, den Euroauster Südost, den Auster Süd, den Austroafricus Südwest, den Africus Westsüd, den Zephyr West, den Corus Westnord, den Ciecius Nordwest, den Septemtrio Nord, den Aquilo Nordost, den Vulturnus Ostnord.

In der letzten Zeit seines Lebens, wo ihn Krankheit und Alter bereits schwer drückte, berief er seinen Sohn Ludwig, König von Aquitanien, zu sich, der ihm allein von allen Söhnen seiner Gemahlin Hildegard übrig geblieben war, und versammelte den ganzen Adel des Frankenreichs feierlichst um sich. Mit seiner Einwilligung machte er ihn dann zum Mitregenten und Mitkaiser, und bestimmte ihn zum Erben des Reiches, und setzte ihm zum Zeichen seiner Bestimmung die Krone auf das Haupt, und ließ ihn als Imperator und Augustus begrüßen. Alle Versammelten äußerten laut und freudig ihre Beistimmung; denn nach ihrer Meinung war dieser Entschluß ihm von obenher eingegeben; auch gewann die Majestät seines Namens sehr durch diesen Vorgang, und alle auswärtigen Nationen geriethen darob in nicht geringen Schrecken. Dann entsandte er seinen Sohn nach Aquitanien, und begab sich selbst nach seiner altgewohnten Sitte trotz seines hohen

Digitized by Google

Alters in die Nähe der Königsburg Aachen auf die Jagd, brachte damit den übrigen Theil des Herbstes zu, und kehrte gegen Anfang des Novembers nach Aachen zurück. Während der Winterszeit im Monat Januar wurde er durch einen heftigen Fieberanfall an das Bett gefesselt. Wie gewöhnlich bei solchen Fieberanfällen legte er sich die strengste Diät auf, und glaubte durch derartige Enthaltsamkeit die Krankheit bezwingen oder lindern zu können; aber zum Fieber trat noch Schmerz in der Seite, was bei den Griechen Pleuresis heißt; er aber setzte seine Speisenentziehung immer noch fort, und gab dem Körper keine andere Nahrung als etwas weniges Getränke. Indessen am siebenten Tage, nachdem er sich gelegt hatte, starb er nach Empfang der heiligen Communion, im 72. Jahre seines Alters und nach Antritt seiner Regierung im 47., den 28. Januar (814) um 9 Uhr früh.

81. Wilhelm der Eroberer. Schlacht bei Hastings.*

Der König Eduard (II.) von England war ein guter und frommer König. Als er alt und schwach ward, sah er sich um, wem er sein Reich hinterließe, denn er hatte keine Kinder. Da gedachte er, wie der Herzog Wilhelm von der Normandie ihn lange Zeit gepflegt und geschützt hatte, und war sein Vetter, und er liebte ihn mehr als sonst einen Menschen auf der Welt; dabei war er verständig und von gutem Wandel und mächtig, also daß er das Reich wohl verwalten konnte. So bestellte er ihn denn zum Erben seines Reiches, kündigte es seinen Baronen an und sendete dem Herzog zu dessen Urkunde einen Brief mit seinem großen Siegel. Es war aber dazumal in England ein sehr angesehener Mann, mit Namen Harald, der war ein Sohn des mächtigen Godwin und ein Bruder von König Edwards Gemahlin, und war Seneschal des Reiches. Als Godwin gestorben war, reiste dieser Harald zu dem Herzog Wilhelm, um sich seinen Bruder und seinen Vetter zurückzubitten, welche sein Vater demselben als Geisel gegeben hatte dafür, daß er wollte Frieden halten mit dem König. Unterwegs aber ward er von dem Grafen von Ponthieu gefangen und an den Herzog Wilhelm überliefert. Dieser erwies dem Harald große Ehre, und stellte Ritterspiele und Turniere an, und endlich brachte er ihn dahin, daß er ihm versprach, nach des Königs Tode die Herrschaft nicht streitig zu machen, und dafür versprach ihm der Herzog seine Tochter zur Ehe. Als sie darüber eins waren, berief der Herzog die Prälaten und Barone seines Landes, und in ihrer Gegenwart beschwur Harald den Vertrag auf das Evangelium. Hernach kehrte er ungehindert heim und pries des Herzogs Lob beim König.

Kurz nachher geschah es, daß König Eduard in eine schwere Krankheit verfiel. Da versammelte Harald die Prälaten und

* Nach einer Chronik der Normandie von K. Fr. W. Lanz.

Digitized by Google

Barone und übrigen Großen, daß der König vor ihnen über das Reich verfüge. Darauf bestellte er einen Fürsprecher, der gieng mit den Großen hin vor den König, als er sehr schwach war, und sprach: „Sir, das ganze Land ist sehr betrübt über Eure Krankheit, und mit Recht, denn Ihr habt uns gerecht und in Friede beherrscht. Da wir nun alle sterblich sind, und Ihr seid sehr alt und lieget schwer darnieder, und habet keinen Leibeserben, der nach Euch die Herrschaft führte; so sorget für Euer Volk und den Frieden des Landes, und bestellet für den Fall Eures Todes einen Herrn, der es zu schützen vermöge und ihnen genehm ist. Sehet, da sind die vornehmsten Männer des Landes und die Euch am meisten lieben; so wie Ihr sie liebet; diese haben zur Beruhigung Eures Herzens und zum Nutzen Eures Volkes überleget und sind der Meinung, daß Ihr ihnen keinen besseren Herrn bestellen könnet, der sie mehr liebe und ihnen angenehmer wäre, als hier Euer Schwager Harald. Deßhalb bitten wir Euch, daß Ihr ihm die Herrschaft übergebet, damit er nach Eurem Hinscheiden unser König sei mit Eurem Willen." Als der Redner geendigt hatte, schrien alle Anwesenden, so wie es Harald angeordnet, mit lauter Stimme: „Er hat Recht, Harald sei unser König!" Darauf ließ sich der König im Bette aufrichten, und sprach sitzend so laut er konnte: „Meine Herrn, ich danke euch für eure Gesinnung; doch wisset, ich habe schon Fürsorge getroffen, und habe den Herzog Wilhelm von der Normandie zum Erben des Reiches bestellt, und habe ihm solches beschworen nebst mehreren von euch, das genüge euch. Wollte ich nun die Herrschaft einem andern übergeben, so könnte er den Frieden nicht bewahren." — Bei Gott, rief da Harald, gebet mir das Reich, und ich werde es schützen und wohl vertheidigen wider jedermann! — „Wohl denn, sprach der König, es sei! doch ich kenne den Herzog und seine Normannen, daß sie dir Tod und Verderben bringen." Darauf, da sie ihn so drängten, wendete er sich um im Bett und sprach: „Mögen die Engländer zum König nehmen, wen sie wollen, ich bin es zufrieden!" Nicht lange nachher starb er, und Harald nahm Besitz vom Reich und ließ sich huldigen.

Herzog Wilhelm war gerade im Park bei Rouen auf der Jagd, als ein Knappe geradeswegs von England kam, ihn bei Seite nahm und ihm erzählte, wie König Eduard gestorben sei, und Harald in seiner Stelle gekrönt und gesalbt. Wie er solches hörte, ward er ganz nachdenklich und gieng gleich nach Hause in seinen Palast; da gieng er im Saal auf und ab und knirschte mit den Zähnen, bald setzte er sich, bald stand er wieder auf, und hatte weder Ruhe noch Rast; keiner seiner Leute wagte, ihn anzureden. Da kam sein Seneschal, der ihm sehr vertraut war, und sprach: „Sir, was haltet Ihr die Nachricht geheim? Die ganze Stadt weiß es, daß König Eduard todt ist, und Harald ist meineidig worden an Euch und hat sich krönen lassen." So ist es, sprach der Herzog, und Harald thut sehr Unrecht. „Sir,

Digitized by Google

sprach ein tapfrer Ritter, Wilhelm, Osber's Sohn, das könnt Ihr leicht wieder gut machen, und den Harald stürzen, wenn Ihr wollet. Mit Euch ist das gute Recht, mit Euch sind tapfere Ritter: also nur Muth und frisch ans Werk!" Darauf befragte der Herzog seine Räthe, und auf ihren Rath schickte er Gesandte an Harald, und ließ ihn an seinen Schwur erinnern; aber dieser antwortete trotzig, er sei dem Herzog Wilhelm zu nichts verbunden. Nun versammelte er seine vertrauten Freunde und fragte sie um Rath, und sie sagten einstimmig: „Was uns betrifft, so sind wir bereit mit Gut und Blut Euch zu dienen, und nicht von Euch zu lassen; aber Ihr bedürfet der Hülfe aller Eurer Ritter, drum lasset sie alle sich versammeln." Und der Herzog versammelte alle seine Lehensmannen, und sprach sie um ihren Beistand an. Sie traten bei Seite und hielten Rath, und Osber's Sohn führte das Wort für den Herzog. Aber andere waren schwierig und sprachen: „Er ist unser Herr und dafür entrichten wir ihm seine Gebühren; aber über's Meer brauchen wir ihm nicht zu folgen: wir sind genug belastet mit seinen Kriegen, und wenn der Zug übel ausschlägt, so zahlen wir die Zeche." Diesen stimmten die Uebrigen bei, und so weigerten sie sich mitzuziehen. Darauf berief der Herzog die Barone einzeln zu sich und redete ihnen zu, und versprach ihnen Land in England. So waren die meisten willig und versprachen, die einen mehr, die andern weniger, und machten es schriftlich, sein Bruder, der Bischof Odo, versprach vierzig gerüstete Schiffe zu stellen, der Bischof von Mons dreißig, und so die andern nach Belieben. Sodann ließ er Söldner werben, wo er sie bekam, und wandte sich an den König von Frankreich, Philipp I., und versprach, England von ihm zum Lehen zu nehmen, wenn er ihm beistände. Aber dem König sagten seine Leute, er solle es nicht thun, denn der Herzog sei ohnedies schon so mächtig, und wenn er noch England eroberte, würde er gar nicht mehr gehorchen. Da schlug ihm der König die Bitte ab und sagte, so ein Unternehmen wäre eine große Thorheit. Jetzt bat er seinen Schwager, den Herzog von Flandern, um Hülfe, und dieser fragte, wie viel Land er ihm in England verspreche. Wilhelm versprach, es ihm schriftlich mitzutheilen, und reiste ab. Darauf nahm er ein Blatt Pergament, legte es zusammen, wie einen Brief, schrieb aber nichts hinein, außen aber schrieb er darauf: soviel, als da drinnen steht, soll mein Schwager von England erhalten. Hernach schickte er Gesandte an den Papst, und versprach, das Land vom heiligen Vater zu Lehen zu nehmen, wenn Gott es in seine Hand gäbe. Und der Papst schickte eine geweihte Fahne und einen Ring mit einem kostbaren Stein, und darunter war ein Haar des heiligen Petrus. Darüber war der Herzog sehr froh und rüstete gleich seine Flotte. Jetzt kamen seine Leute von allen Seiten, und boten ihm an, die Mütter ihre Söhne, und jeder, womit er dienen konnte. Vom Auslande strömten sie herbei und begehrten, der eine Sold, der andere Land, die einen Städte, die anderen

Digitized by Google

Schlöſſer; und der Herzog Wilhelm verſprach ihnen, was ſie begehrten.

Als die ganze Flotte ausgerüſtet war, kam ſie zuſammen am Ufer der Somme, und es waren achthundert und ſechsundneunzig große Schiffe, ohne die vielen kleinen zur Seite. Damit fuhr er eines Morgens mit günſtigem Winde ab, und landete bei Haſtings. Als die Schiffe alle am Ufer waren, ſtiegen zuerſt die Bogenſchützen ans Land, dann die Geharniſchten kampffertig und ſtellten ſich am Ufer auf; hernach landete das Gepäck und Fuhrwerk und die Werkleute mit drei hölzernen Bollwerken, die der Herzog hatte zimmern laſſen. Zuletzt kam der Herzog ſelbſt; und wie er ans Land ſprang, glitt ſein Fuß aus, und er fiel mit beiden Händen auf die Erde. Das wollten einige als übles Zeichen nehmen, aber er rief mit lauter Stimme: „So faſſe ich das Land mit beiden Händen, das ich mit Gottes Beiſtand erobere!“ Darauf ließ er alle Schiffe durchbohren, damit keiner in die Heimath entfliehen könne, ließ ein Lager ſchlagen und mit Gräben und den drei Bollwerken befeſtigen und Lebensmittel einbringen.

Harald befand ſich in Northumberland und hatte eben ſeinen Bruder Toſti beſiegt, als ihm die Kunde kam, die Normannen ſeien gelandet und verheerten das Land. Da ließ er gleich durch ganz England ausrufen und befehlen, daß ungeſäumt alle ſtreitbare Mannſchaft gen London käme, und er ſelbſt begab ſich eilig dahin. Wie er da ſein Heer verſammelte, kam ein Abgeſandter von Herzog Wilhelm, und ſprach: „Mein Herr läßt Euch entbieten, daß Ihr Eures Schwurs gedenket, und gebet ihm das Reich zurück, das ihm gehöret von Rechtswegen. Thut Ihr dieſes nicht, ſo wird er mit Gottes Beiſtand es erobern.“ Harald erwiederte: „Der Schwur, den mir der Herzog abgenommen, war erzwungen, und ſolcher bindet nicht. Er kehre heim, und ich will ihm Erſatz geben und ſeine Schiffe ausbeſſern. Wo nicht, ſo erwarte er mich nächſten Samſtag zum Kampf.“ Dieſes nahm Wilhelm an. Inzwiſchen kamen die Engländer zuſammen, Fürſten und Grafen, Edle und Vaſallen, aus Städten und Dörfern, Burgen und Schlöſſern; und als ſie beiſammen waren, zogen ſie aus London. Da ſprach zu Harald ſein Bruder: „Bleibe du lieber in der Stadt, und laſſe mich mit dem Heere ausziehen, denn mich bindet kein Schwur.“ Aber Harald that es nicht, und ſie zogen aus bis eine Meile von dem Feind. Dort ließ er ſein Lager ſchlagen und daſſelbe befeſtigen und nur drei Eingänge machen. Darauf ritt er mit ſeinem Bruder allein aus, die Stellung der Feinde zu erſpähen. Als ſie nun die Zelte überſahen und die Menge der Menſchen und den Glanz der Waffen, und hörten das Getöſe und den Lärm, da ſprach Harald: „Es wäre wohl beſſer, nach London zurückzukehren, bis wir mehr Leute haben; oder ich will hin und dir ſolche zuführen.“ — Ha! feiger Verräther, erwiederte ihm ſein Bruder, jetzt iſt es zu ſpät. Du haſt kein Herz, der bloße Anblick des Feindes hat dich

besiegt! — Hernach schickte Harald zwei Kundschafter ins feindliche Lager, die wurden ergriffen und vor den Herzog geführt. Dieser ließ sie im ganzen Lager herumführen, und entließ sie ungekränkt. Als sie zurückkamen und alles erzählten, erschraken die Engländer sehr. Nochmals schickte Wilhelm einen Abgesandten an Harald, der sprach zu ihm vor der Versammlung seiner Großen: „Dreierlei läßt Euch mein Herzog zur Wahl anbieten, entweder den Eid zu halten, oder der Entscheidung des Papstes Euch zu unterwerfen, oder Mann gegen Mann mit ihm zu kämpfen.“ Aber Harald ließ sich auf keines von diesen ein. Nun bot er ihm ganz Northumberland an, wenn er die Herrschaft ihm abträte. Aber auch dieses lehnte Harald ab, denn er meinte, dann werde es nicht lange währen, so würden sie ganz vertrieben.

Nun sah der Herzog Wilhelm wohl, daß die Waffen entscheiden müßten, und kündigte das Treffen an für den folgenden Tag. Die Engländer waren die ganze Nacht in Saus und Braus, aßen, tranken und sangen. Die Normannen aber bedachten ihr Seelenheil, beteten und beichteten, und rüsteten Pferd und Geschirr. Am frühen Morgen hörten alle andächtig die Messe, hernach bestieg der Bischof Odo, des Herzogs Stiefbruder, die Bühne, und hielt eine schöne Rede. Darauf, als alles in Waffen versammelt war, sprach auch der Herzog von einer Anhöhe: „Freunde, wir sind herüber gekommen, für eine gute Sache, für das Recht zu streiten. Diese Engländer sind Verräther, wie sie schon oft bewiesen haben, und dafür werdet ihr sie heute strafen mit Gottes Beistand. Haltet euch wacker, und gedenket, daß, wenn ihr sieget, dieser Tag euch Ehre und Güter bringt. Sieget der Feind, so seid ihr verloren, denn ihr habt keine Zuflucht. Eure Schiffe sind durchbohrt. Darum nur Muth und Vertrauen, und Gott beschert euch den Sieg.“

Nachdem der Herzog Wilhelm also gesprochen, ordnete er seine Leute in drei Heerhaufen, um von drei Seiten anzugreifen. Jeder derselben bestand aus Geharnischten, Bogenschützen und leichtem Fußvolk. An der Spitze des ersten stand Wilhelm, Odos Sohn; der Herzog selbst führte den dritten auf einer Anhöhe, um alles zu übersehen und Hülfe zu bringen, wo es Noth that. Desgleichen ordnete Harald die Seinigen zur Schlacht. Sie hatten Streitärte und Hellebarden, die Normänner lange Lanzen und scharfe Schwerter. Gegen die Pfeile der Bogenschützen deckten sie sich mit großen Schilden und hatten sich rings mit Flechtwerk umgeben. Harald befahl, daß alle ihren Platz behaupten und nur vertheidigen sollten, und keiner sollte aus irgend einem Grund die Glieder verlassen. Dann ließ er das Banner entfalten, und siehe, da rückten schon die Normannen an. Wie sie Harald erblickte, ward er blaß, fieng an zu zittern und wünschte, er wäre zu London. Jetzt kamen sie heran gegen die Verschanzungen, schossen und fiengen an zu stürmen, aber die Engländer wehrten ab und hieben tüchtig drein mit den Streitärten, die sie mit beiden Händen schwangen. So konnten

Digitized by Google

die Normannen durchaus nicht eindringen und litten viel Schaden; ihre Pfeile aber thaten dem Feind nichts, weil er durch die Hürden geschützt war. Da zogen sich die zwei ersten Haufen wieder ein wenig zurück, und der Herzog befahl, als er mit seinem Haufen dazu kam, daß die Bogenschützen sollten in die Höhe schießen, und während der Feind emporsehe, sollten die andern nochmals stürmen. Das geschah, und die drei Heerhaufen versuchten an den drei Eingängen einzudringen. Nun entstand ein gewaltiges Geschrei und ein arger Kampf. Dem Harald flog, während er empor sah, ein Pfeil ins Auge, aber seine Leute hielten sich wacker; stärker und hitziger wurde das Gefecht, und die Normannen an der Stelle zurückgetrieben bis an einen Graben. Da ermannten sie sich wieder, trieben die Engländer in ihre Verschanzungen und drangen mit ihnen hinein. Blutiger und gräßlicher erhob sich der Kampf, und die Normannen wurden wieder herausgetrieben. Da nun Herzog Wilhelm sah, daß die Feinde so fest ihren Platz behaupteten und nicht heraus aus der Verschanzung wollten, so befahl er seinen Leuten, daß sie zum Schein fliehen sollten, und wenn die Engländer ihnen nachsetzten, dann umkehren und mit Vortheil gegen sie kämpfen sollten. So geschah es: die Normannen flohen und die Engländer verfolgten, bis daß der Herzog ein Zeichen mit der Trompete gab. Da wandten sich die Normannen um, und hieben mit den Schwertern drein, und die Engländer konnten sich mit den Streitärten in beiden Händen nicht gut wehren, gegen die Pfeile waren sie nicht gedeckt und die Ritter kamen ihnen auf den Nacken. Also flohen sie da und dorthin, die einen fielen, die andern riefen Pardon, und endlich drangen die Normannen in die Verschanzung und rissen die Hürden nieder. Von allen Seiten sammelten sie sich um des Herzogs Banner, und drangen alsdann vor; aber die Engländer widerstanden tapfer, es erhob sich von neuem ein fürchterlicher Kampf, und es geschahen herrliche Thaten auf beiden Seiten: dem Herzog ward das Pferd unterm Leibe getödtet und Haralds Bruder ward erschlagen. Die Normannen waren zu Pferd, die Engländer alle zu Fuß, und so drangen jene mit Gewalt vor bis zu Haralds Banner, rissen es nieder und pflanzten die geweihte Fahne an die Stelle. Jetzt fiengen die Engländer an zum Theil zu fliehen, die andern kämpften tapfer fort, bis sie erlagen. Harald fand sich hernach unter den Todten weit von seinem Banner. Die Schlacht dauerte von Mittag bis in die dunkle Nacht. Der Herzog übernachtete auf dem Wahlplatz, und den andern Tag ließ er die Todten zählen und beerdigen, und überall verkündigen, daß die Angehörigen der Gefallenen kämen und die Ihrigen abholten. Und es fand sich, daß von den Engländern über 67,000 gefallen waren, von den Normannen nur 6000. Der Tag dieser Schlacht war der 14. October 1066.

Als die Kunde von diesem Sieg und dem Tode Haralds sich verbreitete, kamen die Prälaten und Barone zusammen und

Digitized by Google

wählten den Herzog Wilhelm zu ihrem König. Darauf ward er feierlich zu London gekrönt.

---

82. Anfang der Kreuzzüge. *

Zu der Zeit, da in Frankreich König Philipp, in Deutschland Kaiser Heinrich der Vierte mit dem Papstthum im heftigen Kampfe waren, dürsteten die Gemüther der Christen nach Rache wegen der Schmach, welche dem Grabe Christi von den Türken widerfuhr, und waren daher empfänglich für den Plan, mit den Waffen die heiligen Oerter des gelobten Landes von ihrer schimpflichen Herrschaft zu befreien. Ein Einsiedler, Peter, aus Amiens gebürtig, faßte diesen Plan und forderte die Christenheit auf, ihn auszuführen.

Peter hatte den Waffenrock, welchen er wegen seines schwächlichen Körpers ohne Ruhm trug, mit der Einsiedlerkleidung vertauscht und lebte im südlichen Frankreich mit einer Enthaltsamkeit, zu welcher keine große Aufopferung erfordert wurde. Denn er enthielt sich nur des Brodes und Fleisches, labte sich aber dafür an allen andern Speisen und am Wein. Dennoch machte ihn diese Lebensart ehrwürdiger und heiliger in den Augen derer, welche ihn kannten, als Bischöfe und Aebte. Seine auffallende Gestalt, die hellen feurigen Augen in seinem hageren, verschrobenen Körper, und mit diesem der Strom seiner Beredsamkeit, der alles mit sich fortriß, wohin er sich ergoß, vermehrten das Ansehen, welches bei seinen Zeitgenossen sein den Werken der Frömmigkeit gewidmetes Leben ihm gab.

Auch er unternahm in den Jahren 1093 und 1094, um zur vollkommenen Heiligkeit zu gelangen, eine Wallfahrt nach Jerusalem. Von einem Christen daselbst, der ihn gastfreundlich in sein Haus aufnahm, hörte er mit Entsetzen die Erzählung der Bedrückungen, welche die Christen zu Jerusalem von den Türken erfuhren, und fand Gelegenheit, von ihrer Wahrheit durch eigene Erfahrung sich zu überzeugen. Von heiligem Eifer entbrannt, gieng er zu dem Patriarchen Simeon, überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er so ruhig es ansehe, wie die heiligsten Oerter von den Türken entweiht, die Gaben der frommen Christen geraubt, die Pilgrime gemißhandelt würden. Der fromme Patriarch antwortete mit Klagen über die unglückliche Lage seiner Kirche, welche bei der Ohnmacht des griechischen Kaisers verzweifeln müsse, wenn nicht die Christenheit des Abendlandes sich ihrer erbarmen und ihre Schmach an den Türken rächen werde. „Darum," sprach der Patriarch, „sende ich dich als Gesandten der Kirche zu Jerusalem an ihre Tochter im Abendlande, daß du von ihr Erbarmen und Hülfe für ihre unglückliche Mutter erflehen mögest." Bereitwillig übernahm Peter den Auftrag und die Briefe an den Papst und

* Fr. Wilken.

Digitized by Google

die Könige und Fürsten des Abendlandes, welche der Patriarch ihm gab.

Eines Abends war Peter beschäftigt mit Plänen für die Ausführung des heiligen Auftrages in der Kirche der Auferstehung, um im Gebet den Beistand Gottes und der Heiligen zu seiner baldigen Abreise sich zu erflehen. Von den Anstrengungen der Andacht ermüdet, fiel er in tiefen Schlaf. Im Traume erschien ihm Christus, und Peter vernahm von dem Heilande die Worte: „Auf, Peter, eile; verrichte mit Muth, was du übernommen hast; ich werde mit dir sein, denn es ist Zeit, daß mein heiliger Ort von den Türken gereinigt und meinen Verehrern geholfen werde." Peter erwachte bei diesen Worten, verrichtete noch einmal sein Gebet, eilte zum Patriarchen mit der frohen Nachricht von der Erscheinung des Erlösers und trat am andern Tage die Reise nach Antiochien an. Hier fand er ein Schiff zum Absegeln nach Apulien bereit und kam nach einer glücklichen Fahrt zu Bari ans Land. Von dort eilte er nach Rom zum Papst Urban, überreichte ihm den Brief des Patriarchen und unterstützte dessen Anliegen mit der schauderhaftesten Erzählung der Leiden, welche die Mutter aller Kirchen von ihren Tyrannen erdulde. Zu dieser Zeit, wo Urban in Rom selbst seines Lebens kaum sicher war, gab er dem Flehen der morgenländischen Kirche um Hülfe gegen ihre Bedrücker Gehör; denn die Päpste verrichteten oft die gewaltigsten Thaten, wenn ihre Macht in Rom am schwächsten war. Urban lobte Peters Eifer und bevollmächtigte ihn durch Briefe an die Großen der Christenheit als seinen und der Kirche zu Jerusalem Gesandten. Nun durchstrich Peter zuerst ganz Italien, überstieg dann die Alpen und fand allenthalben Beifall und Gehör. Er trat nicht bloß vor den Großen, sondern lieber vor dem Volke auf, las die Briefe des Patriarchen und anderer Christen vor und bestätigte und unterstützte ihre bittern Klagen, erzählte das Gesicht, in welchem der Sohn Gottes selbst zu seinem Gesandten ihn erklärt, ja er wies selbst einen vom Himmel gefallenen Brief vor, in welchem alles, was er berichtete und versprach, bestätigt wurde. Die Geschenke, mit welchen die frommen Christen ihn überhäuften, wandte er an, um Arme zu unterstützen, oder Weiber auszusteuern und ihnen Männer zu verschaffen. Er stellte Einigkeit und Friede her, wo er Uneinigkeit und Streit fand; denn seine Aussprüche wurden als Aussprüche Gottes geachtet. Das Volk verehrte ihn als Heiligen und soll sogar die Haare, welche seinem Maulthiere abfielen, als Reliquien gesammelt haben.

Die Wirkungen von Peters Predigten zeigten sich schon auf der Kirchenversammlung, welche Urban der Zweite bald nachher zu Piacenza hielt. Wenn gleich dies Concil versammelt wurde, um dem Könige von Frankreich die Gewalt des Stuhles zu Rom zu zeigen, den römischen Kaiser Heinrich zu demüthigen und den ehelosen Stand der Geistlichen zu befestigen, so geschah doch schon hier ein wichtiger Schritt zur Ausführung des großen Unternehmens. Die Wichtigkeit der zu verhandelnden Sachen machte dieses

Digitized by Google

Concil zahlreicher als irgend eines der vorigen. Viertausend Geistliche und dreißigtausend Laien versammelten sich zu Piacenza, und es wird als ein besonderer Umstand angemerkt, daß dies Concil wegen der Menge der Anwesenden nicht wie bisher in einer Kirche, sondern auf einem Felde versammelt wurde. Hier traten Gesandte des Kaisers von Konstantinopel auf und baten um Hülfe gegen die furchtbare Macht der Türken, welche ihre der Christenheit schmähliche Herrschaft bereits bis an die den Mauern der Hauptstadt gegenüberliegende Küste ausgedehnt; und Urban unterstützte ihre Bitten mit aller Kraft der Beredsamkeit. Schon damals schwur eine große Menge, nach Konstantinopel zu ziehen, um mit dem Kaiser der Römer wider die Feinde der Christenheit zu fechten.

Aber die Vollendung behielt Urban einem glänzenden Concil vor. Nachdem er zu Vercelli die italiänischen Geistlichen zur Beförderung der Reise des Herrn aufgefordert, begab er sich über die Alpen nach Frankreich. Denn Frankreich war das Land, wo von jeher der größte Eifer für das heilige Land gewesen, und sein ungehorsamer König Philipp konnte am leichtesten gedemüthigt werden, wenn seine getreuesten und mächtigsten Anhänger auf andere Weise beschäftigt und ihm entzogen wurden; Frankreich sollte also der Schauplatz dieser Verhandlungen sein. Nachdem auf Provinzialversammlungen zu Puy und andern Orten die Geistlichkeit vorbereitet war, wurden auf den achten Tag nach dem Feste des heiligen Martin die Geistlichen und Laien zum allgemeinen Concil nach Clermont in Auvergne berufen. Urban bereitete alles zu dieser Kirchenversammlung so vor, daß sie eine der glänzendsten werden mußte. Den Geistlichen ward bei Verlust ihrer Pfründe geboten zu erscheinen, und den Bischöfen insbesondere aufgegeben, die weltlichen Herren in ihrer Diöcese zu bewegen, daß sie sich auf dem Concil einfänden. Ganz Frankreich war auch schon durch Peter so für die heilige Unternehmung eingenommen, daß außer vierzehn Erzbischöfen, zweihundert fünf und zwanzig Bischöfen, vierhundert Aebten und vielen geringeren Geistlichen die Anzahl der Laien unzählbar war.

Nachdem die andern Angelegenheiten der Kirche, welche die Aufmerksamkeit des päpstlichen Stuhls erforderten, verhandelt waren, der Gottesfriede von neuem eingeschärft und der Bannstrahl feierlich gegen den widerspenstigen König Philipp geschleudert war, versammelte Urban die Geistlichen und Laien in eine breite Straße. Mit so vielem auch brennenden Feuer, als der Papst hier redete, sind viele Reden gehalten, aber so glänzender Wirkungen hat nie eine Rede sich rühmen können. Er schilderte die bedrängte Lage der Christen in dem heiligen Lande mit düstern Farben, die Grausamkeit der Türken, als hätte er selbst sie erfahren, und Seufzer und Thränen hemmten oft den Strom seiner Rede. „Jene Barbaren, welche Gott fremd sind, und mit welchen sein Geist nicht ist," sprach er, „vertreiben die armen Christen aus ihren Häusern, und diese müssen es als großen Gewinn

Digitized by Google

ansehen, wenn sie durch Betteln unter uns kümmerlichen Unterhalt finden. Denn sie müssen, wenn sie den Unholden nicht entfliehen, für diese als Sclaven die Felder bauen, welche ihnen selbst gehören, und grausame Behandlung ist dafür ihr Lohn. Die heiligen Kirchen werden von den Ungeheuern entheiligt, in Viehställe verwandelt, oder sind die Schauplätze der entehrendsten und schmählichsten Grausamkeiten gegen die Christen." Nachdem er auf diese Weise die Leiden der Christen und die Tyrannei der Ungläubigen beschrieben, rief er aus: „Ich rufe als Zeugen der Wahrheit meiner Schilderung euch, die ihr mit euren Augen alles sahet, ich rufe noch mehr als Zeugen euch, die ihr von den grausamen Händen der Barbaren starbt." Er sprach mit Wehmuth von der Heiligkeit der Oerter, welche die Ungläubigen entweihten: „Selig die Steine, welche den Urmärtyrer Stephan mit der Krone des Martyrthums krönten! Wie selig des Jordans Stellen, welche dir, Johannes, dienten zur Taufe des Erlösers!" Dann erinnerte er an die Helden der christlichen Zeit, Karl den Großen und dessen frommen Sohn Ludwig, welche die Reiche der Sarazenen zerstört und durch sie der wahren Kirche Herrschaft erweitert. Urban ward während der Rede durch das Rufen der Menge: „Gott will es, Gott will es!" unterbrochen, und es mußte Stillschweigen geboten werden, damit er fortreden konnte. Der Enthusiasmus stieg immer höher, je länger Urban redete. Dann rief er mit heftigem Unwillen: „Ihr, die ihr Wittwen und Waisen beraubet, die Unschuldigen unterdrückt, die Kirchen mit Waffengetümmel erfüllt und entehrt und des Ritterthums Gürtel nur tragt als ein Zeichen, daß ihr gewohnt seid, nicht die Kirche und ihre Diener, wie ihr gelobt, zu schützen, sondern des Erlösers Schafstall zu verwüsten, euch einander selbst zu zerfleischen und, wie die Geier den Leichnamen, so den Kriegen und Fehden in entfernte Gegenden nachzuziehen, legt ab den Gürtel eines solchen Ritterthums, welches von Gott fern ist, werdet Ritter Christi und eilt herbei zum Schutz der morgenländischen Kirche, welche die Milch des göttlichen Worts in euren Mund träufelte." Er bat die Alten und Schwachen und alle, welche außer Stand seien, die Waffen zu führen, nicht mitzuziehen, damit sie nicht der Sache schadeten, sondern lieber durch Geld und auf andere Weise die Streitenden zu unterstützen, wofür er ihnen in gleichem Maße, als denen, welche wirklich mitzögen, vollkommene Vergebung ihrer Sünden ankündigte. Den Geistlichen aber verbot er strenge, ohne die Erlaubniß ihrer Bischöfe ihre Kirchen zu verlassen, denn ohne priesterlichen Segen werde ihr Unternehmen doch keinen glücklichen Fortgang gewinnen. Dann machte er bekannt, wer an der bewaffneten Pilgerschaft Antheil nehmen wolle, möge nach alter Pilgrime Sitte mit dem Kreuze sich bezeichnen. „Ihr, meine Brüder und Mitbischöfe, Mitpriester und Miterben Christi," redete er am Schluß die Geistlichen besonders an, „predigt in den euch anvertrauten Gemeinden das Kreuz, schildert ihnen die Noth der Christenheit und entflammt ihre Herzen, auf daß sie helfen." —

Digitized by Google

Viele der Anwesenden wurden durch diese Reden zu Thränen erweicht; andere sah man zittern, als sähen sie die Leiden, welche der Papst beschrieb, mit eigenen Augen; andere ermahnten ihre noch bedenklichen Nachbarn zum Beitritt zu diesem heiligen Unternehmen.

Nachdem der Papst seine Rede geendigt, drängte sich zuerst Bischof Ademar von Puy mit heiterm Angesicht zu ihm hin, warf sich vor ihm hin und bat um seine Erlaubniß, in den heiligen Krieg zu ziehen, und um seinen Segen. Als er beides erhalten, folgte seinem Beispiel der Bischof Wilhelm von Ausary, und nach diesem der größte Theil der anwesenden Geistlichen und Laien. Dann legte einer der Cardinäle, welcher den Papst begleitete, im Namen aller Pilgrime, welche zur Erde niederfielen, das Bekenntniß der Sünde ab, und Urban ertheilte die Absolution. Hierauf näheten alle auf ihre rechte Schulter ein rothes Kreuz.

Bald hernach wurden dem Papst Gesandte des Grafen Raimund von St. Gilles vorgestellt, welche ihm und dem Concil anzeigten, daß ihr Herr das Pilgerkreuz bereits angenommen und eine beträchtliche Anzahl Ritter versammelt habe; daß er noch mehr Kriegsvolk aus seiner Grafschaft in Sold nehmen und jeden Ritter, der in seinem Heere streiten wollte, mit Geld und andern Bedürfnissen unterstützen werde. Der Zutritt eines so mächtigen und tapfern Herrn, die Unterstützung und Belohnung, welche er verhieß, bewog noch viele, welche durch Urbans Rede nicht entflammt waren, zur Annahme des Kreuzes.

Nach einigen Tagen berief Urban die Bischöfe und weltlichen Herren zu sich, um mit ihnen wegen der weitern Einrichtungen sich zu berathen. Sie baten den Papst dringend, sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen, welches für Christum ausziehen werde. Aber die innern Gefahren der römischen Kirche gaben ihm einen scheinbaren Grund, ihr Verlangen abzulehnen. Doch versprach er, ihnen nachzufolgen, sobald das Heil der Kirche es gestattete. Mit ihrer Einstimmung ernannte er den Erzbischof Ademar von Puy, als der durch seine Frömmigkeit und Rechtschaffenheit geachtet und beliebt, durch die Bereitwilligkeit, mit welcher er das Kreuz angenommen, um die Sache verdient, des Krieges nicht ganz unkundig und überhaupt durch Erfahrung in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten am geschicktesten war, zu seinem Stellvertreter als geistliches Oberhaupt des Heeres. Ehe das Concil entlassen wurde, machte der Papst bekannt, daß die Kirche die Güter der Kreuzfahrer in ihren Schutz nehme; allgemeiner Friede unter den Christen ward verkündigt und den Geistlichen befohlen, in ihren Gemeinden das Kreuz fernerhin zu predigen. Die Zeit des Auszuges ward einer weitern Bestimmung überlassen.

Kein Samenkorn war auf unfruchtbares Land gefallen. Die Geistlichen und Laien, welche zu Clermont das Kreuz angenommen, eilten in ihr Vaterland zurück und theilten die empfangene Begeisterung mit. Die Geistlichen predigten das Kreuz und gaben

Digitized by Google

denen, welche es annahmen, die Versprechungen der Sündenvergebung und Seligkeit, wozu sie vom heiligen Vater bevollmächtigt waren. Die Laien munterten mit gleicher Thätigkeit ihre Freunde und Verwandten auf, sich Christo zu weihen. Der Papst selbst reiste nach dem Concil in Frankreich umher und ermahnte zur Pilgerschaft mit desto glänzenderm Erfolg, als sein Ansehn und seine große Würde waren. Außerordentlich waren die Wirkungen, welche ihre vereinigten Bemühungen hervorbrachten. In Franzien, Gallizien, Britannien und Gascogne war fast keine Familie, aus welcher nicht mehrere, Vater oder Sohn, das Kreuz angenommen hatten. Das weibliche Geschlecht hatte alle Besorglichkeit für Männer und Verwandte verloren. Die Gattinnen ermunterten selbst ihre Männer, Christo sich darzubringen, trauerten, wenn die Ermunterungen nicht fruchteten, und freuten sich, wenn sie sich bewegen ließen, das Kreuz anzunehmen. Mancher spottete zuerst der Abenteuerlichkeit der Unternehmung, aber nach wenigen Tagen sahen auch die Spötter im Strom sich fortgerissen, verkauften ihre Habe und zogen mit denen, welche sie verlacht hatten. Wer sich widersetzte, ward verspottet und verhöhnt. Darum nahmen viele das Kreuz an, bloß um nicht für muthlos gehalten zu werden; manche auch, um ihre Freunde nicht zu verlassen.

Aber die allgemeine Bewaffnung blieb nicht bloß bei den waffenfähigen Männern, wie Urban mit Klugheit gewünscht und mit Ernst und Strenge zu Clermont befohlen hatte; auch die Mönche verließen ihre Zellen und übten sich in den Waffen; sie entflohen heimlich, wenn ihre Aebte ihnen die Erlaubniß, das Pilgerkreuz zu nehmen, verweigerten. Selbst Greise, kranke und schwache Personen bekreuzten sich, um wenigstens durch die Gefahren und Mühseligkeiten der Reise den Himmel zu erwerben. Auch Verbrecher aller Art benutzten die Gelegenheit, durch Annahme des Kreuzes der verdienten Strafe zu entgehen. Manche Schwärmer, nicht zufrieden, auf ihre Kleider ein Kreuz zu heften, brannten es mit glühendem Eisen in ihre Haut ein, und einige Männer und Weiber wollten damit von Gott selbst bezeichnet sein. Ein Abt brannte sich ein Kreuz auf die Stirn und gab vor, ein Engel habe es ihm eingebrannt. Das Volk glaubte ihm, verehrte ihn wie einen Heiligen und überhäufte ihn mit Geschenken.

Peters schwärmerische Predigten, Urbans feurige Rede, die Erzählungen der heimkehrenden Pilger von den ertragenen Mühseligkeiten, der mitleidswürdige Zustand der in Europa bettelnden Christen aus dem Orient waren wirksame Beweggründe dieses wunderbaren Eifers für das heilige Land.

83. Dasselbe. *

In dem Maße aber als jetzt, und überhaupt seit der türkischen Herrschaft im vordern Asien, die Gefahren für die Pilger zunahmen,

* Fr. v. Raumer.

Digitized by Google

wuchs die Liebe zu den Pilgerungen. Denn in christlichen Ländern fanden jene überall gastfreundliche Aufnahme und sicheres Geleit; auch war man mehr als je überzeugt, daß die Wallfahrten zum Heile der Seele dienten, und als Bußübungen von großer Schuld lösten. Hierzu kam die ganz außerordentliche, selbst grobe Betrügereien übersehende Vorliebe für Reliquien aus Palästina und Jerusalem, sowie der Umstand, daß die italiänischen Freistaaten, nebst den Seestädten des südlichen Frankreichs, einen wichtigen Handel nach den syrischen Küsten begannen, und die Pilger gern für einen mäßigen Lohn dahin übersetzten. Aber wenn sogar diese Meerfahrt ihnen oft den Untergang brachte, wie viel gefährlicher war da nicht der Landweg! Im Jahre 1064 zogen der Erzbischof Siegfried von Mainz, die Bischöfe Günther von Bamberg, Otto von Regensburg, Wilhelm von Utrecht, nebst vielen andern Begleitern nach Jerusalem, und erreichten die Stadt, aber nicht ohne große Gefahr und vielfachen Verlust. Ein Jahr später traten 7000 Christen die Wallfahrt an, wurden aber von den Türken angefallen und in einer Burg belagert; nur 2000 retteten ihr Leben. Graf Theodorich von Trier, welcher den Erzbischof Kuno von Köln erschlagen hatte, mußte auf Befehl des Kaisers das Land meiden, und entschloß sich zur Pilgerfahrt nach Jerusalem; allein nie hat man von ihm und den Seinen wieder gehört.

Und diejenigen, welche alle Gefahren des Weges glücklich überstanden, fanden sich zuletzt am Ziele getäuscht. Kein Altar, kein kirchliches Gefäß war den Türken mehr heilig, die Geistlichen wurden geschlagen und gestoßen, ja der Patriarch bei Haar und Bart zur Erde gerissen. Strenger als je forderte man von den Pilgern, deren Vermögen durch die Reise fast immer schon erschöpft worden, ein Goldstück für die Erlaubniß, Jerusalem zu besuchen. Die Einwohner dieser Stadt konnten nicht jeden unterstützen; allgemein verbreiteten sich Wehklage, Elend und Mangel. Es war die höchste Zeit, daß die abendländischen Christen ihren Glaubensgenossen zu Hülfe eilten; es war ohne Zweifel ihre Verpflichtung, wenn anders jeder Unrecht und Tyrannei abwehren soll, dem dazu die Kraft und das Geschick gegeben ist.

Um diese Zeit, im Jahre 1093, trat die Wallfahrt an Peter von Amiens, früher Einsiedler, jetzt Priester. Seine Gestalt war klein und unansehnlich, die Farbe seines Gesichts dunkel, gering das Gewand und die Füße unbekleidet. Die größte Enthaltsamkeit in allem zeichnete ihn, selbst in jener Zeit, aus, und wenn ihm die Worte beredt von den Lippen strömten, ward auch sein Auge der Abdruck eines lebhaften Geistes. Er zahlte den Zins, und betrat die heilige Stadt; er hörte, was die Christen litten, und sah selbst die tägliche Bedrückung. Da regte ihn der Geist an: er möge Hülfe schaffen und für die Rettung der Verlassenen wirken. Der Patriarch Simeon erwies, daß die zur Strafe ihrer Sünden gelähmten Kräfte der morgenländischen Christen für die Befreiung nicht hinreichten, und die entnervten Griechen binnen

Digitized by Google

wenig Jahren selbst das halbe Reich verloren hätten; — ärmer und einfacher, aber kräftiger und gläubiger sei das Abendland, und nur von dorther die Erlösung möglich. Peter verlangte jetzt Schreiben des Patriarchen an den Papst und an die abendländischen Fürsten: er werde das Geschriebene selbst bestätigen und die Gläubigen aufmuntern zu freudigen Zügen. Gern bewilligte Simeon diese Forderung, und noch einmal eilte der Einsiedler in die Auferstehungskirche, um Christus anzuflehen für das Unternehmen, welches seine ganze Seele füllte. Er sah die ungeheuren Schwierigkeiten, die einem unbekannten Pilger entgegenstanden, welcher sich vornahm, eine ganze Welt in Bewegung zu setzen; es übermannte den Betenden der Schlaf. Da erschien ihm Christus und sprach: „Stehe auf, Petrus, und eile, und vollbringe kühn, was dir auferlegt worden; ich werde mit dir sein, denn es ist Zeit, daß das Heiligthum gereinigt und meinen Dienern geholfen werde." Petrus erwachte gestärkt und geweiht; er fühlte die Kraft in sich, das Größte zu unternehmen; man hat dies Gefühl bald Betrug, bald Anmaßung, bald Schwärmerei gescholten, oder doch damit ohne Unterscheidung zusammengeworfen.

Nachdem ihn Kaufleute glücklich bis Bari geführt hatten, eilte er nach Rom zum Papste Urban; dann über die Alpen zu allen Fürsten, Prälaten und zu allem Volk. Seine Reden setzten die Gemüther in Bewegung, und seine Hoffnungen wuchsen; denn der Papst war gewonnen für den Plan, und das Schwierigste gelang in jener Zeit, wenn es vom Oberhaupte der Kirche befördert wurde. Bereits Gregor der Siebente hatte alle Gläubigen zum Beistande der Christen im Morgenlande aufgefordert; allein die Kriege gegen Heinrich den Vierten hemmten die Ausführung dieser Pläne, und erst jetzt bot sich eine dringende Veranlassung und günstigere Gelegenheit. Auf einer Versammlung von hohen Geistlichen in Piacenza (1095) wurde neben andern wichtigen Dingen auch des heiligen Landes gedacht, und Gesandte des griechischen Kaisers traten hülfeflehend auf, weil die Ungläubigen schon die ganze asiatische Seite des Bosporus beherrschten.

Wichtiger war die große Versammlung von mehr als dreihundert Bischöfen, welche sich im November des Jahres 1095, nach Urbans dringender Ladung, zu Clermont in Auvergne einfanden: es war Hauptzweck des Papstes, hier die Rettung des heiligen Landes zu bewirken. Auf einem freien Platze, denn kein Zimmer konnte eine so zahlreiche Versammlung fassen, sprach Urban von erhöhter Stelle und mit lauter Stimme:

„Die Lehre Jesu Christi, welche das Abendland in ursprünglicher Reinheit bewahrt, ist auch Jahrhunderte lang in Asien frei verkündet und bekannt worden. Zwar hat das gerechte Bestreben, jede falsche Ansicht und Deutung zu vertilgen, uns bisweilen in Zwiespalt erscheinen lassen mit den Bewohnern jener Länder; allein wir haben sie stets geachtet als Christen, und nie vergessen, daß wir alle Brüder Eines Hauses, Kinder Eines Vaters sind. Soll ich wiederholen, was jeder weiß? Wie jene über das Heiden-

Digitized by Google

thum gewonnenen Länder den Christen wieder entrissen, und eine Beute der Ungläubigen geworden sind? Wer kann es hören ohne Jammer? — Und doch gibt es einen Schmerz, der noch tiefer, ein Unglück, das noch größer ist: denn auch Palästina und Jerusalem sind in den Händen der Feinde!"

„Der Erlöser unseres Geschlechts, welcher zum Heile aller menschlichen Leib und Gestalt annahm, wandelte in jenem auserwählten Lande. Jede Stelle ist dort geweiht durch die Worte, welche er gesprochen, durch die Wunder, welche er verrichtet hat; jede Zeile des alten und neuen Testamentes beweist, daß Palästina als Erbtheil des Herrn, und Jerusalem als der Sitz aller Heiligthümer und Geheimnisse rein bleiben soll von jeder Befleckung. Und diese Stadt, die Heimath Jesu Christi, die Wiege unseres Heils, ist nicht mehr theilhaftig der Erlösung! In dem Tempel, aus welchem Christus die Kaufleute vertrieb, damit das Heiligthum nicht verunreinigt würde, wird jetzt des Teufels Lehre öffentlich verkündet. — Wer darf noch zu Maria der Jungfrau flehen, wer in der Kirche des heiligen Grabes andächtig den anrufen, welcher dem Tode die Macht genommen hat? Lastthiere stehen in den heiligen Gebäuden, und sogar für die Erlaubniß, solch Elend zu schauen, verlangen die Frevler schweren Zins. Die Gläubigen werden verfolgt, Priester geschlagen und getödtet, Jungfrauen geschändet und gemartert. Wehe uns, wenn wir leben und solchem Unheil nicht steuern; besser ist sterben, als der Brüder Untergang länger dulden!

Jeder verleugne sich selbst, und nehme Christi Kreuz auf sich, damit er Christum gewinne: kein Christ streite mehr wider den andern, damit das Christenthum selbst nicht untergehe, sondern verbreitet und gefördert werde. Es höre auf Mord und Feindschaft und Bedrückung; es beweise jeder Muth und Tapferkeit, nicht wo sie den Fluch, sondern wo sie Vergebung der Sünden und die Krone der Märtyrer erwerben. Keiner fürchte Gefahr, denn wer für den Herrn streitet, dem sind die Kräfte der Feinde unterthan; keiner lasse durch Klagen der Zurückbleibenden sich vom Zuge abhalten, denn die Gnade des Herrn wird auch diese schützen!"

Noch hatte der Papst seine Rede nicht beendet, als die ganze Versammlung wie mit Einer Stimme ausrief: „Gott will es!" Endlich ward die Ruhe wieder hergestellt, und Urban fuhr fort: „Es gehen die Worte der Schrift in Erfüllung: wo auch nur zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, werde ich mitten unter ihnen sein; denn nur des Herrn Einwirkung machte es möglich, daß der gleiche Eifer sich erzeugte in euch allen, und das gleiche Wort ausgesprochen ward von jedem einzelnen. So möge dies Wort euer Feldgeschrei sein in jeder Gefahr, welche ihr übernehmt für die Lehre Jesu Christi; das Kreuz aber euer Zeichen zur Kraft und zur Demuth. Des apostolischen Stuhles Fluch soll jeden treffen, der sich unterfängt, das heiligste Unternehmen zu hindern; sein Beistand dagegen im Namen des Herrn eure Bahn ebnen, und euch geleiten auf allen Wegen!"

Digitized by Google

Sobald der Papst seine Rede geendet hatte, nahte ihm Ademar von Monteil, Bischof von Puy, und bat niederkniend um die Erlaubniß, dem heiligen Zuge beiwohnen zu dürfen; ihm folgte Wilhelm, Bischof von Orange, dann die meisten von den anwesenden Laien und Geistlichen. Sie hefteten ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter als Zeichen des gemeinsamen Unternehmens und der neuen christlichen Verbrüderung.

Nach der Rückkehr in ihre Heimath predigten die Bischöfe das Kreuz, und die Laien suchten Genossen und Begleiter, beide mit der größten Begeisterung und fast unglaublichem Erfolge. Denn es entstand eine allgemeine Bewegung unter allem Volke, wie noch niemals: es trennte sich freudig der Mann von dem Weibe, das Weib von dem Manne, die Eltern von den Kindern, die Kinder von den Eltern; der Landmann gedachte nicht mehr des Ackerbaues, der Hirte nicht mehr seiner Heerde, Mönche und Nonnen verließen ihre Zellen; kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wollte ausgeschlossen sein von dem großen Unternehmen, von der neuen Völkerwanderung.

---

84. Konradin. * (1268.)

Als Karl von Anjou König in Neapel und Sicilien war, gewann die Partei der Welfen auch in dem übrigen Italien die Oberhand, und die Ghibellinen wurden bedrängt; in Toscana wurden sie aus Florenz verjagt, und Pisa, wo sie noch am Ruder waren, wurde von Karl mit Heeresmacht angegriffen. Da schlossen die vertriebenen Florentiner nebst den Pisanern einen Bund mit Siena und dem Prinzen Heinrich von Castilien, Karls Vetter, der in Rom als Senator an der Spitze der Regierung stand, und reizten das Volk in Apulien und Sicilien zum Aufstand, und schickten nach Deutschland zu dem jungen Konradin, der ein Sohn des verstorbenen Königs Konrad IV. und ein Enkel des Kaisers Friedrich II. war, und luden ihn ein nach Italien zu kommen und das ihm gebührende Königreich in Besitz zu nehmen. So geschah es, daß auf einmal an vielen Stellen von Apulien und Calabrien ein Aufstand ausbrach; in den Abruzzen und fast auf ganz Sicilien stand das Volk in Waffen; Prinz Heinrich machte Rom und die Campagna von Karl abwendig; die Ghibellinen in Pisa, Siena und anderen Städten überschickten an Konradin große Summen, um damit ein Heer zu werben. Dieses that er, gegen die Mahnungen seiner besorgten Mutter, und erschien im Februar des Jahres 1267 an der Spitze eines Heeres von zehntausend Mann und in Begleitung vieler deutschen Ritter und Grafen zu Verona. Da es ihm jedoch an Geld gebrach für ein so starkes Heer, so zerstreute sich ein großer Theil desselben wieder, und es blieben ihm nur noch dreitausend und fünfhundert

* Nach Villani von K. Fr. W. Lanz.

Digitized by Google

von seinen deutschen Begleitern. Von Verona zog er dann weiter durch die Lombardei über Pavia nach Genua, und gelangte von da zu Schiffe nach Pisa, während seine Reiterei längs der Küste ebendahin kam. Mit großer Freude und fast kaiserlichen Ehren ward er daselbst, wie überall von den Ghibellinen, empfangen. Als Karl von Konradins Ankunft und von der Empörung in Unteritalien hörte, eilte er schnell dahin und ließ seinen Marschall, Wilhelm von Boiselve, in Toscana zurück; der Papst aber sprach den Bann über Konradin und seine Anhänger. Dem ohngeachtet strömten sie von allen Seiten nach Pisa zusammen, und bald sah sich jener an der Spitze einer großen Heeresmacht. Mit dieser zog er weiter gen Rom, traf bei Ponte di Valle mit Karls Marschall zusammen, schlug ihn und nahm ihn selbst nebst vielen Rittern gefangen, daß große Bestürzung bei allen Welfen entstand, den Ghibellinen aber Muth und Vertrauen wuchs. Auch zu Rom ward er mit großen Ehren aufgenommen und sammelte Geld und Mannschaft, von dem Senator Heinrich von Castilien kräftig unterstützt. Als er nun hörte, wie Karl mit der Belagerung von Nocera in Apulien beschäftigt, das ganze Land entweder in Aufruhr oder von verdächtiger Treue sei, so schien ihm die Zeit besonders passend, und er brach alsbald mit dem Heere, das durch Römer und Spanier sehr verstärkt war, auf, vermied aber den gewöhnlichen Weg, wo, wie er wußte, die Päße besetzt waren, und kam durch die Abruzzen ohne Widerstand in die Ebene von Tagliacozzo.

Karl hatte, sobald er von Konradins Abzug aus Rom Kunde erhielt, die Belagerung von Nocera aufgehoben und in Eilmärschen Aquila erreicht, das nicht weit von Tagliacozzo entfernt ist; von da rückte er unverzüglich in die gedachte Ebene, und stellte sich in der Nähe seines Gegners am Abhange eines mäßigen Berges auf, so daß ein kleiner Fluß die beiden Heere schied. Das seinige bestand aus Franzosen, Provenzalen und Italiänern, zusammen nicht völlig dreitausend Mann, die Feinde waren fast zweimal so stark. Es befand sich aber bei ihm ein französischer Ritter, Alardo von Valeri, ein sehr kluger und erfahrener Mann, der erst kürzlich aus dem gelobten Lande heimkehrend in seine Dienste getreten war. Derselbe sagte dem König, daß man mehr durch List als durch Tapferkeit den Sieg erringen müsse, und Karl vertraute ihm den Oberbefehl und die Anordnung der Schlacht. Dieser nun bildete drei Schaaren: die erste aus Provenzalen und Italiänern bestehend, war von Heinrich von Cousance geführt, welcher, um die Feinde zu täuschen, des Königs Rüstung trug, die zweite, unter Wilhelm l'Etendart, bestand aus lauter Franzosen; die dritte, achthundert auserlesene Ritter, den König selber und Alardo an der Spitze, bildete in einem kleinen Seitenthal einen Hinterhalt. Konradin von der andern Seite ordnete sein Heer gleichfalls in drei Treffen; das erste bestand aus Spaniern, von Heinrich von Castilien geführt; das mittlere, aus lauter Deutschen bestehend, führte Konradin selber an, nebst seinem

Digitized by Google

Freunde Friedrich von Oesterreich;* das Hintertreffen, Italiäner und Deutsche gemischt, stand unter dem Grafen Galvano Lancia. Wie die beiden Heere so gegenüber standen, sah man Gesandte von Aquila her in Konradins Lager kommen und ihm die Schlüssel der Stadt übergeben. Dies war aber zum Schein so angestiftet von den Adelichen, die von Karl abgefallen waren. Darüber entstand große Freude in Konradins Heer, und er selbst glaubte es; der König Karl aber und sein ganzes Heer geriethen in große Unruhe, denn von dort bezogen sie ihre Lebensmittel. Und der König machte sich auf beim Anbruch der Nacht; und ritt in schwacher Begleitung nach jener Stadt. Am Thore fragte er: „wem huldigt die Stadt?" Auf die Antwort: „dem König Karl!" ritt er hinein, und ohne vom Pferd zu steigen mahnte er sie, die Treue zu bewahren, dann kehrte er schnell wieder zurück und kam noch bei guter Zeit im Lager wieder an. Des Morgens begann die Schlacht. Heinrich von Cousance mit seinen Provenzalen hatte die Brücke über den Fluß zwischen beiden Heeren besetzt, um den Spaniern unter Heinrich von Castilien den Uebergang zu wehren; da aber der Fluß klein war und nicht tief, so setzten diese durch eine Furth und fiengen an jene zu umgehen; zugleich griff sie Konradin mit seinen Deutschen so ungestüm an, daß in kurzem die Provenzalen geworfen und zersprengt waren; Heinrich von Cousance fiel im Getümmel, und da er des Königs Rüstung trug, so meinten die Deutschen schon, sie hätten diesen selber erlegt. Darauf stürzen sie mit gleichem Ungestüm auf die Franzosen unter Wilhelm l'Etendart, sprengten sie auseinander, und trieben sie in wilder Flucht vor sich her. Da sie nun von dem Hinterhalt nichts ahneten, und glaubten, völlig gesiegt zu haben, so zerstreuten sie sich nach allen Richtungen zur Verfolgung und um Beute zu machen. Der König Karl sah mit dem Ritter Valeri von einem Hügel oberhalb des Hinterhaltes der Schlacht zu, und da er die Niederlage seiner Leute sah und wie sie davon flohen, so war er außer sich vor Schmerz, und wollte sich nicht halten lassen, ihnen gleich zu Hülfe zu eilen; nur mit großer Mühe hielt ihn der besonnene und erfahrene Alardo zurück, daß er sich noch eine Weile geduldete, bis die Deutschen sich völlig zerstreut hatten; dann, als er rief: „Jetzo ist es Zeit!" und die Banner weheten, brachen die ungeduldigen Ritter hervor und sprengten in fest geschlossenen Reihen auf Konradin und seine Leute, die sie anfangs für Freunde hielten, und dann sich nicht mehr sammeln konnten. Da entspann sich ein hartnäckiger und blutiger Kampf, aber er dauerte nicht lange; denn die Deutschen waren noch dazu vom Kampf erschöpft, die Franzosen bei frischen Kräften und ihre Schaar vergrößerte sich beständig, da sich die Flüchtlinge um des Königs Banner sammelten. Als Konradin die Schlacht rettungslos verloren sah, rettete er sich mit seinem

* Friedrich, Sohn des Markgrafen Hermann von Baden, drei Jahre älter als Konradin, war gleich diesem seines väterlichen Erbes beraubt.

Digitized by Google

Freunde Friedrich und einigen andern Getreuen durch die Flucht. Schon wollten die Franzosen verfolgen und plündern; aber der vorsichtige Valeri hielt sie zurück, und ließ sie Reih und Glied halten. Und das war sehr wohl gethan; denn nicht lange, so kam Heinrich von Castilien mit seinen Spaniern von der Verfolgung der Provenzalen zurück. Da dieser die Niederlage der Seinigen nicht ahnete, so hielt er in der Entfernung die Reihen der Feinde für Konradins Leute; als er aber in die Nähe kam und seinen Irrthum gewahrte, ward er bestürzt, doch als ein tüchtiger Krieger ordnete er schnell seine Reihen, und stand in festen Gliedern, daß Karl, dessen Leute bereits ermüdet waren, ihn nicht anzugreifen wagte, und so standen sie eine Weile einander gegenüber. Da brauchte der kluge Valeri wieder eine List. Er verabredete mit dreißig bis vierzig Rittern des Königs, daß sie die Reihen verließen und thaten, als flöhen sie vor Furcht. Wie das die Spanier sahen, ließen sie sich täuschen, und des Sieges schon gewiß, lösten sie ihre Reihen, um zu verfolgen. In dem Augenblick sprengte Karl zum Angriff, und Valeri wandte sich rasch. Jetzt entstand wieder ein hartnäckiger Kampf, denn die Spanier ordneten sich wieder und hielten wacker Stand, und dazu waren sie wohl gerüstet, daß man sie mit dem Schwerte gar nicht verwunden konnte. Da machtens die Franzosen, wie bei den Turnieren, und hoben ihre Gegner mit der Lanze aus dem Sattel, und auf diese Weise gewannen sie den Sieg. Die meisten Spanier blieben auf dem Platze, Heinrich entkam mit wenigen Begleitern in das Kloster Montecassino, wo der Abt sie gefangen nahm. An der Stelle der Niederlage ließ hernach Karl eine Capelle bauen, und nannte sie S. Maria della Vittoria.

Konradin war mit Friedrich von Oesterreich, dem Grafen Gerhard von Pisa, Galvano Lancia und einigen anderen edlen Begleitern in die Gegend von Rom entkommen, und schiffte sich in Asturi nach Sicilien ein. Dieser Ort gehörte der römischen Familie der Frangipani, und es war gerade ein Herr aus diesem Geschlechte anwesend. Als derselbe von den Flüchtlingen hörte, rüstete er, in Hoffnung auf reichlichen Gewinn, ein Schiff, setzte ihnen nach und nahm sie gefangen, darauf lieferte er sie an den König Karl aus für großen Lohn an Geld und Gut. Dieser beschloß, sie zu tödten, und klagte sie vor einem besondern Gericht als Feinde der Kirche und Hochverräther an. Und sie wurden zum Tode verurtheilt und auf dem Markte von Neapel enthauptet. So endete der letzte Sprößling des einst so mächtigen und berühmten Kaiserhauses der Hohenstaufen.

Digitized by Google

85. Dasselbe.*

Konradins Heer war, bei Tagliacozzo vorbei, auf der valerischen, in dieser ebenen Gegend noch nicht ganz verderbten Straße bis Scurcola, oder bis zu derjenigen Stelle gezogen, wo die Schlacht vorfiel, welche man entweder nach der Stadt, woher Konradin kam, Schlacht bei Tagliacozzo, oder nach der Stadt, von wo Karl angriff, Schlacht bei Alba nennen kann, aber eigentlich nach dem Orte, welcher der Kampfstätte am nächsten lag, Schlacht bei Scurcola nennen sollte.

Konradin theilte sein Heer in zwei Haupttheile: der erste bestand aus Spaniern, geführt von Heinrich dem Castilianer, aus Lombarden, geführt vom Grafen Galvan Lancia, und aus Tusciern, geführt von dem pisanischen Grafen Gerhard Donoratico; den zweiten Haupttheil bildeten die Deutschen, an deren Spitze sich Konradin und Friedrich von Oesterreich selbst stellten.

Als man König Karl weckte, erschrak er gar sehr über die unläugbare Mehrzahl seiner Feinde, und wandte sich Rath suchend an Erard von Valery, einen so klugen als tapfern Ritter, welcher gerade in diesen Tagen mit mehreren Begleitern aus dem heiligen Lande zurückgekehrt war. — „Wenn du siegen willst," sprach dieser, „so mußt du mehr Kunst und List anwenden, als Gewalt." Ihm überließ hierauf der König die Anordnung des Heeres, und er theilte es in drei Schaaren. Die erste, unter Jakob Gaucelme und Wilhelm l'Etendart, bestand aus Provenzalen, Lombarden und einigen Römern; die zweite, unter dem Marschall Heinrich von Cousance, aus Franzosen; die dritte bildeten achthundert, vom Könige und von Valery auserwählte und befehligte Ritter. Jene erste Schaar Provenzalen sollte mehr in der Ebene, gegen den Salto hin, wirken; die zweite, wenigstens anfangs, die Abhänge des Lagerhügels decken, und dann Beistand leisten, wo er am nöthigsten erscheine; von der letzten Schaar endlich die Entscheidung kommen. Zu dem Zwecke stellte sie Valery heimlich in dem Engthale am Fuße des Berges Felice auf, so daß man sie, der Senkung des Bodens und der vielen Bäume bei Capella halber, weder in dem konradinisch gesinnten Alba, noch in Scurcola sehen konnte. Um aber in der Schlacht nicht vermißt zu werden, vielleicht auch um sich persönlich zu sichern, erlaubte oder befahl König Karl, daß der Marschall Heinrich von Cousance, welcher ihm an Gestalt und Haltung ähnlich war, die königlichen Waffen und Abzeichen anlege.

Hierauf eilte die erste Schaar der Provenzalen in die Ebene hinab, und hoffte, den Uebergang ihrer Feinde über den Salto zu verhindern, oder die etwa Herübergekommenen vereinzelt zu besiegen: aber beides mißlang nicht allein, sondern sie sahen sich auch von den Spaniern und Lombarden, welche durch mehrere aufgefundene Fuhrten des Salto vordrangen und ihnen an Zahl

* Fr. v. Raumer.

Digitized by Google

und Tapferkeit überlegen waren, so gewaltig angegriffen, daß sie sich in der größten Unordnung auf die Flucht begaben und vom Prinzen Heinrich rastlos auf dem Wege gegen Aquila verfolgt wurden. — In dem Augenblicke, wo das Gefecht diese übele Wendung nahm, rückte die zweite französische Schaar, unter Heinrich von Cousance, zur Hülfe vorwärts, ward aber sogleich von Konradin und den Deutschen dergestalt empfangen, daß sie nach kurzem Widerstande und nach dem Tode ihres Führers, in nicht geringerer Verwirrung als die Schaar der Provenzalen entfloh.

König Karl, welcher schon bei jenem ersten Unfalle aus seinem Hinterhalte hervorbrechen wollte, gerieth bei diesem verdoppelten Unglücke so außer sich, daß er vor Schmerz und Zorn weinte, und es thöricht und schändlich zugleich nannte, auch nur einen Augenblick länger der Vernichtung seines Heeres unthätig zuzusehen. Aber Valery hielt ihn fast mit Gewalt zurück und sprach: „Was willst du mit dieser geringen Schaar ausrichten gegen die Ueberzahl tapferer und durch ihren Sieg doppelt ermuthigter Deutschen? Bleib, bis sie sich, keinen Feind mehr erwartend, nach ihrer Weise der Ruhe und dem Plündern ergeben, dann wollen wir sie überfallen und vernichten.“ — Ungern ließ sich der König beruhigen: denn in der That, wenn die Deutschen irgend eine Ahnung oder Nachricht von jenem Hinterhalte hatten oder erhielten, wenn sie auch nur eine kurze Zeit wachsam und geordnet blieben, so wurde der, alles auf die Spitze eines bloßen Glücksfalls hinauftreibende Rath Valerys die nothwendige Ursach eines unausweichbar vollständigen Untergangs. Leider aber gewann er sein kühnes Spiel: denn Konradin und die Seinen lebten der festen Ueberzeugung, nicht allein alle Feinde seien besiegt, sondern auch in dem Marschall von Cousance der König getödtet. Sie überließen sich rücksichtslos ihrer Freude, sammelten und vertheilten die Beute, entwaffneten sich zur Erholung von den schweren Anstrengungen dieses langen und heißen Sommertages, oder badeten auch wohl zur Erquickung in den kühlen Fluthen des Salto.

„Jetzo ist es Zeit!“ sprach Erard von Valery; und mit solcher Schnelligkeit und Kühnheit brachen hierauf die französischen Ritter aus ihrem Hinterhalte hervor, daß die Deutschen (welche obenein die Nahenden anfangs für Freunde hielten, die vom Verfolgen zurückkehrten) keine Zeit hatten, sich zu waffnen oder zu ordnen, oder auch nur die Brücke über den Salto zu decken. Vielmehr drangen die Franzosen bis in das Lager von Scurcola vor und sprengten alle nach allen Seiten so auseinander, daß jede Bemühung Konradins oder anderer Häupter, sich irgendwo zu sammeln und zu setzen, vergeblich blieb.

Nunmehr wollten auch die Franzosen verfolgen und plündern; aber vorsichtiger als die Anführer der Deutschen, hielt sie Valery an der Stelle beisammen, wo jene gestanden hatten: denn er ahnete, daß noch nicht alle Gefahr vorüber sei. Heinrich von Castilien nämlich, welcher die Provenzalen nur zu weit verfolgt und, sich dann seitwärts wendend, selbst das französische Lager

Digitized by Google

eingenommen hatte, hegte, als er von den Anhöhen bei Antrosciano gen Scurcola hinabsah, nicht den mindesten Zweifel, daß alle Feinde zerstreut wären und Konradin siegreich in seinem Lager stehe. In diesem Sinne sprach er freudig und beredt zu seinen Begleitern; dann rückten alle vorwärts, um sich mit ihren Siegsgefährten zu vereinigen. Indem sie aber der alten Lagerstätte bei Scurcola näher kamen, erschien einzelnes, was sie bemerkten, erst unerklärbar, dann bedenklich, bis man zu der schrecklichen Gewißheit dessen kam, was mittlerweile geschehen war! Doch verlor Heinrich, als ein echter Kriegsmann, die Gegenwart des Geistes nicht, sondern sprach: „Hat sich das Glück nach so günstigem Anfange von uns abgewandt, so kann es sich, wenn wir tapfer fechten, auch wohl wieder zu uns wenden.“ — In geschlossenen wohlgeordneten Reihen zog er den Franzosen entgegen, welche der Zahl nach geringer, ermüdet und minder gut gerüstet waren. Sie zögerten deßhalb mit dem wenig Glück versprechenden Angriff, als wiederum ein Vorschlag Valerys aus der Noth half. „Alles kommt darauf an,“ so sprach er, „daß wir die festen, gefährlichen Ordnungen unserer Gegner auflösen.“ Zu dem Zwecke begab er sich nach leichtem Angriffe mit dreißig bis vierzig Reitern scheinbar auf die Flucht, es folgten immer mehrere und mehrere, so daß die Spanier, des Sieges gewiß, ihre Reihen öffneten und den Fliehenden nachsetzten. In diesem sehnlichst erwarteten Augenblicke wandte sich Valery, und gleichzeitig griff Karl mit den übrigen an. Allerdings überraschte und verwirrte dies die Spanier: indeß einigten sie sich dennoch von neuem und widerstanden um so glücklicher, als man sie, wegen ihrer starken Rüstungen, mit dem Schwerte gar nicht verwunden konnte. Um deßwillen ward befohlen, jene, wie bei Turnieren, mit der Lanze aus dem Sattel zu heben; welche, obgleich unerwartete, Kampfweise das Gefecht wohl noch lange unentschieden gelassen hätte, wenn nicht die Zahl der sich wiederum sammelnden Franzosen von Augenblick zu Augenblick stärker geworden wäre. Da mußte endlich auch Heinrich von Castilien fliehen; nach so mannigfachem, täuschendem Wechsel war die Schlacht wirklich ganz für die Franzosen gewonnen. Sie fällt auf den in der Geschichte durch so viele furchtbare Ereignisse bezeichneten Tag des heiligen Bartholomäus (den 23. August).

Noch an demselben Abend erstattete König Karl dem Papste einen Siegsbericht, und äußerte am Schlusse: „die Schlacht sei weit härter und blutiger gewesen, als die bei Benevent. Ob und wohin Konradin, Friedrich von Oesterreich und Heinrich von Castilien geflüchtet, wisse man noch nicht; doch hätten einige des letzten Pferd unter den erbeuteten erkannt.“

Heinrich war nach Montecassino entkommen, und erzählte kühn, daß die Franzosen besiegt seien: allein aus der ganzen Haltung und Umgebung schloß der Abt sehr leicht auf die Unwahrheit dieser Aussage, nahm den Prinzen gefangen, und überlieferte ihn auf Befehl des Papstes an König Karl; jedoch nicht

Digitized by Google

eher, als bis dieser versprach, daß er — seinen Verwandten nicht tödten wolle!

Konradin, Friedrich von Oesterreich, Graf Gerhard von Pisa, Graf Galvan Lancia, dessen Söhne und mehrere Edle flohen nach Rom und hofften, im Angedenken der ihnen vor kurzer Zeit bewiesenen höchsten Theilnahme, hier thätige Hülfe zu finden. Aber obgleich der Statthalter Guido von Monteseltro sie freundlich und ehrenvoll empfieng, obgleich einzelne, deren Schicksal an das ihrige fest geknüpft war, in der alten Gesinnung beharrten; so zeigte doch die immerdar wankelmüthige Menge hier so viel Gleichgültigkeit, dort so viel Furcht, daß man das Aergste erwarten mußte, sobald sich (wie schon verlautete) die Orsini, Savelli und andere früher vertriebene Guelfen, oder gar König Karl der Stadt nähern würde. Deßhalb eilte Konradin heimlich mit seinen Freunden nach Astura zum Meere, in der Hoffnung, wo nicht auf geradem Wege, doch über Pisa Sicilien zu erreichen, und von dieser ihm befreundeten Insel aus den Kampf gegen Karl zu erneuen.

Schon waren alle auf einem Fahrzeuge in die See gestochen, als der Herr Asturas vom Geschehenen Nachricht erhielt, und aus Kleidung, Sprache, bemerkten Kostbarkeiten u. s. w., die nahe liegende Folgerung zog, daß die Eingeschifften angesehene, von Scurcola her fliehende Personen, mithin auf jeden Fall für ihn eine erwünschte Beute sein müßten. — Darum sandte er eiligst ein Schiff mit stärkerer Bemannung nach, welche, dem erhaltenen Befehle gemäß, verlangte, daß die Fliehenden sogleich zum festen Lande zurückkehren sollten. Groß war deren Schreck; als sie aber auf die Frage: „Wer ist der Herr von Astura?“ zur Antwort erhielten: „Johannes Frangipani!“ — so faßten sie neues Zutrauen: denn Kaiser Friedrich II. hatte fast keine Familie so geehrt und belohnt, wie diese.

Von ihm und seiner Mutter Constanze erhielt Otto Frangipani, Johanns Großoheim, und Emanuel, sein Großvater, die ansehnlichsten Besitzungen im Neapolitanischen, welche auch während der Streitigkeiten mit den Päpsten nicht eingezogen wurden. Dem Vater Johanns und einem Vetter desselben kaufte der Kaiser ihre Güter ab, und gab sie dann unentgeltlich als Lehn zurück; er zahlte ihnen ferner große Summen für den Schaden, welchen sie bei Unruhen in Rom erlitten hatten, und baute von seinem Gelde ihre Häuser und Thürme wieder auf. Endlich hatte Johann Frangipani selbst vom Kaiser den Ritterschlag erhalten, wodurch unter ritterlich Gesinnten ein heiliges Verhältniß begründet wurde. — Dieser trostreichen Betrachtung stand andererseits freilich auch Bedenkliches entgegen: Johanns Großmutter gehörte zur Familie Papst Innocenz des dritten; nach Kaiser Friedrichs Tode hatte die Familie Innocenz dem vierten gehuldigt, und ein Frangipani (dessen mochte sich Friedrich von Oesterreich ängstlich erinnern) sollte ja dessen Oheim, Herzog Friedrich den Streitbaren, meuchelmörderisch umgebracht haben.

Digitized by Google

Wohin sich aber auch das Gewicht der Gründe und Gegengründe neigen mochte: es gab keine Wahl; man mußte der Gewalt nachgeben. — Sobald Konradin vor Frangipani gebracht wurde, gab er sich (denn längere Verheimlichung schien fruchtlos, ja nachtheilig) zu erkennen, und forderte ihn, an alle jene Wohlthaten erinnernd, zur Dankbarkeit gegen Friedrichs Enkel und zur Unterstützung des rechtmäßigen Erben von Neapel auf; wofür ihm Belohnungen zu Theil werden sollten, so groß er sie irgend hoffen oder wünschen könne. Johannes Frangipani aber folgte dem Beispiele der schlechtern unter seinen Vorfahren, welche ohne Rücksicht auf Ehre und Tugend, nur um äußerer Vortheile willen, sich bald auf die Seite der Kaiser, bald auf die Seite der Päpste gestellt hatten. Anstatt mit raschem Edelmuthe den Unglücklichen aus den Händen seiner Verfolger zu retten, mochte er überlegen, daß Konradin zwar viel geben wolle, aber nichts zu geben habe; König Karl dagegen zwar geizig sei, ihm jedoch bei einer solchen Gelegenheit wohl etwas Bedeutendes abgepreßt werden könne. Vielleicht beruhigte sich Johann auch — wie so viele Gemüther, deren Schwäche ihrer Schlechtigkeit gleich kommt — mit dem irrigen Wahne, es sei noch immer Zeit, einen freien letzten Entschluß zu fassen. — Schon hatten sich aber mittlerweile Nachrichten vom Geschehenen verbreitet, Robert von Lavena, Karls Flottenführer, umlagerte herzueilend das Schloß, in welchem die Gefangenen aufbewahrt wurden, und hoffte, durch dessen Einnahme die wegen des Verlustes der Seeschlacht bei Messina verlorene Gunst des Königs wieder zu erwerben. In dessen Namen versprach der Anführer einer ebenfalls hierher gesandten Reiterschaar an Frangipani den größten Lohn für rasche Auslieferung Konradins und seiner Gefährten; man bedrohte ihn dagegen mit dem Tode, wenn er Verräther irgend beschütze!

In solchen Wechselfall gesetzt, bedachte sich Frangipani um so weniger, da er die Schande seiner That jetzt mit dem Vorwande erlittener Gewalt zuzudecken hoffte; er schloß eiligst den ehrlosen Handel ab, und übergab die Gefangenen, ohne sichernde Bedingung, für Geld und Gut ihren Verfolgern. Unter Spott und Hohn, einem Verbrecher gleich, ward der Enkel Kaiser Friedrichs durch Campanien hindurch in die Hauptstadt seines Reichs geführt. Ihm solle kein Leids geschehen, verkündeten Täuschende oder Getäuschte in König Karls Namen; welche Milde aber von diesem zu hoffen sei, zeigte sein Benehmen in allen Theilen des Reichs.

Nicht bloß diejenigen, welche öffentlich für Konradin aufgestanden waren, oder die Waffen ergriffen hatten, wurden feindlich behandelt, sondern jeder, der nur irgend einen Wunsch für ihn ausgedrückt, ein Lob ausgesprochen, einen Zweifel über den Erfolg gehegt, oder mit einem seiner Freunde geredet hatte. Man nahm ferner nicht bloß Vornehme und Anführer um deßwillen in Anspruch, sondern die aus Habsucht verhängte Einziehung der Güter gieng hinab bis auf Bürger und Bauern, bis zu einem heillosen

Digitized by Google

Wechsel unzähliger Besitzer des Grundeigenthums. Und fast mußte man diejenigen glücklich nennen, welche nur mit ihrem Gute, nicht mit ihrer Person büßten. So ließ Karl mehreren Römern, die ihm früher gefolgt waren, jetzt aber in Konradins Heere gefochten hatten, die Füße abhauen und sie dann (die Folgen der Kundwerdung solcher Grausamkeit fürchtend) in ein Gebäude zusammenbringen, und dieses anzünden! — —

Der Papst, welcher sich über die Niederlage Konradins im Anfange mehr gefreut hatte, als der Gerechtigkeit und klugen Voraussicht gemäß war, erkannte gar bald mit Schrecken, daß das neue Glück die alte böse Natur seines Schützlings nicht verändert habe, und ermahnte ihn daher wiederholt auf eine so würdige als dringende Weise zur Milde und Besserung. Anstatt aber, daß Ermahnungen solcher Art diesen Menschen von seiner verwerflichen Bahn ablenken sollten, bestärkten sie ihn nur in seinem finstern Frevelmuthe, und führten höchstens zu dem boshaften Versuche, andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es jetzo, müsse über das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden: deßhalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige, und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig.“ — Als die Richter diese Anklage hörten, erschraken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karls eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverholen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches wie menschliches Recht.“ — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Karl — das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend und seine Behandlung Benevents vergessend — hiegegen ein: daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; — worauf aber Guido ungeschreckt erwiederte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von andern Heeren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?“ — Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtischgesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Geführten frei; welches preiswürdige Benehmen den König indeß so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden

Digitized by Google

Schein von Form und Recht selbst zerstörte, und, frech jener einzelnen Knechtsstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdeß errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später sogenannten neuen Markte und der Kirche der Carmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradinen alle Herrlichkeit seines Reichs vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Castellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuvs, und rechts begränzen den Gesichtskreis die schroffen, zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. October 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Scurcola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker, mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln, schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volks fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen, als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen, und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor, und sprach zu Robert von Bari: „wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß

Digitized by Google

seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; — das Urtheil aber blieb ungeändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem anderen verpflichtet, in löblicher Treue mir anhiengen?“ Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!“ Jetzo kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!“ Nach diesen Worten empfieng er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß alle anfiengen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. — Vergeblich hatte Graf Galvan Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösungssumme geboten: der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größern Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in dessen Armen und dann erst er selbst getödtet werde. — Nach diesem mordete man noch mehrere: wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im Allgemeinen findet sich bezeugt, daß über tausend allmählig auf solche Weise ihr Leben verloren. — Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

Digitized by Google

86. Die Schlacht an der March.*

Am Freitag, Rudolfs liebstem Schlachttage, den 26. August 1278 früh vor 6 Uhr zog das vereinigte Heer über die Hügel und erblickte den Feind jenseits des Weidenbachs auf der Ebene. Ottokar hatte zuletzt sein Lager daselbst genommen, bis dicht an den Fluß, von welchem es umströmt ward; wahrscheinlich floß damals die March um die ungerragische Aue, wo jetzt das alte Bett ist. Zwischen den Heeren war das Land theilweise mit Rohr bewachsen und hatte den Anschein eines Sumpfes, wahrscheinlich der jetzige sogenannte Speibersee.

König Ottokar hatte sein Heer in sechs Haufen und eine Nachhut getheilt. Der erste bestand aus dem größten Theil der Böhmen; die Mähren und die Böhmen von Pilsen bildeten den zweiten, Meißner und Thüringer den dritten, Schlesier, Polen, Reußen den vierten und fünften, Ottokar selbst führte den sechsten Haufen, der über neunthalb hundert sächsische und bairische Helme stark war. Dann bildeten Böhmen unter Milota die Nachhut. Ihnen soll Ottokar seine Person nicht mehr anvertraut haben; aus dieser Ursache, heißt es, habe er sich an die Spitze der Fremden gestellt, und doch ließ er Böhmen als Nachhut.

Des Abends vorher und noch am frühen Morgen hatte er Geld und Gut mit größter Freigebigkeit gespendet, vermeinend, dadurch viele sich anhänglicher zu machen, und bei manchen es auch erreichend. Es trat vor ihn ein thüringischer Ritter und Herbord von Füllenstein; sie verhießen, wenn ihnen Gott das Leben schenke, wollten sie den römischen König zur Erde bringen. „Dafür soll euer Geschlecht sich ausbreiten," entgegnete Ottokar. Baarfüßer und Prediger eilten in den Reihen auf und ab, von der Gerechtigkeit der Sache Ottokars redend, und wie der römische König Böhmen und Mähren einnehmen wolle, ihnen zum äußersten Schaden. König Ottokar selbst ließ die Kriegsfürsten und Häupter zusammen treten, stellte sich mit silberner Rüstung in ihre Mitte, eine Krone von Edelsteinen auf dem Helme, und sprach ihnen feurig zu mit begeisternden Worten. Er gab „Budewezz Praha" zum Feldgeschrei und ließ die grüne Sturmfahne mit weißem Kreuze bei sich wehen.

Des römischen Königs Macht war in vier Haufen und eine Nachhut getheilt. Dies geschah nach dem Rathe Hugo von Taufers, der in den Kriegen der Lombarden erfahren war. Die ersten beiden Haufen bestanden aus Hungarn; der eine unter dem Palatin Matthias, Grafen von Trencsin, der andere unter dem Grafen Stephan von Schildberg. In dem dritten, den Rudolf selbst führte, waren die Steirer, Kärnthner, Krainer, Salzburger, Schwaben, die Mannen der Stammgüter und die vom Elsaß. Die Hundert von Zürich sollen voran gewesen sein, denn der König soll gesagt haben: „Sehet auf diese; noch nie

* E. Maria Fürst Lichnowsky.

sah ich einen Züricher einen Fuß hinter sich setzen." Ihm zur Seite war sein Sohn Albrecht mit einer Rennfahne, worauf zum Zeichen eines Gelübdes ein rothes Kreuz auf weißem Grunde glänzte; dann Markgraf Heinrich der dritte von Hachberg mit dem Reichsadler; Peter von Mülinen soll den Löwen von Habsburg geführt haben. An der Spitze der Oesterreicher, welche die vierte Abtheilung bildeten, flatterte ihr Banner, geführt von dem mehr als hundertjährigen Landrichter Otto von Haslau, unterstützt von Friedrich von Liechtenstein, dem Sohn des Kämpfers in Preußen.

Die feindlichen Flügel sollten von Cumanenhorden umschwärmt werden, den Feind zu reizen, damit er seine Stellung verlasse, den Sumpf durchwate oder umgehe, was Verwirrung in seine Reihen gebracht hätte.

Die Nachhut, eine erlesene Schaar von dreihundert Rittern, stellte der König auf eine Anhöhe. Er hatte sie zuerst dem Grafen Heinrich von Pfannenberg übergeben wollen; dieser lehnte es ab, „dem Könige ob der Zumuthung verzeihend." Darauf ersuchte er den langen Ulrich von Kapellen und Konrad von Sumerau. Sie übernahmen den Auftrag, jedoch ungern, als vielleicht ihrer Ehre nachtheilig, und erklärten ihn den andern von Adel, um üble Nachrede zu vermeiden.

Auf des Königs Geheiß rückten die beiden Flügel vor; das Ganze war mit nie gesehener Kunst geordnet. Er selbst war in gemeiner Tracht, unscheinbarem Panzer und Helm. Er war vor jedem ausgezeichneten Anzug gewarnt wegen der vielen gegen ihn Ausgesendeten. In Begleitung des nach seinem Orden gekleideten, gewaffneten Bischofs Heinrich von Basel durchritt Rudolf nochmals die Reihen, sprach mit vielen, ermahnte alle und zeigte ihnen den Feind. „Den Eidbrüchigen sollten und könnten sie schlagen, denn Gott beschütze mit Wohlgefallen ihre gerechte Sache. In seinen Willen möchten sie sich ergeben." Diese Worte, voll Demuth und Kraft, mußten die Seinen befeuern. Bischof Heinrich hielt das feierliche Hochamt; das ganze Heer bereitete sich zum Tode. „Christus" war die Losung; „Hie Rom und romisch Reich alle Tag" das Feldgeschrei. Die Ritter und Edlen waren in ihrem besten Schmuck, mit goldenen Ketten und Zierrath angethan, mit sammtnem Ausschlag und Vorstoß, und mit sammtnen Wallrappen in Gold und Farben gestickt.

Die Cumanen waren unterdeß beordert worden, den Feind aufzureizen; sie kamen an das Rohr, und als sie versuchten hindurch zu reiten, fand es sich, daß der Grund trocken war; sie meldeten es, und dies entschied den Schlachtplatz.

Nun war der entscheidende Augenblick gekommen, und den König mochte das große Gefühl ergreifen, daß auf die Spitze seines Schwertes sein Geschick und das seines Hauses für die kommenden Jahrhunderte gesetzt sei. Die Ehre und der Bestand von Habsburg, die Ruhe und Wohlfahrt des Reiches, die

Digitized by Google

Gestalt von Europa hiengen von dem Ausgange dieses Tages ab. Gewiß aber mußte seinem ritterlichen, kühnen Geiste wohl sein, daß die große Frage, die so lange geschwebt, nun endlich ihrer Entscheidung nahte.

Jetzt gab der König dem Burggrafen Friedrich die Sturmfahne in die Hand, und als die Schlachthaufen langsam vorrückten, begann Herr Heinrich, Bischof von Basel, den Schlachtgesang:

Sant Marey, Mütter und Maid,
All unsre Not sei dir geklaid;

und Herr Rudolf zu Rhyne aus Basel erhob seine Stimme so übermächtig, daß beide Heere sie höreten. Die Mannen des Königs stimmten ein, feierlich langsam. Von dem feindlichen Heere erscholl „Gospodino Pomoloido." (Herr, erbarme dich unser.) Da traf es sich, daß Heinrich Schorlin aus Basel, ein Dienstmann des dortigen Bischofs, seinen gewaltigen, unbändigen Reithengst nicht mehr bezwingen konnte; er gieng durch, gerade in die Reihen der Feinde. Der Bischof rief, ihn herauszuhauen; alle schrieen ihm nach: „Reit zu! Reit zu!" Sie glaubten, das Zeichen zum Angriff sei gegeben, und in gewaltigen Sprengen gieng es vorwärts. Nun ließ Rudolf die Posaunen und Heerpauken ertönen. Alles stürmte auf den Feind; der aber hielt festen Stand, und der dritte Haufen, von dem römischen König selbst geführt, prallte ab und wich zurück. Graf Heinrich von Pfannenberg war unter den ersten Verwundeten und ward aus der Schlacht getragen. Tapfer stritten die Steirer fort, nunmehr den Burggrafen von Nürnberg an ihrer Spitze; nicht minder die Grafen von Tyrol, von Heunburg und Ortenburg, und die Mannen des Erzbischofs von Salzburg. Besonders zeichnete sich der rüstige Bischof von Basel aus, diesmal Krieger allein; auch die Schwaben bewährten ihre alte Tapferkeit, und die Hungarn fochten mit glänzendem Muth in seltener Eintracht mit den Deutschen. Zu jung, um mitzustreiten, blickte ihr König von einer Anhöhe auf den Kampf. Er sah, wie der heldenmüthige Palatin stürzte, wie Dionys aus dem edlen Geschlechte Osl ihn rettete, auf ein anderes Pferd setzte, und wie sie wieder in das Getümmel sich warfen.

Mehrere Stunden hatte die Schlacht gewährt. Die Kämpfenden hatten sich ausgebreitet an die Hügel und an die March bis zum Weidenbach. Die Hitze des Tages nahm zu, und dem alten Haslauer wankte das Banner Oesterreichs in der ermatteten Hand. Rasch ergriff es Heinrich von Liechtenstein, stürmte auf den Feind los, alle ihm nach, der von Falkenstein zuvörderst.

Trotz des einfachen Kriegskleides ward der römische König an seiner Gestalt und an seiner Haltung erkannt. Ritter Herbord rannte auf ihn mit eingelegter Lanze; doch der König, in jeglicher Art des Kampfes geübt, traf ihn mit der seinen so kräftig, daß er bewußtlos zu Boden stürzte. Der Ritter aus Thüringen versuchte, dem böhmischen König sein Wort zu lösen,

Digitized by Google

und kam mit vier andern heran. Einige seiner Begleiter wurden von Rudolfs Leibschaar zu Boden gerannt, er selbst, vereint mit dem von Wolkenstein, stach des Königs Roß nieder, daß es in den Bach stürzte. Rudolf fiel, und deckte sich mit dem Schilde vor den Hufen des Pferdes. Da stellte sich Heinrich Walter von Ramschwag, Sohn des Reichs-Untervogts von St. Gallen, vor seinen Herrn, wendete den auf ihn gesetzten Pfahl ab, hob ihn auf und hielt den Feind zurück, bis Hülfe käme. Nicht vergebens; denn Ulrich von Kapellen hatte von dem Hügel alles gesehen, und brach mit seinen Dreihundert in Blitzesschnelle herab auf das Schlachtfeld zu dem König. Im Getümmel entkam der Thüringer. Als aber der Kapeller dem König sein Pferd anbot, erwiederte er heldenmüthig: „Sorget nicht um den Einen, dorthin eilet, dort thut es Noth.“ Und als er vernahm, der von Füllenstein sei gefangen, gebot er seiner zu schonen. Schnell eilten sie alle wieder in die Schlacht, und während die beiden Flügel in die Flanken des Feindes fielen, rannte der Kapeller mit seinem Haufen gerade auf die Leibschaar König Ottokars los. Wie er an sie prallte, wankte sie von Entsetzen ergriffen. Da schrie plötzlich der Markgraf von Hachberg überlaut: „Sie fliehen!“ die Seinen schrieen es ihm gräßlich nach, und die Reihen der Feinde wurden zersprengt. Ihre Schaaren hatten den tapfersten Widerstand geleistet; jetzt aber war der Augenblick gekommen, in welchem die Nachhut ihre Pflicht zu thun hatte. Wohl ließ der König von Böhmen, der die ganze Schlacht als Held gefochten, das Zeichen dazu geben; sie erschien nicht. Er sendet Eilboten an Milota mit dem Befehl, alsogleich in die Feinde zu brechen. Ihre Rückkunft kann er nicht erwarten, und sprengt auf eine Anhöhe; da sieht er zu seinem Entsetzen Milota mit der ganzen Nachhut, stromauf der March, unangegriffen, Verräther. Die Eilboten kommen zurück; keine Antwort hatten sie erhalten als Hohngelächter.

Da sah der König von Böhmen, daß der Tag verloren sei, unwiederbringlich, und stürzte sich in das Getümmel der Schlacht auf seinem reichgeschmückten Streitroß. Er kämpfte mit einem Riesenmuthe, Wunder der Tapferkeit vollbringend; aber keine Ordnung war mehr unter den noch Streitenden. Die Polen und Schlesier, des Landes unkundig, an die March und an den Weidenbach gedrängt, ertranken dort, oder wurden schaarenweise niedergemetzelt. Wild verworren kämpfte noch immer der Rest der Seinen. Es fielen zwei Brüder, edle Hungarn, Wenzeslaus und Ladislaus Vid, den König Ottokar hart an; sie waren aber nicht die Bestimmten; er erwehrte sich ihrer. Es gelang ihnen, seinen Sohn, den Herzog Nikolaus, der den Vater schützte, als Gefangenen vor König Ladislaus zu bringen. Da kamen aber zwei andere mit einigen der Ihren, zwei von der blutdürstigsten Rache getrieben; sie hatten seit dem Beginn der Schlacht dem König Ottokar zu nahen gesucht; nun umzingelten sie ihn und drängten mit ihm die vier neben ihm zufällig Kämpfenden der Seinen aus dem Getümmel

Digitized by Google

in's Freie. Zwei dieser vier wurden getödtet, zwei flohen; die beiden Feinde stürzten auf den König von Böhmen, vom Pferd rissen sie ihn, und fielen mit Schwertern, Keulen und Dolchen über ihn her. Von dem heißen Tage ermattet, versprach er ihnen Geld in Fülle. „Bringt mich lebend und gefangen zu eurem Herrn, es soll euch wohlergehen." Vergebens. Sie kannten Rudolf und dachten der Rache. „Gedenke Mehrenbergs, gedenke Eichhorns," war die Antwort. Siebenzehn Wunden brachten sie ihm bei, wüthend, ohne aufzuathmen, die letzte mit einem breiten Dolch den Hals hinab. So fiel der Mächtige und Gekrönte, und die beiden ergriff Entsetzen ob ihrer That, sie gedachten seiner Macht und seiner Kronen und flohen eiligst von hinnen.

Es soll Berthold der Schenke von Emerberg gewesen sein und der junge Seifried von Mehrenberg.

Einige vom Troß haben ihn dann ausgezogen und beraubt. Heinrich von Bertholdsdorf fand ihn entblößt, kaum kennbar durch Staub, Blut und Wunden, noch athmend; Thränen traten in die Augen des edlen Bertholdsdorf, er holte eilends Wasser und breitete die Pferdedecke seines Knechts über ihn, der sein königlicher Herzog gewesen, kniete nieder, und legte des Königs Haupt sich auf den Schooß.

Der römische König hatte die Kunde erhalten, Ottokar sei gefangen; er befahl nach der Meinung Ottos von Liechtenstein, man solle ihn alsbald zu den Fahnen führen, daß er nicht gemordet werde, oder die, so ihn gefangen genommen, nicht bestechen möge, ihn frei zu lassen; doch bald folgte die Nachricht seines Todes. Der König sprengte hin, wo der erschlagene Gegner lag; er erschrak heftig, und Rührung war auf dem Antlitz des Edlen zu erkennen. „Sehet die Nichtigkeit aller Größe und alles Glückes auf Erden;" sprach er zu den ihn begleitenden Rittern.

So endete Herr Przemysl Ottokar der Zweite, König von Böhmen, Markgraf von Mähren. Acht und vierzig Jahre war er alt, wovon er sechs und zwanzig herrschte in Ruhm und Macht.

87. Rudolfs von Habsburg Reichstag und Landfrieden zu Erfurt. * (1290.)

Im Jahre des Herrn 1290, im siebenzehnten seiner Regierung, kam König Rudolf nach Thüringen, und hielt am Tage nach St. Lucian mit einem großen Gefolge von Fürsten und adelichen Herren seinen Einzug in Erfurt. Er wurde in der Kirche zu St. Marien von der Geistlichkeit und gesammten Einwohnerschaft unter Vorantragung der Kreuze und heiligen Reliquien aufs feierlichste empfangen. Nach solchem glänzenden

* Chronicon St. Petrinum Erfortense; Heinr. Rückert.

Digitized by Google

Einzuge schrieb er einen Landfrieden aus, zu großer Freude der Erfurter Bürger, die ihn dabei bestens unterstützten, und die Truppen des Königs bei ihren Zügen ebenfalls mit gewaffneter Hand geleiteten. Auf einem solchen Zuge wurden unter andern in Ilmenau neun und zwanzig Raubritter gefangen, über die der König in eigener Person Gericht hielt, und allesammt am Tage vor St. Thomas außerhalb der Ringmauern von Erfurt enthaupten ließ. Dieses Ereigniß verbreitete weit und breit Schrecken unter allem Raubgesindel, und sie suchten eiligst sich davon zu machen, als sie merkten, daß dem Befehle des Königs mit dem Schwerte Nachdruck gegeben werde. — Am darauf folgenden Weihnachtsfeste begann der eigentliche Hof und Reichstag des Königs, zu welchem eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Herren, fürstlichen und freiherrlichen und ritterlichen Standes, aus der Nähe und Ferne sich einfanden, und wer nicht selbst kommen konnte, der ließ sich wenigstens durch eigens abgesandte Bevollmächtigte bei dem Könige wegen seines Ausbleibens entschuldigen. Von geistlichen Fürsten waren folgende zugegen: der Herr Erzbischof von Mainz, die Erzbischöfe von Salzburg, Magdeburg; von gewöhnlichen Bischöfen: der Würzburger, Bamberger, Hildesheimer, Paderborner, Naumburger, Merseburger, Meißner, Kölner (sic), Laventiner, Halberstädter, Eichstädter, Verduner, Constanzer; die Aebte von Fuld und Hersfeld. Die weltlichen Fürsten waren: die zwei Brüder der Markgrafen von Brandenburg, Otto der Lange und Otto mit dem Pfeile; der Markgraf Friedrich von Meißen, der Landgraf Albrecht mit seinen Söhnen Friedrich und Diezmann, Herzog Heinrich von Braunschweig und seine Brüder Albrecht und Wilhelm, Heinrich Landgraf von Hessen, der König von Böhmen, der Herzog von Lüneburg, der Herzog von Sachsen, Schwiegersohn des Königs, der Graf Günzelin von Schwerin, der Graf von Katzenellenbogen und sein Sohn, der während des Reichstags starb. Dann der junge Graf von Brene, der ebenfalls daselbst starb, und dessen Güter, die 2000 Mark Silber jährliche Einkünfte abwerfen, der König Rudolf seinem Schwiegersohn und dessen Gemahlin, seiner Tochter, verlieh. Dann der Herzog von Mecklenburg, der Graf von Anhalt, zwei Brüder von Hohenloh, von denen ebenfalls der eine dort starb — sein Bruder ließ seine Leiche in die heimische Gruft bringen — dann noch ein anderer Graf von Hohenloh, ein Vetter der eben genannten; der Burggraf von Nürnberg und viele andere noch.

Um dem gebotenen Landfrieden vollen Nachdruck zu geben, sandte der König, wie oben erwähnt, seine Truppen sammt bewaffneten Bürgern und aufgebotenem thüringischen Landvolke während der Fastenzeit ins Land aus. Auf diese Art wurden damals ungefähr sechs und sechzig Burgen auf sein Geheiß zerstört, die in allen Gegenden des thüringer Landes gelegen, dem Raub- und Wegelagerergesindel als Zufluchtsstätten gedient hatten. — Am Tage vor Aller Heiligen verließ der römische König sammt

Digitized by Google

allem seinem Gefolge die Stadt und das Land, das nunmehr des tiefsten Friedens genoß. Er hatte vorher einen tüchtigen Rittersmann, den von Beuberg, zu seinem Statthalter ernannt, der gegen die Landfriedensstörer unter Königsbann richten sollte, und zog von hier nach dem Osterlande, wo er unterwegs die Stadt und Burg Altenburg, die der Landgraf Albrecht und seine Söhne lange Zeit als Pfandschaft inne gehabt hatten, wieder für das Reich in Besitz nahm.

---

88. Die Schlacht bei Sempach.* (1386.)

Als der Herzog hörte, wie stark der Kern der Eidgenossen mit allen Bürgern Zürich verwahrte, beschloß er in dem Kriegsrath folgenden Plan. „Der Gewalthaufen des Heeres von Oesterreich soll unter dem obersten Befehl des Freiherrn Johannes von Bonstetten um Brugk im Aargau Lager nehmen, zu nahe bei Zürich, als daß die Stadt ohne Furcht sein dürfte, und vor Ueberfällen sicher durch die Aare und Rüß; er, der Fürst von Oesterreich, die Herren, die Ritter und ihre Knechte wollen das Land hinaufziehen, wo Aargau (zwar fast unmerklich und in mäßigen Hügeln) sich erhebt; es gezieme, daß des Landes Herr die Rebellen zu Sempach strafe, und hierauf aus dem Rotenburger Amt, welches durch die ungerechte Gewalt ihm entrissen worden, die Stadt Luzern, die Vormauer der Waldstädte, durch Ueberraschung einnehme, ehe die Mannschaft sich getraue, Zürich zu verlassen, unverwahrt wider Bonstetten." Die Eidgenossen, sobald sie den Aufbruch des Fürsten vernommen, waren durch die Kenntniß, welche sie von seiner Gemüthsart hatten, auf einmal zweier Dinge gewiß: erstlich daß das Kühnste und Größte an dem Ort, wo er selber hinziehen und nicht ohne ihn geschehen werde; zweitens daß keine vortheilhafte Waffenthat, so lange nicht Leopold selber geschlagen werde, das Glück dieses Kriegs entscheiden könne. Darum faßten sie folgenden Schluß: „Die Züricher, zu deren Belagerung dem Herrn von Bonstetten auch der nöthige Zeug fehle, sollen auf jede schnelle List von seiner Seite wachsam und gerüstet sein. Die eidgenössische Besatzung soll alsobald ausziehen über die Rüß, durch das Rotenburger Amt, in Oberaargau, nach Sempach. Die Zuger und Glarner sollen ihrer Landmarken wohl warten; diese wegen dem Hause Montfort, wegen Gastern, Rapperschwyl und Geßler; die Zuger, auf daß nicht Bonstetten schnell das Rüßthal herauf zu allgemeiner Verwirrung Stadt und Amt plötzlich überwältige. Die übrigen sollen wider den Herzog stehen, obschon wenige wider die mehreren, mit Gott für das Land."

Alsofort brachen diese auf; zu Zürich wurden die Thürme und Mauern bewacht von den Bürgern. Die Eidgenossen thaten

* Johannes (v.) Müller.

Digitized by Google

ihren Zug mit ununterbrochener Eilfertigkeit; viele von Zug und Glaris, viele von Entlibuch und aus den Dörfern, wo sie durchzogen, da sie die Schweizer wider den Herzog an eine Schlacht eilen sahen, gesellten sich ihnen bei. An demselben Tage, als die Eidgenossen in Aargau kamen, erschien das Kriegsvolk der Stadt Bern wenige Stunden Wegs von Sempach vor der Hasenburg vor Willisau; zwar durch Anlaß einer Streitsache wider Maria, Gräfin Wittwe von Valangin, doch ist wahrscheinlich, daß wenn der Herzog ohne Schlacht oder nach einem Sieg auf Luzern gezogen wäre, Bern ihn befehdet und vielleicht vermittelst eines Ueberfalls im Rücken oder einer Trennung von Zufuhr und Hülfe den Eidgenossen Gelegenheit gegeben haben würde, den Schaden der Versäumniß oder der mißlungenen Schlacht wieder gut zu machen. Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüß, durch die freien Aemter, Aargau hinauf, über Sursee nach Sempach. Diese kleine Stadt liegt bei drei Stunden von Luzern, oben an einem zwei Stunden langen See; die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben sich aus Wiesen in Kornfelder, und über diesen stand ein Wald. In den Wald kamen die Eidgenossen.

Sie sahen den Feind Montags am 9. Heumonat, eine zahlreiche, wohlberittene und schön gerüstete Reiterei; jede Dienerschaft unter ihren Baron, die Mannschaft jeder Landschaft unter ihren Schultheiß, und jedes Landes Herrn zu desselben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldstücke; nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchsen in schwerem langsamem Anzug. Sie sahen die Aargauer Herren, die Amtleute von Oesterreich, Urheber des Kriegs, Hermann Grimm von Grünenberg, welchem sie Rotenburg brachen, Thüring und Johannes von Hallwyll vor andern für das fürstliche Haus eifrig im Frieden und Krieg, die Geßler, welche angebornen Haß zu der Schweiz trugen, Egloff und Ulrich von Ems, jenen den theuersten Ritter in den Kriegen seiner Zeit, Kraft von Lichtenstein mit vielen Großen vom innern Erbland unter des Erzherzogthums Banner, das Herr Heinrich von Eschelob trug, Rudolf Graf zu Sulz, Graf Johannes von Fürstenberg zu Haslach, Montfaucon von Mömpelgard und viele Herren von Hochburgund. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oesterreich selbst, seines Alters in dem siebenunddreißigsten Jahre, männlich schön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, sieghrangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachbegierig, durstig zur Schlacht.

Es war der Ernte Zeit; sein Volk mähete Korn; die Edlen sprengten an die Mauern, um den Bürgern Hohn zu sprechen, fest in dem Entschluß, die Schweizerbauern persönlich und ohne das Fußvolk allein zu schlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, vergaß er (wenn er je sonst es wußte), daß eine Reiterei vortheilhafter den Anfall thut bergan, als von oben herab; er hielt für nothwendig die Pferde zu entfernen,

Digitized by Google

obschon die schwere Waffenrüstung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehülflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reiterei durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen oder überflügelt und geschlagen, aber niemals hat eine unbeugsame Infanterie einem bessern Fußvolk widerstanden. Der Herzog befahl hierauf, daß der Adel eng zusammentrete; diesem starken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis vom vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche mörderische Fronte: fast wie es König Albrecht sein Großvater in der Schlacht am Hasenbühel mit Erfolg versuchte gegen die baierische Reiterei. Ueber diesen Gewalthaufen hatte unter ihm Herr Johannes von Ochsenstein, Domprobst zu Straßburg, sein Landvogt zu Elsaß und Sundgau, den Oberbefehl; Reinhart von Wehingen, in Kriegs- und in Friedensgeschäften geschickt, und groß in der Herzoge Gnade, war über die Schützen; die Vorhut von vierzehnhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der schwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, stellte der Herzog hinter das Heer; denn er wollte, daß dem entflammten Adel, bei welchem er selbst war, das Feld frei wäre. Wenn er sich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, so that er mit überlegener Menge, was der geringern Zahl besser zukam; aber wahrscheinlicher bestimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edlen, daß wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder schnelle List überwinde, den Preis der höchsten Tapferkeit unentschieden lasse; sie hielten dieses für unehrlich, und Leopold selbst war durch seine Tugenden vielmehr der hohen Ritterschaft Zier, als ein geschickter Feldherr durch Einsicht in das Große eines Kriegs.

Als Johannes von Hasenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde gesehen, den trutzigen Adel warnte, Hoffart sei zu nichts gut, und es wäre wohl gethan, Herrn Hans von Bonstetten sagen zu lassen, daß er eilends hinaufziehe, hielten sie seine alte Klugheit für unedel. So, als einige dem Herzoge selbst Vorstellungen machten, wie Schlachtfelder das Vaterland unvorhergesehener Zufälle seien, wie dem Fürsten zukomme, für alle zu wachen, und ihnen für die gemeine Sache zu streiten, und wie viel verderblicher dem Heer der Verlust seines Hauptes, als einiger Glieder sein würde, sprach er, anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „Soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land für mein Volk mit euch will ich siegen oder umkommen."

Die Eidgenossen standen an der Höhe bedeckt vom Wald: so lange die Ritter saßen, däuchte ihnen schwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen, und sicherer, in dem anscheinenden Vortheil ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Sieg hofften sie, er werde durch die Ermunterung des Volks für den Krieg entscheidend werden; ihren Tod betrachteten sie als den Weg zum ewigen Ruhm und als einen Sporn für die Ihrigen,

Digitized by Google

vom Feind ihre Rache zu suchen. Als der Adel abstieg, zogen die Eidgenossen aus dem Wald in das Feld hinab; sie besorgten auch vielleicht eine Hinterlist, oder eine schnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie standen in schmaler Ordnung mit kurzen Waffen, vierhundert Luzerner, neunhundert Mann aus den drei Waldstätten, und ungefähr hundert Glarner, Zuger, Gersauer, Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Luzern und unter dem Landammann eines jeden Thals; einige trugen die Hellebarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen gestritten, einige hatten statt Schilden ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. Erfahrene Krieger sahen ihren Muth. Sie fielen auf die Knie und beteten zu Gott nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren bunden die Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch, der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer, nach dem Schlachtgebete, rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrei, welches alles anfeuert, und weil sie hofften durchzubrechen und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Mauer, und von den hervorragenden Spießen wie von einem Walde eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorne die Hauptmannschaft von Luzern und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Gepraſſel seine in die Breite ausgedehnte Ordnung, als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgehen gedachte. Zu derselbigen Stunde schien der Stadtbanner von Luzern lange unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Luzern, hart verwundet gesunken, der Altschultheiß Herr Heinrich von Moos und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Küßnacht, sein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Herr Antoni zu Port, ein geborner Mailänder, zu Flüelen im Land Uri seßhaft: „schlaget auf die Glene, sie sind hohl.“ Dieses thaten die vordersten mit starker und angestrengter großer Kraft; sie zerschmetterten etliche Glene, welche von den hintern sofort ersetzt wurden; da fiel der zu Port. Nur war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung unbehülflich zu der Bildung eines halben Mondes; im Uebrigen bestand sie ungebrochen, fest. Sechzig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut, oder Ueberraschung von den Gewalthaufen Bonstettens.

Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Strutthan von Winkelried, Ritter; er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „ich will euch eine Gasse machen,“ sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „forget für mein Weib und meine Kinder, gedenket meines Geschlechts,“ war an dem Feind, umschlang mit

Digitized by Google

seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fall sie mit sich auf den Boden. Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenossen-Mannschaft mit äußerster Gewalt festgeschlossen hinter einander an. Hinwiederum die Reihen des erstaunten Feindes preßten sich, sie aufzunehmen, wodurch durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten, indessen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligst unterstützte.

Zuerst fiel Herr Friedrich, der Bastard von Brandis, ein handfester, hochtrutziger Mann, sonst er allein so gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehen; das Glück des Tages wandte sich. Die Diener der Herren von Adel, unfern bei dem Troß, da sie dieses bemerkten, saßen auf die Pferde ihr Leben zu retten durch schnelle Flucht. Indessen sank in der Hand Herrn Heinrichs von Eschelob das Hauptbanner von Oesterreich, und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarburg, Ritter, schwang das Banner hoch empor, widerstand hart und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft schrie: „retta Oesterreich, retta.“ Da drang der Herzog Leopold herbei und empfieng das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe über den Schaaren, hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber viele umringten den Fürsten und lagen ihm an für sein Leben. Und schon war in der Hand Herrn Davids von Junkerburg das Banner des Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwyll, sein Bastard, und sein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenstein, von Mörsburg vier Brüder, Herrmann von Eschenz zwischen seinen zween Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg, Herr Otto der Pariser, des Herzogen Rath, Graf Walleram von Thierstein, Graf Peter von Aarberg, der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da sprach Leopold: „es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen, ich will mit ihnen ehrlich sterben;“ verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, vermischte sich in die feindlichen Haufen, suchte seinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen; mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der Aargauer Städte ihre Banner aufrecht. Im Gedräng der Schaaren fiel der Herzog zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung (weil er nicht ungerochen umkommen wollte), um sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn über dieser Bemühung; da rief Leopold hülflos: „ich bin der Fürst von Oesterreich.“ Dieses hörte jener nicht, oder er glaubte ihm nicht, oder es däuchte ihm, die Schlacht hebe alle Würde auf. Als der Herzog durch die Natur der Wunde den Geist alsobald aufgegeben, erblickte ihn von ungefähr Herr Martin Malterer, der

Digitized by Google

das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug; versteinert stand er, das Banner fiel ihm aus der Hand; plötzlich warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden befleckt und gequetscht werde; er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod. An eben diesem Orte stritt bis in den Tod Rudolf der Harraß, Herr von Schönau und Harnischmeister des Herzogs.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten vergeblich; da wandte sich auf einmal die ganze Macht von Oesterreich grauenvoll auf die Flucht; also schrieen alle Edlen: „die Hengste daher, die Hengste daher;“ da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf dem ein ungetreuer Graf und vielleicht Hans von Oberkirch sie längst mit fortgerissen. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, blieb übrig, ihren Herrn zu rächen und jeder wie er konnte sein Leben wo nicht zu retten, doch theuer zu verkaufen. Hier traf den edlen Ritter von Ems das würdige Ziel seines Laufs heldenmüthiger Thaten. Hier fand Herr Otto Truchseß von Waldburg den rühmlichen Tod, und Ysni kam in vollkommene Freiheit; von Ysni, seiner Stadt im Allgau, war er hieher gekommen und verschrieb ihr um achttausend Pfund Pfennige (den Sold für seine Reisigen) auf seinen Tod hin alle Macht, welche ihm daselbst übrig war. Bei den Eidgenossen fiel Konrad, Landammann von Uri, der Frauen von Zürich Mayer, Kastvogt von Attinghausen, Ritter, Sigrist von Tiefselbach, Landammann deren von Unterwalden ob dem Kernwald; von Glaris Konrad Grüninger, ein tapferer Mann (dafür gaben die Männer von Schwyz desselben Sohn das Landrecht bei ihnen). Indessen verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundoldingen; ein Luzerner eilte an den Ort, wo er lag, um seinen letzten Willen zu vernehmen; der Schultheiß, fern von Gedanken eines Privatmanns, gab ihm zur Antwort: „sage unsern Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt lassen; das rathe ihnen der Gundoldingen, und er wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg,“ unter welchen Worten das Leben ihn verließ. Aber in dem feindlichen Heere half dem von Hasenburg nicht, sein Unglück vorgesehen zu haben; fiel mit ihm Johannes von Ochsenstein, der seiner Klugheit spottete; Siegfried vom Hause Erlach, dem nicht gegeben war, glücklich wider die Freiheit zu streiten; drei Heudorf und Albrecht von der Hohenrechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte; Herr Gottfried Müller, Herr Burkard Geßner von Breisach, Hattstatt, Rathsamhausen, drei Behrenfels, Flachsland, auch welschen Adels der Monsterol, der Castelnau, Hans von Vaurmarkus, Richard von Mömpelgard. Ein Mann von Gersau sah das Banner von Hohenzollern schweben, eilte und brachte diese glorwürdige Ausbeute davon. Alle Herren vom Hause Rheinach fanden beisammen ihren Tod, nur Hemmann der Jüngling erhielt (gleich den Fabiern) ihr

Digitized by Google

altes Geschlecht; Hemmann, als die Ritter von den Pferden stiegen und ihre langen Schuhschnäbel abschnitten, hatte aus Lebhaftigkeit sich selbst verwundet und war voll Unmuth aus dem Treffen gebracht worden. Da gieng der Stadtbanner von Schaffhausen verloren, von Herrn Diethelm, Ritter, der Stadt Schultheiß, Hans von Randegk, der Herzoge Vogt, von dem Edlen Im Thurm, zween von Stokar, Hans von Fulach (seiner zehn Kinder sonst glücklichem Vater) und andern achtundzwanzig Edlen und Bürgern bis in ihrer aller Tod vergeblich behauptet. Unter vierzehn Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt Aarau, unter sieben Herr Werner von Lo, der Bannermeister von Lenzburg; freiwillig und redlich erstattete die Mannschaft von Mellingen dem unglücklichen Fürsten ihren Dank ab um die Freiheiten, wodurch er nach einem großen Brand gesucht hatte, ihnen aufzuhelfen; die Bürger von Bremgarten glänzten schrecklich von Feindesblut, so daß das Haus Oesterreich den Ruhm solcher Treue durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe verewiget; nach zwölf Zofingern fiel ihr Schultheiß Nikolaus Thut, unbekümmert seines Todes, aber des Banners, das die Bürger von Zofingen seiner Hand anvertrauten, damit sich keine feindliche Gemeine dessen zu rühmen habe, riß er es in Stücken und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwischen den Zähnen festhaltend. Von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören, „den Stadtbanner von Zofingen so zu hüten, wie der Schultheiß Nikolaus Thut.“ Sechshundert sechsundfünfzig war die Anzahl der erschlagenen Grafen, Herren und Ritter, so daß der Glanz der fürstlichen Hoflager für viele Jahre untergieng und im Lande gesprochen wurde, Gott sei zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trutz der Herren von Adel. Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber so oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Oesterreicher der Begierde des Lebens; die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Strutthan von Winkelried mit Aufopferung seines Lebens die Blüthe der schweizerischen Mannschaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerster Gefahr gerettet. Es ist wahr, daß die Feinde die Unbehülflichkeit ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeschicklichkeit im Fußgefecht, ihre unwissende Feindesverachtung und ihre stürmischen Rittertugenden selbst wider sich hatten. Unsere Väter kannten die Gegenden des Landes und bedienten sich der Vortheile, welche dieselben bis auf diesen Tag tausendfältig darbieten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherlei Uebungen wurden sie auch damals übertroffen. Ihr Krieg war (wie ihre Seelen) simpel, groß und stark. Wurden sie durch fremde Kunst in ihrem Gang aufgehalten, so half, wie bei Sempach, eine außerordentliche That, wozu ihr Heldensinn ihnen den Gedanken und ihre gesunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit solchem Fußvolk würden

Digitized by Google

Wunder der Standhaftigkeit bewiesen worden sein, auch wenn es darauf angekommen wäre, eine wohlbediente Artillerie wegzunehmen, oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, welcher Form sie seien, mögen übermeistert werden durch einen hellen Verstand und unbezwingbare Seelen. Darum, nach dem Urtheil der vortrefflichsten Kriegsmänner unserer Zeit, würde in Behauptung unserer Freiheit und Eidgenossenschaft, wenn die Gemüther nur noch dieselben sind, auch der Ausgang nicht verschieden sein.

Denselbigen Tag ergieng an Zürich, Bern, Zug und Glaris die Botschaft von der Landesrettung. Am Tage nach der Schlacht, als eine fliehende Partei in Sursee schon ereilt und erschlagen worden war, gaben die Schweizer einen Waffenstillstand, um die Todten zu begraben. Der Fürst von Oesterreich wurde mit sechzig erschlagenen Herren und Rittern in das Kloster Königsfelden geführt; er wurde bestattet in der marmornen Gruft, wo die Königin Agnes mit andern ihres Hauses ruhete; die Herren von Aargau wurden in die Gräber ihrer Vorältern gelegt, alle übrigen auf der Wahlstatt in große Gruben; zweihundert erschlagene Eidgenossen wurden zu Luzern begraben. Für die Ruhe der Seelen, ohne Unterschied, ob sie Freunde oder Feinde gewesen, wurde eine ewige Jahrzeit verordnet. Winkelried ist billig bis auf diesen Tag in hohem Ruhm bei seinem Volk; es liegt allen Völkern und ihren Geschichtschreibern ob zu zeigen, daß ein solcher Held in einem Nun unsterblich wird und alle guten Bürger zu Vätern und Brüdern seiner Enkel macht. Die Sieger, nachdem sie, ihrer Sitte gemäß, drei Tage lang auf der Wahlstatt verharret, machten sich auf mit fünfzehn eroberten Bannern; sie zogen in ihre Städte und Länder, singend ihre That.

89. Die Schlacht der Dithmärschen bei Hemmingstedt. *

König Hans von Dänemark verließ im November 1499 Kopenhagen, fest entschlossen, die freien, in Wort und That kühnen und kecken Dithmarschen seine Macht fühlen zu lassen. Am 27. November war er in Rendsburg. Ein dithmarsches Volkslied erzählt, daß auf seine Ladung dort vor ihm ihre Sendboten erschienen;

„Herr, lieber Herre,
Was ist vom Lande Euer Begehren?"

Er forderte aber eine Schatzung von 15,000 Mark von ihnen; daneben wollte er ihnen drei Schlösser ins Land bauen: das eine sollte zu Brunsbüttel stehen, das andere an der Eyderfähre und das dritte zu Meldorp, alle drei aber ihm zu Gebote stehen.

„Da riefen die Dithmarschen überlaut:
„„Das geschieht nun und nimmermehr!
Darum wollen wir wagen Hals und Gut
Und wollen alle drum sterben,
Ehe daß uns der König von Dänemark
So soll unser schönes Land verderben.""

* Friedr. Christoph Dahlmann.

Digitized by Google

Der König erfuhr durch diese Botschaft nur, was er schon wußte. Nicht um Unterhandlung, um Krieg war er herüber gekommen in winterlicher Zeit und faßte die Gelegenheit rasch am Stirnhaar. Zahlreiche Heerhaufen Dänen und Verbündeter folgten ihm, seine Hauptrechnung aber war auf ein in damaliger Zeit bestehendes übelberüchtigtes Söldnerheer, „die große Garde," gestellt, mit welcher er in Unterhandlung getreten war. Sie bestand ganz aus Fußvolk, bald 4000, bald 6000 Mann stark, in steter Kriegsübung, unverzagte Abenteurer aus allen Orten und Enden von Deutschland, mit dem Auswurfe Englands, Schottlands, Frankreichs, Spaniens, Italiens, selbst mit Mauren untermischt. Unbarmherzige Sieger, keines Alters und Geschlechtes schonend, praßten sie im Ueberfluß und Wohlleben, so lange es gut gieng; gieng es schlecht, so mußten sie dafür gewärtig sein, als Räuber auf das Rad gelegt zu werden. Dieses Mal kamen sie aus Geldern herbei; den Oberbefehl über sie führte Thomas Slentz, ein Edelmann aus Köln. — Im Ganzen bestand des Königs Heer aus etwa 13,500 Mann, die Bedienung beim Geschütz und bei den unzähligen Karren und Wagen ungerechnet. Wenn die Lieder und Schriften der Dithmarschen bis auf 24,000 und 30,000 Mann steigen, so darf es nicht Wunder nehmen, aber auch nicht irre führen.

Der Heereshaufen war so stattlich, daß Junker Slentz den König mit spöttischer Verwunderung fragte, ob denn Dithmarschen mit Ketten an den Himmel geschlossen sei. Die Dithmarschen dagegen, von ihren Bundesgenossen, namentlich von Hamburg, Lübeck und Bremen im Stiche gelassen und aufgeopfert, sahen sich auf ihre eigenen Kräfte beschränkt, das heißt, auf etwa 6000 Fußgänger mit eisernem Brustharnisch, deren kurze Hellebarde, zum Hiebe so gerecht wie zum Stoße, es allenfalls mit dem Speere des Feindes aufnahm; blutwenige Söldner hatten sie in der Eile für ihren Dienst gewonnen, aber waren dadurch nur um eine Sorge reicher. Denn diesen, die an der andern Seite Fürstenglanz und Sieg und gewisse Beute sahen, war durchaus nicht zu trauen.

Unter solchen Umständen den Feind an der Landesgrenze in offener Feldschlacht empfangen, hieß so viel, als sich unter die Hufe der Ritterpferde werfen. Man mußte nach dem Beispiele der Vorfahren im günstigsten Falle die Stadt und den dritten Theil des Landes der Verwüstung Preis geben und sich in die Marsch und die Hammen werfen und die Zeit walten lassen. Aber wird in solcher Noth nicht vollends die Einheit des kriegerischen Widerstandes verschwinden, die sich mit der Fürstlichkeit so leicht, so schwer mit der Volksfreiheit gattet? Darum ließen sich auch einzelne Stimmen für die Nothwendigkeit vernehmen, sich einer Gewalt von solcher Ueberlegenheit, wie sie nie über die Vorfahren gekommen, in Ergebung zu unterwerfen. Die Landesversammlung blieb aber dem Vaterlande getreu, die Andachtsübungen wurden verdoppelt, ein Wandern und Fortschaffen in die Marsch begann. Indeß versammelte sich der Feind schon an

Digitized by Google

der Grenze, harrte dort noch einige Tage, ob vielleicht die Unabwendbarkeit der Gefahr die hartnäckigen Herzen breche. Als alles still blieb, rückte man am 11. Februar über Hanerau in die Landesmitte ein, besetzte nordwärts wendend das verlassene Alversdorp. Man hatte so den Weg zu den Hammen eingeschlagen. Auf den Rath einiger Dithmarschen, welche den Feinden ihres Vaterlandes für Sold dienten, gieng man aber am 12. auf einem Wiesenwege zurück auf die Meldorper Straße; die Fürsten übernachteten in Windbergen, wo man so unerwartet eintraf, daß die vorausgeschickten leichten Truppen auf den Sang und Klang eines Hochzeitzuges stießen, der jetzt in schleunige Flucht sich auflöst'te. Am dritten Tage fiel Meldorp auf den ersten Angriff. Man hatte einige Schanzen um die Stadt aufgeworfen, die Söldlinge als Besatzung zurückgelassen. Diese schossen ein paar mal, wurden dann feldflüchtig, riefen durch das Land, alles sei verloren. Die große Mehrzahl der städtischen Bevölkerung war ausgewandert; was von Greisen, Weibern, Kindern sich noch vorfand, ward planmäßig ohne Unterschied niedergestochen. Schrecken sollte die Unterwerfung erzwingen. Für die 120 Gemordeten wurden hernach jährliche Seelenmessen in Meldorp gelesen. König und Herzog nahmen im Kloster Quartier; das dänische Banner prangte hoch auf dem Kirchthurme. In der Stadt und den umliegenden Dörfern ward geplündert, die Flamme von drei Dörfern leuchtete in die Marsch hinein. Hier saßen die Dithmarschen in der Gegend von Oldenwörden zusammen. Als eine Unglückspost die andere drängte, fielen wieder leise Worte von Uebergabe; nach diesem und jenem Landeshaupte sah man sich vergebens um; wie wenn der Mann in Meldorp schon seinen Frieden machte? Ein Theil rieth, sich mit der ganzen Bevölkerung nach der Insel Büsum, ihrem Salamis, einzuschiffen, dort zu harren, bis die Kriegsvölker sich verlaufen hätten, dann das Land wieder einzunehmen. Aber die Landesversammlung blieb sich gleich; ungeregelter ist keine gehalten: zum erstenmale hörte man auch Frauen ihre Stimme erheben, sie wollten selber mit im Kampfe sein. Noch sei nichts verloren, sprach man, als was man selbst vom Anfang her verloren gegeben. „Unser sind die Hammen, wo jede Manneslänge die Leiche eines Edelmanns getragen hat, unser die Schleusen in den Deichen, die, zur Ebbezeit geöffnet, das überflüssige Wasser der Gräben so friedlich ausströmen lassen, aber in der Fluthzeit dringt durch diese Oeffnungen, sobald wir wollen, die wilde salzige See ein zum Verderben von Menschen, die die Welt mit Worten fressen möchten." „Die haben sich bisher nur in dem Morde von Wehrlosen hervorgethan, sie, die es mit Kaiser und Papst aufnehmen wollen, ja mit Gott selber, der unnöthige Kriege straft. Und diese wollen uns unsere angeerbte, mit theurem Blute besiegelte Freiheit nehmen, unsere freigebornen Kinder nicht freie Hälse und Helden sein lassen, sondern Knechte und leibeigen. Wer in Unterthänigkeit oder Leibeigenschaft geboren ist, trachtet

Digitized by Google

nach allen Kräften sich frei zu machen, und wir, die wir frei und zur Freiheit geboren sind, sollten uns zur Knechtschaft überliefern? Der Schande, einer Herrschaft anzugehören, vor der ein Bauer und ein Jagdhund gleichen Marktpreis haben!"

Wenn die Dithmarschen groß von sich dachten, so kann man auch nicht sagen, daß ihre Feinde den Krieg auf die leichte Achsel nahmen. Sie rasteten drei Tage in Meldorp, immer der freiwilligen Uebergabe gewärtig. Von den ausgesandten Spähern kehrte niemand zurück, sie fielen der Wuth des Landmanns zum Opfer, bis auf einen, einen Friesen aus Eyderstedt, der sein Leben durch das Versprechen rettete, der Fürsten Anschläge zu offenbaren. Es war Sonnabend nach St. Valentins Tag. Nächsten Montag, sprach er, bricht man auf über Hemmingstedt nach Heide. Dieses Wort war den Dithmarschen ein Fingerzeig zur Rettung. Heide liegt kaum anderthalb Meilen entfernt von Meldorp; so ziemlich in der Mitte von beiden, doch näher an Heide, liegt Hemmingstedt. Der Ort steht auf der Geest, wie Meldorp, aber der einzige Verbindungsweg führt durch die Marsch, schmal, mit breiten Wassergräben an beiden Seiten; erst den Sommer zuvor hatten die Bauern, deren Aecker hier anstießen, mit schweren Kosten die Gräben reinigen und die aus der Tiefe ausgewühlte zähe Marscherde auf den Weg werfen lassen, der dadurch in nassem Wetter vollends unergründlich ward. Hier ersah eines von den Landeshäuptern, Wolf Isebrand, eine Stelle am Wege unfern von Hemmingstedt, einen alten Erdaufwurf, der wegen mancherlei Spuks den verrufenen Namen Tausendteufelswarf führte, als den rechten Platz für eine Schanze. Die ganze Mannschaft von drei Kirchspielen, Oldenwörden, Hemmingstedt und Nienkerken, griff unter seiner Leitung in der Nacht vom Sonntag auf den Montag das Werk an und vollbrachte es. Geschütz ward aus den nahen Hammen hineingeschafft. Die drei Kirchspiele übernahmen die Vertheidigung des Werkes ihrer Hände, mit dem, was noch zu ihnen stieß, gewiß nicht unter tausend Mann. Die übrige Macht ward an verschiedenen Orten, besonders zum Schutze von Oldenwörden, aufgestellt, um nicht das ganze Heil des Vaterlandes an die Aussage des Friesen zu wagen. Ein betagter Mann eilte aus dem drei Meilen fernen Lunden mit fünf Söhnen in die Schanze, unter ihnen der Vater des Achtundvierzigers und Geschichtschreibers Johann Russe. Die Losung war: Hilf, Maria milde!

Sonntags hatte sich ein ungetreuer Bürger von Heide, der zu den Regenten des Landes gehörte, Karsten Holm, in das königliche Hauptquartier geschlichen, um den Fürsten seine Dienste anzubieten, lud sie auf den nächsten Tag in sein und seines Bruders Haus nach Heide, bot sich zum Führer nach Lunden an; schlich dann, um keinen Argwohn zu erregen, wieder zurück. Er mußte wohl verschweigen, was er selbst nicht wußte, das Geheimniß Isebrands, durch die Arbeit einer Nacht den Weg nach Heide zu sperren.

Digitized by Google

Als der Montag erschien, waren Wind und Wetter umgesprungen: statt des Frostes Thauwetter, es wollte nicht helle werden, der Nordwest trieb den Fürstlichen Hagel und Regen ins Gesicht. Da rieth Ritter Hans Alefeld, Marschall der Herzogthümer, welchem die Reichsfahne, das Danebrog, vertraut war, ernstlich zum Aufschub; Junker Thomas Slentz, der die bösen Marschwege kannte, war derselben Meinung, aber die anderen Capitäne der Garde wollten nicht warten. Nach Heide, hieß es, könne man am Ende schon kommen, und sie trugen es bei dem Könige davon. Eine Besatzung blieb in Meldorp. Der Kern des Heeres rückte in drei Treffen aus: voran die ganze Garde mit Geschütz, auch Faschinen und Brettern, um mit den Wassergräben fertig zu werden; laut scholl ihre Losung: Wahr' dich, Bauer, die Garde kommt! Dann die Mannschaften der Bürger und Bauern, zuletzt die Ritterschaft, welche höchst unbedacht sich einen dichten Zug von Packwagen auf dem Fuße folgen ließ, als gälte es, schon für die heitere Feier des Sieges zu sorgen. Es gieng langsam vorwärts, immer geradaus nach Norden, aber doch vorwärts; die Rosse sanken bis an die Knie ein; aber man getröstete sich, die Garde davorn, die der wüste Nebel dem Auge ganz verbarg, werde schon aufräumen. Auch that diese ihre Schuldigkeit. Es war um ein Uhr Mittags, als die Kugeln Isebrands plötzlich ihren rauhen Gruß aus der Schanze sprachen; die Ueberraschung war groß, aber Junker Slentz ließ das Geschütz auffahren, man langte die Faschinen hervor: unten Spieße, darüber die Faschinen gelegt, bahnte man sich über die Seitengräben den Weg und dehnte die Schlachtordnung aus. Man hoffte die Schanze, auf deren Dasein man aus ihrer Wirkung schloß, umgehen zu können. Allein auf Gräben folgten Gräben; was man auch that, man blieb in der Enge; der Wind ward zum Sturme, der strömende Regen machte das Geschütz unbrauchbar, wenige Steinkugeln wurden entsendet. Einen Ausfall der Dithmarschen, die das Geschütz umwerfen wollten, schlug die Garde zurück. Als aber jene sich nun begnügten, aus ihrem sicheren Hinterhalte in die dichten Reihen der Feinde zu feuern, rief die kriegerische Wuth eine letzte Anstrengung der Angreifer hervor; mit aller Kraft ward die Umgehung der Schanze abermals versucht. Das war für durchkältete, im lehmigten Grunde fest gewordene Füße eine saure Arbeit; aber man schritt vor. Dahin durften es die Dithmarschen nicht kommen lassen. Plötzlich drangen ihrer drei- bis vierhundert, langbärtige Männer nach Landesart, aus der Schanze hervor, zum Todeskampfe gegen so viel tausende, eine Jungfrau voran mit dem Bilde des Gekreuzigten und der Lanze. Sie warfen den schweren Brustharnisch von sich, den Eisenhut, das Schild und selbst die Schuhe, sprangen barfuß, mit der gewohnten Hülfe der Springstöcke, leichtfüßig über die Gräben, warfen sich auf die Männer der Garde, schleuderten sie in die Wassergräben hinein. Zweimal schaffte sich die Garde Luft, die Eingebornen flohen. Als sie

Digitized by Google

zum drittenmale zurückkehrten, brachten sie einen neuen Bundesgenossen mit. Schon war die Fluthzeit eingetreten. Als die Wachen auf den Deichen im Norden der Meldorper Vogtei an dem Kanonendonner aus der Schanze die rechte Stunde erkannten, öffneten sie die Seeschleusen; der Sturm aus Nordwest trieb die Fluth gewaltig landeinwärts, und bald waren in der ganzen Marsch zwischen Meldorp und der Schanze Land und Gräben nicht mehr zu unterscheiden. Jetzt riefen die Bauern: Wahr' dich Garde, der Bauer kommt! Einer unter ihnen, der lange Reimer von Wimerstedt, aus dem Kirchspiel Neuenkirchen, ersah sich jetzt den Anführer, der nicht aufhörte, vom Rosse herab zu rufen, es solle nur einer kommen und es mit ihm aufnehmen. Der Bauer schlug mit seiner groben Hellebarde den langen Ritterspieß zur Erde, traf den Junker, daß die Waffe im Panzer festblieb und er mit dem Pferde stürzte. Reimer sprang mit dem Fuße auf die Hellebarde, daß sie tief in die Brust eindrang, und schleppte dann mit anderer Hülfe Mann und Roß in den nächsten Graben. Davon spricht eines der Siegeslieder:

„Der uns die große Guardie todtschlug, das will ich euch wohl sagen,
Das hat der große Reimer von Wimerstedt gethan, der hat die große Guardie geschlagen;
Der uns das neue Liedlein sang, ganz neu hat er's gesungen,
Das hat der große Reimer von Wimerstedt gethan, mit seinen langen gelben krausen Haaren."

Als die Garde ihre Trümmer nicht mehr vertheidigte und sich nur seitwärts durch die Flucht zu retten suchte, da fiel der Sieger, durch die Mannschaft der Osterdöffte verstärkt, auf das zweite Treffen der Bürger und Landleute, die bisher unbewegliche Zuschauer des Kampfes waren. Hier begann ein fast widerstandloses Morden und ins Wasser Stoßen. Die Gräben füllten sich mit der Menge der Ertränkten. Als es darauf an die Ritter kam, so gab es kein Vorwärts und kein Rückwärts auch für diese. An den Seiten aber waren die Dithmarschen geschäftig, mit Spießen und Pfeilen bloß die Pferde zu verwunden, die dann sich bäumten und ihre Reiter abwarfen. Durch dieses Gewirre, die Ausdünstung der Rosse, durch den auf dem Boden lastenden Pulverdampf, ward beim Sinken des Tages der Qualm so groß, daß die Augen nichts mehr zu unterscheiden vermochten. Die vordersten Reiter schafften sich zur Seite Bahn über die Leichen des Fußvolks, welche die Gräben ausfüllten; man floh, unbewußt, wohin. Die in der Mitte aber starben, ohne nur das Schwert zu zücken, eines dreifachen Todes, gestürzt, zertreten, ertränkt. An wenig Leichen fand man Wunden. Wie die Noth wuchs, sahen sich die letzten im Zuge mit ängstlichem Bemühen nach dem Rückwege um, den die Wagen zusperrten. Hier war um so schwerer durchzukommen, weil das verwundete Zugvieh das Fuhrwerk in die Quere warf, so daß alles sich wie zu einer künstlichen Wagenburg verschränkte. Es ist unbekannt, auf welche Weise die fürstlichen Führer den Rettungsweg nach Meldorp zurückfanden. Hier boten sie die Besatzung auf zur Hülfe des

geschlagenen Heeres; aber als die Männer des Süderstrandes nun erschienen und ihr Geschütz vor Meldorp auffuhren, da erwählten sie den schnellsten Rückzug nach Holstein. Wäre der Strandmann zwei Stunden früher zur Stelle gewesen, weder König noch Herzog wäre davon gekommen.

In dieser Schlacht von drei Nachmittagsstunden nahm der Tod unzählige Opfer. Der tapfern That folgte die Plünderung, und manche Hand, die dem Kampfe sich entzog, war jetzt eifrig im Ausplündern der Todten, bis sie ganz nackt dalagen, ihrer Waffen, ihrer Kleider, der gefüllten Gürtel, selbst der Hemden beraubt, im Erwürgen von Halbtodten, im Wüthen selbst gegen Leichen. Wenige wurden am nächsten Tage mit dem Leben begnadigt. Einige tausend Leichen begrub man; aber die adelichen Leichname mußten auf freiem Felde verwesen.

Die Hälfte des dänischen Heeres fand hier den Tod, nach mäßiger Schätzung 6000 Mann. Die Garde allein verlor 1426 Mann; 50 Bürger von Rendsburg blieben. Die Sieger zählten 52 Todte von den Ihren, 8 von den Söldnern. Die Dänen schlugen ihren ganzen Verlust auf mehr als 200,000 Gulden an und die Beute war übergroß: der Schatz an goldenen und silbernen Geschirren, unzählige Wagen mit Lebensmitteln und Kriegsgeräthe, einige tausend Pferde, das sämmtliche Geschütz, groß und klein, 4 Last Pulver. Die herrlichste Trophäe aber war, mit 7 anderen Fahnen, die Danebrogsfahne Waldemars des Zweiten. Sie fand ihren Platz in der Kirche von Oldenwörden.

---

90. Der treue Hofnarr. *

Der berühmteste und klügste unter den Hofnarren des Kaisers Maximilian I. war Kunz oder Konrad von der Rosen. Dieser war ein vertrauter Günstling des Kaisers und hatte sich durch seine Treue und lustigen Einfälle so beliebt bei ihm gemacht, daß er ihn immer um sich haben mußte.

Als Maximilian noch als römischer König im Jahr 1488 in den Niederlanden einen Landtag ausschrieb, um die unruhigen Unterthanen in Ordnung zu bringen, rieth ihm Kunz von der Rosen, sein kurzweiliger Rath, sonst ein beherzter und tapferer Mann, er sollte sich nicht nach Brügge begeben, es möchte ihm sonst übel gehen, allein Maximilian kehrte sich nicht daran, und reiste doch dahin. Als nun der König vor St. Katharinen-Pforte daselbst anlangte, ritt Kunz zu ihm, und sagte in Gegenwart aller der andern: Lieber König! ich sehe wohl, daß du deinen getreuen Räthen und mir nit folgen, sondern gefangen sein willst, so sage ich dir, daß ich nicht will gefangen werden. Ich will dir das Geleite in die Stadt bis zu der Burg geben, aber mich alsbald zum Genterthor wieder hinaus packen. Wenn

* Karl Friedrich Flögel.

Digitized by Google

du aber sehen und hören wirst, daß vor der Stadt die Lusthäuser und Dörfer brennen, so gedenke, daß dein närrischer Kunz solches verursacht habe. König Maximilion gab ihm zur Antwort: Kunz, ich sehe wohl, daß du meinen Söhnen zu Brugg nit viel Gutes zutrauſt, die uns doch alle Treue versprochen haben. Worauf Kunz sagte: das glaube ihnen der Teufel! Trau wohl ritte mir das Roß hinweg. Also ist er mit dem Könige in die Stadt, und zum andern Thore wieder hinaus nach Middelburg zu Herzog Christoph von Baiern geritten. Der Einritt ist den 31. Januar durch das heilige Kreuzthor geschehen. Kurz nach seinem Einzuge entstand in der Stadt ein Tumult, und Maximilian ritt auf den Markt, ihn zu stillen, da rissen ihn die Bürger vom Pferde und schleppten ihn in eines Würzkrämers Haus, welches nachher die Kranenburg genannt worden, wo er mit einem Anhaltischen Prinzen und etlichen andern des Nachts auf einer bloßen Bank liegen mußte. Er saß da in einem kleinen Stübchen, dessen Fenster mit eisernen Stäben verwahrt waren, und gegen den Fenstern über standen drei geladene Armbrüste, daß er also nicht wissen konnte, ob sie ihn nicht gar wollten todtschießen lassen.

Kunz von der Rosen blieb unterdessen während der Gefangenschaft seines Herrn nicht müßig, sondern bewies seine außerordentliche Treue durch zwei Wagstücke. Erstlich hatte er sich zwei Schwimmgürtel machen lassen, womit er bei Nacht über den Schloßgraben an die Burg, darin der König sich damals befand, geschwommen; willens, seinen Herrn, vermittelst des einen Gürtels mit sich zurück über den Graben aus der Stadt, und auf dazu bestellten Pferden davon zu bringen. Er ward aber, als er sich in den Graben gelassen, von den Schwänen angefallen, welche unter großem Geschrei ihn mit ihren Flügeln dermaßen schlugen, daß er sich des Lebens verzieh und mit harter Noth zurück entrinnen konnte; wie er denn, wenn sie ihm den Schwimmgürtel verbissen hätten, ohne Hülfe daselbst hätte ersaufen müssen. Diese Schwäne waren gut französisch, und ist ohne Zweifel ihr Geschrei eine Ursache gewesen, daß die von Brugg, die Wahrheit vermuthend, den König nicht länger in der Burg haben lassen wollen.

Nach diesem bedachte sich Kunz eines andern Anschlags. Er lernte das Barbieren, oder Haar- und Bartscheeren, stahl sich in Brugg hinein, kam zu dem Guardian des Franciscaner-Klosters, den er dem König wohl gewogen kannte, und entdeckte ihm sein Vorhaben, seinen Herrn zu erledigen. Er begehrte, der Guardian sollte ihm eine Platte scheeren lassen und ihm ein Ordenskleid, auch einen Conventualen zugeben; so wolle er, in der Person eines Beichtigers, zum Könige gehen, und ihm gleichfalls eine Platte scheeren, ihn in seine Kutte stecken lassen, und mit dem Conventbruder ins Kloster zurücksenden. Alsdann sollte der Guardian mit ihm sich auf ein Schifflein setzen, welches mit vier Knechten und drei Pferden vor St. Katharinenpforte auf ihn warten würde, und ihn also nach Middelburg abführen. Der

Digitized by Google

Guardian fragte ihn, wo er denn bleiben wollte. Er antwortete: ich will des Königs Kleider anlegen, und wenn die von Brugg den König suchen, werden sie an dessen statt einen Narren finden, mit dem sie alsdann anfangen können, was sie wollen. Mir ist genug, ob sie mir gleich alle Marter und den Tod selber anthun, wenn ich nur meinen Herrn errette, und diese Rebellen von einem Narren betrogen werden. Der Guardian verwunderte sich über diese Treue, that was er begehrte, und befahl dem Conventbruder, daß er von dem Kunzen sagen sollte, er sei des Königs Beichtvater.

Als sie in des Königs Haus kamen und der Leibwacht-Hauptmann fragte, was sie beim Könige zu verrichten hätten, zog der Kunz die Kappe ab, entblößte die Platte, und gab gar andächtig zur Antwort, er sei vom Guardian abgeordnet, dem König Beichte zu hören, und ihn aus Gottes Wort zu trösten. Wie er nun in des Königs Gemach gekommen, begann er, seiner Gewohnheit nach, mit starker Stimme den König also anzureden: Siehe nun, finde ich dich da, mein frommer König? Daß dich Gottes Marter schänd,* warum hast du mir nit gefolgt, da ich dich gewarnt? Nun siehe, ich habe mein Leben deinethalb gewagt. Ich will dich mit Gottes Hülfe aus deiner Feinde Händen erledigen; du mußt mir aber jetzt besser folgen. Der König wußte nicht, wie ihm geschehe. Er erkannte wohl seinen Kunzen an der Rede; ihn dünkte aber unmöglich, daß er also durch drei Wachten zu ihm habe kommen können. Als der Kunz den König so bestürzt sah, sagte er ferner zu ihm: lieber Mar! laß dich's nicht befremden. Du kennst ja deinen getreuen Narren, den Kunzen. Da habe ich mein Scheerzeug, damit will ich dir eine Platte scheeren; denn ich habe um deinetwillen dies Handwerk gelernet. Ich will auch mit dir die Kleider tauschen und hier bleiben; du aber sollst also beschoren in meiner Kutte durch die Wacht hinausgehen; vor der Pforte wirst du einen Barfüßer Mönch finden; mit dem geh in sein Kloster. Der Guardian, mit dem ich schon alles abgeredet, wird dir Schiff und Pferde anzeigen; mit selbigen wirst du, morgen um diese Zeit, zu Middelburg bei den Deinen sein können. Ich habe schon alles bestellt, komm nur bald, und laß dich scheeren. Ich habe mich beim Guardi-Hauptmann für deinen Beichtvater ausgegeben, und wenn ich zu lange ausbleibe, dürfte mein Handel verdächtig und deine Erledigung verlängert werden. Der König fragte den Kunzen, wie es um sein Kriegsvolk im Lande stehe, auch was sonst im römischen Reiche vorgehe. Jener antwortete: es steht und geht all wohl! denn Herzog Christoph von Baiern, die Grafen von Sonnenberg, Eberstein und Nassau, und ich, haben neulich mit wenig Volk 6000 Franzosen und Genter bei Hulst erschlagen und gefangen. So kommen der Graf von Zollern, und der von Isselstein mit 4000 zu Fuß und 300 Pferden aus Brabant. Zudem hat der Kaiser das

* Ein damals gewöhnlicher Fluch.

Digitized by Google

ganze Reich zum drittenmal ins Feld aufgeboten. Diese alle wollen dich mit aller Macht erledigen; und ist Herzog Albrecht zu Sachsen des Reiches Obrister. Auch hat der Papst den großen Bann, und der Kaiser die Acht und Aber-Acht auf die drei Städte gelegt. So ist auch des Raubens und Brennens im Land, sonderlich um die Stadt Brugg, kein Ende. Auch hat der Herr von Ravenstein die zwei Schlösser, sammt dem Thurm Burgund innen, und läßt denen von Brugg auf dem Wasser nicht ein Fischlein zukommen. Als er ferner hierauf anhielt, daß sich der König sollte bescheeren lassen, fragte ihn derselbe: mein lieber Kunz! wo willst aber du und unsre lieben Räthe bleiben? Kunz antwortete: dafür darfst du nit sorgen. Ich geb dir meine Kutte und lege deine Schaube an, und stelle mich, als wenn ich König Max wäre. Wenn dann die von Brugg dich suchen, und mich finden, so werden sie den Narren haben, und der König wird ihnen entwischt sein.

König Maximilian, weil er vernommen, daß eine starke Hülfe, ihn zu retten, im Anzug wäre, und weil ihm auch seiner Hoheit übel anständig däuchte, auf solche Weise aus der Gefangenschaft zu entkommen, ließ die Antwort von sich vernehmen: Er vermerke wohl, daß er, der Kunz, nicht aller Sachen Bericht habe. Er könne, durch sein Versprechen hierzu verpflichtet, ohne der von Brugg Willen und Wissen sich nicht aus der Stadt begeben; hingegen sei er von ihnen theuer versichert, daß seiner Person nichts ärgeres widerfahren sollte. Der Kunz erzürnte sich über diese Antwort, und erwiederte: lieber König, ich sehe wohl, daß du noch so narrend bist, als du zuvor gewesen, und mir nit folgen willst, und ich meine gefährliche Reise umsonst gethan habe. So behüte dich Gott, mein narrender König! denn du bist gar zu fromm für die Fläminger. Also nahm er Abschied vom König und gieng weinend und betrübt zur Thür hinaus. Als er durch die Wacht gieng, fragte ihn der Hauptmann: wie er den König befunden? Er antwortete: fromm! als jener fort fragte: wie seine Räthe? erwiederte er: das weiß Gott. Worauf der Hauptmann: das ist eben unsere Klage. Solchergestalt mußte der Kunz anstatt des Königs nach Middelburg abfahren.

Es fehlte dem Kaiser einst in Kriegsläuften an Geld, und Kunz rieth ihm im ernsten Schimpf (Scherz), er sollte ein Amtmann werden, so würde er Geld genug haben. Durch diese seine weise Thorheit gab er dem Kaiser, wie sich ein alter Schriftsteller ausdrückt, seiner Amtleute Alfanz, Finanz, Geiz und Reichthum zu verstehen.

Als Kunz mit einigen Fürsten in Gegenwart des Kaisers in der Karte spielte, und zwei Könige bekam, fragte er sie: ob derjenige das Spiel gewönne, welcher drei Könige hätte? und als sie dies bejahten, zeigte er ihnen seine zwei Könige in der Karte, ergriff den Kaiser bei dem Arm, und sagte: hier ist der

Digitized by Google

dritte König; wobei er zugleich das Geld einstrich. Zugleich sagte er zum Kaiser: siehe Max, für einen solchen Kartenkönig halten dich deine Fürsten; womit er auf seine große Gelindigkeit zielte, die damals oft von den Fürsten mißbraucht wurde.

Kunz überlebte den Kaiser, war über seinen Tod äußerst betrübt, sagte auch, er werde seinem Herrn in kurzem nachfolgen, dem er in seinem Leben mit seinen lustigen Einfällen so oft die Langeweile vertrieben, sich seinetwegen oft in Lebensgefahr begeben, und beständig in seinem Gefolge als ein geliebter Günstling gewesen war.

C.

Aus der neueren Zeit.

91. Luther auf dem Reichstage zu Worms.* (1521.)

Nunmehr machte sich Luther in Begleitung des Justus Jonas, nachmaligen Propstes zu Wittenberg, des Nikolaus von Amsdorf, Petrus von Schwaven, eines dänischen Edelmannes, und des Hieronymus Schurf, Rechtsgelehrten zu Wittenberg, sammt Caspar Sturm, der ihn persönlich zu vergeleiten zum Herolde ernannt war, in Gottes Namen auf den Weg nach Worms. — Zu Eisenach wurde er krank. Er ließ sich daselbst zur Ader und der Schultheiß der Stadt gab ihm ein edel Wasser zu trinken, worauf er entschlief und am andern Morgen weiter reisete. Wo er in eine Stadt einzog, lief ihm vieles Volk entgegen, den kühnen Mann zu sehen, der gegen den Papst sich legen dürfte. Etliche trösteten ihn auch gar gar schlecht, indem sie sagten, da so viele Cardinäle und Bischöfe zu Worms wären, würde man ihn allda gewiß flugs zu Pulver brennen, wie dem Huß zu Constanz geschehen. Er sagte aber: wenn sie gleich ein Feuer machten, zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel hinan, wolle er doch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth in sein Maul zwischen die großen Zähne treten und Christum bekennen und denselbigen walten lassen. Von Frankfurt aus schrieb er an Spalatin, da er inzwischen von dem Anschlag des kaiserlichen Edicts gehört: wir kommen, lieber Spalatine, obschon der Satan mir zum Hinderniß vielerlei Unpäßlichkeit in den Weg gelegt hat, denn den ganzen Weg von Eisenach bis hierher bin ich unpaß gewesen und auch noch anjetzo auf eine mir unbekannte Weise. Ich höre auch, daß des Kaisers Caroli Mandat mir zum Schrecken sei herausgegeben worden. Christus aber lebet, derohalben wollen wir hinein in Worms, zu Trotz allen höllischen Pforten und denen, die in der Luft herrschen. Ich

* Philipp Marheineke.

Digitized by Google

habe mir fürgesetzet, den Satan zu schrecken und zu verachten. Machet uns also die Herberge zurecht.

Zu Oppenheim ließ ihn Spalatin ermahnen, er möchte sich nicht so geradezu nach Worms und in solche Gefährlichkeit begeben. Hierauf entbot er demselben: und wenn auch so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, doch wollt ich hinein. Als er dieses wenige Tage vor seinem Ende erzählete, setzte er hinzu: denn ich war unerschrocken, furchte mich nichts: Gott kann einen wohl so toll machen; ich weiß nicht ob ich jetzt auch so freudig wäre.

Am 16. April kam er in Worms an. Vor dem Wagen ritt der kaiserliche Herold in seinem Habit, mit des Adlers Wappen und sein Knecht. Dem Wagen folgte Justus Jonas mit seinem Famulus. Viele von Adel waren ihm entgegen gefahren und als er um 10 Uhr Morgens in die Stadt fuhr, begleiteten ihn mehr denn zweitausend Menschen bis in sein Quartier nicht weit vom Schwan, wo Ludwig, Churfürst von der Pfalz, logirte.

Gleich am folgenden Morgen wurde er von dem Reichserbmarschall von Pappenheim citirt, auf Nachmittag in dem Reichsrath zu erscheinen und dieser Herr holte ihn selbst um vier Uhr ab und gieng nebst dem Herold vor ihm her. Das Gedränge des Volks auf den Straßen war so groß, daß viele, um ihn zu sehen, auf die Dächer stiegen und man, der Menge auszuweichen, durch einige Häuser und Gärten gieng. Als Luther in den Versammlungssaal treten wollte, klopfte ihm der berühmte Feldherr, Georg Frundsberg, auf die Schulter und sprach: Münchlein, Münchlein, du gehst jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Obrister auch in der allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen. Ulrich von Hutten hatte ihn gleichfalls durch zwei herrliche Schreiben aufgerichtet, welche überschrieben sind: Martin Luther, dem unüberwindlichen Theologo und Evangelisten, meinem heiligen Freund. Das erstere hebt also an: der Herr erhöre dich am Tage der Noth! Der Name des Gottes Jakob schütze dich! er sende dir Hülfe vom Heiligthum und stärke dich aus Zion! er gebe dir, was dein Herz wünschet und bestätige alle deine Anschläge! er erfülle alle deine Bitten und erhöre dich von seinem heiligen Himmel! Denn was soll ich euch, allerwerthester Luther, ehrwürdigster Vater, zu dieser Zeit anders wünschen? seid getrost und werdet stark. Ihr sehet, was es mit euch für ein Spiel werde und worauf es ankomme. Von mir könnet ihr alles hoffen. Wenn ihr standhaft bleibet, will ich bis an meinen letzten Odem bei euch halten. — Auch in der Versammlung der hohen Häupter, Fürsten und Grafen, Freiherrn und Bischöfe, wie auch sonstiger Abgeordneter, verbargen ihm einige ihren Beifall nicht. Nach eines Augenzeugen Bericht waren an Zuhörern im Saal, im Vorzimmer und vor den Fenstern über fünftausend Menschen,

Digitized by Google

welsch und deutsch. Von allen Seiten munterte man Luther auf, getrost und beherzt zu sein und sich vor denen nicht zu fürchten, die nur den Leib tödten können. Herr von Pappenheim (denn Grafen sind die von Pappenheim erst später geworden) erinnerte ihn, da er nun vor Kaiser und Ständen stand, nicht anders zu reden, er werde denn erst gefragt, und also trat Herr Johann von Eck, churtrierscher Official hervor und fragte im Namen des Kaisers: ob er diese Bücher, die ihm als da liegend gezeigt wurden, für die seinigen erkenne und ob er, was darinnen enthalten, widerrufen wolle. Hierauf rief D. Schurf, der gleichsam als sein Advocat ihm beigegeben war: man zeige die Bücher mit Namen an! und da nun dieses geschehen war, bejahete Luther zwar die erste Frage, bat sich aber zur Beantwortung der zweiten Bedenkzeit aus, welche der Kaiser ihm auch gewährte. Es war sowohl seiner als der angesehenen Versammlung würdig in hohem Grad, in diesen hohen und heiligen Dingen die höchste Besonnenheit zu zeigen und was Leichtsinn oder Mangel an Ernst oder gar stürmische Leidenschaft verrathen konnte, von diesem wichtigen Augenblick ganz zu entfernen. Da er nun gleich am andern Tag wieder in den Reichsrath gefordert ward, war jedermann um so mehr gespannt und begierig auf die entscheidende Antwort; wiederum wurde er zu dieser Audienz durch den Ehrenhold um 4 Uhr abgeholt, mußte aber unter einer großen Menge Volks bis 6 Uhr stehen und warten; es brannten schon alle Fackeln in dem Saal der Reichsversammlung. Nachdem er endlich vorgelassen wurde, und man ihn hieß reden, sprach er mit deutschen Worten also: Allergnädigster Kaiser, Gnädigste Churfürsten, Fürsten und Herren! ich erscheine als der Gehorsame auf dem Termin, so mir gestern Abend angesetzt ist, und bitte durch Gottes Barmherzigkeit, Ew. Majestät und Gnaden wollen diese gerechte und wahrhaftige Sache, wie ich hoffe, gnädigst hören; und so ich aus Unverstand vielleicht einem jeglichen seinen gebührenden Titel nicht geben, oder mich sonst nicht nach Hofgebrauch in Geberden erzeigen sollte, mir es gnädigst zu gut halten, als der ich nicht zu Hofe gewest, sondern immer im Kloster gesteckt bin und von mir anders nicht zeugen kann, denn daß ich in dem, was von mir bishero mit einfältigem Herzen gelehrt und geschrieben worden, allein Gottes Ehre und der Christgläubigen Nutz und Seligkeit, damit dieselben rechtschaffen und rein unterrichtet würden, angesehen und gesucht habe. Hierauf machte er einen Unterschied unter seinen Büchern. Einige seien solche, darinnen er vom Glauben und christlichen Werken recht und christlich, nach selbsteigenem Zeugniß seiner Widersacher gelehret, die könne er nicht widerrufen. Ja, auch die päpstliche Bulle, sagte er, ob sie wohl geschwind und heftig ist, doch macht sie etliche meiner Bücher unschädlich, wiewohl sie dieselben durch ein ungeheuer widernatürlich Urtheil verdammet. In den andern greife er das Papstthum und der Papisten Lehre an, die mit ihrer falschen Lehre und bösem Exempel die Christenheit an Leib und Seele verwüstet hätten. Denn niemand, sagte

Digitized by Google

er, kann verneinen und dissimuliren, weil es die Erfahrung zeuget, und alle fromme Herzen darüber klagen, daß durch des Papstes Gesetz und Menschenlehre der Christgläubigen Gewissen aufs allergräulichste und jämmerlichste verstrickt, beschwert und gemartert sind, auch die Güter, Gründe und Possession, vornehmlich in dieser hochberühmten deutschen Nation, mit unglaublicher Tyrannei erschöpft und verschlungen sind und noch heutiges Tages ohne Aufhören unziemlicherweise verschlungen werden. Auch diese Bücher könne er nicht widerrufen, weil er dadurch ihre Tyrannei und Bosheit stärken würde. O! welch ein großer Schanddeckel allerlei Schalkheit und Tyrannei, lieber Gott, würde ich dann werden, rief er aus. Die dritte Art seiner Bücher gehe wider einige Privatpersonen, die sich unterstanden römische Tyrannei zu vertheidigen und die gottselige Lehre, so er gelehret, zu fälschen und zu unterdrücken, darinnen er sich auch wohl zuweilen heftiger erwiesen, als es ihm seines Amtes gezieme, dieselbigen könne er aber auch nicht widerrufen, damit er nicht Ursache gebe, forthin allerlei gottlos Wesen zu vertheidigen und neue Greuel und Wüthen anzurichten. Doch, fuhr er fort, weil ich ein Mensch bin und nicht Gott, kann ich meinen Büchlein nicht anders helfen, noch sie vertheidigen, denn mein Herr und Heiland seiner Lehre gethan hat, welcher, da er, vor dem Hohenpriester Hannas um seine Lehre gefraget, von des Hohenpriesters Knecht einen Backenstreich empfangen hatte, sprach: hab' ich übel geredt, so beweise es, daß es böse sei. Hat nun der Herr, welcher wußte, daß er nicht konnte irren, sich nicht geweigert, Zeugniß wider seine Lehre zu hören, auch von einem geringen, schnöden Knecht, wieviel mehr ich, der Erd' und Asche ist, und leichtlich irren kann, soll begehren und warten, ob jemand Zeugniß wider meine Lehre geben wolle; darum bitt' ich durch die Barmherzigkeit Gottes, Ew. Kaiserl. Maj. Chur- und Fürstliche Gnaden, oder wer es thun kann, er sei hohes oder niedriges Standes, wolle Zeugniß geben, mich mit prophetischen und apostolischen Schriften überweisen, daß ich geirret habe; so ich deß überzeuget werde, will ich ganz willig und bereit sein allen Irrthum zu widerrufen und der erste sein, der meine Büchlein ins Feuer werfen will. Aus diesem halte ich, erscheine klärlich und öffentlich, daß ich genugsam bedacht und erwogen habe die Noth und Gefahr, das Wesen und die Zwietracht, so durch Verursachung meiner Lehre soll erwecket sein, davon ich gestern hart und stark bin erinnert worden.

Dieses und noch mehr anderes sprach Luther deutsch, aber man wußte, der Kaiser verstand besser spanisch als deutsch, mochte auch die deutsche Sprache nicht leiden, also (erzählet Luther selbst in einer Relation) dieweil ich so redete, begehrten sie von mir, ich sollte es noch einmal wiederholen mit lateinischen Worten; aber ich schwitzte sehr und war mir des Getümmels halben und weil ich gar unter den Fürsten stand, sehr heiß. Doch sagte Herr Friedrich von Thunau: könnet ihr es nicht thun, so ist's genug, Herr Doctor. Aber ich wiederholete alle meine Worte

Digitized by Google

lateinisch; das gefiel Herzog Friedrich, dem Churfürsten, überaus wohl.

Dieses alles that Luther aufs allerunterthänigste und demüthigste, schrie dabei auch nicht sehr, noch heftig, sondern redete fein sittig, züchtig und überaus bescheiden, doch mit großer Freudigkeit und Beständigkeit. Weil aber nun der Triersche Official strafend einfiel und eine runde, richtige Antwort verlangte, ob er widerrufen wolle oder nicht, so sagte Luther: weil denn Kaiserliche Maj. Chur- und Fürstl. Gnaden eine schlechte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde (denn ich glaube weder dem Papst, noch den Concilien alleine nicht, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben, und ihnen selbst widersprechend gewesen sind) und ich also mit den Sprüchen, so von mir angezogen und angeführt sind, überzeuget und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hie stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen.

---

92. Niklaus Zriny in Szigeth.* (1566.)

Auf diese ewig große That (die Vertheidigung der Insel Malta durch den Großmeister Johann de la Valette gegen Soliman) folgte nach geringem Zwischenraum eine nicht minder glänzende, die, so klein auch der Punkt war, um den sie sich drehte, doch vielleicht von größerm Gewicht als alle übrigen Ereignisse während dieser Epoche sich bewährte. Denn an ihr brach die Kraft des siegergrauten Solimans, und Deutschland und Ungarn haben vielleicht es bis auf diese Stunde dem Niklaus Zriny und einem kleinen Haufen Ungarn zu verdanken, daß es, wenn auch gerade nicht in die bleibende Knechtschaft der Barbaren aus Asien gerieth, doch von den Verwüstungen des gräßlichsten aller Kriege verschont blieb.

Noch im Jahr 1565 hatte der Großherr Truppen ins Bosnische geschickt. Der Magnat Erdödi von Ungarn war mit 45,000 Mann denselben entgegen gezogen, und hatte der dreißigmal stärkeren Heeresmacht eine Niederlage beigebracht. Große Dienste leistete auch Lazarus Schwendi, Befehlshaber von deutschen Völkern. Darauf folgten Unterhandlungen. Die Siebenbürgen und Osmanen kehrten in ihre Grenzlager zurück. Schon träumte man von langem Frieden. Da trieb den Großherrn, der das Schwinden seiner Körperkräfte fühlte, sein böser Stern, die Reihe seiner Thaten noch durch die Eroberung des Ueber-

* Ernst Münch.

Digitized by Google

restes von Ungarn, und wie man Ursache zu glauben hat, von Oesterreich, ja vielleicht von Deutschland selbst, zu beschließen. Als Ursache, weßhalb er den Frieden brach, schützte er die zweijährige Nichtbezahlung des bedungenen Tributes, und die Zurückbehaltung von Tokay, wiewohl lügnerisch, vor. Aber das Schicksal führte ihm einen Helden entgegen, der seine hochfahrenden Plane mit schwachen Mitteln, bloß durch die Kraft des Geistes und des Glaubens, zu Schanden machen und die Welt an ihrem Tyrannen rächen sollte. Niklaus Zriny, aus einem alten ungarischen Grafengeschlecht, im croatischen und bosnischen Kriege längst ruhmvoll bekannt, in diesen Tagen vom Kaiser Maximilian II. zum Befehlshaber der kleinen aber wichtigen Veste Szigeth ernannt, erhielt durch seine Kundschafter am 15. Juni 1566 die sichere Nachricht von der Annäherung eines großen türkischen Heeres bei Savain, dem der Sultan bereits auf dem Fuße folge. Das nächste Ziel seiner Anstrengungen werde, wie man Ursache habe zu glauben, Szigeth oder Egar sein. Schon habe er zu dem Ende eine Brücke über die Donau geschlagen. Es währte nicht lange, so traf ein anderer Bote aus Fünfkirchen ein, welcher Briefe eines dritten Geschäftsträgers überbrachte, worin obige Nachricht bestätigt, übrigens aber im Zweifel gelassen ward, wohin der Sultan sich vorerst wenden würde. Neuere Berichte aus Essek meldeten ihm die Ankunft des Beglerbegs an der Drau, welcher gleichsam als Befehlshaber des Vortrabs eine Schiffbrücke über den Fluß zu schlagen den Auftrag hätte. Ihm sei der Karam Beg von Bosnien zur Heerführung beigegeben. Die letztern Briefe setzten den Grafen außer allen Zweifel, daß der Vortrab der Osmanen bereits bei Schicklos angelangt sei und Nachtlager daselbst geschlagen habe.

Der wachsame Zriny gieng bei diesen Umständen mit sich zu Rathe, was am füglichsten vorzukehren, ehe der ganze Strom der türkischen Hauptmacht in die Nähe von Szigeth sich herangewälzt haben würde. Er war fest entschlossen, den Ungläubigen ein unverzagtes Herz zu zeigen, und gleich jetzt schon, um das Selbstvertrauen seines kleinen Heeres zu erhöhen, den Türken eine Schaar entgegen zu senden. Wirklich zogen Kaspar Alapi, Nikolaus Kobatsch, Peter Batschatitza und Wolf Paprutowitsch mit 1000 Mann zu Fuß und 500 Reitern bis unweit Schicklos, um entweder die Türken anzugreifen, oder falls sie ein Treffen weigerten, Schicklos zu belagern und zu verbrennen. Als sie in die Nähe dieser Stadt gekommen, mußten 200 zu Fuß und 100 Berittene voraus, um den übrigen Kundschaft zu geben, wenn die Türken von ihren Pferden ab, und auf die Ebene gestiegen sein sollten. Sie fanden die Gelegenheit zum Angriff sehr geeignet, und er ward daher wirklich unternommen, und zum größten Erstaunen der Türken unerschrocken fortgesetzt. Vergebens boten sie den tapfersten Widerstand, die Schwerter der Ungarn machten sich mit unwiderstehlicher Gewalt eine Gasse in die Reihen der Feinde. Ein großes Blutbad ward angerichtet;

Digitized by Google

eine Menge erstickte in Pfützen, und versank an den vielen sumpfigen Stellen dieser Gegend. Die Ueberraschung hatte den meisten die nöthige Besinnung geraubt. Ja Mehemed Beg, der Sandschak selbst, ertrank auf der Flucht in einem Weiher, indeß sein Sohn mit drei andern Edlen zu Gefangenen gemacht wurden. Als die in Szigeth den ruhmvollen Erfolg dieser ersten Waffenthat vernahmen, getrauten sie sich von nun an in ihrem Herzen die ganze Uebermacht des Großherrn zu bestehen.

Die Erbitterung Solimans über diese Schlappe, die sein Knecht erhalten, bestimmte unwiderruflich den Entschluß, Szigeth zu bestürmen. Mustapha Pascha von Bosnien, Sokolowitsch der Großwessir und Karam Beg bahnten ihm mit 65,000 Mann den Weg. Dreimal hatte Hampsam Beg eine Brücke über die Drau zu schlagen versucht: dreimal riß die Gewalt des Stromes sie hinweg. Da schickte der Aga einen Boten an den Großherrn, der ihm die Unmöglichkeit begreiflich machen sollte, über das Element hier Meister zu werden. Aber Soliman riß, von schwellendem Grimm übermannt, ein Stück von seinem Mantel und schrieb eigenhändig mit Gold darauf: „So spricht der Kaiser Soliman: wenn du träger Sklave die Brücken bis zu seiner Ankunft nicht geschlagen, so wird man dich mit diesem Mantel erdrosseln, und dein Haupt auf den einen Endpfahl der Brücke pflanzen!“ Jetzt flog Hampsam Beg zur Drau zurück, ließ alle hiezu nöthigen Schiffe herbei schleppen, die Zinsbauern und alle Einwohner rings in der Gegend ohne Unterschied des Standes mit Peitschen zur Arbeit treiben, und zwischen dem 1. und 5. August stand die Brücke über eine Meile lang. Das Heer zog darüber.

Am 20. des Heumonats brachen der Pascha von Bosnien und Karam Beg von Schicklos auf nach Fünfkirchen; darauf dem Pascha von Ofen zu Hülfe, nach Belgrad, begleitet von Hampsam und seinen Spahis. Am nämlichen Tage rückte der Pascha von Natolien, darauf der Großherr selbst bis auf die Ebene von Mohacz. Am 1. des August begann der Marsch gen Szigeth. Bei St. Lorenz, nicht weit von der Veste, wurde Lager geschlagen, nachdem zuvor der Pascha von Ofen mehrere Saumseligkeiten mit seinem Kopfe hatte bezahlen müssen.

Als Zrinyi die Entscheidung sich nähern sah, hielt er über die zu Gebot ihm stehenden Streitkräfte Heerschau, und wies jedem seinen Posten an. Die Woywoden, Hauptleute, Edlen und die wehrlosen Einwohner der Stadt schickte er ins innere Schloß, ließ die Stadtthore verschließen, und trat darauf auf dem Markte der Stadt mitten unter die Krieger mit folgender Anrede:

„Ihr Brüder all', die ihr zur Fahne kaiserlicher Majestät geschworen, tapfere Männer, streitbare Degen! jeder von euch wird klar ersehen, wie bereits der Türkenkaiser uns auf dem Nacken sitzt. Die dringendste Noth fordert uns auf, ohne Zaudern uns zu rüsten, und unerschrockenen Herzens unsern und des ganzen christlichen Erdkreises und Namens geschwornen Feind zu

Digitized by Google

bestehen, welcher voll unerträglichen Hochmuths und frecher Anmaßungen eine ungeheure Menschenmenge aufgeboten und das Schwert gegen uns gezogen hat. Wir aber setzen unsere Hoffnung und Hülfe auf Gott, der leichtlich uns vertheidigen, sie aber noch leichter verwirren und verderben kann. Laßt uns also unerschrocken seiner Ankunft harren und vor der Menge seiner Heerscharen nicht erzittern; denn gewiß, Gott der Allmächtige, so wir mit aufrichtigen Gebeten ihn anflehen, wird uns Beistand verleihen, und ein milder und freundlicher Retter sein. Vor allem thut uns Einheit und Treue Noth; jeder Zwist muß ausgeglichen, jeder Groll und Haß von der Wurzel aus vertilgt werden. Ein Geist männlicher Biederkeit muß uns alle jetzt beseelen, und in Treuen und in Freundlichkeit müssen wir fest zusammenstehen, so lange die göttliche Fürsehung auf diesem Posten uns zu erhalten für gut findet. Daher, meine Brüder, halt' ichs nicht für überflüssig, sondern durch die Lage der Dinge und den Ernst der nahenden Entscheidung geboten, zuvörderst Gott, sodann der Landesregierung und dem Lande der Ungarn selbst, das so vielen Fährlichkeiten und Drangsalen entgegen sieht, einen Eid zu schwören für unbedingte Standhaftigkeit und Aufopferung. So schwöre ich denn zuerst, und ihr alle schwört mirs nach, damit nicht das geringste Mißtrauen zwischen uns wechselseitig aufkomme:

Ich Niklaus Graf von Zriny gelobe und schwöre zuvörderst Gott, dem Allmächtigen, sodann kaiserlicher Majestät als unserm höchsten Herrn und Regenten, hierauf dem bedrängten Ungarlande, und endlich euch, ihr tapfern und biedern, allhier versammelten Kriegsleuten, so wahr mir helfe Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist, daß ich zu keiner Zeit euch verlassen, sondern mit euch leben und sterben und alle guten und schlimmen Zufälle des Schicksals brüderlich mit euch theilen will! —

Die Sache verlangt auch von euch den gleichen Eid. Darum schwört, und ruft mit Emporhebung zweier Finger Gott zum Zeugen an. Wer dessen sich weigert, der sei von meiner Seite der fürchterlichsten Ahndung gewärtig, weil er nicht mit uns bis zum letzten Odemzuge stehen will, und nicht als Mann von Ehre, sondern als Verräther an der heiligsten Sache das Leben nimmermehr verdient. Der Eid aber sei folgender: wir Bürger, Reiter und Krieger zu Fuß und sämmtliche Soldaten kaiserlicher Majestät geloben zuvörderst dem allerhöchsten Gott, sodann unserm christlichen Monarchen und dieser Provinz, worin wir stehen, endlich unserm Heerführer Niklaus Grafen zu Zriny, geloben und bekräftigen es mit einem heiligen Eid, daß wir in allem Folge leisten wollen, wie es getreuen und gebildeten Kriegsleuten ziemt; geloben, daß wir mit ihm siegen oder den Tod mannlich und standhaft erleiden wollen. Und vernehmt meinen letzten Willen, wenn mich während dieser Zeit der Tod hinweggraffen sollte. Diesen meinen tröstlichen guten Freund, Herrn Kaspar Alapi, ernenne ich zum Nachfolger, und setze ihn über euch als obersten

Digitized by Google

Feldhauptmann. Ihm habt ihr, wie weiland mir, die höchste Ehre, und treuen, unverbrüchlichen Gehorsam allen seinen Kriegsbefehlen zu leisten. Und noch diese Vorschriften, für deren Erfüllung eure Häupter bürgen: der Reiter oder Fußknecht, welcher seinem Hauptmann oder Obersten Gehorsam weigert, oder gar gegen ihn das Schwert zu zücken wagt, fällt durch das Beil. Wer einem Türken einen Brief abnimmt oder liest, stirbt; wer einen solchen durch Pfeile hereingeschossen findet, übergibt ihn bei schwerer Strafe seinem Vorgesetzten. Wer seinen angewiesenen Posten verläßt, sei er aus edlem, sei er aus gemeinem Stamme, stirbt. Wenn zwei oder drei heimlichen Rathschlag pflegen, oder bloß etwas Geheimes in die Ohren sich raunen, so sterben sie ohne weiteres Verhör durch den Strang. Wer so etwas bemerkt, aus Freund- oder Verwandtschaftsgründen aber nicht anzeigt, leidet wie sie den gleichen Tod. Wer seinem Kriegsgefährten, sei es nur einen Pfennig im Werth, entwendet, wird auf der Stelle erwürgt. Für die, welche in der Stadt Anverwandte besitzen, mögen diese, für die andern werd' ich, was Lebensmittel betrifft, mit meiner Küche sorgen." —

Zriny hatte dies kaum gesprochen, als er zum Zeichen seines fürchterlichen Ernstes einen Krieger, der des Verbrechens angeklagt war, seinen Hauptmann angefallen zu haben, in Stücke hieb. Eben so ließ er den gefangenen Mehemed Rega vielfältiger Treulosigkeiten und blutiger Unthaten willen zum Richtplatz führen. Vor das Thor des größern Schlosses aber ward ein ungeheures Kreuz, den Ungarn zur Erhebung, den Ungläubigen zum Schrecken, aufgepflanzt. Darauf befahl er die Neustadt in Brand zu stecken, und sämmtliche Habe nach der sichern Altstadt zu bringen. Alles Stroh wurde rings von den Dächern nach jener geschleppt, damit sie leichter und geschwinder auflodern möge. Und nun erwartete er mit 2300 waffenfähigen Männern die weiteren Vorfälle.

Der Beglerbeg von Rumelien und Akanski Bassa näherten sich am 31. Juli mit 90,000 Türken bis St. Lorenz, eine Meile von Szigeth; zu ihnen stießen 100,000 aus dem großen Lager. Die Ungarn ließen sich bloß in leichte Gefechte mit ihnen ein, welche von Anbruch des Tages bis spät in die Nacht fortgesetzt wurden. Darauf kehrten die Osmanen, um sich zu erholen, in ihr Lager. Der Kampf erneuerte sich des folgenden Tages dicht unter den Mauern Szigeths. (Die Türken hatten kaum 3 Viertelmeilen von der Stadt auf den Rebhügeln sich gestellt.) Sie erlitten der ungeheuren Mehrzahl ungeachtet von Seite der Belagerten den empfindlichsten Schaden, und ihr dreimaliger Angriff wurde jedesmal kräftig abgeschlagen.

Am 5. des Augusts verließen der Beglerbeg und Akanski Pascha ihre bisherige Stelle, um sie dem Sultan, wenn er angekommen sein würde, einzuräumen. Wirklich wurden auch die kaiserlichen Gezelte auf dem Weinhügel aufgerichtet, das Heer aber unter beiden genannten Anführern lagerte sich rings um die Veste. Soliman langte Tags darauf mit der ganzen übrigen

Digitized by Google

Heermacht an, schlug auf der für ihn ausgewählten Stelle sein Lager auf, und umzingelte die in Szigeth durch seine zahllosen Schaaren immer enger und enger. Die Beschießung von allen Seiten begann. Furchtbar wiederhallte rings das Allah! Allah! zum Zeichen, daß Soliman der Weltfürst im Lager angekommen und Zeuge der Tapferkeit der Gläubigen sei.

Das Häuflein in Szigeth rief indessen den Namen des Gekreuzigten mit Preis und Lobgesang an, und verachtete den voreiligen Uebermuth des barbarischen Volkes. Es erwiederte das fürchterliche Geschütz der Bomben und Kanonen mit einem gleich mörderischen Feuer von der Neustadt aus, und machte lange Zeit jeden Versuch der Ungläubigen zu Schanden. Die Janitscharen, bis zum Wahnsinn in Streitgluth entflammt, stürmten unaufhörlich gegen die Verschanzungen; jeder Zeit kam es zu blutigem Handgemenge. In jedem fiel je ein edler Ungar, aber jedesmal nahm er sich 10 bis 12 Todesgefährten von seinen Feinden. Zriny ließ nun alle noch gestandenen Gärten, Bäume und Thore der Alt- und Neustadt anzünden, die Thore einhauen und die Oeffnungen mit Erde anfüllen. Die Türken aber, ohne Ruhe zu verstatten, setzten am Donnerstage von früh Morgens bis spät in die Nacht den Sturm fort und beschossen die Wälle; die Janitscharen stiegen in die Gräben hinab, und führten, um vor dem Geschütz der Christen sich zu sichern, Erdwälle in Menge auf. Der fürchterliche Ali Portuk vor allen bedrängte mehrere Tage lang die Neustadt, so daß mehr als ein kostbarer Streiter in ihrer Vertheidigung fiel.

Als Zriny dies bemerkte, und den Werth seiner wenigen, doch heldenmüthigen Krieger gegen leere Wohnungen abgewogen hatte, gab er das verabredete Zeichen, und die Pechkränze flogen in die schon zuvor mit Stroh und Brennmaterialien aller Art angefüllte Neustadt. Die Altstadt aber ward nun stärker befestigt, die Kraft der Vertheidiger auf einen kleinern Kreis gerichtet.

Gleichwohl stand die Lage der Ungarn stündlich mißlicher. Die Osmanen begannen nun auf das Schloß selbst und die Altstadt Batterien spielen zu lassen, die Janitscharen aber in der Nähe ihre Angriffe zu verdoppeln. In die Neustadt war eine ungeheure Menge Artillerie geführt, und an den angemessensten Stellen aufgepflanzt worden. Von den Verschanzungen des Ali Portuk wurden aus Balken, Rudern, Kies und Erde Dämme **und Brücken über die sumpfigen Zwischenstellen gebaut, so daß sie der Veste immer näher kamen. Auf Belagerungsthürmen, von Schilden mit Fellen und Wollsäcken überzogen, kämpften die Janitscharen immer gewaltiger und unwiderstehlicher den Belagerten entgegen und zwangen ihr Geschütz zum Schweigen. So wurde bis zum 7. Herbstmonat täglich siebenmal das Schloß bestürmt, und immer hielten noch die Ungarn Stand. Leichname der Tapfersten bedeckten den Umkreis der Veste. Bestürzt zog Soliman sich zurück, und man gönnte sich wechselseitig einen Augenblick Ruhe,**

Digitized by Google

um die Todten einzuscharren. Schon war das äußere Schloß in der Türken Gewalt; jeder Zugang verschlossen.

Indessen ereignete sich plötzlich in der Mitte ihres Lagers eine Katastrophe, welche nicht nur das gänzliche Mißlingen des Sturmes auf Szigeth bei der bereits eingerissenen Muthlosigkeit der durch die Ausdauer der Ungarn abgemüdeten Soldaten hätte bewirken, sondern selbst die furchtbarste Anarchie und das Verderben über die Pforte herbeirufen können, wenn nicht der gewandte Großwesir Mittel gefunden, sie zu beschwören. Bereits am 4. September schon fühlte der alte Sultan seine Kräfte schwinden. Der bisherige Widerstand einer so geringen Feindeschaar hatte seinen Stolz aufs tiefste verwundet, und seine Lebensgeister zu einer tieffressenden innern Wuth gesteigert. Bald erlagen sie und der Tod stellte sich ein. Er sah noch einmal seine Janitscharen von den Sturmleitern stürzen und den Graben füllen; er sah die Muthlosigkeit seines Heeres und die Bestürzung der Heerführer, und verschied mit einem düstern Abschied von dem Glücke, nachdem es ihm zuvor schon im Innern seines Serails durch alle Qualen einer Günstlings- und Weiberregierung die letzten Tage seines Privatlebens verbittert hatte. Der Geist seines ermordeten Sohnes Mustapha, die Gräuel, so Roxelane, bewaffnet mit seinem Scepter und Schwert, begangen, zeigten ihm die Glorie der christlichen Waffen, und begleiteten ihn in den düstersten Schreckbildern zu den Schatten derer hinüber, die seine Eroberungssucht während einer langen Regierung unaufhörlich gemordet. Sokolowitsch und seine Vertrautesten hielten es für allzugefährlich, sowohl den übrigen Anführern (worunter manche ihnen feindselige Partei sich fand) als dem gemeinen Krieger das traurige Ereigniß anzuzeigen. Daher wurden sie eins unter sich, den Tod des Sultans noch geheim zu halten, bis Selim, sein Sohn und Nachfolger, Nachricht erhalten, und geeignete Maßregeln getroffen hätte. Es wurden daher wie sonst alle Dienstverrichtungen für den kaiserlichen Hofstaat zum Scheine fortgesetzt; der Arzt aber, so den Sultan behandelt hatte, größerer Sicherheit wegen umgebracht, und nun, sowohl um die Waffenehre zu behaupten, als auch um den Argwohn der Janitscharen keine Nahrung zu geben, der Hauptsturm auf den noch übrigen Theil der Veste beschlossen.

Auf das innere Schloß zurückgedrängt, von allen übrigen Vertheidigungswerken abgeschnitten, gepeinigt von den Flammen des äußern Schlosses und dem Mangel an Mund- und Kriegsbedarf, erkannten Zriny und seine Getreuen, daß ihre Stunde gekommen. Jetzt galt es nur noch dem Feinde sein Leben theuer zu verkaufen, und der erstaunten Mit- und Nachwelt zu zeigen, wie Männer, denen Ehre und Freiheit das Höchste ist, zu sterben wissen. Es ließ sich der Graf ein leichtes Kriegsgewand, köstlich geschmückt, seines Standes und Ranges würdig, herbeibringen, nachdem er den schweren, aber sichern Panzer verschmäht hatte. Er steckte darauf 100 ungarische Ducaten zu sich, damit, wie er

Digitized by Google

sich äußerte, der Türke, welcher seinen Leichnam plündere, nicht sagen könne, er hätte weder Geld noch Geldeswerth bei ihm gefunden. Zugleich schob er den Hauptschlüssel zum Thore, den bis dahin der Thürmer bewahrt, in die Tasche zu den obigen Goldstücken mit den Worten: „so lange ich den Arm noch zu rühren im Stande bin, soll keinem Ungläubigen es gelingen, Ducaten und Schlüssel mir zu entreißen. Wer aber nach meinem Tode sie findet, der soll der rechtmäßige Besitzer sein.“ Er ließ sich darauf mehrere seiner besten Säbel bringen, wählte den kostbarsten, den weiland sein Vater schon geführt, heraus, und sprach: „dies ist der einzige von allen, die mir aus meiner Väter Erbschaft geblieben. Mit ihm hab' ich den ersten Kriegsruhm und was ich nun besitze, mir erkämpft. Mit ihm will ich nun auch die letzten Thaten, zu denen Gott mich vermahnt, vollführen.“ Er schwang ihn hoch in die Lüfte, ergriff bloß einen kleinen Schild, trat vor die im Hofe stehenden schlachtgerüsteten Waffengefährten, und nahm von ihnen und sie von ihm folgenden Abschied: „Meine Brüder, unverzagte Steitgenossen! Jetzt sehen wir, womit uns Gott heute verderben will. Durch das Feuer allein, und nicht durch all seine Macht und Menschenzahl soll es dem Feinde gelingen, uns zu überwinden. Doch müssen wir allerdings diese von einer höhern Macht über uns verhängte Strafe standhaft und willig erdulden, denn nicht nur sollen dadurch unsere eigenen Sünden, sondern auch die vieljährigen Verbrechen dieses Landes damit gesühnt werden. So gedenkt daher des theuren und heiligen Schwurs, den wir so eben wechselseitig uns gegeben: vereint zu siegen oder zu sterben. Dank sei es dem höchsten Gott, noch ward bis auf diese Stunde kein Verbrechen begangen, keine Verrätherei schlich ein. Wir wollens auch jetzt noch ferner so halten, und weil das Feuer uns versengt, und Hunger unsere Weiber und Kinder langsam zu martern droht, so laßt uns lieber aus den Thoren vor zu den Trümmern des äußern Schlosses dringen, dem Feinde die Stirne bieten, männlich mit ihm streiten, und so nach kurzem Todeskampf und Schmerz ewigen Ruhm bei der Nachwelt uns erwerben. Der erste werd' ich euch voran gehen; thut mir nach, was ich thun werde und seid versichert, daß ich bis zum letzten Hauch euch nicht verlasse!“

Nach diesen Worten rief er dreimal den Namen Jesus an, übergab dem Lorenz Juranitsch die Fahne des Kaisers und Königs. Ein Mörser ward abgefeuert, das Thor schloß sich auf und unter dem Dampf des Geschützes stürmte Zriny mit gezucktem Säbel voraus. Der nächste Juranitsch mit der Fahne; darauf das übrige Häuflein. Auf der Brücke fielen sie die Janitscharen an. Drei Schüsse durchwühlten den Grafen: aber erst bei einem Säbelhieb über das Haupt sank er, noch auf dem Boden mit Dolch, Fäusten und Zähnen sich wehrend. In fanatischem Jubel schrieen die Türken ihr Allah! Allah! zum Himmel. Lange und hartnäckig leisteten die 600, so mit heraus gezogen waren, Widerstand, und erschlugen eine Menge Osmanen. Endlich wich

Digitized by Google

der kleine Ueberrest in das Schloß zurück. Die Türken folgten und zogen in die rauchenden Trümmer; aber plötzlich wird nach Zriny's früherer Verabredung ein Zeichen gegeben, die Pulverkammern zerknallen in die Luft, und mit ihnen 3000 Ungläubige. Jetzt erst, nachdem der Tod die Vertheidiger alle dahingerafft, und nach diesem letzten Opfer, das ihre besten Janitscharen sie gekostet, waren die Osmanen Meister — von Steinhaufen und Leichen. Sie wütheten gegen diese; die letzten Reste der Vestung wurden ebenfalls noch zersprengt, die Weiber und Kinder, so sie fanden, in die Knechtschaft abgeführt, und Zriny's Haupt an den neuen Sultan geschickt, nachdem es einige Tage zuvor auf einer Stange vor dem Zelte des Aga die Osmanen noch durch seinen Anblick geschreckt hatte. Die Leiche jedes Ungars ward mit zehn Ducaten bezahlt.

Dies ist das glorreiche Ende des Niklaus Zriny und seiner Schaar, das ewig in dem Andenken der künftigen Geschlechter fortleben wird.

---

93. Zerstörung Magdeburgs. * (1631.)

Todte Stille im kaiserlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, daß ihre Rettung nahe sei. Der größte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh Morgens seinen Posten auf dem Walle, um endlich einmal nach langer Arbeit des süßen Schlafes sich zu erfreuen — aber ein theurer Schlaf und ein entsetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeistern zu können; er beschloß also, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalsturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da noch keine Bresche geschossen und die Festungswerke kaum beschädigt waren. Aber der Kriegsrath, den er versammelte, erklärte sich für den Sturm und stützte sich dabei auf das Beispiel von Mastricht, welche Stadt früh Morgens, da Bürger und Soldaten sich zur Ruhe begeben, mit stürmender Hand überwältigt worden sei. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die Nacht zwischen dem 9. und 10. Mai wurde mit den nöthigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft und erwartete, der Abrede gemäß, früh um fünf Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte aber erst zwei Stunden später, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolges, noch einmal den Kriegsrath versammelte. Pappenheim wurde beordert, auf die neustädtischen Werke den Angriff zu thun; ein abhängiger Wall und ein trockener, nicht allzutiefer Graben kamen ihm dabei zu statten. Der größte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlassen, und die wenigen Zurück-

* Fr. (v.) Schiller.

Digitized by Google

gebliebenen fesselte der Schlaf. So wurde es diesem General nicht schwer, der Erste den Wall zu ersteigen.

Falkenberg, der Commandant der Veste, aufgeschreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhause, wo er eben beschäftigt war, den zweiten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zusammengerafften Mannschaft nach dem neustädtischen Thor, das der Feind schon überwältigt hatte. Hier zurückgeschlagen, flog dieser tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweite feindliche Partei schon im Begriff war, die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand; schon zu Anfange des Gefechts streckten die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das überhandnehmende Getöse machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, stürzen in blinder Betäubung dem Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Commandant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reiterei, in seine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzusetzen. Zwei andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Vertheidigern entblößt, um der dringenden Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entstandene Verwirrung, um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiserliche Regimenter, des Walles Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen und so ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Capitän, Namens Schmidt, der in dieser allgemeinen Verwirrung die Entschlossensten noch einmal gegen den Feind führt, und glücklich genug ist ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwei Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Theil seines Fußvolks einmarschiren. Er besetzt sogleich die Hauptstraßen, und das aufgepflanzte Geschütz scheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange läßt man sie in Zweifel; zwei Worte des Grafen Tilly bestimmten Magdeburgs Geschick. Ein nur etwas menschlicher Feldherr würde solchen Truppen vergeblich Schonung anbefohlen haben; Tilly gab sich auch nicht die Mühe, es zu versuchen. Durch das Stillschweigen seines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der Soldat in das Innere der Häuser, um ungebunden alle Begierden einer viehischen Seele zu kühlen. Vor manchem deutschen Ohr fand die flehende Unschuld Erbarmen, keins vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheims Heer. Kaum hatte dieses Blutbad seinen Anfang genommen, als die übrigen Thore aufgiengen, die ganze Reiterei und der Croaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelassen wurden. Eine Würgescene fieng jetzt an, für welche die Geschichte keine

Digitized by Google

Sprache und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuldfreie Kindheit, nicht das hülflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt, und das wehrlose Geschlecht hat bloß das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der alles durchforschenden Habsucht sichern. Dreiundfünfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Croaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen, Pappenheims Wallonen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu spießen. Einige liguistische Officiere, von diesem grausenvollen Anblick empört, unterstanden sich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun lassen. „Kommt in einer Stunde wieder," war seine Antwort, „ich werde dann sehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben!" In ununterbrochener Wuth dauerten diese Gräuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Grenzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezückte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die Atmosphäre kochte, und die unerträgliche Gluth zwang endlich selbst die Würger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag diese volkreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in Asche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Administrator Christian Wilhelm ward mit drei Bürgermeistern, nach vielen empfangenen Wunden, gefangen; viele tapfere Officiere und Magistrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichsten Bürger entriß die Habsucht der Officiere dem Tode, um ein theures Lösegeld von ihnen zu erpressen. Noch dazu waren es Officiere der Ligue, welche diese Menschlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiserlichen Soldaten ließ sie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte sich die Wuth des Brandes gemindert, als die Schaaren mit erneuertem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Asche ihren Raub aufzuwühlen. Manche erstickte der Dampf; viele machten große Beute, da die Bürger ihr Bestes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13. Mai erschien endlich Tilly selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft gräßlich, empörend war die Scene, welche sich jetzt darstellte. Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, umherirrende Kinder, die mit herzzerschneidendem Geschrei ihre Eltern suchten, Säuglinge, die an den todten Brüsten ihrer Mütter saugten. Mehr als 6000 Leichen mußte man in

Digitized by Google

die Elbe werfen um die Gassen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf 30,000 angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14. erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen tausend Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drei Tage und zwei Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen und Brod unter sie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche feierliche Messe gehalten, und unter Abfeuerung der Kanonen das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Straßen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, daß seit Trojas und Jerusalems Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sei. Und in diesem Vorgeben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche untergieng, mit der Wuth ihrer Zerstörer zusammendenkt.

94. Dasselbe. *

Zur Zeit, als die Leipziger Versammlung geschlossen ward, befand sich Gustav im Besitze Pommerns, Mecklenburgs und des größten Theiles von Brandenburg. Kurfürst Georg Wilhelm schwankte hin und her zwischen der Furcht vor dem Kaiser und vor dem Könige, seinem Schwager, dessen Benehmen in Preußen und Pommern ihm zu der nicht ungegründeten Besorgniß Veranlassung gab, daß eine schwedische Herrschaft in Deutschland auf seine Kosten gegründet werden solle. In einem Vertrage mit dem kinderlosen Herzoge Bogislaus von Pommern, auf dessen Land das Kurhaus Brandenburg, in Gemäßheit alter Erbverträge, ein allgemein anerkanntes Anrecht besaß, hatte sich Gustav das Recht vorbehalten, nach dem Ableben des Herzogs Pommern so lange in Schutz und Verwaltung zu nehmen, bis die Erbfolge völlig sicher gestellt und ihm von dem Nachfolger alle Kriegskosten ersetzt sein würden. Auch daß der König die von den Kaiserlichen besetzte Stadt Frankfurt an der Oder, als dieselbe am 3. April 1631 von seinen Truppen erstürmt ward, einer mehrstündigen Plünderung preisgab, konnte dem Kurfürsten unmöglich gefallen, ** und noch weniger die harte Anrede, die dem reformirten

* K. A. Menzel.

** „Hierauf hat die schwedische Armee nit allein alle kaiserliche Bagagewagen, sondern auch die auf etliche Stunden preis gegebene Stadt in Grund ausgeplündert, weder des Rathhauses, noch einiger Menschen Wohnung (außer zwei Pfarrhäusern und der Kirchen) verschonet, Kisten und Kasten erbrochen, die Gewölbe insgesammt aufgeschlagen, und alles an Waaren und Gütern herausgenommen, die meisten Leute bis auf das Hembde ausgezogen und über alle Maaßen dergestalt procedirt, daß Ihro Königl. Majestät und Oberst Baudiß die Plünderung endlich mit Prügeln ablegen müssen, auch der geschehene Schaden mit vielen Tonnen Goldes nicht erstattet noch von vielen

Digitized by Google

Superintendenten Pelargus zu Theil ward, als derselbe bei dem Könige Klage über die erlittene Plünderung führte. — „Das sei die gerechte Strafe dafür, daß er falsche Lehre in die Kirche gebracht habe.“ Das wichtigste Moment war indeß die Rücksicht auf den Kaiser. Schon im Dänenkriege hatte der Kurfürst dieselbe vorwalten lassen, und im Ausgange keinen Anlaß gefunden, diesen Entschluß zu bereuen. Sein Minister Schwarzenberg, dem kaiserlichen Interesse entschieden ergeben, widerrieth begreiflicher Weise das schwedische Bündniß, und warnte vor dem Unglück, in welches dasselbe führen werde. In der That luden die Beispiele derjenigen Reichsfürsten, welche seit den schmalkaldischen Zeiten sich in Bündnisse gegen den Kaiser eingelassen hatten, nicht zur Nachfolge ein. Damals aber hatte das kaiserliche Heer in Oberdeutschland, durch den Heranzug der Truppen, welche in Italien gegen die Franzosen gefochten hatten, verstärkt, die dasigen, dem Leipziger Schlusse verwandten Fürsten und Reichsstädte in Unthätigkeit versetzt und auf die von den näher gelegenen Reichsfürsten angefangenen Werbungen äußerten die kaiserlichen Abmahnungsschreiben einen lähmenden Einfluß. Durch den Zug, der innerhalb eines Zeitraumes von zehn Monaten den König bis an die Ufer der Oder geführt hatte, war der Erfolg seines im Grunde abenteuerlichen Unternehmens noch nicht entschieden. Der Kurfürst von Sachsen hatte die Aufforderung Gustavs, sich für ihn zu erklären, abgelehnt, Tilly aber mit der kaiserlichen Hauptarmee sich vor Magdeburg gesetzt, um durch Einnahme dieser Festung die Elbe zu behaupten. Alle seitherigen Waffenthaten des Königs auf deutschem Boden waren gegen untergeordnete Kriegsbefehlshaber und vereinzelte Heerhaufen ausgeführt worden, und es sollte sich erst zeigen, ob er im Stande sein werde, gegen den Oberfeldherrn, dem das Glück noch nie untreu gewesen war, einen großen Schlag zu führen und Magdeburg zu befreien.

Die moralische Wichtigkeit der Erhaltung Magdeburgs war mindestens eben so groß als die militärische, die Stadt nicht bloß der Schlüssel des Elbstroms, sondern auch der noch immer glühende Heerd eines Feuereifers für die evangelische Sache, wie er nirgends in ganz Deutschland gefunden wurde. Daß ihre Vorfahren vor achtzig Jahren, allein im Reich, gegen Kaiser Karl den fünften sich aufrecht gehalten, und durch ihren Widerstand dem Fortschritte seiner großen Entwürfe einen Riegel vorgeschoben hatten, war, ungeachtet der Länge der Zeit, den Nachkommen in frischer Erinnerung: denn die Gedanken der damaligen Menschen wurden nicht, wie die der heutigen, durch den stets wachsenden

45. überwunden werden kann. Auf den Abend um 8 Uhr ist noch zum Ueberfluß ein Feuer aufgegangen, das zwanzig Häuser in die Asche gelegt. Als der Brand getilgt und nunmehr keine Gefahr in der Stadt, hat Königliche Majestät selbige mit 6 Regimentern stark besetzt, also, daß mancher 20 bis 30 Soldaten einnehmen müssen.“ So berichtet das übrigens für die Schweden parteiische Inventarium Sveciae, anderer Theil S. 306.

Digitized by Google

Strom von Neuigkeiten aus der Ferne ihrer Heimath entfremdet, und auch leibliche und bürgerliche Interessen der Gegenwart reichten den kirchlichen die Hand. Die Stadt trieb einen sehr vortheilhaften Handel nach dem evangelischen Norden; sie hatte bei Einführung der protestantischen Kirchenform, unter den schwachen Erzbischöfen oder Verwaltern des Erzstifts, einen bedeutenden Theil der Stiftsgüter an sich gebracht, und sie strebte darnach, völlige Reichsfreiheit zu erwerben. Die Absetzung des Administrators Christian Wilhelm von Brandenburg, die Ernennung eines katholischen Erzbischofs in der Person eines kaiserlichen Prinzen, und die Verkündigung des Restitutionsedictes, nach welchem alles vormals geistliche Eigenthum — ein Dritttheil der Stadt — zurückgegeben werden sollte, mußte daher den widrigsten Eindruck hervorbringen. Der Schrecken aber, den die Erscheinung Wallensteins mit seinem Heere im Sommer 1629 erregte, machte dem Muthe und bald dem Uebermuthe Raum, als Wallenstein, dem Stralsund Belagerungen verleidet hatte, die Belagerung Magdeburgs nicht mit dem sonst gewohnten Nachdruck betrieb, und nachdem er viel Menschen verloren hatte, auf Verwendung der Hansestädte, im September mit den Magdeburgern einen Vertrag schloß, in welchem er sie im Besitze ihrer Privilegien und Kirchengüter ließ und von allen an sie gestellten Forderungen abstand. In Folge dieses unerwarteten Glückes gewann (im Februar 1630) in der Stadt eine überspannte Partei die Oberhand. Der seitherige, aus fünfundsiebzig Mitgliedern bestehende, gemäßigt gesinnte Magistrat wurde abgesetzt und ein anderer aus vierundzwanzig Personen ernannt, von denen zwölf ein Jahr um das andere regieren, dabei aber in wichtigen Angelegenheiten von einem Ausschusse von fünfzig Bürgern abhängig sein sollten. Dieses neue Stadtregiment trat in Verbindung mit dem vertriebenen Administrator, der sich damals in Hamburg aufhielt, nachdem er sich in Schweden um die Hülfe des Königs, kurz vor dessen Abfahrt, beworben, von demselben aber den Rath erhalten hatte, sich mit Feindseligkeiten gegen den Kaiser wegen Magdeburg nicht zu übereilen, sondern lieber zum Scheine Unterhandlungen in Wien anzuknüpfen, um unter dem Schutze derselben in das Erzstift zurückkehren und allmählig die Städte wieder in Besitz nehmen zu können. Christian Wilhelm und seine Anhänger in Magdeburg waren aber zu ungeduldig, und nachdem einige an ihn abgesandte Rathsherren aller Sachen mit ihm einig geworden, kam er am 10. August 1630, wenige Wochen nach Gustav Adolphs Landung in Pommern, nach Magdeburg zurück, mit geringer Begleitung, bei der jedoch ein Gesandter seines königlichen Beschützers nicht fehlte. Er wurde mit Predigt und Lobgesängen in der Domkirche empfangen, und ritt dann unter großem Jubel des Volkes nach dem Rathhause. Hier hielt er an die versammelten Bürger eine Rede, in welcher er versprach, der Stadt neue und große Freibriefe zu verschaffen, sie auch auf seine Kosten zu befestigen; dann legte ihnen der Magistrat die

Digitized by Google

Frage vor, ob sie es mit dem Könige von Schweden und dem Herrn Administrator halten wollten. Alle antworteten Ja, und leisteten mit großer Willfährigkeit die Huldigung ab. „Es ist nicht genugsam zu schreiben, sagt der Zeitgenosse, dessen Bericht hier zu Grunde gelegt wird, was für Freude und Frohlocken daselbst unter den Leuten bei solchem Handel gewesen." Durch offene Briefe wurden alle Unterthanen des ganzen Erzstiftes benachrichtigt, daß der Administrator wieder gekommen sei, die Erhaltung der evangelischen Lehre und deutschen Freiheit mit Hülfe des Königs von Schweden zu bewerkstelligen, und aufgemahnt, ihrem Retter Dienst und sonstigen Zuzug zu leisten, um alle Feinde der evangelischen Religion als Landesfeinde auszuschaffen und mit allgemeinem Sturmschlag aller Enden zu verfolgen. Die Werbefahne, welche er aufsteckte, hatte bald großen Zulauf. Da die kaiserlichen Besatzungen größtentheils nach Pommern geschickt worden waren, gelang es ihm, sich binnen kurzem der meisten Städte und Schlösser des Erzstifts zu bemächtigen. Es wurde ihm nachher zum Vorwurf gemacht, hierbei seine Streitkräfte und Kriegsvorräthe viel zu sehr zersplittert zu haben — ein Fehler, der jedoch die ganze damalige Kriegsweise trifft. In Magdeburg selbst behielten der Rath und die Bürgerschaft das Directorium über den Krieg, für dessen Angelegenheiten ein besonderer Kriegsrath niedergesetzt ward.

Indeß war der König von Schweden bei weitem so schnell nicht, als die Magdeburger erwartet hatten; vielmehr besetzten die Kaiserlichen das Erzstift von neuem und gegen Ende des Jahres 1630 schloß ein Heerhaufen unter Pappenheim Magdeburg ein. Anstatt eines Heeres war nur ein schwedischer Officier, der Oberste Dietrich von Falkenberg, im November gekommen, um die Leitung der Vertheidigungsanstalten zu übernehmen. Er fand aber alles voll Verwirrung und Parteiung, und die Kriegsrüstung weder den vorhandenen Mitteln, noch der gefahrvollen Lage, in welche die Stadt sich gesetzt hatte, angemessen. Der Magistrat und die Bürger hielten mit dem Gelde zurück, als es darauf ankam, die Soldaten zu bezahlen und deren noch mehr für den städtischen Dienst zu werben; es wurden sogar manche, zur Vertheidigung der Stadt unentbehrliche Vorräthe vor dem Administrator und dem schwedischen Obersten verheimlicht, um dieselben nicht unentgeltlich hergeben zu dürfen. Desto freigebiger war man mit wortreichen Erwiederungen auf die Abmahnungsschreiben des Kaisers. Dem Vorwurfe, daß sie den der Verwaltung des Erzstiftes längst entsetzten Administrator wieder aufgenommen habe, wurde die Versicherung entgegengestellt: die Stadt habe nicht im geringsten gewußt, daß der Administrator vom Kaiser irgend eines Verbrechens schuldig erklärt worden sei; sie sei der Meinung gewesen, daß derselbe, wenn an andern Orten des Reichs, und namentlich in Hamburg und Lübeck, so auch bei ihnen sich aufhalten könne. Statt des Bescheides hierauf ergieng unter dem 29. December 1630 an die Stadt ein Schreiben

Digitized by Google

von Tilly: „Er habe das Commando über die kaiserliche Armee in den niedersächsischen Revieren übernommen, und ermahne sie Namens des Kaisers ernstlich, seines Theil aber wohlmeintlich, von den wider den Kaiser und das Reich seither verübten, ohne Zweifel aus friedhässiger Leute Ueberredung und Verleitung hergeflossenen unverantwortlichen Handlungen abzustehen und die unnöthiger Weise ergriffenen Waffen nieder zu legen, zumal sie nicht die geringste Ursache zu einiger Widersetzlichkeit habe. Sollte sie sich diese Erinnerung nicht fruchten lassen, so werde sie ihren gänzlichen Ruin und Untergang unfehlbar zu gewärtigen haben, wie alle diejenigen, die sich dem Kaiser, als ihrer von dem Allmächtigen vorgesetzten Obrigkeit, widersetzt, aus Gottes gerechtem Verhängniß jederzeit hart gestraft worden, wie solches durch lebendige Exempel, daran man sich billig spiegeln sollte, genugsam zu Tage gebracht werde." Die Antwort der Stadt war: „da sie an den Kaiser, mit Bezeigung ihrer Devotion, wegen der Kriegsbedrückungen geschrieben und Bescheid erwarte, bitte sie Seine Excellenz, sie nicht zu beschweren, sondern sie Seiner Majestät Erklärung vernehmen zu lassen." In ähnlicher Weise lehnte der Administrator unter dem 17. Februar 1631 Tillys Aufforderung, sich der Magdeburgischen Faction zu entschlagen, von sich ab. Nachdem hierauf, zu Ende des März, die förmliche Belagerung begonnen hatte, schrieb Tilly am 4. Mai nochmals an den Administrator, und bat ihn dringend, das bevorstehende Unglück abzuwenden und dahin zu wirken, daß mit der Stadt eine Capitulation abgeschlossen werden möchte, da sie keinen Entsatz zu hoffen habe. Nicht minder dringende Aufforderungen ließ er an den Magistrat und an den schwedischen Commandanten ergehen. „Der Herr werde für sich selbst vernünftig erwägen können, schrieb er an den letztern, daß es bei so beschaffenen Dingen nicht christlich noch billig, viel weniger vor Gott und seinem Gewissen verantwortlich sein wolle, zu rathen und zu helfen, daß so viele unschuldige Menschen mit Verlierung Leibes und Gutes, auch aller zeitlichen Wohlfahrt, in das äußerste Elend gestürzt, und auch die königliche Soldatesca auf die Fleischbank geführt werden sollten." Der Magistrat begehrte hierauf Pässe für Abgeordnete, die er an den Kurfürsten von Brandenburg und an die Hansestädte schicken wollte, um ihren Rath über die von dem kaiserlichen Feldherrn geforderte Unterwerfung einzuholen. Tilly war sogleich bereit, die Pässe zu ertheilen, erklärte aber auch, daß er den Gang der Belagerung in Erwartung des Erfolges so weitläufiger Abschickung nicht hemmen könne. Da die Gesandten am 18. noch nicht abgereist waren, wiederholte er an diesem Tage seine dringenden Vorstellungen bei dem Administrator, dem Commandanten und dem Rathe, dem unzweifelhaft bevorstehenden Unglück durch eine rechtzeitige Capitulation zuvorzukommen, indem die Stadt in solche Extremität gerathen sei, daß dieselbe ohne die höchste Gefahr keine Verzögerung erleiden könne, und die beabsichtigte Abschickung gewiß zu spät fallen werde. Die

Digitized by Google

Machthaber in der Stadt waren aber der Meinung, daß der König von Schweden, der schon zu Anfang des Monats in die Nähe von Berlin gekommen war, innerhalb dreier Wochen Mittel und Zeit gefunden haben müsse, sich der Elbe zu nähern, und sahen mit jedem Augenblick dem Heranzuge des Entsatzes entgegen. Es lag ihnen daher alles daran, die Belagerer hinzuhalten. In dieser Absicht beschlossen sie, den Trompeter, der am 18. die drei Schreiben Tilly's überbracht hatte, erst am 20. abzufertigen, indem sie glaubten, daß die Feinde bis dahin keinen Sturm unternehmen würden.

Aber gerade dieser Tag war es, auf welchen Pappenheim, der im Kriegsrathe die Hauptstimme führte und auch unter den Einwohnern Verständnisse unterhielt, einen Sturm in Vorschlag brachte; Tilly, der die Stadt zu erhalten wünschte, gieng nur ungern darauf ein. Um die Belagerten sicher zu machen, ließ er am 19. einen Theil des Geschützes aus den Laufgräben abfahren, als wolle er wegen Annäherung der Schweden am folgenden Tag den Rückzug antreten. Aber beim Anbruch dieses verhängnißvollen Tages (es war nach dem alten protestantischen Kalender der 10., nach dem neuen katholischen, nach welchem heute gezählt wird, der 20. Mai 1631) berief er, anstatt das Zeichen zum Angriff geben zu lassen, nochmals einen Kriegsrath und stellte die Gefahr vor, bei hellem Tage zu stürmen, in der Erwartung, daß der in die Stadt geschickte Trompeter noch Vorschläge der Ergebung zurückbringen könne. Zwei Stunden wurde gerathschlagt, zu größerem Verderben der unglücklichen Stadt; denn um fünf Uhr hätten die Stürmenden den Wall noch von den Bürgern besetzt gefunden; um sieben Uhr lagen die letztern ermüdet in den Armen des Schlafes, und schläfrige Söldner waren an ihre Stelle getreten. Die Meinung eines italiänischen Hauptmanns, daß gerade am hellen Tage ein Sturm am leichtesten gelinge, weil die Belagerten am wenigsten darauf gefaßt wären, wie auch Mastricht auf solche Weise erstiegen worden sei, gab endlich den Ausschlag. Auch jetzt noch zögerte Tilly, in der Hoffnung, die Bürger würden die von allen Seiten anrückenden Streitmassen erblicken und im Augenblicke die Ergebungsfahne aufstecken. Pappenheim aber, in der Besorgniß vor abermaligem Gegenbefehl, eilte zu seinen wallonischen Regimentern, die gegen die Bastei an der Neustadt aufmarschirt standen, und ohne die zum Signal bestimmten Kanonenschüsse abzuwarten, ließ er von einigen Auserlesenen den Wall an einer Stelle ersteigen, wo der Graben trocken lag und die Brüstung abhängig war. Die schwach besetzte Thorwache wurde niedergemacht und die Pappenheimer befanden sich in der Stadt, ehe noch auf den drei andern Seiten die Schlachthaufen sich in Bewegung setzten.

Der Oberst von Falkenberg, der den Eingedrungenen entgegen eilte, erhielt durch eine Kugel den Tod, ebenso der Hauptmann, der statt seiner sich an die Spitze der wenigen Vertheidiger stellte. Der Administrator, der schon am frühen Morgen, bei

Digitized by Google

Besichtigung der Wachen, von einer Kartaunenkugel am Schenkel gestreift worden war, wurde, als er auf den Lärm von dem Eindringen der Feinde aus seinem Quartier trat, von einem Trupp kaiserlicher Soldaten gefangen genommen, auf ein Pferd gesetzt und über den Wall zur Stadt hinaus ins Lager geschleppt. Dennoch leisteten die erwachten Bürger Widerstand, schossen aus den Häusern und wehrten auf mehreren Punkten die Stürmenden ab. An zwei Stunden dauerte dieser Kampf in den Straßen, der den Pappenheimern gegen tausend Mann an Todten und Verwundeten kostete, bis sie des Widerstandes Meister wurden, die geschlossenen Thore von Innen mit Petarden sprengten, und die Vertheidiger zwischen zwei Feuern erlagen. Um zehn Uhr war die ganze Stadt in den Händen der Feinde. Auch der Schwedenkönig hatte seine Truppen in dem eroberten Frankfurt, obwohl es eine evangelische Stadt war, und er den Kurfürsten von Brandenburg sich zum Freunde machen wollte, als Arbeitslohn eine dreistündige Plünderung gestatten müssen, und die kaiserlichen Feldherren mochten weder im Stande noch geneigt sein, zu Gunsten der Magdeburger ihren Leuten den kriegsüblichen Preis für das vollbrachte Werk zu versagen; aber das Unglück wurde dadurch grenzenlos, daß die Truppen hier mit dem Bürger selbst als ihrem eigentlichen Feind zu thun gehabt hatten, daß in den Straßen gekämpft, aus den Häusern geschossen und vor Ueberwältigung des Widerstandes keinerlei Abkommen getroffen worden war, daß endlich in den ersten Stunden an mehrern Orten Feuer ausbrach, welches auf den Flügeln eines gleichzeitig sich erhebenden Sturmwindes schnell nach allen Richtungen hinflog. Pappenheim hatte aus militärischen Gründen ein Haus hart am Walle anzünden lassen; wie aber der Brand an einer andern, davon entfernten Stelle entstanden, ist zweifelhaft geblieben und von mehrern der Verzweiflung der Bürger beigemessen worden. In dieser Verwirrung überließ sich der wüthende Soldat ungezügelt jedwedem Gelüste der Habsucht, der Rache, der Wollust. Raub, Mord und Schändung wurde in den Häusern, in den Kirchen, auf den Straßen verübt. Die Kunde von der Eroberung Magdeburgs setzte das an so viel Gräßliches gewöhnte Geschlecht in dumpfes Erstaunen. Außer denen, die in den Häusern verbrannten, sollen über zwanzigtausend Leichen theils begraben, theils in die Elbe geworfen worden sein. Unter den Umgekommenen befanden sich die meisten Glieder des Stadtraths, der sich bei dem Schreckensrufe auf dem Rathhaus versammelt hatte, bald aber von den Flammen vertrieben wurde. Mit dieser uralten Werkstätte des germanischen Rechts, aus welcher viele Jahrhunderte hindurch die meisten Städte im östlichen Theile des Reichs, bis tief nach Polen hinein, Satzungen ihrer bürgerlichen Ordnung und Entscheidung über schwierige Rechtsfragen geholt hatten, mögen unzählige Schriftstücke verzehrt worden sein. Die Stadt ward ein Schutthaufen, nur der Dom, zu dessen Rettung die kaiserlichen Befehlshaber ihre Leute antrieben, das Frauenkloster

Digitized by Google

und hundert und neun und dreißig Fischerhütten an der Elbe entgiengen dem Feuer. Auch die Häuser und die Leiber derjenigen, welche, mit Pappenheim einverstanden, ihm die rechte Stunde des Unternehmens kund gethan hatten — wenn die Angabe wahr ist —, blieben nicht verschont; der Verrath verlor aber mit dem Lohne auch die Schande des namhaften Andenkens. Dagegen rettete die Reiterei der Besatzung, die unter ihren Führern vor der Domkirche sich aufgestellt hatt, durch Ergebung in die Gefangenschaft ihr Leben. Nach dem Urtheil der Kriegsverständigen wäre sie stark genug gewesen, die eingedrungenen Pappenheimer, ehe dieselben den andern Kriegshaufen die Thore geöffnet hatten, ihr gewagtes Spiel theuer bezahlen zu lassen.

Am dritten Tage ritt Tilly durch die rauchenden Trümmer und ließ unter Trommelschlag Quartier ausrufen. An der Thür der Domkirche trat ihm ein alter Geistlicher, der Domprediger Back, mit einer Menge Menschen, meist Frauen und Kindern, welche zwei Tage und Nächte ohne Nahrung zugebracht hatten, mit den Worten Virgils entgegen:

Venit summa dies et ineluctabile tempus
Dardaniae. Fuimus Troes. Fuit Ilium et ingens
Gloria Teucrorum.

Der General wiederholte die Zusage der Gnade und ließ unter die halb Verhungerten Brod austheilen; dann besichtigte er die gefangenen Soldaten, und schalt sie aus, daß sie sich nicht besser gewehrt und von der Stadt das Unglück abgewendet hätten.* In der That war der Untergang Magdeburgs auch für den Sieger, der auf einen Waffenplatz und Stützpunkt an der Elbe gerechnet hatte und statt dessen eine öde Brandstätte vorfand, ein harter Verlust. Mit Schmerz sah er seine früher gehegten Besorgnisse erfüllt, und traf nun Anstalten, die Ordnung herzustellen, ließ die Pappenheimschen Regimenter, die bisher auf dem alten und neuen Markte gelegen hatten, den Wall besetzen, und gab strengen Befehl, daß keinem Einwohner mehr ein Leid zugefügt werden solle. Ob er, wenn dies früher geschehen wäre, die Gräuel, deren Andenken sich an seinen Namen geheftet hat, verkürzt oder verhütet haben würde, muß dahingestellt bleiben; daß er an denselben Gefallen getragen, das Morden und Brennen befohlen habe, ist zwar in neueren Geschichtsbüchern zu lesen, wird aber durch alle Umstände und durch Tilly's sonstige Sinnesart widerlegt. Es reicht hin, die Schreiben, die er vorher an den Administrator, an den schwedischen Commandanten und an den Rath und die Bürgerschaft erlassen hatte, zu lesen, um die moralische Ueberzeugung zu gewinnen, daß ein Feldherr, der an die Belagerten in ebenso würdigem als eindringlichem Tone geschrieben hatte, unmöglich zu seinen Soldaten gesagt haben kann, was nun auf seine Rechnung von Mund zu Mund durch die Jahrhunderte geht: mordet und brennet noch eine Stunde, dann

* Inventarium Sveciae II. p. 313.

Digitized by Google

will ich mich besinnen,* auch wird nicht bloß von katholischen, sondern auch von protestantischen Zeitgenossen bezeugt, daß Tilly beim Anblick der jammervollen Verwüstung, als er durch die mit Leichen bedeckten Straßen geritten, in Thränen ausgebrochen sei. Aber diesen Feldherrnthränen ist der Ruf der Thränen des Xerxes, des Scipio und des Titus nicht zu Theil geworden. Bei dem Kriegsvolke war das Gebahren, welches die Nachwelt dem Religionshasse zuschreibt, Erzeugniß der allgemeinen Verwilderung, die über die ganze Nation sich verbreitet hatte, ohne daß die Confessionen einen bemerkbaren Unterschied machten. Der eine Haufe der Stürmenden wurde von einem lutherischen Fürsten, dem Herzog Adolf von Holstein, angeführt, und nach dem im schwedischen und protestantischen Sinne verfaßten Berichte eines Zeitgenossen waren viele Lutherische aus Meißen und andern Orten unter den Kaiserlichen, welche so erschrecklich als die heidnischen Croaten und gottlosen Wallonen wider die armen Christen zu Magdeburg wüthen und toben halfen.** Die Wallonen aber waren Söhne eines Landes, in welchem seit siebzig Jahren Krieg geführt worden war. Wenn der glaubenseifrige Pappenheim in dem Untergange der ketzerischen Stadt den gerechten Zorn des Himmels erblickte und an den Kurfürsten von Baiern schrieb, daß seit der Zerstörung Jerusalems Gottes Strafe niemals so sichtbar verhängt worden sei; wenn ein Geschichtschreiber Baierns das Geschick der unschuldigen Weiber und Kinder, indem er dasselbe beklagt, dem Verbrechen der Rebellion ihrer Männer und Väter zur Last legt, so wird dies nur ein sehr gemäßigter Ausdruck der Sprache, die in allen Jahrhunderten bei den Unfällen der Gegner geführt worden ist.

* Diese bekannte, in neuern Zeiten durch Schiller in aller Mund gebrachte Antwort Tilly's an einige Officiere, die ihn aufgefordert, den Gräueln Einhalt thun zu lassen, stammt aus dem unzuverläßigen Soldat Suédois, dem sie Harte (Geschichte Gustav Adolfs I. 499.) nachgeschrieben hat, doch ohne den in jener Quelle befindlichen Zusatz: wenn es wahr ist. Ist dem mönchischen Tilly, der von sich rühmte, daß er in seinem ganzen Leben kein Weib berührt und kein Glas Wein getrunken habe, doch sogar der rohe Soldatenwitz von der Magdeburgischen Hochzeit in den Mund gelegt worden. Dagegen Khevenhüller XI. S. 1813: „Dem Grafen Tilly und den hohen kaiserlichen Officieren ist der Jammer, Elend und die von der unbändigen Soldateska, wenn sie etwas mit Gewalt einnimmt, verübten Grausamkeiten, sonderlich das greulich unlöschliche, da man nicht eigentlich weiß, woher entsprungene Feuer, von Herzen leid gewesen und habe es mit weinenden Augen betheuert, erstlich wegen des Unterganges einer so schönen, alten, mächtigen Stadt, und hernach, daß sie hieraus zur Unterhaltung ihrer Völker, wie auch auf Quartier und Anderes ein Ansehnliches hätten ziehen können. Daher geschieht dem gedachten Grafen und den Kriegshäuptern von den Historienschreibern Gewalt und Unrecht, wenn sie bezeugen, sie hätten an diesem Verderben und Einäschern der Stadt eine Freude und ein Frohlocken gehabt." In den Berichten bei Weng über die Schlacht bei Nördlingen 1634 wird Tilly, der im Winter 1631/32 in Nördlingen verweilte, vor allen andern kathol. Generalen als verständig, großmüthig, ja als Retter dieser (eifrig protestantischen) Stadt gepriesen. Daselbst befinden sich bittre Klagen über das Benehmen der Sueden.

** Inventarium Sveciae II. p. 311.

Digitized by Google

95. Die Schlacht bei Zorndorf.* (1758.)

Nie war bei einer Armee der Durst nach einem Blutkampf größer, als wie diesmal bei der Preußischen. Der Dämon des Krieges schien das ganze Heer begeistert zu haben. Selbst Friedrich, durch den Anblick der verwüsteten Fluren, der zahllosen Schutthaufen und der alles beraubten herumirrenden Flüchtlinge aufs lebhafteste gerührt, schien alle Philosophie zu vergessen, und alle anderen Leidenschaften der Rache unterzuordnen. Er befahl keinem Russen in der Schlacht Pardon zu geben. Alle Anstalten wurden gemacht dem Feind den Rückzug zu hemmen, und ihn nach den Morästen der Oder zu drängen und dort zu vernichten; sogar die Brücken, die ihnen zur Flucht dienen konnten, mußten abgebrannt werden. Diese Wuth der Preußen wurde den Russen bekannt, da eben die Schlacht anfangen sollte. Ein Zuruf lief durch die ganze Linie: „Die Preußen geben kein Quartier!" „Und wir auch nicht!" war der weit schreckende Wiederhall der Russen.

Die Lage Friedrichs war abermals verzweiflungsvoll und hieng von dem Ausgange einer Schlacht ab. Die feindlichen Heere waren nun im Begriff sich zu vereinigen und ihn von der Elbe und der Oder abzuschneiden. Die Franzosen und Reichstruppen waren auf dem Marsch nach Sachsen, wohin Daun mit der Hauptarmee der Oesterreicher auch gezogen war. Die von den Preußen befreiten Schweden hatten jetzt gar keinen Feind vor sich, und rückten auf das unbefestigte Berlin los; und überdem nun noch die Russen, deren Motto Verheerung war, in dem Herzen seiner Staaten.

Die tief durchdachte Disposition Friedrichs war jedoch nicht bloß auf den Sieg, sondern auf den gänzlichen Untergang des feindlichen Heeres gerichtet, dabei aber doch dem Könige bei einem widrigen Schicksal der Rückzug nach Cüstrin frei blieb. Es war am 25. August, als diese große Schlacht bei Zorndorf geliefert wurde. Sie fieng des Morgens um acht Uhr an. Die Russen waren 50,000 Mann und die Preußen 30,000 Mann stark. Diese, abermals so wie bei Leuthen in schiefer Schlachtordnung gestellt, machten den Anfang mit einer großen Kanonade. Die Stellung der Russischen war ein in ihren Türkenkriegen gebräuchliches ungeheures Viereck, in dessen Mitte sich ihre Reiterei, ihre Bagage, und das Reserve-Corps befand: eine Stellungsart, die bei einer Schlacht die schlechteste unter allen ist, da sie der Armee sowohl zum Angriff als zur Vertheidigung alle Thätigkeit raubt, und durch welche auch vor 1800 Jahren die Römer unter Crassus Anführung in der schönsten Ebene von den Parthern geschlagen wurden. So wie die Bogenschützen dieses letztern Volkes ihr Ziel auf die zusammengedrängten Legionen nicht verfehlten, so thaten auch hier die Kanonenkugeln eine schreckliche Wirkung auf die so unschicklich gestellten russischen Menschenmassen. Bei einem

* Johann Wilhelm von Archenholz.

Digitized by Google

Grenadierregiment traf eine einzige Kugel 42 Mann, die theils getödtet, theils verwundet wurden. Ueberdem richteten sie eine grausame Verwirrung unter der Bagage an; die Pferde rissen mit ihren Wagen aus, und brachen durch die Glieder, so daß man diesen Troß bald aus dem Quarré herausschaffen mußte. Der linke Flügel der Preußen avancirte indessen so hitzig, daß er eine Flanke bloßgab. Diesen Umstand nutzte die Russische Cavallerie, in die Preußische Infanterie einzudringen, und einige Bataillone aus dem Felde zu schlagen. Fermor glaubte schon völlig gesiegt zu haben; er ließ das Quarré von allen Seiten öffnen, um den Feind zu verfolgen. Dies geschah auch mit einem lauten Siegesgeschrei; allein die Russen waren noch nicht weit gekommen, als sie schon in große Unordnung geriethen. Das Hintertreffen, das vor Staub und Dampf nichts erkennen konnte, feuerte auf das Vordertreffen.

Der General Seydlitz rückte indessen mit der Preußischen Cavallerie in drei Colonnen an, und warf die Russische über den Haufen, die jetzt auf ihre eigene Infanterie getrieben wurde. Ein anderes Corps Preußischer Reiter stürzte zu gleicher Zeit auf die Russische Infanterie. Sie hieben alles ohne Gnade nieder, was ihr Schwert nur erreichen konnte. Einige Regimenter Preußischer Dragoner ließen sich durch das brennende Zorndorf nicht abhalten, sondern trabten durch die Flammen auf die Russen zu; auch Seydlitz, der mit der feindlichen Cavallerie ganz fertig geworden, und was noch nie erhört war, mit seinem Cuirassierregiment, den Degen in der Faust, eine Batterie von schweren Kanonen angegriffen und erobert hatte, folgte jetzt dieser neuen Siegesbahn. Das Russische Fußvolk wurde nun von allen Seiten in der Flanke, auf der Fronte und im Rücken angefallen, und ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Diese Krieger stellten den Preußen noch nie erlebte Schlachtscenen dar. Hatten sie gleich, als Haufen betrachtet, ihre Stellungen in ihren Linien und Abtheilungen verlassen, so standen sie doch als einzelne Menschen wie Bildsäulen in ihren Gliedern, nachdem sie ihre Patronen verschossen hatten. Es war jedoch nicht jene bewunderungswerthe Tapferkeit, aus Ruhmbegier oder Vaterlandsliebe ihren Posten bis auf den letzten Augenblick zu behaupten, denn sie wehrten sich fast nicht in dieser Lage; vielmehr war es ein Stumpfsinn sich da wo sie standen, erwürgen zu lassen. Waren nun ganze Reihen zu Boden gestreckt, so zeigten sich immer neue Schaaren, die auf eine ähnliche Abfertigung ins Reich der Schatten zu warten schienen. Es war leichter, sie zu tödten, als in die Flucht zu schlagen; selbst ein Schuß mitten durch den Leib war oft nicht hinreichend sie auf die Erde zu werfen. Nichts blieb daher den Preußen übrig, als niederzumetzeln, was nicht weichen wollte. Der ganze Russische rechte Flügel wurde also theils niedergehauen, theils in die Moräste getrieben. Eine Menge dieser Flüchtlinge gerieth unter die Bagage; die Marketenderwagen wurden geplündert, und der Branntwein viehisch gesoffen. Vergebens schlugen

Digitized by Google

die Russischen Officiere die Fässer in Stücken, die Soldaten warfen sich die Länge lang auf den Boden, um so den geliebten Trank noch im Staube zu lecken. Viele hauchten besoffen die Seele aus, andere massacrirten ihre Officiere, und ganze Haufen liefen wie rasend auf dem Felde herum, ohne auf das Zurufen ihrer Befehlshaber zu achten.

So gieng es auf dem rechten Flügel der Russen zu. Es war Mittag. Auf ihrem linken Flügel war bisher noch wenig geschehen. Nunmehr aber wurde auch dieser von den Preußen angegriffen; allein die Regimenter, die hier dem größten bereits errungenen Siege vollends das Siegel aufdrücken konnten, zeigten nicht ihre gewöhnliche Tapferkeit. Sie vergaßen den Ruhm des Preußischen Namens, verkannten ihre Kräfte so wie die Macht ihrer taktischen Künste in dem entscheidensten Augenblick, und wichen im Angesichte ihres Königs vor den geschwächten und schon halb geschlagenen Russen zurück. Die Unordnung war groß, und alle Heldenthaten des Preußischen linken Flügels schienen verloren zu sein; allein Seydlitz kam mit seiner Cavallerie von diesem siegreichen Flügel herangeflogen, rückte in die von der weichenden Infanterie gemachte Oeffnung, hielt ein heftiges Musketen- und Kartätschenfeuer aus, und nun drang er nicht allein auf die Russische Cavallerie, sondern auch auf den bisher noch fest gestandenen Theil der Infanterie ein, und trieb den vorgerückten Feind, der schon einige Batterien erobert hatte, in die Moräste. Dieses große Manöver der Reiterei wurde von dem Kern der Preußischen Infanterie, den Regimentern Prinz von Preußen, Forcade, Kalkstein, Asseburg und einigen Grenadierbataillons, sämmtlich Truppen, die der König mitgebracht hatte, vortrefflich unterstützt. Diese Veteranen, ohne auf das Zurückweichen der neben ihnen stehenden Bataillons zu achten, das ihre ganz entblößte Flanke in Gefahr setzte, waren beständig im Vorrücken geblieben, und jetzt fielen sie zugleich mit der Cavallerie mit gefälltem Bajonnet die Russische Infanterie an, und zeigten Wunder der Tapferkeit. Diese Angriffe waren so lebhaft, daß in dem Zeitraum von einer Viertelstunde der größte Theil des Schlachtfeldes von den Feinden verlassen war. Das Feuer hörte jetzt an allen Orten auf. Die Munition fieng an zu fehlen. Man schlug und stieß nun auf einander los mit Flintenkolben, Bajonneten und Säbeln. Die Erbitterung beider Theile war unaussprechlich. Schwer verwundete Preußen vergaßen ihre eigene Erhaltung und waren immer noch auf das Morden ihrer Feinde bedacht. So auch die Russen. Man fand einen von diesen, der tödtlich verwundet auf einem sterbenden Preußen lag, und ihn mit seinen Zähnen zerfleischte; der Preuße, mit dem Tode ringend und unfähig sich zu bewegen, mußte dieses Nagen dulden, bis seine Mitstreiter herbei kamen und den Cannibalen durchbohrten. Die Regimenter Forcade und Prinz von Preußen stießen bei ihrem Vordringen auf die Russische Bagage und Kriegscasse; der größte Theil davon wurde erbeutet. Die gänzliche Ermattung beider Theile und die

Digitized by Google

Nacht machten endlich dem Morden ein Ende, das zwölf Stunden gedauert hatte; nur allein die Kosaken schwärmten noch auf dem Schlachtfelde im Rücken der Preußen, um die Erschlagenen auszuplündern und die wehrlosen Verwundeten umzubringen. Allein dieser Mordlust wurde bald gesteuert, da man die Beschäftigung der Unholde ausspähete. Ueber tausend Mann von diesem Gesindel, die von den alles niederhauenden Husaren sehr gedrängt wurden, verließen in der Verzweiflung ihre Pferde, und warfen sich in die Schäferei von Quartschen, ein großes steinernes Gebäude; hier schossen sie aus allen Löchern, und wollten sich nicht ergeben. Das Dach, worunter viel Heu und Stroh lag, gerieth in Brand, stürzte ein, und fast alle Kosaken erstickten, verbrannten, oder wurden niedergehauen.

Beide Heere blieben die Nacht über unterm Gewehr. Die Russen befanden sich in der schrecklichsten Unordnung; alle ihre Truppen waren wie ein Chaos vermischt. Gern hätten sie den Preußen die Ehre des Sieges unbedingt überlassen, allein der Rückzug war ihnen versperrt, da alle Brücken über die Flüsse abgebrochen waren. In dieser Verwirrung hielt der General Fermor noch am Abend der Schlacht um einen Waffenstillstand auf zwei bis drei Tage an. Sein Vorwand war, die Todten zu begraben. Auf dieses sonderbare Ansuchen antwortete der General Dohna: „Da der König, mein Herr, die Schlacht gewonnen, so werden auf seinen Befehl die Todten beerdigt und die Verwundeten verbunden werden.“ Er belehrte ihn dabei, daß ein Waffenstillstand nach einer Schlacht eine ganz ungewöhnliche Sache sei. Den folgenden Tag geschah nichts als Kanonaden. Der König wollte den Kampf förmlich erneuern; allein der Mangel an Munition bei der Infanterie, und die große Abmattung der Cavallerie, die mit Anstrengung aller ihrer Kräfte gefochten hatte, machten der Schlacht nothwendig ein Ende, und verschafften den Russen Gelegenheit, einen Ausweg aus ihrem Labyrinth zu finden. Sie zogen sich über Landsberg an der Warte zurück. Diese Niederlage kostete ihnen 19,000 Todte und Verwundete, nebst 3000 Gefangenen; dabei verloren sie 103 Kanonen, viele Fahnen, ihre Kriegscasse, und eine Menge Bagage. Die Preußen zählten 10,000 Todte und Verwundete; desgleichen 1400 Gefangene oder Vermißte; auch hatten sie beim Weichen ihres rechten Flügels 26 Kanonen eingebüßt.

96. Das Erdbeben von Caracas. *

Bereits im December 1811 ward Caracas zuerst aus seiner Sicherheit durch einen Erdstoß von beträchtlicher Heftigkeit aufgeschreckt. Man beruhigte sich jedoch wieder, da beinahe drei volle Monate vergiengen, ohne daß die geringste Erschütterung

* A. v. Humboldt.

Digitized by Google

erfolgt wäre. Endlich gieng die Sonne am 26. März 1812 über Caracas auf; es sollte aber den Untergang nicht mehr sehen. Der Tag kündigte sich sehr heiß an, die Luft war ruhig und der Himmel wolkenlos. Es war der grüne Donnerstag; das Volk strömte haufenweise zu den Gotteshäusern. Nichts schien den Betern ihr nahes Ende zu verkünden. Es war vier Uhr Nachmittags. Plötzlich tönten die Glocken; es war Gottes-, nicht Menschenhand, die sie zum Grabgeläute zwang. Eine zehn bis zwölf Secunden lange Erschütterung schreckte das Volk; die Erde schien flüssig und kochend. Man glaubte, die Gefahr sei vorüber, als sich plötzlich der heftigste unterirdische Donner hören ließ, aber stärker und anhaltender als das Rollen der Gewitter in dieser Jahreszeit. Unmittelbar auf dieses Gewitter folgte eine senkrechte, drei bis vier Secunden anhaltende Bewegung, welche zu gleicher Zeit von einer horizontalen, wellenförmigen begleitet war. Diese Stöße erfolgten in zwei sich durchkreuzenden Richtungen von Norden gegen Süden und von Osten nach Westen. Diesen gleichzeitigen Bewegungen von unten nach oben und sich durchkreuzend konnte nichts mehr widerstehen: in einer Viertelminute war Caracas ein Schutthaufen, der 9 bis 10,000 seiner Einwohner begraben hatte. Noch hatte die Procession den Umgang nicht eröffnet; aber das Hinzuströmen zur Kirche war so groß, daß gegen 3 bis 4000 Einwohner unter dem Einsturze ihrer Gewölbe begraben wurden. Die Explosion war in der Nordseite der Stadt am heftigsten gewesen. Die Kirche der Dreifaltigkeit und der Alta Gracia, die mehr als 150 Fuß Höhe hatten, und deren Schiff durch zwölf bis fünfzehn Fuß dicke Pfeiler getragen ward, lagen in einem Trümmerhaufen verwandelt, der nicht höher als fünf bis sechs Fuß war, und die Zermalmung des Schuttes war so beträchtlich, daß von den Pfeilern und Säulen auch keine Spur mehr kenntlich geblieben ist. Die Caserne San Carlos war beinahe verschwunden. Es stand darin ein Regiment Linientruppen unter den Waffen, das sich eben zur Procession begeben sollte; von diesem retteten sich nur wenige einzelne, die andern lagen unter dem Schutte vergraben, in den sich das große Gebäude so plötzlich verwandelt hatte. Neun Zehntheile der schönen Stadt Caracas waren gänzlich zerstört. Die Häuser, welche nicht einstürzten, waren so zerrissen, daß sie nicht mehr bewohnt werden konnten. Etwas weniger verheerend zeigten sich die Wirkungen des Erdbebens im südlichen und westlichen Theile der Stadt, zwischen dem großen Platze und dem Hohlwege von Caragnata. Hier blieb die Kathedralkirche aufrecht stehen. Wenn man nun erzählt, daß 9 bis 10,000 Menschen durch die Trümmer der Stadt Caracas erschlagen worden seien, so scheint man damit nur den glücklichen Theil der Bewohner bezeichnet zu haben, die plötzlich und unvermuthet, zum Theil in Andacht und Gebet begriffen, vom Tode überfallen, den Leiden entnommen wurden, welche die andern Mitbürger trafen. Man gedenke nun aber der Menge dieser Unglücklichen, die verwundet, an ihren Gliedern zerschmettert,

Digitized by Google

noch Monate lang zum Theil die Ihrigen überleben mußten, und dann aus Mangel an Pflege und Nahrung dennoch umkamen. Die Nacht vom grünen Donnerstag auf den Charfreitag bot den Anblick eines grenzenlosen Elends dar. Beim Einsturze der Stadt hatte sich eine finstere dicke Staubwolke erhoben, und die Luft gleich einem dicken Nebel erfüllt und verfinstert. Gegen Abend schlug sich der Staub zur Erde nieder, und die Luft wurde wieder rein, die Erde war wieder fest und ruhig, und die Nacht so still und schön, wie je zuvor. Der fast volle Mond leuchtete, und die ruhige, heitere Gestalt des Himmels bildete einen furchtbaren Abstich gegen die mit Trümmern und Leichen bedeckte Erde, und den namenlosen Jammer der Menschen. Mütter trugen die Leichen ihrer Kinder im Arme, durch die Hoffnung getäuscht, sie wieder ins Leben zu bringen. Jammernde Haushaltungen durchzogen die Schutthaufen, die am Morgen noch eine Stadt waren, reichblühend, belebt, um einen Bruder, einen Freund zu suchen, dessen Schicksal unbekannt war, und den man im Gedränge verloren glauben konnte. Alles Unglück, welches in den großen Jammerscenen von Lissabon, Messina, Lima und Riobamba war erlebt worden, wiederholte sich an dem Schreckenstage des 26. März 1812.

Die unter dem Schutte vergrabenen Verwundeten riefen die Vorbeigehenden laut flehend um Hülfe an; über 2000 wurden hervorgezogen. Nie hat wohl das Mitleid sich rührender und erfinderischer gezeigt, als in den Anstrengungen, welche gemacht wurden, um den Unglücklichen, deren Seufzer man hörte, zu Hülfe zu eilen. Es mangelte gänzlich an Werkzeugen zur Hinwegräumung des Schuttes, sie waren mit verschüttet, und man mußte sich also der Hände zur Hervorgrabung der Unglücklichen bedienen. Die Verwundeten sowohl, als die aus den Hospitälern Geretteten wurden ans Gestade des kleinen Guharaflusses gelagert. Hier konnte der Schatten der Bäume allein dem Menschen Obdach gewähren. Die Betten, die Leinwand zum Verbande der Wunden, chirurgische Werkzeuge, Arzneien, alle Gegenstände der ersten Bedürfnisse waren unter dem Schutte begraben. In den ersten Tagen mangelte alles, sogar Nahrungsmittel. Auch das Wasser war im Innern der Stadt selten geworden. Die Erdstöße hatten theils die Brunnenleitungen zerschlagen, theils waren durch das eingestürzte Erdreich die Quellen verstopft. Um Wasser zu bekommen, mußte man an den Guharafluß hinabsteigen, wo es wieder an Gefäßen zum Schöpfen fehlte.

Die Bestattung der Todten war sowohl durch Religion als durch die Sorge für die Gesundheit geboten. Es war jedoch unmöglich, so viele tausende zu bestatten, und deßhalb wurden Commissarien verordnet, die für die Verbrennung zu sorgen hatten. Mitten zwischen dem Schutte der Häuser wurden Scheiterhaufen für die Todten errichtet, und dieses traurige Geschäft dauerte mehrere Tage. Unter diesem allgemeinen Jammer vollzog das Volk die religiösen Gebräuche, mit welchen sie am ehesten den

Digitized by Google

Zorn des Himmels zu beſänftigen hofften. Einige ſtellten feierliche Proceſſionen an, bei welchen ſie Leichengeſänge ertönen ließen. Andere, von Geiſtesverwirrung befallen, beichteten laut auf der Straße. Es ereignete ſich in Caracas, was in der Provinz Quito nach dem ſchrecklichen Erdbeben vom 4. Februar 1797 geſchehen war. Rückerſtattungen wurden von Leuten verheißen, die niemand eines Diebſtahls beſchuldigt hatte; Familien, die lange in Feindſeligkeit mit einander gelebt hatten, verſöhnten ſich im Gefühle gemeinſamen Unglückes.

Digitized by Google

Drittes Buch.

Lyrisch.

I.

Natur.

97. Frühling. *

I. [1] Der Nachtigall reizende Lieder [2] Ertönen und locken schon wieder [3] Dich, lieblichen Frühling, ins Jahr. [4] Nun singet die steigende Lerche; [5] Nun klappern die reisenden Störche, [6] Nun schwatzet der gaukelnde Staar!

II. [1] Wie munter sind Schäfer und Heerde! [2] Wie lieblich beblümt sich die Erde! [3] Wie jugendlich schimmert die Welt! [4] Es sonnt sich der Spatz auf dem Dache, [5] Die Enten ziehn schnatternd zum Bache, [6] Das Täubchen sucht Körner im Feld.

III. [1] Nun regen sich Knospen und Keime, [2] Nun prangen mit Blättern die Bäume, [3] Nun schwindet des Winters Gestalt. [4] Nun rauschen lebendige Quellen, [5] Nun tränken die spielenden Wellen [6] Die Triften, die Auen, den Wald.

IV. [1] Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen, [2] Es rufen der Hirten Schalmeien [3] Die fröhlichen Tänzer herbei. [4] Sie springen und jauchzen im Freien, [5] Die Mädchen bekränzen die Maien, [6] Herkömmlicher Sitte getreu.

V. [1] O freut euch in Unschuld der Wonne [2] Des Frühlings! Bald flimmert die Sonne [3] Euch näher in heißerer Gluth. [4] Nie reize die Stadt euch zum Neide! [5] In Dörfern wohnt Unschuld und Freude, [6] Gesundheit und fröhlicher Muth!

---

98. Märzlied. **

I. [1] Nun, da Schnee und Eis zerflossen, [2] Und des Angers Rasen schwillt, [3] Hier an rothen Lindenschossen [4] Knospen bersten, Blätter sprossen, [5] Weht der Auferstehung Odem [6] Durch das keimende Gefild.

* Friedrich v. Hagedorn. ** Nro. 98. und 99. von Joh. Gaudenz. Frhr. v. Salis-Seewis.

Digitized by Google

II. [1] Veilchen an den Wiesenbächen [2] Lösen ihrer Schale Band; [3] Primelngold bedeckt die Flächen; [4] Zarte Saatenspitzen stechen [5] Aus den Furchen; gelber Crocus [6] Schießt aus warmem Gartensand.

III. [1] Alles fühlt erneutes Leben: [2] Die Phalänen, die am Stamm [3] Der gekerbten Eiche kleben; [4] Mücken, die im Reigen schweben; [5] Lerchen, hoch im Aetherglanze, [6] Tief im Thal das junge Lamm.

IV. [1] Seht, erweckte Bienen schwärmen [2] Um den frühen Mandelbaum; [3] Froh des Sonnenscheins, erwärmen [4] Sich die Greise, Kinder lärmen, [5] Spielend mit den Ostereiern, [6] Durch den weißbeblümten Raum.

V. [1] Sprießt, ihr Keimchen, aus den Zweigen, [2] Sprießt aus Moos, das Gräber deckt! [3] Hoher Hoffnung Bild und Zeugen, [4] Daß auch wir der Erd' entsteigen, [5] Wann des ew'gen Frühlings Odem [6] Uns zur Auferstehung weckt.

---

99. Frühling.

I. [1] Der Apfelbaum prangt grün und weiß [2] Auf zartbegraster Weide, [3] Der Wonneruf des schönen Mai's [4] Weckt uns zu sanfter Freude. [5] Doch wird des Frühlings Wiederkehr [6] Uns alle hier vereinen? [7] Ach, wessen Stätte traurt dann leer, [8] Und wen muß man beweinen?

II. [1] Gefährten, ach, die Stunde naht, [2] Wo wir auch müssen scheiden! [3] Bestreut indeß den kurzen Pfad [4] Mit Blüthen reiner Freuden! [5] Seid gut! Der Unschuld strahlt das Ziel [6] Von Abendroth umgeben, [7] Und jedes edlere Gefühl [8] Folgt uns zum bessern Leben.

---

100. Die Lerche. *

I. [1] Die Felsen erröthen, im Haine wird's wach, [2] Es säumet sich golden das Himmelsdach; [3] Es athmet wie Leben in Feldern und Au, [4] Und öffnet die Kelche dem himmlischen Thau.

II. [1] Da bebt es und schwebt es, ein Punkt in der Luft, [2] Und rührt sich und regt sich im kühligen Duft. [3] Was ist wohl das Pünktlein, so keck und so froh? [4] Die Lerche, die schwebet und hebet sich so.

III. [1] Sie kreist durch die Nebel mit lustigem Schall, [2] Und schießet zur Erd' im beflügelten Fall, [3] Und steiget dann wieder und schaukelt sich gern, [4] Und grüßt den verschimmernden Morgenstern.

IV. [1] Da tritt nun die Sonn' aus zerrissenem Flor, [2] Begrüßt und bestaunt den befiederten Chor; [3] Doch hüpfen die

* J. Gabr. Seidl.

Digitized by Google

andern auf niederer Bahn, [4]Die Lerche, die steiget zur Sonne hinan.

V. [1]Da singt sie vor'm Pförtlein des Morgens so laut, [2]Als wär' sie gar wohl mit dem Himmel vertraut, [3]Und betet und betet vor'm Altar aus Gold, [4]Und schwebt dann hernieder — singt nochmal so hold.

101. Morgenlied. *

I. [1]Wer schlägt so rasch an die Fenster mir [2]Mit schwanken grünen Zweigen? [3]Der junge Morgenwind ist hier [4]Und will sich lustig zeigen.

II. [1]„Heraus, heraus, du Menschensohn!" [2]So ruft der kecke Geselle: [3]Es schwärmt von Frühlingswonnen schon [4]Vor deiner Kammerschwelle.

III. [1]Hörst du die Käfer summen nicht? [2]Hörst du das Glas nicht klirren, [3]Wann sie betäubt von Duft und Licht, [4]Hart an die Scheiben schwirren?

IV. [1]Die Sonnenstrahlen stehlen sich [2]Behende durch Blätter und Ranken [3]Und necken auf deinem Lager dich [4]Mit blendendem Schweben und Schwanken.

V. [1]Die Nachtigall ist heiser fast, [2]So lang hat sie gesungen, [3]Und weil du sie gehört nicht hast, [4]Ist sie vom Baum gesprungen."

VI. [1]Da schlug ich mit dem leeren Zweig [2]An deine Fensterscheiben. [3]Heraus, heraus in des Frühlings Reich: [4]Es wird nicht lang mehr bleiben!

102. Der Morgen im Walde. **

I. [1]Ein sanfter Morgenwind durchzieht [2]Des Forstes grüne Hallen, [3]Hell wirbelt der Vögel munt'res Lied, [4]Die jungen Birken wallen.

II. [1]Das Eichhorn schwingt sich von Baum zu Baum, [2]Das Reh durchschlüpft die Büsche, [3]Viel hundert Käfer im schattigen Raum [4]Erfreu'n sich der Morgenfrische.

III. [1]Und wie ich so schreit' in den lustigen Wald, [2]Und alle Bäum' erklingen, [3]Rings um mich alles singet und schallt, [4]Wie sollt' ich allein nicht singen?

IV. [1]Ich singe mit starkem, freudigem Laut [2]Dem, der die Wälder säet, [3]Der droben die lustige Kuppel gebaut, [4]Und Wärm' und Kühlung wehet.

* Wilhelm Müller. ** Karl Egon Ebert.

Digitized by Google

103. Der Lenz *

I. [1] Da kommt der Lenz, der schöne Junge, [2] Den alles lieben muß, [3] Herein mit einem Freudensprunge [4] Und lächelt seinen Gruß;

II. [1] Und schickt sich gleich mit frohem Necken [2] Zu all' den Streichen an, [3] Die er auch sonst dem alten Recken, [4] Dem Winter angethan.

III. [1] Er gibt sie frei, die Bächlein alle, [2] Wie auch der Alte schilt, [3] Die der in seiner Eisesfalle [4] So streng gefangen hielt.

IV. [1] Schon ziehn die Wellen flink von dannen [2] Mit Tänzen und Geschwätz, [3] Und spotten über des Tyrannen [4] Zerronnenes Gesetz.

V. [1] Den Jüngling freut es, wie die raschen [2] Hinlärmen durch's Gefild, [3] Und wie sie scherzend sich erhaschen [4] Sein aufgeblühtes Bild.

VI. [1] Froh lächelt seine Mutter Erde [2] Nach ihrem langen Harm; [3] Sie schlingt mit jubelnder Geberde [4] Das Söhnlein in den Arm.

VII. [1] Und sein geschmeidiges Gesinde [2] Schickt er zu Berg und Thal: [3] „Sagt, daß ich da bin, meine Winde, [4] Den Freunden allzumal."

VIII. [1] Er zieht das Herz an Liebesketten [2] Rasch über manche Kluft, [3] Und schleudert seine Singraketen, [4] Die Lerchen, in die Luft.

---

104. Alle Jahre Krieg. **

I. [1] Das ist der Krieg, den die Erde führt [2] Alljährlich mit der Sonnen. [3] Ein heißer Strahl hat sie berührt: [4] Da ist der Kampf entbronnen.

II. [1] Ein heißer Strahl, der sticht und flammt: [2] Er wird sie noch verzehren. [3] Erde, nun nimm die Kraft gesammt! [4] Du mußt dein Leben wehren!

III. [1] Da stellt sie auf ein grünes Gras [2] Mit hunderttausend Spitzen: [3] Hei, wie die Halme thauesnaß [4] So streitbegierig blitzen!

IV. [1] Hie Eisenhut, da Rittersporn, [2] Schwertlilien dort wie muthig! [3] Es kämpft sich selbst an ihrem Dorn [4] Die scheue Rose blutig.

V. [1] Und Büsche wehn und Fahnen viel. [2] Da hält sich auch gar wacker [3] Der Nachtigallen klingend Spiel, [4] Der Lerchen über dem Acker.

VI. [1] So kämpfen gegen einander fort [2] Die beiden lange,

* Nik. Lenau (Niembsch v. Strehlenau). ** W. Wackernagel.

Digitized by Google

lange, [3]Mit Strahlen die Sonne, die Erde dort [4]Mit Laub und Blüthen und Klange.

VII. [1]Der Erde wächst der Muth jemehr [2]Von Woche mehr zu Wochen, [3]Bis endlich an der scharfen Wehr [4]Der Sonne Kraft gebrochen.

VIII. [1]Bis sie ganz matt und bleich und krank [2]Anfängt zu parlamentiren. [3]Die Vögel singen: „Gott Lob und Dank!" [4]Und ziehn nach den Winterquartieren.

105. Sommerlied. *

I. [1]Blaue Berge! [2]Von den Bergen strömt das Leben, [3]Reine Luft für Mensch und Vieh; [4]Wasserbrünnlein spat und früh [5]Müssen uns die Berge geben.

II. [1]Frische Matten! [2]Grüner Klee und Dolden schießen; [3]An der Schmehle schlank und fein [4]Glänzt der Thau wie Edelstein, [5]Und die klaren Bächlein fließen.

III. [1]Schlanke Bäume! [2]Muntrer Vögel Melodeien [3]Tönen im belaubten Reis, [4]Singen laut des Schöpfers Preis; [5]Kirsche, Birn und Pflaum gedeihen.

IV. [1]Grüne Saaten! [2]Aus dem zarten Blatt enthüllt sich [3]Halm und Aehre, schwanket schön, [4]Wenn die milden Lüfte wehn, [5]Und das Körnlein wächst und füllt sich.

V. [1]An dem Himmel [2]Strahlt die Sonn' im Brautgeschmeide, [3]Weiße Wölklein steigen auf, [4]Ziehn dahin im stillen Lauf. [5]Gottes Schäflein gehn zur Weide.

VI. [1]Herzensfrieden, [2]Woll' ihn Gott uns allen geben! [3]O dann ist die Erde schön. [4]In den Gründen, auf den Höh'n [5]Wacht und singt ein frohes Leben.

VII. [1]Schwarze Wetter [2]Ueberziehn den Himmelsbogen, [3]Und der Vogel singt nicht mehr. [4]Winde brausen hin und her, [5]Und die wilden Wasser wogen.

VIII. [1]Rothe Blitze [2]Zucken hin und zucken wieder, [3]Leuchten über Wald und Flur. [4]Bange harrt die Creatur; [5]Donnerschläge stürzen nieder.

IX. [1]Gut Gewissen, [2]Wer es hat und wer's bewachet, [3]In den Blitz vom Weltgericht [4]Schaut er und erbebet nicht, [5]Wenn der Grund der Erde krachet.

106. Herbstlied. **

I. [1]Bunt sind schon die Wälder; [2]Gelb die Stoppelfelder, [3]Und der Herbst beginnt. [4]Rothe Blätter fallen, [5]Graue Nebel wallen, [6]Kühler weht der Wind.

* J. P. Hebel. ** J. G. v. Salis.

Digitized by Google

II. [1]Wie die volle Traube [2]Aus dem Rebenlaube [3]Purpurfarbig ſtrahlt! [4]Am Geländer reifen [5]Pfirſiche mit Streifen [6]Roth und weiß bemalt.

III. [1]Sieh! wie hier die Dirne [2]Emſig Pflaum und Birne [3]In ihr Körbchen legt; [4]Dort mit leichten Schritten [5]Jene goldne Quitten [6]In den Landhof trägt!

IV. [1]Flinke Träger ſpringen, [2]Und die Mädchen ſingen, [3]Alles jubelt froh! [4]Bunte Bänder ſchweben, [5]Zwiſchen hohen Reben, [6]Auf dem Hut von Stroh!

V. [1]Geige tönt und Flöte [2]Bei der Abendröthe [3]Und im Mondenglanz; [4]Junge Winzerinnen [5]Winken und beginnen [6]Deutſchen Ringeltanz.

107. Sommers Abſchied. *

I. [1]Nun helfet geſchwinde dem Sommer bereiten [2]Ein ſchirmendes Obdach, ein gaſtliches Haus! [3]Er muß ſie nun räumen die Auen die weiten! [4]Er kann da nicht weilen, er hält es nicht aus. [5]Ihn dränget mit Braus [6]Sein Feind, der vielgrimme, der Winter, der leide, [7]Der will, daß der Sommer von Auen nun ſcheide; [8]Und wenn er da ſcheidet, wo ſoll er hinaus?

II. [1]Er war da viel ſchöner geſeſſen auf Auen, [2]Es war ihm gar lange vor'm Feinde nicht leid. [3]Es ließ ihm allum und zur Seiten ſich ſchauen [4]Von Blumen ein buntes, ein hübſches Geleit. [5]Sie trugen ſein Kleid, [6]Sie tranken vom beſten, er hat ſich verſonnen [7]Des beſten von ihnen, da ſind ſie zerronnen, [8]Mit eins, wie es ernſtlich nun gieng an den Streit.

III. [1]Ein blinkend Geſchoß, von dem Froſte gezücket, [2]Gelähmet hat ſämmtlichen Blumen den Muth; [3]Sie haben ſich ſcheu in den Winkel gedrücket, [4]Vor Schrecken den Feigen erſtarrt iſt das Blut. [5]Den ſchattigen Hut [6]Ab haben geworfen die Bäume zu Haufen, [7]Sie hätten gemocht wie die Blumen entlaufen; [8]Feſt hielt ſie der Winter, ſie konnten's nicht gut.

IV. [1]Sie ſind nun beim Winter zum Kreuze gekrochen, [2]Und haben gehuldigt dem übelen Herrn, [3]Und haben dem guten die Treue gebrochen, [4]Der ſieht es mit Kummer und flüchtet ſich fern. [5]Sie wollen ſich gern [6]Entſchließen, dem Winter die Fahne zu tragen, [7]Sie laſſen ſich ſeltſame Flitter behagen, [8]Statt blühender Krone den eiſigen Stern.

V. [1]Ihr habt wie die Blumen des Sommers genoſſen; [2]Und wollt ihr ihm thun, wie ſein Blumenheer that? [3]Sie ſind nur die kleinen, ſo ſeid ihr die großen, [4]Die Stützen, die letzten, dem wankenden Staat. [5]Faßt muthigen Rath! [6]Dem Sommer — und ſollt' es den Winter verdrießen — [7]Dem müſſet

* Fr. Rückert

Digitized by Google

ihr euere Herzen erschließen, [8] Die Treue versöhnt der Blumen Verrath.

VI. [1] Nehmt auf den Verlassnen, den alle vertreiben, [2] In euer Gemüthe, da sey er verklaust! [3] Da mag er bewahrt im Verborgenen bleiben, [4] Bis daß auf den Auen der Winter verbraust. [5] Die eherne Faust, [6] Es wird sie ein himmlischer Hauch ihm zerschmelzen, [7] Ihn stürzen von seinen gefrorenen Stelzen; [8] Dann lohnt's euch der Sommer, daß ihr ihn behaust.

VII. [1] Dann werden die Blumen, die zagen und feigen, [2] Sich wiederum schaaren und sammeln um ihn, [3] Und werden sich schmiegen und werden sich neigen, [4] Um wieder zu haben, was sonst er verliehn. [5] Er wird's nicht entziehn; [6] Doch wird er dann euerer Treue gedenken, [7] Und all euch die Blumen zu Eigenthum schenken, [8] Auf daß ihr sie brechet, eh wieder sie fliehn.

108. Winterlied. *

I. [1] Wenn ich einmal der Stadt entrinn', [2] Wird mir so wohl in meinem Sinn, [3] Ich grüße Himmel, Meer und Feld, [4] In meines lieben Gottes Welt.

II. [1] Ich sehe froh und frisch hinein, [2] So glücklich wie ein Vögelein, [3] Das aus dem engen Käfig fleucht [4] Und singend in die Lüfte steigt.

III. [1] Auch sieht mich alles freundlich an, [2] Im Schmuck des Winters angethan; [3] Der See gepanzert, weiß und hart, [4] Der krause Wald, der blinkend starrt.

IV. [1] Der lieben Sänger buntes Heer [2] Hüpft auf den Aesten hin und her, [3] Und sonnet sich am jungen Licht, [4] Das durch die braunen Zweige bricht.

V. [1] Hier keimt die zarte Saat empor [2] Und gucket aus dem Schnee hervor; [3] Dort lockt des Thales weiches Moos [4] Das junge Reh in seinen Schooß.

VI. [1] Natur, du wirst mir nimmer alt [2] In deiner wechselnden Gestalt, [3] Natur, so hehr, so wunderbar [4] Und doch so traut und doch so wahr.

109. Winterlied. **

I. [1] Wie ruhest du so stille [2] In deiner weißen Hülle, [3] Du mütterliches Land! [4] Wo sind des Frühlings Lieder, [5] Des Sommers bunt Gefieder, [6] Und dein beblümtes Festgewand?

II. [1] Du schlummerst nun entkleidet, [2] Kein Lamm und Schäfchen weidet [3] Auf deinen Au'n und Höhn. [4] Der Vöglein Lied verstummet, [5] Und keine Biene summet, [6] Doch bist du auch im Schlummer schön.

* Fr. Leop. Graf zu Stolberg. ** Friedrich Adolph Krummacher.

Digitized by Google

III. [1] Die Zweig' und Aeste schimmern, [2] Und tausend Lichter flimmern, [3] Wohin das Auge blickt. [3] Wer hat dein Bett bereitet, [5] Die Decke dir gebreitet [6] Und dich so schön mit Reif geschmückt?

IV. [1] Der gute Vater droben [2] Hat dir dein Kleid gewoben, [3] Er schläft und schlummert nicht. [4] So schlummre denn in Frieden! [5] Der Vater weckt die Müden [6] Zu neuer Kraft und neuem Licht.

V. [1] Bald in des Lenzes Wehen [2] Wirst du verjüngt erstehen [3] Zum Leben wunderbar. [4] Sein Odem schwebt hernieder, [5] Dann, Erde, stehst du wieder [6] Mit einem Blumenkranz im Haar.

110. Berglied. *

I. [1] Am Abgrund leitet der schwindlige Steg, [2] Er führt zwischen Leben und Sterben; [3] Es sperren die Riesen den einsamen Weg [4] Und drohen dir ewig Verderben; [5] Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken, [6] So wandle still durch die Straße der Schrecken.

II. [1] Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand [2] Der furchtbaren Tiefe gebogen! [3] Sie ward nicht erbauet von Menschenhand, [4] Es hätte sich's keiner verwogen; [5] Der Strom braust unter ihr spät und früh, [6] Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

III. [1] Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor, [2] Du glaubst dich im Reiche der Schatten, [3] Da thut sich ein lachend Gelände hervor, [4] Wo der Herbst und der Frühling sich gatten. [5] Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual [6] Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal.

IV. [1] Vier Ströme brausen hinab in das Feld; [2] Ihr Quell, der ist ewig verborgen. [3] Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt, [4] Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen, [5] Und wie die Mutter sie rauschend geboren, [6] Fort flieh'n sie und bleiben sich ewig verloren.

V. [1] Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft, [2] Hoch über der Menschen Geschlechter; [3] Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft, [4] Die Wolken, die himmlischen Töchter. [5] Sie halten dort oben den einsamen Reih'n, [6] Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

VI. [1] Es sitzt die Königin hoch umd klar [2] Auf unvergänglichem Throne; [3] Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar [4] Mit diamantener Krone. [5] Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht, [6] Sie vergolden sie nur, und erwärmen sie nicht.

* Fr. (v.) Schiller.

Digitized by Google

II.

Leben.

111. Freundschaft. *

I. [1] Der Mensch hat nichts so eigen, [2] So wohl steht ihm nichts an, [3] Als daß er Treu' erzeigen [4] Und Freundschaft halten kann; [5] Wenn er mit seines Gleichen [6] Soll treten in ein Band, [7] Verspricht sich, nicht zu weichen [8] Mit Herzen, Mund und Hand.

II. [1] Die Red' ist uns gegeben, [2] Damit wir nicht allein [3] Für uns nur sollen leben, [4] Und fern von Leuten sein; [5] Wir sollen uns befragen, [6] Und sehn auf guten Rath, [7] Das Leid einander klagen, [8] So uns betreten hat.

III. [1] Was kann die Freude machen, [2] Die Einsamkeit verhehlt? [3] Das giebt ein doppelt Lachen, [4] Was Freunden wird erzählt. [5] Der kann sein Leid vergessen, [6] Der es von Herzen sagt; [3] Der muß sich selbst auffressen, [8] Der in geheim sich nagt.

IV. [1] Gott stehet mir vor allen, [2] Die meine Seele liebt: [3] Dann soll mir auch gefallen, [4] Der mir sich herzlich giebt. [5] Mit diesen Bundsgesellen [6] Verlach' ich Pein und Noth, [7] Geh' auf den Grund der Höllen, [8] Und breche durch den Tod.

V. [1] Ich hab', ich habe Herzen, [2] So treue, wie gebührt, [3] Die Heuchelei und Scherzen [4] Nie wissentlich berührt! [5] Ich bin auch ihnen wieder [6] Von Grund der Seele hold, [7] Und lieb' euch mehr, ihr Brüder, [8] Als aller Erden Gold.

---

112. Das tägliche Brod. **

I. [1] O wundervolle Himmelsgabe [2] Auf Menschentischen, heil'ges Brod! [3] Die Hoffnung trug ein Korn zu Grabe — [4] O wundervolle Himmelsgabe! [5] Ein Halm erstand, des Auges Labe, [6] Mit hellem Grün im Morgenroth. [7] O wundervolle Himmelsgabe [8] Auf Menschentischen, heil'ges Brod!

II. [1] Von Liedern war der Halm umklungen, [2] Gott hat den schönen Halm bewacht. [3] Die Lerche hat sich aufgeschwungen: [4] Von Liedern war der Halm umklungen, [5] Auch Heimchen haben ihm gesungen, [6] Und Lüfte wiegten ihn bei Nacht. [7] Von Liedern war der Halm umklungen, [8] Gott hat den schönen Halm bewacht.

III. [1] Und von geschnittnen goldnen Aehren [2] Kommt Segen nun in jedes Haus. [3] Die Mühle klappt, den Kern zu klären, [4] Und von geschnittnen goldnen Aehren [5] Muß weiter sich der

* Simon Dach. ** Ph. H. Welcker.

Digitized by Google

Kern bewähren [6] In Fluth und Ofenflammenbraus; [7] Und von geschnittnen goldnen Aehren [8] Kommt Segen nun in jedes Haus.

IV. [1] Du Geber in der Sternenhalle, [2] Gepriesen seist du früh und spät! [3] Mit heil'gem Brod versorg' uns alle; [4] Du Geber in der Sternenhalle, [5] Erfreu' mit Erntejubelschalle [6] Auch den, der oft mit Thränen sä't! [7] Du Geber in der Sternenhalle, [8] Gepriesen seist du früh und spät!

113. Lied eines Armen. *

I. [1] Ich bin so gar ein armer Mann [2] Und gehe ganz allein; [3] Ich möchte wohl nur einmal noch [4] Recht frohen Muthes sein.

II. [1] In meiner lieben Eltern Haus [2] War ich ein frohes Kind, [3] Der bittre Kummer ist mein Theil, [4] Seit sie begraben sind.

III. [1] Der Reichen Gärten seh' ich blüh'n, [2] Ich seh' die goldne Saat: [3] Mein ist der unfruchtbare Weg, [4] Den Sorg' und Mühe trat.

IV. [1] Doch weil' ich gern mit stillem Weh [2] In froher Menschen Schwarm, [3] Und wünsche jedem guten Tag [4] So herzlich und so warm.

V. [1] O reicher Gott! du ließest doch [2] Nicht ganz mich freudenleer: [3] Ein süßer Trost für alle Welt [4] Ergießt sich himmelher.

VI. [1] Noch steigt in jedem Dörflein ja [2] Dein heilig Haus empor; [3] Die Orgel und der Chorgesang [4] Ertönet jedem Ohr.

VII. [1] Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern [2] So liebevoll auch mir, [3] Und wenn die Abendglocke hallt, [4] Da red' ich, Herr, mit dir.

VIII. [1] Einst öffnet jedem Guten sich [2] Dein hoher Freudensaal, [3] Dann komm' auch ich im Feierkleid', [4] Und setze mich an's Mahl.

---

114. Die Auswanderer. **

I. [1] Ich kann den Blick nicht von euch wenden; [2] Ich muß euch anschau'n immerdar; [3] Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen [4] Dem Schiffer eure Habe dar!

II. [1] Ihr Männer, die ihr von dem Nacken [2] Die Körbe langt, mit Brod beschwert, [3] Das ihr, aus deutschem Korn gebacken, [4] Geröstet habt auf deutschem Herd;

III. [1] Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe, Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank; [3] Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe [4] Auf der Schaluppe grüne Bank!

IV. [1] Das sind dieselben Töpf' und Krüge, [2] Oft an der Heimath Born gefüllt; [3] Wenn am Missouri Alles schwiege, [4] Sie malten euch der Heimath Bild;

* L. Uhland. ** Ferdinand Freiligrath.

Digitized by Google

V. [1] Des Dorfes steingefaßte Quelle, [2] Zu der ihr schöpfend euch gebückt; [3] Des Herdes traute Feuerstelle, [4] Das Wandgesims, das sie geschmückt.

VI. [1] Bald zieren sie im fernen Westen [2] Des leichten Bretterhauses Wand; [3] Bald reicht sie müden braunen Gästen, [4] Voll frischen Trunkes, eure Hand.

VII. [1] Es trinkt daraus der Tscherokese, [2] Ermattet von der Jagd bestaubt; [3] Nicht mehr von deutscher Rebenlese [4] Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

VIII. [1] O sprecht! warum zogt ihr von dannen? [2] Das Neckarthal hat Wein und Korn; [3] Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen, [4] Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

IX. [1] Wie wird es in den fremden Wäldern [2] Euch nach der Heimathberge Grün, [3] Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern, [4] Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

X. [1] Wie wird das Bild der alten Tage [2] Durch eure Träume glänzend wehn! [3] Gleich einer stillen, frommen Sage [4] Wird es euch vor der Seele stehn.

XI. [1] Der Bootsmann winkt! — Zieht hin im Frieden! [2] Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis! [3] Sei Freude eurer Brust beschieden, [4] Und euren Feldern Reis und Mais!

115. Die deutschen Ströme. *

I. [1] Laßt uns die deutschen Ströme singen [2] Im deutschen festlichen Verein, [3] Und zwischen durch die Gläser klingen, [4] Denn sie beschenken uns mit Wein: [5] Auf ihre Töne laßt uns lauschen, [6] Die alle jetzt herüberwehn, [7] Und bald der Wellen lautes Rauschen, [8] Bald ihren leisern Gruß verstehn.

II. [1] Zuerst gedenkt des alten Rheines, [2] Der fluthend durch die Ufer schwillt, [3] Und seines goldnen Labeweines, [4] Der aus der Traube lustig quillt; [5] Denkt seiner schön bekränzten Höhen [6] Und seiner Burgen im Gesang, [7] Die stolz auf jene Fluren sehen, [8] Die jüngst das deutsche Volk bezwang.

III. [1] Tief in des Fichtelberges Klüften, [2] Mit grauen Nebeln angethan, [3] Umweht von nördlich kalten Lüften, [4] Beginnt der Main die Heldenbahn. [5] Er kämpft in muthigem Gefechte [6] Sich hin bis zu dem Vater Rhein, [7] Und drängt, bekränzt mit Weingeflechte, [8] In seine Ufer sich hinein.

IV. [1] Im Land der Schwaben auferzogen, [2] Eilt rasch und leicht der Neckar hin; [3] Wenn auch nicht mit gewölbten Bogen [4] Gewalt'ge Brücken drüber ziehn, [5] Doch spiegeln, gleich den schönsten Kränzen, [6] Sich Dörfer in der klaren Fluth, [7] Und dunkelblau mit sanftem Glänzen [8] Der Himmel, der darüber ruht.

V. [1] Gestiegen aus verborgnen Quellen, [2] Im grünen, lustigen Gewand, [3] Um welches tausend Falten schwellen, [4] Strömt

* K. Buchner.

Digitized by Google

weit die Donau durch das Land; [5] Die Städte, die sich drin erblicken, [6] Erzählen von vergangner Zeit, [7] Und fragen dann mit stillem Nicken: [8] Wann wird die alte Pracht erneut?

VI. [1] Durch alle Gaun der freien Sachsen [2] Ergeht sich stolz das Riesenkind; [3] Es sieht, wie sonst, die Eichen wachsen, [4] Doch sucht es seinen Wittekind, [5] Und denkt es der gesunknen Helden, [6] Dann zögert es im raschen Lauf, [7] Und wünscht, was alte Sagen melden, [8] Herauf, aus seiner Fluth herauf.

VII. [1] So nach dem hochbeglückten Lande, [2] Wo Zwingherrnblut die Erde trank, [3] Und nach gelöstem Sklavenbande [4] Das Römerjoch zu Boden sank, [5] Vernimm o Weser, unsre Grüße, [6] Sie sollen jubelnd zu dir ziehn; [7] Voll Ernst und stiller Würde fließe, [8] Du Freiheitsstrom zum Weltmeer hin.

VIII. [1] Es sei der Oder jetzt gesungen, [2] Der letzte, schallende Gesang, [3] Einst hat ja laut um sie geklungen [4] Das deutsche Volk im Waffenklang. [5] Als es sich still und stark erhoben [6] In seiner ganzen Riesenmacht, [7] Da half der Helfer ihm von oben, [2] Geschlagen ward die Völkerschlacht.

IX. [1] So rauscht, ihr Ströme, denn zusammen [2] In ein gewaltig Heldenlied; [3] Zum Himmel schlagt, ihr hellen Flammen, [4] Die ihr im tiefsten Herzen glüht! [5] Eins wollen wir uns treu bewahren, [6] Doch Eins erwerben auch zugleich, [7] Du, Herr, beschütz' es vor Gefahren, [8] Und zu uns komm' dein freies Reich.

---

116. Die Weser. *

I. [1] Ich kenne einen deutschen Strom, [2] Der ist mir lieb und werth vor allen, [3] Umwölbt von ernster Eichen Dom, [4] Umgrünt von kühlen Buchenhallen. [5] Ihn hat nicht wie den großen Rhein [6] Der Alpe dunkler Geist beschworen, [7] Ihn hat der friedliche Verein ** [8] Verwandter Ströme still geboren.

II. [1] So taucht die Weser kindlich auf, [2] Von Bergen traulich eingeschlossen, [3] Und kommt in träumerischem Lauf [4] Durch grüne Au'n herabgeflossen; [5] So windet sie mit leichtem Fuß [6] Zum fernen Meere sich hernieder, [7] Und spiegelt mit geschwätz'gem Gruß [8] Der Ufer sanften Frieden wieder.

III. [1] Doch hat sie in der Zeiten Flug [2] Auch manche große Mär' erfahren, [3] Und ihre stille Woge trug [4] Viel Herrliches in *** fernen Jahren. [5] Sie sah in ihrer Wälder Schooß [6] Des Adlers Siegerflügel wanken [7] Und von der deutschen † Arme Stoß [8] Der ew'gen Roma Säulen schwanken.

IV. [1] Und als mit fester Eisenhand [2] Held Karl den deutschen Scepter führte, [3] Da war es, wo im Weserland [4] Sich manche Stimme mächtig rührte; [5] Da hörte man des Kreuzes Ruf [6] Mit

* Franz Dingelstedt. ** Andere Lesart: Er ward aus friedlichem Verein. *** A. L. Zu. † A. L. Und vor urdeutscher.

Digitized by Google

hellem Klang an den Gestaden, [7] Und sah der Frankenrosse Huf [8] Sich in den nord'schen Wellen baden.

V. [1] So meldet sie dir manchen Traum [2] Aus ihrer Vorzeit grauen Tagen, [3] Und steht dabei des Lebens Baum [4] Stets frisch an ihren Ufern ragen; [5] Es glänzen in der lichten Fluth [6] Der Klöster und der Burgen Trümmer, [7] Des Mondes und der Sonne Gluth, [8] Der Thürme und der Segel Schimmer.

VI. [1] Und meerwärts durch ihr Felsenthor, [2] Durch immer wechselnde Gefilde [3] Strömt sie die Wellen leicht hervor [7] Wie jugendliche * Traumgebilde. [5] In ihren Tiefen klar und rein [6] Hörst du es seltsam wehn und rauschen [7] Und kannst bei stillem Abendschein [4] Der Nixe Wunderlied belauschen.

---

117. Das bedrängte Deutschland. **

I. [1] Wie lang zerfleischt mit eigner Hand [3] Germanien sein Eingeweide? [3] Besiegt ein unbesiegtes Land [4] Sich selbst und seinen Ruhm, zu schlauer Feinde Freude?

II. [1] Sind, wo die Donau, wo der Main [2] Voll fauler Leichen langsam fließet, [3] Wo um den rebenreichen Rhein [4] Sonst Bacchus fröhlich gieng, und sich die Elb' ergießet:

III. [1] Sind nicht die Spuren unsrer Wuth [2] Auf jeder Flur, an jedem Strande? [3] Wo strömte nicht das deutsche Blut? [4] Und nicht zu Deutschlands Ruhm: nein, meistens ihm zur Schande!

IV. Wem ist nicht Deutschland unterthan? [2] Es wimmelt stets von zwanzig Heeren. [3] Verwüstung zeichnet ihre Bahn; [4] Und was die Armuth hat, hilft Uebermuth verzehren.

V. [1] Vor ihnen her entflieht die Lust; [2] Und in den Büschen, in den Auen, [3] Wo vormals an geliebter Brust [4] Der satte Landmann sang, herrscht Einsamkeit und Grauen.

VI. [1] Der Adler sieht entschlafen zu, [2] Und bleibt bei ganzer Länder Schreien, [3] Stets unerzürnt in träger Ruh', [4] Entwaffnet und gezähmt von falschen Schmeicheleien.

VII. [1] O Schande! sind wir euch verwandt, [2] Ihr Deutschen jener bessern Zeiten, [3] Die feiger Knechtschaft eisern Band [4] Mehr als den härtsten Tod im Arm der Freiheit scheuten?

VIII. [1] Wir, die uns kranker Wollust weihn, [2] Geschwächt vom Gifte weicher Sitten; [3] Wir wollen derer Enkel sein, [4] Die rauh, doch furchtbarfrei, für ihre Wälder stritten?

IX. [1] Die Wälder, wo ihr Ruhm noch itzt [2] Um die bemoosten Eichen schwebet, [3] Wo, als ihr Stahl vereint geblitzt, [4] Ihr ehrner Arm gesiegt und Latium gebebet?

X. [1] Wir schlafen, da die Zwietracht wacht, [2] Und ihre bleiche Fackel schwinget, [3] Und, seit sie uns den Krieg gebracht, [4] Ihm stets zur Seite schleicht, von Furien umringet.

* A. L. Dichterische. ** Joh. Pet. Uz.

Digitized by Google

XI. [1] Ihr Natternheer ziſcht uns um's Ohr, [2] Die deutſchen Herzen zu vergiften; [3] Und wird, kömmt ihr kein Hermann vor, [4] In Hermanns Vaterland ein ſchmählich Denkmal ſtiften.

XII. [1] Doch mein Geſang wagt allzuviel! [2] O Muſe! fleuch zu dieſen Zeiten [3] Alkäens kriegriſch Saitenſpiel, [4] Das die Tyrannen ſchalt, und ſcherz' auf ſanftern Saiten!

118. Germanien. *

I. [1] Deutſchland, ſchlummerſt du noch? Siehe was rings um dich, [2] Was dir ſelber geſchah! Fühl' es, ermuntre dich, [3] Eh die Schärfe des Siegers [4] Dir mit Hohne den Scheitel blößt!

II. [1] Deine Nachbarin ſieh, Polen wie mächtig einſt [2] Und wie ſtolz! o ſie kniet, ehren- und ſchmuckberaubt, [3] Mit zerriſſenem Buſen [4] Vor drei Mächtigen und verſtummt.

III. [1] Ach, es halfen ihr nicht ihre Magnaten, nicht [2] Ihre Edeln, es half keiner der Namen ihr, [3] Die aus tapferer Vorzeit [4] Ewig glänzen am Sternengezelt.

IV. [1] Und nun, wende den Blick! ſchau die zerfallenen [2] Trümmer, welche man ſonſt Burgen der Freiheit hieß, [3] Unzerſtörbare Neſter: [4] Ein Wurf ſtürzte die ſichern hin.

V. [1] Weiter ſchaue! du ſiehſt, ferne in Oſten ſteht [2] Dir ein Rieſe; du ſelbſt lehrteſt ihn ſein Schwert, [3] Seine Keule zu ſchwingen: [4] Zorndorf probte ſie auch an dir.

VI. [1] Schau gen Weſten! es droht, fertig in jedem Kampf, [2] Vielgewandt und entglüht, trotzend auf Glück und Macht, [3] Dir ein anderer Kämpfer, [4] Der dir ſchon eine Locke nahm.

VII. [1] Und du ſäumteſt noch, dich zu ermannen, dich, [2] Klug zu einen? du ſäumſt, kleinlich im Eigennutz, [3] Statt des polniſchen Reichstags [4] Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?

VIII. [1] Soll dein Name verwehn? willſt du zertheilet auch [2] Knien vor Fremden? Und iſt keiner der Väter dir, [3] Dir dein eignes Herz nicht, [4] Deine Sprache nicht alles werth?

IX. [1] Sprich, mit welcher? o ſprich, welcher begehreſt du [2] Sie zu tauſchen? Dein Herz, ſoll es des Galliers, [3] Des Koſaken, Kalmuken [4] Pulsſchlag fröhnen? Ermuntre dich!

X. [1] Wer ſich ſelber nicht ſchützt, iſt er der Freiheit werth, [2] Der gemahleten, die nur ihm gegönnet ward? [3] Ach! die Pfeile des Bündels, [4] Einzeln bricht ſie der Knabe leicht.

XI. [1] Höfe ſchützen dich nicht: ihre Magnaten fliehn, [2] Wenn kaum nahet der Feind; Inful und Mitra nicht. [3] Wirf die lähmende Deutſchheit [4] Weg, und ſei ein Germanien!

* Joh. Gottfr. (v.) Herder.

Digitized by Google

119. Das Lied vom Schill. *

I. [1]Es zog aus Berlin ein tapferer Held, [2]Er führte sechshundert Reiter ins Feld; [3]Sechshundert Reiter mit redlichem Muth, [4]Sie dürsteten alle Franzosenblut.

II. [1]Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt [2]Wohl Tausend der tapfersten Schützen mit. [3]Ihr Schützen, Gott segne euch jeglichen Schuß, [4]Durch welchen ein Franzmann erblassen muß.

III. [1]So ziehet der tapfre, der muthige Schill, [2]Der mit den Franzosen schlagen sich will; [3]Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus, [4]Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

IV. [1]Bei Dodendorf färbten die Männer gut [2]Das fette Land mit französischem Blut, [3]Zweitausend zerhieben die Säbel blank, [4]Die Uebrigen machten die Beine lang.

V. [1]Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus, [2]Und jagten die Schelmenfranzosen hinaus, [3]Dann zogen sie lustig ins Pommerland ein, [4]Da soll kein Franzose sein Kiwi mehr schrei'n.

VI. [1]Auf Stralsund stürmte der reisige Zug, [2]O Franzosen verstündet ihr Vogelflug! [3]O wüchsen euch Federn und Flügel geschwind! [4]Es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.

VII. [1]Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt, [2]Die der Wallenstein weiland belagert hat, [3]Wo der zwölfte Carolus im Thore schlief! [4]Jetzt liegen die Mauern und Thürme tief.

VIII. [1]O weh euch Franzosen! jetzt seid ihr todt, [2]Ihr färbet die Säbel der Reiter roth, [3]Die Reiter, sie fühlen das deutsche Blut, [4]Franzosen zu tödten, das dünkt ihnen gut.

IX. [1]O Schill! o Schill! du tapferer Held! [2]Was sind dir für bübische Netze gestellt! [3]Viel ziehen zu Lande, es schleichet vom Meer [4]Der Däne, die tückische Schlange, daher.

X. [1]O Schill! o Schill! du tapferer Held! [2]Was sprengest du nicht mit den Reitern ins Feld? [3]Was schließest in Mauern die Tapferkeit ein? [4]Bei Stralsund da sollst du begraben sein.

XI. [1]O Stralsund! du trauriges Stralesund [2]In dir geht das tapferste Herz zu Grund, [3]Eine Kugel durchbohret das redlichste Herz, [4]Und Buben, sie treiben mit Helden Scherz.

XII. [1]Da schreiet ein frecher Franzosenmund: [2]„Man soll ihn begraben wie einen Hund, [3]Wie einen Schelm, der an Galgen und Rad [4]Schon fütterte Krähen und Raben satt."

XIII. [1]So trugen sie ihn ohne Sang und Klang, [2]Ohne Pfeifenspiel und Trommelklang, [3]Ohne Kanonenmusik und Flintengruß, [4]Womit man Soldaten begraben muß.

XIV. [1]Sie schnitten den Kopf vom Rumpf ihm ab [2]Und legten den Leib in ein schlechtes Grab, [3]Da schläft er nun bis an den jüngsten Tag, [4]Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

* Ernst Moritz Arndt.

Digitized by Google

XV. [1] Da schläft nun der fromme, der tapfere Held, [2] Ihm ward kein Stein zum Gedächtniß gestellt, [3] Doch hat er gleich keinen Ehrenstein, [4] Sein Name wird nimmer vergessen sein.

XVI. [1] Denn zäumet ein Reiter sein schnelles Pferd, [2] Und schwinget ein Reiter sein blankes Schwert, [3] So rufet er immer: Herr Schill! Herr Schill! [4] Ich an den Franzosen euch rächen will.

120. Andreas Hofer. *

I. [1] Als der Sandwirth von Passeier [2] Innsbruck hat mit Sturm genommen: [3] Die Studenten, ihm zur Feier, [4] Mit den Geigen Mittags kommen; [5] Laufen alle aus der Lehre, [6] Ihm ein Hoch-Vivat zu bringen, [7] Wollen ihm zu seiner Ehre [8] Seine Heldenthaten singen.

II. [1] Doch der Held gebietet Stille; [2] Spricht dann ernst: „Legt hin die Geigen! [3] Ernst ist Gottes Kriegeswille; [4] Wir sind all' dem Tode eigen! [5] Ich ließ nicht um lust'ge Spiele [6] Weib und Kind in Thränen liegen: [7] Weil ich nach dem Himmel ziele, [8] Kann ich ird'schen Feind besiegen.

III. [1] Kniet bei euren Rosenkränzen! [2] Dies sind meine frohsten Geigen; [3] Wenn die Augen betend glänzen, [4] Wird sich Gott der Herr drin zeigen. [5] Betet leise für mich Armen, [6] Betet laut für unsern Kaiser; [7] Dies ist mir das liebste Carmen. [8] Gott schütz' edle Fürstenhäuser!

IV. [1] Ich habe keine Zeit zum Beten, [2] Sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe: [3] Wie viel Leichen wir hier säten [4] In dem Thal und auf der Höhe; [5] Wie wir hungern, wie wir wachen, [6] Und wie viele brave Schützen [7] Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen; [8] Gott allein kann uns beschützen!"

121. Lützow's wilde Jagd. **

I. [1] Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein? [2] Hör's näher und näher brausen. [3] Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n, [4] Und gellende Hörner schallen darein, [5] Und erfüllen die Seele mit Grausen. [6] Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt, [7] Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

II. [1] Was zieht dort rasch durch den finstern Wald, [2] Und streift von Bergen zu Bergen? [3] Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt; [4] Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt, [5] Es fallen die fränkischen Schergen. [6] Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt, [7] Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

III. [1] Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein, [2] Der Wüthrich geborgen sich meinte; [3] Da naht es schnell mit

* Max v. Schenkendorf. ** Theodor Körner.

Digitized by Google

Gewitterschein, [4] Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein, [5] Und schwimmt an's Ufer der Feinde. [6] Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt, [7] Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

IV. [1] Was braust dort im Thale die laute Schlacht, [2] Was schlagen die Schwerter zusammen? [3] Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht, [4] Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht, [5] Und lodert in blutigen Flammen. [6] Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt, [7] Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

V. [1] Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht, [2] Unter winselnde Feinde gebettet? [3] Es zuckt der Tod auf dem Angesicht, [4] Doch die wackern Herzen erzittern nicht, [5] Das Vaterland ist ja gerettet! [6] Und wenn ihr die schwarzen Gefallenen fragt, [7] Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

VI. [1] Die wilde Jagd, und die deutsche Jagd [2] Auf Henkersblut und Tyrannen! — [3] Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt; [4] Das Land ist ja frei und der Morgen tagt, [5] Wenn wir's auch nur sterbend gewannen! [6] Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt [7] Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

122. Frühlingsgruß an das Vaterland.*

I. [1] Wie mir deine Freuden winken, [2] Nach der Knechtschaft, nach dem Streit! [3] Vaterland, ich muß versinken [4] Hier in deiner Herrlichkeit, [5] Wo die hohen Eichen sausen, [6] Himmelan das Haupt gewandt, [7] Wo die starken Ströme brausen, [8] Alles das ist deutsches Land.

II. [1] Von dem Rheinfall hergegangen [2] Komm' ich, von der Donau Quell, [3] Und in mir sind aufgegangen [4] Liebessterne mild und hell; [5] Niedersteigen will ich, strahlen [6] Soll von mir der Freudenschein [7] In des Neckars frohen Thalen, [8] Und am silberblauen Main.

III. [1] Weiter weiter mußt du dringen, [2] Du mein deutscher Freiheitsgruß, [3] Sollst vor meiner Hütte klingen [4] An dem fernen Memelfluß. [5] Wo noch deutsche Worte gelten, [6] Wo die Herzen stark und weich [7] Zu dem Freiheitskampf sich stellten, [8] Ist auch heil'ges deutsches Reich.

IV. [1] Alles ist in Grün gekleidet, [2] Alles strahlt im jungen Licht, [3] Anger, wo die Heerde weidet, [4] Hügel, wo man Trauben bricht; [5] Vaterland! in tausend Jahren [6] Kam dir solch ein Frühling kaum, [7] Was die hohen Väter waren, [8] Heißet nimmermehr ein Traum.

V. [1] Aber einmal müßt ihr ringen [2] Noch in ernster Geisterschlacht, [3] Und den letzten Feind bezwingen, [4] Der im Innern drohend wacht. [5] Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen, [6] Geiz und Neid und böse Lust, [7] Dann nach schweren, langen Kämpfen [8] Kannst du ruhen, deutsche Brust.

* Max v. Schenkendorf. — Strophen 6 und 7 ausgelassen.

Digitized by Google

VI. [1] Ihr in Schlössern, ihr in Städten, [2] Welche schmücken unser Land, [3] Ackersmann, der auf den Beeten [4] Deutsche Frucht in Garben band, [5] Traute, deutsche Brüder höret [6] Meine Worte alt und neu; [7] Nimmer wird das Reich zerstöret, [8] Wenn ihr einig seid und treu!

123. Menschenleben.*

I. [1] Ach wie nichtig, [2] Ach wie flüchtig [3] Ist der Menschen Leben; [4] Wie ein Nebel bald entstehet [5] Und hinwieder bald vergehet, [6] So ist unser Leben, sehet!

II. [1] Ach wie nichtig, [2] Ach wie flüchtig [3] Sind der Menschen Tage; [4] Wie ein Strom beginnt zu rinnen, [5] Und mit Laufen nicht hält innen, [6] So fährt unsre Zeit von hinnen.

III. [1] Ach wie nichtig, [2] Ach wie flüchtig [3] Ist der Menschen Freude; [4] Wie sie wechseln Stund' und Zeiten, [5] Licht und Dunkel, Fried' und Streiten, [6] So sind unsre Fröhlichkeiten.

IV. [1] Ach wie nichtig, [2] Ach wie flüchtig [3] Ist der Menschen Schöne; [4] Wie ein Blümlein bald vergehet, [5] Wenn ein rauhes Lüftlein wehet, [6] So ist unsre Schöne, sehet!

V. [1] Ach wie nichtig, [2] Ach wie flüchtig [3] Ist der Menschen Stärke; [4] Der sich wie ein Löw' erwiesen, [5] Ueberworfen mit dem Riesen, [6] Den wirft eine kleine Drüsen.

VI. [1] Ach wie nichtig, [2] Ach wie flüchtig [3] Ist der Menschen Ehre; [4] Ueber den, dem man hat müssen [5] Heut' die Hände höflich küssen, [6] Geht man morgen gar mit Füßen.

VII. [1] Ach wie nichtig, [2] Ach wie flüchtig [3] Ist der Menschen Dichten; [4] Der, so Kunst hat lieb gewonnen [5] Und manch schönes Werk ersonnen, [6] Wird zuletzt vom Tod erronnen.

VIII. [1] Ach wie nichtig, [2] Ach wie flüchtig [3] Sind des Menschen Schätze; [4] Es kann Gluth und Fluth entstehen, [4] Dadurch, eh' wir uns versehen, [6] Alles muß zu Trümmern gehen.

IX. [1] Ach wie nichtig, [2] Ach wie flüchtig, [3] Ist der Menschen Prangen; [4] Der in Purpur hochvermessen, [5] Ist gleich wie ein Gott gesessen, [6] Dessen wird im Tod vergessen.

X. [1] Ach wie nichtig, [2] Ach wie flüchtig [3] Sind der Menschen Sachen; [4] Alles, alles, was wir sehen, [5] Das muß fallen und vergehen, [6] Wer Gott liebt, wird ewig stehen.

124. Das Grab.**

I. [1] Das Grab ist tief und stille [2] Und schauderhaft sein Rand; [3] Es deckt mit schwarzer Hülle [4] Ein unbekanntes Land.

II. [1] Das Lied der Nachtigallen [2] Tönt nicht in seinem Schooß; [3] Der Freundschaft Rosen fallen [4] Nur auf des Hügels Moos.

* Mich. Frank. ** J. G. v. Salis.

Digitized by Google

III. [1]Verlaſſne Bräute ringen [2]Umſonſt die Hände wund; [3]Der Waiſe Klagen dringen [4]Nicht in der Tiefe Grund.

IV. [1]Doch ſonſt an keinem Orte, [2]Wohnt die erſehnte Ruh; [3]Nur durch die dunkle Pforte [4]Geht man der Heimath zu.

V. [1]Das arme Herz, hienieden [2]Von manchem Sturm bewegt, [3]Erlangt den wahren Frieden [4]Nur wo es nicht mehr ſchlägt.

III.

Gott.

125. Nach dem XLVI. Pſalm. *

I. [1]Ein veſte Burg iſt unſer Gott, [2]Ein gute Wehr und Waffen; [3]Er hilft uns frei aus aller Noth, [4]Die uns itzt hat betroffen. [5]Der alt böſe Feind, [6]Mit Ernſt ers itzt meint. [7]Groß Macht und viel Liſt [8]Sein grauſam Rüſtung iſt; [9]Auf Erd iſt nicht ſein's Gleichen.

II. [1]Mit unſrer Macht iſt nichts gethan, [2]Wir ſind gar bald verloren. [3]Es ſtreit für uns der rechte Mann, [4]Den Gott hat ſelbs erkoren. [5]Fragſt du, wer der iſt? [6]Er heißt Jeſus Chriſt, [7]Der Herr Zebaoth, [8]Und iſt kein ander Gott; [9]Das Feld muß er behalten.

III. [1]Und wenn die Welt voll Teufel wär' [2]Und wollt uns gar verſchlingen, [3]So fürchten wir uns nicht ſo ſehr; [4]Es ſoll uns doch gelingen. [5]Der Fürſt dieſer Welt, [6]Wie ſaur er ſich ſtellt, [7]Thut er uns doch nicht; [8]Das macht: er iſt gericht, [9]Ein Wörtlein kann ihn fällen.

IV. [1]Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn [2]Und kein Dank dazu haben. [3]Er iſt bei uns wohl auf dem Plan, [4]Mit ſeinem Geiſt und Gaben. [5]Nehmen ſie den Leib, [6]Gut, Ehr, Kind und Weib: [7]Laß fahren dahin! [8]Sie haben's kein Gewinn; [9]Das Reich muß uns doch bleiben.

---

126. Nach des VI. Pſalms Weiſe. **

I. [1]In allen meinen Thaten [2]Laß ich den Höchſten rathen, [3]Der alles kann und hat. [4]Er muß zu allen Dingen, [5]Soll's anders wohl gelingen, [6]Selbſt geben Rath und That.

II. [1]Nichts iſt es ſpat und frühe [2]Um alle meine Mühe; [3]Mein Sorgen iſt umſonſt. [4]Er mags mit meinen Sachen [5]Nach ſeinem Willen machen; [6]Ich ſtell's in ſeine Gunſt.

* Martin Luther. ** Paul Flemming. — Die Strophen 6—9 und 13—14, welche ſich auf die Reiſe des Dichters beziehen, ſind ausgelaſſen.

Digitized by Google

III. [1] Es kann mir nichts geschehen, [2] Als was er hat versehen [3] Und was mir selig ist. [4] Ich nehm' es, wie ers giebet; [5] Was ihm von mir geliebet, [6] Das hab' auch ich erkiest.

IV. [1] Ich traue seiner Gnaden, [2] Die mich für allem Schaden, [3] Für allem Uebel schützt. [4] Leb' ich nach seinen Sätzen, [5] So wird mich nichts verletzen, [6] Nichts fehlen, was mir nützt.

V. [1] Er wolle meiner Sünden [2] In Gnaden mich entbinden, [3] Durchstreichen meine Schuld; [4] Er wird auf mein Verbrechen [5] Nicht stracks das Urtheil sprechen, [6] Und haben noch Geduld.

VI. [1] Leg' ich mich späte nieder, [2] Erwach' ich frühe wieder, [3] Lieg' oder zieh' ich fort, [4] In Schwachheit und in Banden, [5] Und was mir stoßt zuhanden, [6] So tröstet mich sein Wort.

VII. [1] Hat er es denn beschlossen, [2] So will ich unverdrossen [3] An mein Verhängniß gehn. [4] Kein Unfall unter allen [5] Wird mir zu harte fallen! [6] Ich will ihn überstehn.

VIII. [1] Ihm hab' ich mich ergeben, [2] Zu sterben und zu leben, [3] Sobald er mir gebeut. [4] Es sei heut oder morgen: [5] Dafür laß ich ihn sorgen; [6] Er weiß die rechte Zeit.

IX. [1] So sei nun, Seele, deine [2] Und traue dem alleine, [3] Der dich geschaffen hat! [4] Es gehe, wie es gehe: [5] Dein Vater in der Höhe [6] Weiß allen Sachen Rath.

---

127. Trostlied. (Ps. XXXVII.) *

I. [1] Befiehl du deine Wege, [2] Und was dein Herze kränkt, [3] Der allertreusten Pflege [4] Des, der den Himmel lenkt! [5] Der Wolken, Luft und Winden [6] Gibt Wege, Lauf und Bahn, [7] Der wird auch Wege finden, [8] Da dein Fuß gehen kann.

II. [1] Dem Herren mußt du trauen, [2] Wenn dir's soll wohlergehn; [3] Auf sein Werk mußt du schauen, [4] Wenn dein Werk soll bestehn. [5] Mit Sorgen und mit Grämen [6] Und mit selbsteigner Pein [7] Läßt Gott ihm gar nichts nehmen; [8] Es muß erbeten sein.

III. [1] Dein' ew'ge Treu' und Gnade, [2] O Vater, weiß und sieht, [3] Was gut sei oder schade [4] Dem sterblichen Geblüt; [5] Und was du denn erlesen; [6] Das treibst du, starker Held, [7] Und bringst zum Stand und Wesen, [8] Was deinem Rath gefällt.

IV. [1] Weg hast du allerwegen, [2] An Mitteln fehlt dirs nicht; [3] Dein Thun ist lauter Segen, [4] Dein Gang ist lauter Licht. [5] Dein Werk kann niemand hindern; [6] Dein' Arbeit darf nicht ruhn, [7] Wenn du, was deinen Kindern [8] Ersprießlich ist, willst thun.

V. [1] Und obgleich alle Teufel [2] Hier wollten widerstehn: [3] So wird doch ohne Zweifel [4] Gott nicht zurücke gehn. [5] Was er ihm vorgenommen [6] Und was er haben will, [7] Das muß doch endlich kommen [8] Zu seinem Zweck und Ziel.

* Paul Gerhardt.

Digitized by Google

VI. [1] Hoff', o du arme Seele, [2] Hoff' und sei unverzagt! [3] Gott wird dich aus der Höhle, [4] Da dich der Kummer plagt, [5] Mit großen Gnaden rücken, [6] Erwarte nur die Zeit: [7] So wirst du schon erblicken [8] Die Sonn' der schönsten Freud'.

VII. [1] Auf, auf! Gib deinem Schmerze [2] Und Sorgen gute Nacht. [3] Laß fahren, was das Herze [4] Betrübt und traurig macht! [5] Bist du doch nicht Regente, [6] Der alles führen soll; [7] Gott sitzt im Regimente, [8] Und führet alles wohl.

VIII. [1] Ihn, ihn laß thun und walten! [2] Er ist ein weiser Fürst, [3] Und wird sich so verhalten, [4] Daß du dich wundern wirst, [5] Wenn er, wie ihm gebühret, [6] Mit wunderbarem Rath [7] Die Sach' hinausgeführet, [8] Die dich bekümmert hat.

IX. [1] Er wird zwar eine Weile [2] Mit seinem Trost verziehn, [3] Und thun an seinem Theile, [4] Als hätt' in seinem Sinn [5] Er deiner sich begeben, [6] Und sollt'st du für und für [7] In Angst und Nöthen schweben, [8] So frag' er nichts nach dir.

X. [1] Wird's aber sich befinden, [2] Daß du ihm treu verbleibst: [3] So wird er dich entbinden, [4] Da du's am wen'gsten gläubst; [5] Er wird dein Herze lösen [6] Von der so schweren Last, [7] Die du zu keinem Bösen [8] Bisher getragen hast.

XI. [1] Wohl dir, du Kind der Treue! [2] Du hast und trägst davon [3] Mit Ruhm und Dankgeschreie [4] Den Sieg und Ehrenkron'; [5] Gott gibt dir selbst die Palmen [6] In deine rechte Hand, [7] Und du singst Freudenpsalmen [8] Dem, der dein Leid gewandt.

XII. [1] Mach End', o Herr, mach Ende [2] An aller unsrer Noth; [3] Stärk' unsre Füß' und Hände, [4] Und laß bis in den Tod [5] Uns allzeit deiner Pflege [6] Und Treu' empfohlen sein! [7] So gehen unsre Wege [8] Gewiß zum Himmel ein.

128. Vertrauen auf Gott. *

I. [1] Wer nur den lieben Gott läßt walten, [2] Und hoffet auf ihn allezeit, [3] Den wird er wunderlich erhalten [4] In aller Noth und Traurigkeit. [5] Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut, [6] Der hat auf keinen Sand gebaut.

II. [1] Was helfen uns die schweren Sorgen? [2] Was hilft uns unser Weh und Ach? [3] Was hilft es, daß wir alle Morgen [4] Beseufzen unser Ungemach? [5] Wir machen unser Kreuz und Leid [6] Nur größer durch die Traurigkeit.

III. [1] Man halte nur ein wenig stille, [2] Und sei doch in sich selbst vergnügt, [3] Wie unsers Gottes Gnadenwille, [4] Wie sein' Allwissenheit es fügt: [5] Gott, der uns ihm hat auserwählt, [6] Der weiß auch sehr wohl, was uns fehlt.

IV. [1] Er kennt die rechten Freudenstunden; [2] Er weiß wohl, wenn es nützlich sei. [3] Wenn er uns nur hat treu erfunden, [4] Und merket keine Heuchelei, [5] So kommt Gott, eh wir uns versehn, [6] Und lässet uns viel Guts geschehn.

* George Neumark.

Digitized by Google

V. [1]Denk nicht in deiner Drangsalshitze, [2]Daß du von Gott verlassen seist, [3]Und daß Gott' der im Schooße sitze, [4]Der sich mit stetem Glücke speist: [5]Die Folgezeit verändert viel [6]Und setzet jeglichem sein Ziel.

VI. [1]Es sind ja Gott sehr leichte Sachen, [2]Und ist dem Höchsten alles gleich, [3]Den Reichen klein und arm zu machen, [4]Den Armen aber groß und reich; [5]Gott ist der rechte Wundermann, [6]Der bald erhöhn, bald stürzen kann.

VII. [1]Sing, bet und geh auf Gottes Wegen, [2]Verricht das Deine nur getreu, [3]Und trau des Himmels reichem Segen: [4]So wird er bei dir werden neu; [5]Denn, welcher seine Zuversicht [6]Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

129. Gottes Güte.*

I. [1]Wie groß ist des Allmächt'gen Güte! [2]Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt, [3]Der mit verhärtetem Gemüthe [4]Den Dank erstickt, der ihr gebührt? [5]Nein, seine Liebe zu ermessen, [6]Sei ewig meine größte Pflicht. [7]Der Herr hat mein noch nie vergessen; [8]Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht!

II. [1]Wer hat mich wunderbar bereitet? [2]Der Gott, der meiner nicht bedarf. [3]Wer hat mit Langmuth mich geleitet? [4]Er, dessen Rath ich oft verwarf. [5]Wer stärkt den Frieden im Gewissen? [6]Wer gibt dem Geiste neue Kraft? [7]Wer läßt mich so viel Glück genießen? [8]Ist's nicht sein Arm, der alles schafft?

III. [1]Schau, o mein Geist, in jenes Leben, [2]Zu welchem du erschaffen bist, [3]Wo du, mit Herrlichkeit umgeben, [4]Gott ewig sehn wirst, wie er ist. [5]Du hast ein Recht zu diesen Freuden; [6]Durch Gottes Güte sind sie dein. [7]Sieh, darum mußte Christus leiden, [8]Damit du könntest selig sein!

IV. [1]Und diesen Gott sollt' ich nicht ehren, [2]Und seine Güte nicht verstehn? [3]Er sollte rufen, ich nicht hören? [4]Den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn? [5]Sein Will' ist mir in's Herz geschrieben; [6]Sein Wort bestärkt ihn ewiglich. [7]Gott soll ich über alles lieben, [8]Und meinen Nächsten gleich als mich.

V. [1]Dieß ist mein Dank, dieß ist sein Wille, [2]Ich soll vollkommen sein, wie er. [3]So lang ich dieß Gebot erfülle, [4]Stell' ich sein Bildniß in mir her. [5]Lebt seine Lieb' in meiner Seele, [6]So treibt sie mich zu jeder Pflicht; [7]Und ob ich schon aus Schwachheit fehle, [8]Herrscht doch in mir die Sünde nicht.

VI. [1]O Gott, laß deine Güt' und Liebe [2]Mir immerdar vor Augen sein! [3]Sie stärk in mir die guten Triebe, [4]Mein ganzes Leben dir zu weihn. [5]Sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen, [6]Sie leite mich zur Zeit des Glücks, [7]Und sie besieg' in meinem Herzen [8]Die Furcht des letzten Augenblicks.

* Christian Fürchtegott Gellert.

Digitized by Google

130. Lob der Gottheit. *

I. [1] Tausend Sternenheere loben meines Schöpfers Pracht und Stärke, [2] Aller Himmelskreise Welten preisen seiner Weisheit Werke; [3] Meere, Berge, Wälder, Klüfte, die sein Wink hervorgebracht, [4] Sind Posaunen seiner Liebe, sind Posaunen seiner Macht.

II. [1] Soll ich denn allein verstummen? Soll ich ihm kein Loblied bringen? [2] Nein, ich will des Geistes Flügel auch zu seinem Throne schwingen; [3] Und wenn meine Zunge stammelt, o so sollen nur allein [4] Dieser Augen milde Bäche Zeugen meiner Ehrfurcht sein.

III. [1] Wer heißt Millionen Sonnen prächtig, majestätisch glänzen? [2] Wer bestimmt dem Wunderlaufe zahlenloser Erden Gränzen? [3] Wer verbindet sie zusammen? Wer belebet jeden Kreis? [4] Deines Mundes sanfter Athem, Herr! dein mächtigstes Geheiß.

IV. [1] Durch dich schmückt die Hand des Frühlings mit Tapeten unsre Gränzen; [2] Durch dich muß das Gold der Aehren und der Trauben Purpur glänzen; [3] Du erfüllst die Welt mit Freude, wenn die Kälte sie besiegt, [4] Wenn sie eingehüllt in Flocken, wie in zarten Windeln, liegt.

V. [1] O! wer kann die Wunderwerke deiner Liebe gnug erheben? [2] Selbst das Unglück ist uns nützlich und beseligt unser Leben. [3] Zweifler, rührt euch nicht die Liebe: o! so fürchtet seine Macht, [4] Zittert wie verscheuchte Sklaven, wenn des Herren Grimm erwacht!

VI. [1] Sagt, wer donnert in den Wolken? Sagt, wer brauset in den Stürmen? [2] Zweifler, sprich! wer wälzt die Fluthen, die sich wie Gebirge thürmen? [3] Donner, Meer und Stürme rufen dir mit hohlem Brüllen zu: [4] O verwegenes Geschöpfe! Dieß ist Gott! Was zweifelst du?

VII. [1] Herr, in meinem Munde sollen deine Thaten ewig schallen; [2] Aber laß dir nur die Schwachheit eines Wurmes wohlgefallen! [3] Du, der du das Innre prüfest, sieh der Seelen Regung an, [4] Die sie selber zwar empfinden, aber nicht beschreiben kann.

VIII. [1] Werd ich einst vor deinem Throne mit gekröntem Haupte stehen, [2] Dann will ich mit edlern Liedern deine Majestät erhöhen. [3] O ihr längst erwünschten Zeiten, eilt mit schnellem Flug herbei, [4] Eilet, daß ich bald der Freude sonder Wechsel fähig sei!

---

131. Morgenlied. **

I. [1] Gott, unter deiner Vaterhut [2] Hab' ich die Nacht so sanft geruht, [3] Daß ich erquickt nun in der Höh' [4] Der Morgensonn' entgegen seh'.

II. [1] Wohin ich blicke, redest du [2] Mit Wohlthat mir und

* Christian Ewald v. Kleist. ** Johann Gottfried Seume.

Digitized by Google

Güte zu; [3]Mein erster Hauch sei Lobgesang, [4]Mein letzter Athemzug sei Dank.

III. [1]Du gießest Freuden, wie ein Meer, [2]Um alle deine Kinder her; [3]Und nur allein der Thor vergißt, [4]Daß er ein Mensch mit Menschen ist.

IV. [1]Gib, daß ich diesen ganzen Tag [2]Mich deiner Güte freuen mag; [3]Wend' Unglück ab nach deiner Huld, [4]Und wenn es kommt, gib mir Geduld.

V. [1]Nur deine Hand theilt Segen aus; [2]Gib Segen in mein kleines Haus; [3]Und laß mich nützen jedermann, [4]Und willig helfen, wo ich kann.

VI. [1]Der Erde köstlichster Gewinn [2]Ist frohes Herz und reiner Sinn; [3]Und dieses, Vater, gib du mir, [4]So wall' ich ruhig hin zu dir.

VII. [1]Du hast mir wieder neue Kraft [2]Zu meinem Tagewerk geschafft; [3]Verjüngt sind wieder Fuß und Hand, [4]Zu ihrer Arbeit leicht gespannt.

VIII. [1]Und wenn einst nach des Todes Nacht [2]Zu deinem Licht mein Aug' erwacht, [3]So eil' ich höher noch erfreut [4]In jenes Lebens Ewigkeit.

132. Des Reisenden Abendlied. *

I. [1]Gegangen ist das Sonnenlicht, [2]Still schweiget Feld und Hain, [3]Und hell am Firmamente bricht [4]Hervor der Sterne Schein, [5]Und hell aus stiller Seele blitzt [6]Ein wundersamer Strahl [7]Von dem, der ewig waltend sitzt [8]Im hohen Himmelssaal.

II. [1]Wie wäre doch das Menschenkind [2]So elend, so allein, [3]Wenn nicht von oben zart und lind [4]Ihm käme dieser Schein! [5]Es wäre nichts als Trug und Wahn, [6]Ein zitternd Blatt am Baum, [7]Ein Körnlein Sand im Ocean, [8]Ein Traumbild fast vom Traum.

III. [1]Das Leben wallt von Ort zu Ort, [2]Hat nimmer Ruh' noch Rast, [3]Und treibt in wildem Fluge fort, [4]Geschnellt durch eigne Hast; [5]Es brauset, wie ein schäumend Meer, [6]Das keine Ufer kennt, [7]Und wirft uns Tropfen hin und her [8]Im wilden Element.

IV. [1]Drum komm', o du, der Frieden bringt, [2]Du Gott, in stiller Nacht, [3]Wo hell die Engelglocke klingt [4]Bei goldner Sterne Pracht. — [5]Komm, wirf den frommen Liebesstrahl [6]Mir warm in's arme Herz, [7]Und die Gedanken allzumal [8]O zieh' sie himmelwärts!

V. [1]Drum komm' mit deinem Engelheer, [2]Du lieber Vater gut! [3]Du bist die einzig feste Wehr, [4]Die einzig sichre Hut; [5]Gar nichtig ist der Menschen Macht, [6]Die eitle Eitelkeit, [7]Was Gott bewacht, ist wohl bewacht [8]Hier und in Ewigkeit.

* E. M. Arndt.

Viertes Buch.

Rhetorisch.

I.

Die Rede.

133. Das natürliche Recht der ersten Mühle.

Eine Rede in einer neuen amerikanischen Colonie gehalten. *

Ich verlange weiter nichts, meine Freunde und Mitbürger, als daß ihr mich höret; ihr könnt dann immer noch machen, was ihr wollt. Die Mühle, welche ich hier angelegt habe, kostet mir mein ganzes Vermögen. So oft wir zusammenkamen, sagtet ihr: O, wenn wir doch auch eine Mühle haben möchten! Sie war euer einziger Wunsch, und nun, da ich solche angelegt, da ihr täglich mit Freuden zugesehen habt, wie der Bau von Zeit zu Zeit fortgieng, da ihr mich tausendmal eurer ewigen Dankbarkeit versichert habt, da ich mein ganzes Vermögen dazu verwendet und auf diese eure Dankbarkeit, auf den allgemeinen Wunsch und auf die offenbarste Billigkeit mehr, als auf ein königliches Privilegium, oder auf einen schriftlichen Contract gerechnet habe: nun sage ich, wollet ihr meinem Nachbar nicht verbieten, noch eine Mühle anzulegen? Er darf sich des Models, das ich mit vielen Kosten angeschafft, und der Bauleute, die ich mit großen Belohnungen aus England herübergezogen habe, zu seinem Bau bedienen und öffentlich sagen, daß er, nachdem er solchergestalt weniger Unkosten gehabt, als ich, wohlfeiler mahlen wolle? Ihr wollet es nicht unbillig finden, daß ich auf diese Weise in meinem besten Vertrauen, was ich öffentlich durch meinen Bau zu erkennen gegeben habe, und was ihr durch euren öffentlichen Beifall immerfort unterhalten habt, auf das schändlichste hintergangen werde? Ihr wollet behaupten, daß ein jeder die Freiheit habe, auf dem Seinigen zu thun, was er wolle; daß ich kein Zwangsrecht erlangt habe, und daß ein anderer sich eben der Freiheit bedienen könne, deren ich mich bedient habe? Ihr wollet es zum Gesetz machen, daß die Anlegung einer Mühle zu den freien und willkürlichen Handlungen gehöre, die, so lange ihr euch eurer Freiheit nicht begeben habt, keinem verwehret werden können? ..... O, meine lieben Freunde, bedenket wohl, was ihr thut! Ihr habt noch eine Kirche, viele Brücken, verschiedene Heer-

* Justus Möser.

Digitized by Google

straßen, einen Canal, eine Wasserleitung — ihr habt noch eine Brauerei, ein Wirthshaus, eine Schönfärberei und viele andere kostbare Anlagen nöthig, ehe ihr in den Stand kommt, dasjenige, was euch die Natur hier bescheert hat, auf das beste zu nutzen, eurer Händearbeit die gehörige Vollkommenheit zu geben, und euch nur einigermaßen zu einem Staate zu bilden. Wer wird es aber wagen, dergleichen auf seine Kosten aufzuführen, wenn ihr ihm auf gleiche Art begegnen wollt? Wer wird die Kirche bauen, wenn jeder seine Stube zur Capelle machen will? Wer wird den Bau einer Brücke oder Heerstraße wagen, wenn ihr, sobald solches geschehen, einem andern gestatten wollet, neben der Brücke nur ein Fährschiff zu halten, oder, so oft er kann, den Zoll auf der Heerstraße zu verfahren? Wer wird die kostbare Wasserleitung, die von jenem Berge über eine Stunde Weges hierher gehen müßte, anlegen, wenn ihr diese Unternehmung, die jetzt einem jeden frei steht, sobald sie vollführet ist, anderen nicht verbieten wollt? Bedenkt es wohl, sage ich noch einmal, was ihr thut: nichts ist jetzt freier und willkürlicher, als die Anlegung einer Post zu unseren benachbarten Colonien. Tausend wünschen sie und tausend können es versuchen; niemand wehrt es ihnen, aber, meine Freunde, wenn einmal ein Patriot die Anstalt und Einrichtung dazu gemacht hat; so erwartet er von eurer Vernunft, von eurer Billigkeit, von eurer Dankbarkeit und von eurem großen Interesse, daß ihr es nach ihm allen andern verbieten sollet. Denkt er nicht daran, sich über seine Post ein Privilegium zu erwerben, oder vorher einen Contract mit euch zu errichten, so werden doch die Ursachen, worauf sich das Privilegium, wenn es anders bestehen soll, gründen mußte, nachher eben so wirksam sein, wie sie vorher gewesen sein würden. Und wer verdient denn den größten Dank — der Mißtrauische, der sich von euch Brief und Siegel zuerst geben läßt, oder der Großmüthige, der auf eure Dankbarkeit und Billigkeit mit völligem Vertrauen rechnet? Es ist die Natur gemeinnütziger und kostbarer Unternehmungen, welche ein Patriot öffentlich unternimmt und ausführt, daß sie ihr Privilegium von sich selbst mit sich führen, und alle andere von gleichen Unternehmungen so lange ausschließen, bis die gemeine Nothdurft eine Veränderung erfordert. Das Urtheil über diese Veränderung gebührt euch, meine versammelten Mitbürger, nicht aber einem Privatmanne, der nach dem ersteren eine gleiche oder ähnliche Anstalt machen will. Eben diese Unternehmung, die zuerst einem jeden offen stand, steht also dem zweiten nicht mehr offen; die erste Besitzergreifung entscheidet hier, wie in andern Fällen, und es ist ein Eingriff in euer Urtheil, eine Beleidigung eurer Majestätsrechte, und eine Beschimpfung der Nationalvernunft und Dankbarkeit, zu behaupten, daß dasjenige, was dem ersten in diesen Fällen frei gestanden, dem anderen ebenfalls unverwehrt sein müsse. Die Richter würden freilich, wenn eine solche Sache vor sie gebracht würde, auf andere Gründe verfallen müssen, weil sie mit euch keine gleiche Befugnisse haben, Privilegien zu ertheilen oder einzuschränken, sondern nach wirklich

Digitized by Google

ertheiltem oder erlangtem Privilegium ihr Urtheil abmessen müssen. Aber wer von euch wird eine Sache zur richterlichen Erkenntniß bringen, die ihrer Natur nach nicht dahin gehören kann? Der Himmel behüte mich, zu sagen, daß nun, sobald die Post angelegt, keiner zu Fuß oder zu Pferde gehen solle, ohne sich derselben zu bedienen, oder daß ein jeder durchaus das Quellwasser kaufen solle, was durch die Wasserleitung in die Stadt kommen wird. Ich zwinge niemand auf meine Mühle zu kommen, und derjenige, der die Kirche anlegen will, soll nicht fordern, daß ich durchaus hineinkommen und ihm die Miethe für den Platz bezahlen soll. Nein, meine Freunde, diese sträfliche Absicht habe ich nicht. Jeder von euch mag sich so gut behelfen, wie er sich beholfen hat, ehe Mühle, Kirche und Wasserleitung angelegt worden. Das Wasser der Quelle am Berge mag unverkauft bleiben, wenn uns der Himmel noch eine spätere Quelle mitten in der Stadt bescheert. Ich fordere nur das Recht, daß keiner nach mir eine der meinigen ähnliche Anstalt ohne eure gemeine Bewilligung anlegen soll; ich verlange nur, daß es nicht in eines jeden freier Willkür stehen soll, das zu thun, was ich gethan habe. Diese einzige Einschränkung ist alles, was ich fordere, und mit Recht zu fordern glaube. Es ist das Recht, was die Natur in solchen Fällen dem Ersteren gegeben hat, es ist gleichsam das Recht der Erstgeburt.

Euer Urtheil ist allezeit frei. Wenn die Bevölkerung sich vermehrt, wenn der Staat sich vergrößert, wenn der Handel zunimmt, und die Umstände eine Erweiterung der vorhandenen Anstalten erfordern, so beruhet das Maß der Erweiterung bei euch. Ihr könnt eine zweite Mühle zulassen, noch ein Wirthshaus, noch eine Schönfärberei bewilligen, zehn Straßen und Brücken für eine genehmigen, mehrere Posten, mehrere Wasserleitungen und mehrere Kirchen oder Capellen zulassen, nachdem ihr solches dem gemeinen Wesen nützlich findet. Nur in eurer oder eurer Repräsentanten Hand muß diese Erlaubniß unverrückt bleiben, nicht aber auf der freien Willkür eines jeden Mitbürgers oder auf dem Ausspruch eines bloßen Richters beruhen. Ihr könnt zuletzt, wenn unsere Colonie so blühend wird, daß man ihre Bedürfnisse nicht mehr abmessen kann, die vollkommenste natürliche Freiheit wieder herstellen, und jede Anlage wieder willkürlich machen; aber ob und wann diese Freiheit eintreten soll, muß eurer Ueberlegung, eurer hohen Ermäßigung vorbehalten sein.

Glaubt ihr, daß ich des Mulders auf meine Mühle zu viel nehme, findet ihr, daß der Mann, der die Wasserleitung anlegen wird, den Eimer zu theuer verkaufe, oder daß das Postgeld zu hoch gesetzt werde, so wehret euch niemand, jede Anstalt, wodurch dieser Gottlosigkeit Einhalt geschehen kann, zu wählen, zu begünstigen und ausführen zu lassen; aber euer muß diese Obererkenntniß bleiben, und ohne deren Vorgang muß niemand befugt sein, seine Willkür in ein Recht zu verwandeln, und nach diesem sich ohne Anfrage und Bewilligung eben dasjenige anzumaßen, was der erste ohne Anfrage und Bewilligung mit vielen Kosten

Digitized by Google

aus bloßem Vertrauen auf die öffentliche Dankbarkeit und Billigkeit angelegt hat.

Noch eins, meine Freunde! Gesetzt, ihr hättet die Mühle auf gemeine Kosten angelegt, und ein jeder hätte das Seinige dazu beigetragen, würdet ihr wohl in diesem Falle einem von euren Mitbürgern gestatten, ohne eure Erlaubniß noch eine zweite anzulegen? Nein! das würdet ihr nicht thun. Ihr würdet euch dagegen aus eben den Gründen setzen, woraus ich mich darüber beklage. Was ist aber besser und mehr zu begünstigen, daß Privatmänner dergleichen gemeinnützige Anstalten auf ihre Gefahr und Rechnung übernehmen, als daß alles und alles aus gemeinem Beitrage, der im Anfang unserer Colonie noch sehr schwach und gar nicht aufzubringen war, kostsplitterig ausgeführt werde? Euer Wunsch war gestern, noch einen geschickten Wundarzt zu haben. Gesetzt, es wagte einer aus Europa sich hierher, er käme ohne Ruf und ohne Besoldung, er rechnete gewiß darauf, daß kein anderer in unserer Colonie wäre, und auch wahrscheinlich nicht kommen würde, so lange er nur allein dort leben könnte, würdet ihr nicht in der Folge aus Dankbarkeit und Billigkeit einem zweiten Wundarzte so lange die Praxis verbieten, als ihr mit dem ersten zufrieden wäret? Gleichwohl hat der erste kein ander ausschließliches Privilegium, als das ihm das gemeine Beste, die öffentliche Dankbarkeit, und eure billige Ueberlegung gewähret.....

131. Der alte arme Richard. *

Liebe Freunde und gute Nachbarn, die Abgaben sind allerdings schwer, allein wenn wir sonst keine, als die an die Obrigkeit zu zahlen hätten, so wollten wir wohl fertig werden. Wir haben aber noch ganz andere, die uns viel schwerer fallen. Unsere Faulheit, zum Beispiel, nimmt uns zweimal mehr ab, als die Obrigkeit, unsere Eitelkeit dreimal, und unsere Thorheit viermal mehr. Von diesen Abgaben kann uns kein Landesdeputirter, weder ganz noch halb, befreien; indeß ist noch nicht alles verloren, wenn wir nur gutem Rath folgen wollen, denn wie der arme Richard in seinem Kalender von Anno 1733 sagt: Gott hilft denen, die sich selbst helfen.

Ueber eine Regierung, die das Volk den zehnten Theil seiner Zeit zu frohnen zwänge, würde jedermann schreien: aber die Faulheit nimmt den meisten unter uns noch weit mehr weg. Rechnet einmal die Zeit, die ihr im gänzlichen Müßiggang, das heißt mit Nichtsthun, oder in Zerstreuungen, die eben nicht weiter führen, zubringt, und ihr werdet finden, daß ich Recht habe. Der Müßiggang verkürzt nothwendigerweise unser Leben, weil er uns schwächlich macht. Müßiggang ist ein Rost, der weit mehr angreift, als selbst die Arbeit. Der Schlüssel, den man oft braucht, ist immer

* Benjamin Franklin; — G. Schatz.

Digitized by Google

blank, sagt der arme Richard. Liebst du aber das Leben, so verdirb die Zeit nicht, sagt der arme Richard weiter; denn sie ist das Zeug, aus dem das Leben gemacht ist. Wie viel verlieren wir nicht allein dadurch, daß wir länger schlafen, als nöthig wäre, ohne zu bedenken, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe lange genug schlafen werden. Ist die Zeit das kostbarste unter allen Dingen, so ist Verschwendung der Zeit die größte unter allen Verschwendungen: denn, wie der arme Richard sagt, verlorne Zeit läßt sich nicht wieder finden, und was wir Zeit genug nennen, reicht am Ende selten zu. Wohlan denn, laßt uns die Hände regen, so lange wir noch Kräfte haben. Faulheit macht alles schwer, der Fleiß alles leicht. Wer spät aufsteht, wird nie fertig; eh' er recht in die Arbeit kömmt, ist die Nacht schon wieder da. Die Trägheit schleicht so langsam, daß die Armuth sie bald einholt. Treibe dein Geschäft, damit dein Geschäft dich nicht treibt. Zeitig ins Bett und zeitig aus dem Bette, macht den Menschen gesund, reich und klug — sagt der arme Richard.

Was hilft es, bessere Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Aendert euch nur selbst, so werden sich die Zeiten auch ändern. Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen, sagt der arme Richard. Wer sich mit Hoffnungen nährt, läuft Gefahr, Hungers zu sterben. Ohne Mühe hat man nichts. Ich helfe mir mit meinen Händen fort, weil ich kein Land habe, und wenn ich welches habe, so greife ich selbst mit an, weil große Abgaben darauf liegen. Der arme Richard bemerkt sehr richtig: wer ein Handwerk hat, der hat ein Capital, und wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Man treibe aber auch sein Handwerk, und brauche seinen Kopf, sonst reicht Vermögen und Amt nicht hin, unsere Abgaben zu bezahlen. Wer arbeiten will, der findet immer Brod; dem fleißigen Mann guckt der Hunger wohl in das Haus, hinein aber darf er nicht. Auch die Gerichtsdiener kommen nicht über seine Schwelle; denn Emsigkeit bezahlt die Schulden, aber Muthlosigkeit vermehrt sie. Hast du gleich keinen Schatz gefunden, hat kein reicher Vetter dich zum Erben eingesetzt; desto besser! Fleiß ist des Glückes Mutter, und dem Fleißigen schenkt Gott alles. Bestelle dein Feld, wenn der Faule schläft; so wirst du Korn zum Verkaufen und zum Aufschütten haben. Arbeite heute, denn du kannst nicht wissen, was dich morgen abhält. Ein Heute ist mehr werth, als zwei Morgen, sagt der arme Richard, und so auch: verschiebe nie auf morgen, was du heute thun kannst. Wenn du bei einem guten Herrn dientest, würdest du dich nicht schämen, wenn er dich müßig anträfe? Nun bist du aber dein eigner Herr; so schäme dich also vor dir selbst, müßig zu gehen, da es so viel für dich, dein Haus, dein Vaterland und deinen Fürsten zu thun gibt. Greife die Arbeit rüstig an, und bedenke, was der arme Richard sagt, daß die Katze in Handschuhen keine Mäuse fängt. Freilich gibt es in der Welt viel zu thun, und vielleicht hast du von Natur zarte Hände, aber nur muthig zum ersten Versuche,

Digitized by Google

und es wird mit jedem Tage besser gehn. Dringt nicht der Regen am Ende selbst in Marmor ein? Nagt eine Maus mit Fleiß und Geduld nicht ein Schiffseil entzwei? Fällt nicht unter wiederholten Streichen die stärkste Eiche?

Mich dünkt, ich höre einige von euch sagen: So soll man sich gar keinen guten Tag machen? Ich antwortete, wie der arme Richard: Wende deine Zeit wohl an, wenn du Ruhe verdienen willst, und verliere keine Stunde, weil du keiner Minute sicher bist. Muße heißt eine Zeit, worin man etwas Nützliches verrichten kann. Der Fleißige wird diese Muße finden, aber der Träge nie. Denn, wie der arme Richard sagt, ein Leben voll guter Muße und ein müßiges Leben sind sehr verschiedene Dinge. Mancher möchte, ohne zu arbeiten, gern von seinem Kopfe leben, er kömmt aber selten weit damit. Arbeiten hingegen schafft Bequemlichkeit, Ueberfluß und Achtung. Fliehe die Ergötzungen und sie werden dich verfolgen. Die fleißige Spinne hat ein großes Netz, und seitdem ich eine Kuh und ein paar Schaafe habe, wünscht mir jeder einen guten Morgen, bemerkt der arme Richard sehr richtig.

Aber selbst Fleiß allein thut es nicht, wir müssen auch stätig, nicht fahrlässig noch unschlüssig seyn, wir müssen selbst ein Auge auf unsere Sache haben, und uns nicht zu viel auf andere verlassen. Denn, wie der arme Richard sagt: ein Baum, der oft umgesetzt wird, und eine Familie, die oft auszieht, gedeihen weniger als die, welche auf ihrem Platze bleiben. Dreimal ausziehen ist so schlimm, als einmal abbrennen. Verlaß deine Werkstatt nicht, so wird deine Werkstatt dich auch nicht verlassen. Willst du eine Sache gut eingerichtet haben, so gehe selbst, wo nicht, so schicke nur danach. Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn selbst anfassen, oder antreiben. Das Auge des Herrn fördert mehr, als seine beiden Hände. Mangel an Sorgfalt schadet mehr, als Mangel an Einsicht. Wer nicht über seine Taglöhner wacht, der läßt ihnen den Beutel offen. Zu viel Vertrauen auf andere hat manchen unglücklich gemacht: in dieser bösen Welt täuscht Mißtrauen weniger als Zutrauen. Für sich selbst sorgen hat keinen gereut, denn, wie der arme Richard sagt, willst du einen treuen und angenehmen Diener haben, so diene dir selbst. Eine kleine Verwahrlosung kann großes Unheil anrichten. Weil ein Nagel fehlte, gieng der Huf verloren; aus Mangel des Hufs das Pferd, und aus Mangel des Pferds der Reiter; der Feind holte ihn ein, und brachte ihn um, was nicht geschehen wäre, wenn er nach den Nägeln am Huf gesehen hätte.

So viel genug, liebe Freunde, von Fleiß und der Acht auf unsere Geschäfte. Zu diesen beiden Dingen muß noch etwas, Mäßigkeit, hinzukommen. Wer nicht eben so gut zu sparen, als zu verdienen weiß, der kann sich zu Tode arbeiten, ohne einen Pfennig zu hinterlassen. Eine fette Küche macht ein mageres Testament, sagt der arme Richard. Wie gewonnen, so zerronnen, heißt es von manchem schönen Thaler, seitdem unsere Weiber

Digitized by Google

über dem Thee das Nähen und Stricken, und wir Männer über dem Punsch den Spaten und Hammer vergessen haben.

Willst du reich werden, so lerne nicht allein erwerben, sondern auch sparen, sagt der arme Richard. Amerika hat Spanien nicht reich gemacht, denn seine Ausgaben überstiegen immer seine Einnahme.

Schränkt euern thörichten Luxus ein, so dürft ihr nicht über schwere Zeiten, drückende Abgaben und großen Aufwand im Hause klagen: denn Wein, Spiel und Betrug schmelzen das Vermögen und vermehren die Bedürfnisse. Ein einziges Laster kostet so viel zu unterhalten, daß man zwei Kinder davon ernähren könnte. Ihr glaubt vielleicht, eine Tasse Thee, ein Gläschen Punsch, ein Leckerbißchen, etwas feinere Kleider, dann und wann eine Lustpartie, haben so viel nicht auf sich; aber erinnert euch, was der arme Richard sagt: viele Wenig machen ein Viel. Nehmt euch vor kleinen Ausgaben in Acht: ein kleiner Leck versenkt ein großes Schiff. Ein leckrer Gaum führt zum Bettelstab; Narren bezahlen die Schüsseln, und die klugen Leute verzehren sie.

Ihr habt euch hier zu einer öffentlichen Versteigerung von allerhand Kaufmannsgut und Galanteriewaaren versammelt. Ihr nennt diese Dinge Güter, aber wenn ihr nicht auf eurer Hut seid, so werden sie für einige unter euch zu Uebeln werden. Ihr denkt, sie werden wohlfeil, vielleicht weit unter ihrem Werth weggehen: allein wenn ihr sie nicht unentbehrlich braucht, so werdet ihr sie auf jeden Fall zu theuer bezahlen. Denkt an das, was der arme Richard sagt: Kaufe nur, was du nicht nöthig hast, so wirst du bald das Nöthige verkaufen müssen. Viele haben sich bloß durch ihr wohlfeiles Einkaufen zu Grunde gerichtet. Bedenke dich immer ein wenig, ehe du einen guten Handel eingehst. Der Vortheil desselben ist oft bloß scheinbar: der Kauf kann, indem er dich von deinem Gewerbe abzieht, dir im Grunde unendlich mehr Schaden als Gewinn bringen. O, es ist eine große Thorheit, die Reue theuer zu bezahlen, und gleichwohl wird diese Thorheit täglich in Versteigerungen begangen, weil man nicht an den Kalender denkt. Der Weise, sagt der arme Richard, wird durch fremden Schaden klug, ein Narr kaum durch seinen eignen. Ich kenne Leute, die um eine schöne Halskrause gern fasten, und ihren eignen Kindern das Brod entziehn. Scharlach und Seide, Sammt und Atlas löschen das Feuer in der Küche aus. Weit entfernt Bedürfnisse zu sein, gehören sie kaum unter die Bequemlichkeiten des Lebens: man wünscht sie, bloß weil sie ins Auge fallen. So sind die künstlichen Bedürfnisse der Menschen zahlreicher geworden als ihre natürlichen, und so gerathen reiche Leute in Armuth, und müssen oft von denen borgen, die sie sonst kaum über die Achsel ansahen, die sich aber durch Sparsamkeit und Fleiß im Wohlstand erhielten. Daraus erhellt klar, wie der arme Richard sagt, daß ein Bauer auf den Füßen größer ist, als ein Edelmann auf den Knieen. Mancher, der am meisten klagt, hatte ein artiges Vermögen geerbt, er

Digitized by Google

vergaß aber, wie er dazu gekommen, und dachte: nun ist es helle, und wird nicht wieder dunkel. Eine so geringe Ausgabe von einem Vermögen, wie das meinige, kömmt nicht in Betracht; aber, wie der arme Richard sagt, wenn man immer aus dem Mehlfasse nimmt, und nichts wieder hineinfüllt, kömmt man bald auf den Boden, und wenn der Brunnen trocken ist, schätzt man erst das Wasser. Das konnten sie vorher wissen, wenn sie ihn um Rath fragten. Liebe Freunde, wollt ihr wissen, was das Geld werth ist, so geht hin, und borgt welches. Sorgen folgt auf Borgen, sagt der arme Richard. Nicht besser gehts denen, die gewissen Leuten borgen, wenn sie ihr Geld zurück verlangen. Der arme Richard gibt einen sehr guten Rath, wenn er sagt: der kindische Geschmack an Putzwerk ist eine gefährliche Thorheit. Eh du eine Grille befriedigst, sieh nach deinem Beutel. Eitelkeit ist eine eben so zudringliche Bettlerin als Armuth und noch weit unverschämter. Hast du ein schönes Stück gekauft, so mußt du noch zehn dazu kaufen, damit die ganze Ausstaffirung zusammen paßt; denn wie der arme Richard sagt: es ist leichter dem ersten Gelüsten zu widerstehen als allen folgenden, und der Arme, der dem Reichen nachäfft, ist eben so lächerlich, als der Frosch, der sich aufblies, um so groß zu werden wie der Stier. Große Schiffe können etwas wagen, kleine Fahrzeuge müssen sich am Ufer halten. Thorheiten dieser Art folgt die Strafe auf dem Fuße nach. Der arme Richard sagt: wer Eitelkeit zum Mittagsessen hat, bekommt Verachtung zum Abendbrod; oder: der Stolz frühstückt mit dem Ueberfluß, speist zu Mittage mit der Armuth, und ißt des Abends mit der Schande. Und wozu nützt am Ende der leere Schein, für den man so viel wagt, so viel leidet? Er erhält weder die Gesundheit, noch befreit er von Krankheit. Im Gegentheil, statt den Werth eines Menschen zu erhöhen, erweckt er Neid und beschleunigt den Verfall.

Welche Thorheit also, solcher entbehrlichen Dinge wegen Schulden zu machen! Es ist wahr, man braucht erst nach sechs Monaten zu bezahlen; das hat vielleicht manchen von uns hierher gelockt, der keinen Pfennig in der Tasche hat. Es ist freilich sehr bequem, ohne Geld zu kaufen, aber bedenkt, was es heißt, sich in Schulden stecken! Ihr gebt andern ein Recht über eure Freiheit. Könnt ihr zur gesetzlichen Frist nicht bezahlen, so werdet ihr euch schämen, wenn euer Gläubiger euch begegnet. Ihr werdet zittern, wenn ihr mit ihm sprecht, und elende Entschuldigungen herstammeln. Nach und nach werdet ihr Treu und Glauben und die Scham selbst verlieren, und euch durch grobe und niederträchtige Lügen entehren. Denn Lügen ist die zweite Stufe des Unrechts, so wie Schulden machen die erste. Schulden lassen die Lügen hinter sich aufsitzen. Ein freier Mann sollte jedem lebendigen Menschen unerschrocken ins Gesicht sehen können: Armuth aber raubt Selbstgefühl und Tugend. Ein leerer Sack steht nicht gut aufrecht, sagt der arme Richard.

Was würdet ihr von einem Fürsten oder einer Regierung

Digitized by Google

denken, die bei Gefängnißstrafe auferlegte, euch wie Personen von Stande zu kleiden? Würdet ihr nicht sagen, ihr wäret freie Leute, hättet das Recht, euch nach eurem Belieben zu kleiden; der Befehl kränke eure Freiheiten; die Regierung wäre tyrannisch? Gleichwohl unterwerft ihr euch selbst einer solchen Tyrannei, wenn ihr des Kleiderstaats wegen euch in Schulden steckt. Euer Gläubiger hat das Recht, sobald es ihm gefällt, euch eurer Freiheit zu berauben. Wenn ihr nicht im Stande seid zu zahlen, kann er euch in ein Gefängniß sperren, und zeitlebens darin sitzen lassen. Als ihr den Kauf schloßt, dachtet ihr vielleicht wenig an die Bezahlung; Gläubiger aber haben ein besser Gedächtniß, als Schuldner. Die Gläubiger sind Tagwähler, und geben genau auf Termin und Verfallzeit Acht. Der Zahlungstag bricht an, eh ihr noch aufgewacht seid, und die Schuldforderung ist da, eh ihr zur Befriedigung Anstalt gemacht habt. Oder denkt ihr auch daran, so wird euch doch der Termin, der erst so lang schien, fürchterlich kurz vorkommen: ihr werdet glauben, die Zeit habe zu ihren Flügeln an den Achseln auch noch Flügel an die Ferfen bekommen. Der hat kurze Fasten, der Geld schuldig ist, das zu Ostern bezahlt werden soll. Vielleicht seid ihr eben jetzt in Umständen, daß ihr eine kleine Thorheit begehen könnt, ohne dafür zu büßen, allein legt lieber etwas für das Alter und Nothfälle zurück; denn, wie der arme Richard sagt, die Morgenröthe währet nicht den ganzen Tag. Der Verdienst kann von kurzer Dauer und ungewiß sein, die Ausgaben aber sind gewiß, und dauern, so lange ihr lebt. Man kann leichter zwei Herde bauen, als auf Einem immer Feuer halten. Geh lieber ohne Abendbrod zu Bette, als daß du mit Schulden aufstehst. Erwirb so viel du kannst, und halt zu Rathe, was du erworben hast. Das ist das echte Geheimniß, Blei in Gold zu verwandeln. Wer diesen Stein der Weisen besitzt, der wird nicht länger über schlechte Zeiten oder drückende Abgaben klagen.

So, meine Freunde, lauten die Lehren der Vernunft und Klugheit. Doch dürft ihr euch nicht allein auf euren Fleiß, eure Sparsamkeit und Wachsamkeit verlassen. So vortreffliche Dinge das sind, so werden sie euch doch ohne den Segen des Himmels wenig helfen. Bittet deßhalb demüthig um diesen Segen, und seid nicht hart gegen den, der desselben entbehrt, sondern springt ihm hülfreich bei. Bedenkt, daß Hiob litt, und doch hernach gesegnet wurde. Zum Schluß! Erfahrung hält eine theure Schule, es ist aber die einzige, in der Thoren etwas lernen. Denn einen guten Rath kann man wohl geben, aber nicht eine gute Aufführung. Wer sich nicht rathen läßt, dem ist auch nicht zu helfen: sagt der arme Richard. Und: wer nicht hören will, muß fühlen.

Digitized by Google

II.

Der Brief.

135. Rabener an Cabinetssecretär Ferber.

Dresden, 12. August 1760.

Bald werden Sie glauben müssen, daß mein gutes freundschaftliches Herz mit verbrannt sei, da ich, seit meinem erlittenen Unglücke, an meinen liebsten Freund nicht geschrieben, und ihm meine Noth nicht geklagt habe. Mitten in meiner größten Beängstigung habe ich tausendmal an Sie gedacht, und da ich endlich erfuhr, daß ich alles verloren hatte, so fiel mir zu meiner größten Beruhigung ein, daß mir doch noch die Freundschaft meines Ferbers übrig sei. Es war ganz natürlich, daß mir dieses einfiel, da ich, Sie wissen es wohl, Sie von ganzem Herzen liebe, und da ich die Nachricht von meinem Verluste eben damals in Gegenwart Ihrer Mademoiselle Schwester erfuhr, die ich unendlich und doppelt hoch schätze, weil Sie Ihre Schwester und meine Freundin ist. Sie wird Ihnen von H** aus von meinem Schicksale etwas gemeldet haben; erlauben Sie mir, daß ich es hier wiederhole.

Unsere Briefe sind so oft vergnügt und scherzhaft gewesen; dieser mag einmal traurig sein. Nicht allzu traurig, ich gebe Ihnen mein Wort; denn mein Verlust, so weh er mir auch thut, hat doch nicht eine Thräne gekostet und mir keine unruhige Minute gemacht. Mir selbst ist das unbegreiflich. Es war weder Unempfindlichkeit, noch Philosophie; eine Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der größten Gelassenheit mein Haus brennen sah, und mit eben der Gelassenheit hernach anhörte, daß alles verloren sei.

Der 19. Juli war dieser schreckliche Tag. Schon am 14., da unsere Noth angieng, war mein Haus der Gefahr am meisten ausgesetzt. Früh um acht Uhr zerschmetterte eine Haubitzgranate das Zimmer meines Bedienten und zündete. Wir löschten damals noch das Feuer. Ich ließ meine Sachen, so gut es möglich sein wollte, zusammenpacken, und theils in den Keller, theils in ein Gewölbe schaffen, welches wir feste genug zu sein glaubten.

Weil sich aber die Gefahr vermehrte, und es Kugeln und Carcassen auf die Gegend meiner Wohnung regnete, so flüchtete ich noch selbigen Abend um sieben Uhr nach Neustadt zu Herrn D***; meinen Bedienten aber ließ ich mit seinem guten Willen zurücke. Neustadt ward vom 19. an auch beschossen, und zwei Zwölfpfünder fuhren durch unser Haus, aber wir waren doch mit dem Feuereinwerfen daselbst verschont.

So gefährlich und ängstlich dieser unser Aufenthalt war, so viel komische und lächerliche Auftritte kamen doch dabei vor. Die

Digitized by Google

Madame Z*** mit ihrer Bedienung und ich waren die meiste Zeit bei Herrn H** in seiner Stube, und da schliefen wir auch. Hinten im Hofe, in zwei gewölbten Stübchen, stak die ganze D*** Familie, und noch vierzig Personen alt und jung. Die Fensterladen waren mit Miste verschüttet, der obere schöne Saal mit Miste bedeckt, und mit eben so viel Miste der ganze Hof bestreut. Unter diesem Miste lagen alle diese Personen. Einige waren stille und verdrießlich, einige beteten, und man sahe es ihnen am Maule an, wie sie mit ihrem Gotte zankten, daß er es doch so weit habe kommen lassen, ungeachtet sie ihm nun seit vier Jahren die Ehre angethan, und fleißig gebetet. In einem andern Winkel saßen einige politische Kannengießer, und machten für Daun einen Operationsplan, wurden aber sehr uneinig, weil sie sich über den kleinen Nebenumstand nicht vergleichen konnten, ob sie den König von Preußen mit seiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen machen, oder nicht lieber alles über die Klinge springen lassen. Ich war fürs letztere, aber ich ward überstimmt. Eine Priesterwittwe kriegte mich immer auf die Seite und zischelt mir ins Ohr: Wir sollten Gott danken! Nur der lieben Religion wegen schösse uns der König von Preußen todt, und unsere Häuser in Grund.... Aber zum Henker, Madame, was haben meine Perücken mit der Religion zu thun? (denn kurz vorher hatte ich erfahren, daß eine dreißigpfündige Granate meinen ganzen Apparatum von Perücken zerschmettert habe.) Lassen Sie es gut sein, antwortete sie mir, es wird sich schon geben, danken Sie Gott dafür! — Die verwünschte fromme Frau hatte mich grausam gepeinigt. Ich und ein paar gute Freunde vertrieben uns die Zeit in unserer Stube, und mich dünkt, das war noch am solidesten gedacht. Unter dergleichen Abwechslung und Unruhe brachten wir den 19. heran, den schrecklichsten Tag meines Lebens. Schon um drei Uhr Nachmittags stand die Kreuzkirche, das Amthaus und meine Wohnung in voller Flamme. Ich lief vor in das Gouvernementshaus (hier war es eben, wo ich die Frau Mama und ihre Babet antraf), und sah diesem Greuel der Verwüstung zu. Ich blieb einige Zeit dort, und gegen fünf Uhr kam mein ehrlicher Bedienter mit der Nachricht, daß mein Haus niedergebrannt, das Gewölbe von den Bomben eingeschmissen, und darinnen alles verbrannt, der ganz unbeschädigte Keller aber von den zum Löschen commandirten Soldaten rein ausgeplündert sei. Das that weh, mein lieber Ferber, sehr weh; alle mein Hausrath, meine Kleider, Wäsche, Vorräthe, alle meine Bücher und Manuscripte, alle Briefe, die ich von Ihnen und andern guten Freunden so sorgfältig gesammelt hatte, alles war verloren; von Sachen, die ich wohl auf dreitausend Thaler rechnen kann, habe ich nicht zehn Thaler werth gerettet. Der älteste Zeugrock, den ich anzog um desto bequemer zu löschen, eine alte abgelebte Perücke, die ich in eben der Absicht aufgesetzt, ein paar alte Hemden, die ich schon für meinen Bedienten bestimmt hatte, und einen Schlafrock: das war meine ganze Garderobe.

Digitized by Google

Die witzigen Manuscripte, welche nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeit, alle, alle mit verbrannt. Nun verlohnt es beinahe der Mühe nicht, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieser Gedanke hatte mich bisher noch beruhigt, wenn ich als Autor an den Tod dachte; aber nun will ich immer leben bleiben, und mich in die Welt schicken, so gut ich kann. Meine schönen Bücher dauern mich sehr, aber manchmal dauern mich doch meine Hemden noch mehr, und meine Kleider und meine Betten, und... kurz, Ferber, ich bin so nackicht wie ein Gratulant! Ein Glück für mich, daß ich noch meine Wechsel und Documente gerettet habe. An baarem Gelde habe ich nicht viel über vierzig Thaler verloren; aber wie viel baares Geld hat denn ein Steuersecretär, der ein Jahr im preußischen Depot und zwei Jahre unter der Vormundschaft der Landesdeputation gestanden? Das schmerzt mich am meisten, was ich durch die Plünderung verloren habe. Einige von unsern Freunden, unsern Hülfsgenossen, unsern Errettern, Leute, die sich das größte Gewissen machen würden, am Charfreitage Schweinebraten zu essen, die plündern uns selbst in der größten Beängstigung, und brechen die Keller auf, in welchen man vielleicht vor der Wuth der Feinde noch etwas hätte retten können. Sagen Sie es auf mein Wort in Warschau nach, daß uns die Feinde zwei Drittel verbrannt, und diese Freunde ein Drittel gestohlen haben; aber sagen Sie auch, daß alle Ehrliebende von der Garnison, Officiers sowohl, als Gemeine, einen Abscheu vor diesen Gewaltthätigkeiten gehabt, und sagen Sie auch, zum Ruhme unsers tapfern Commandanten, daß er die strengste Ordre gestellet hatte, diesem Unwesen zu steuern: doch hat es nichts geholfen, denn einen Räuber macht kein Galgen ehrlich!

Den Sonntag früh ward in Neustadt angesagt, daß, wer sich aus der Stadt retten wollte, es bald thun möchte. Eine neue Angst! Um acht Uhr früh gieng ich mit meinem Bedienten zum schwarzen Thore hinaus. In dem Ueberzuge von einem Kopfkissen stak mein ganzer Reichthum. Wir wateten bei der grausamsten Hitze durch den brennenden Sand bis auf Saarens Weinberg.

Das that ich in Gesellschaft der D** Familie, welche, wie die Salzburger, emigrirte. Es schlug zwölf Uhr und sie hatten noch keine Anstalt gemacht, etwas zu essen; zu trinken war noch weniger da. Ich versicherte die Gesellschaft, daß mich hungere und dürste, und ich, als ein Abgebrannter, sähe wohl, daß man nichts von der Welt habe, als was man mit dem Maule hinausbringe. Ich wünschte mir also zu essen und zu trinken; und weil die löbliche Gewohnheit abgekommen wäre, das Volk in der Wüste mit Manna zu speisen, so wollte ich mich der Gesellschaft empfehlen, und sehen, wo ich einen guten Freund fände, der sich nicht bloß auf die göttliche Fürsorge verließe. Ich gieng, und kam nach Loschwitz zu einem guten Freunde, bei dem ich

Digitized by Google

willkommen und ziemlich gut versorgt war. Hier blieb ich bis Mittwochs früh, da ich ein Pferd bekam, und nach H** ritt.

Seit dem berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Gestalt sein Schloß verließ, um die göttliche Dulcinea zu suchen, ist kein so abenteuerlicher Ritt gesehen worden, als der meinige. Stellen Sie sich einen hohen Gaul vor, dessen eigentlicher Beruf seit fünfzehn Jahren gewesen war, im Karren zu ziehen; auf diesem Gaule den Steuersecretär Rabener, noch nicht völlig drei Ellen lang, und der schweren Zeiten ungeachtet, anderthalb Ellen im Durchschnitte; diesen Secretär in ein paar zerrissenen Schuhen, schwarz seidenen Strümpfen, gestrickten Beinkleidern, einem beschmutzten, alten und lebensatten Zeugrocke, einer Haarbeutelperücke, welche seit der Belagerung nicht ausgekämmt und vielleicht seit der preußischen Invasion nicht gepudert war; hinter ihm ein Kornsack, in welchen der Rest seines Vermögens geflüchtet war, auf diesem Kornsacke einen buntstreifigen Schlafpelz, welcher, im Fall es regnete, zum Rockelor dienen sollte; zur Rechten gieng mein Bedienter, der eine Schachtel mit Brod und Braunschweiger Wurst trug, zur Linken der Monarch des Gauls, dem er von Zeit zu Zeit Muth zusprechen, und, wenn er stolperte, ihn mitleidig aufrichten mußte. In diesem Aufzuge kam ich endlich zum Amtssteuereinnehmer in H**, wo ich sehr wohl aufgenommen ward. Mein Quartier bekam ich im Städtchen, die Wirthin, eine bejahrte dienstfertige Frau, war voll von dem Ceremonielle, wie es unter Johann George des Vierten Regierung mochte bräuchlich gewesen sein; der Wirth, ein feiner Mann, mein alter Schulkamerad. Hier wohnte ich. Die meiste Zeit brachte ich auf dem Schlosse zu, wo ich das Vergnügen hatte, die Frau Assistenzräthin mit ihrer Familie und ganz unvermuthet Ihre Mademoiselle Schwester zu finden. In dieser vortrefflichen Gesellschaft habe ich zehn Tage lang mich so wohl und vergnügt befunden, daß ich zu manchen Zeiten gar vergaß, daß ich abgebrannt war. Der Amtmann und seine Frau sorgten für unsre Bequemlichkeit; beide waren sehr dienstfertig und gastfrei; auch hatte sie Gott mit zeitlichem Vermögen ziemlich, und mit Hunden und Katzen reichlich gesegnet.

Am 2. August fuhr ich mit der Frau Schwester zurück, und bedauerte, daß mein Exilium nicht länger gewähret hatte. Nun bin ich hier, und wohne bei der D**, welche, um ihren Geruch der Heiligkeit ferner, wie bisher, zu erhalten, mir das ganze Logis eingeräumet, und sich bis Michaelis nach Borthen begeben hat; alsdann kömmt sie zurück; und ich beziehe mein neues Quartier.

Da haben Sie, mein liebster Ferber, eine lange Beschreibung meiner Abenteuer! Das übrige wünsche ich Ihnen mündlich zu erzählen; und wann? Bleiben Sie mein Freund. Ich liebe Sie ewig, und küsse Sie in Gedanken. Versichern Sie meine Ergebenheit allen Bekannten, welche sich ihres abgebrannten Freundes nicht schämen. Leben Sie wohl.

Digitized by Google

136. Derselbe an Gellert.

Dresden, am 26. Januar 1761.

Liebster Gellert.

Läse ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, daß Sie noch lebten, so würde mich Ihr unausstehliches Stillschweigen vorlängst auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie gestorben, oder doch durch Ihre finstre Hypochondrie so menschenfeindlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund Rabener ganz vergessen können, und sich in das dunkelste Gebüsch zu Störmthal geflüchtet hätten, um einsiedlerisch über das unglückliche Vaterland und Ihren verderbten Magen zu seufzen. Aber werden Sie mit Ihrer hohlen und keuchenden Stimme, so einsylbig als möglich, sprechen: Lieber Gott — weiß denn der Rabener gar nicht — nun das könnte er lange wissen — wissen könnte er — alle Kinder wissen es — — freilich — der König hat mit mir gesprochen!... O mein hochgelahrter Herr Professor! freilich viel Ehre für Sie und den Witz! aber das gibt Ihrem Stolze kein Recht, Ihren alten wahren Freund Rabener ganz zu vergessen. Der König hat mir mein Haus weggebrannt, das will noch viel mehr sagen, als daß er mit Ihnen gesprochen hat, und doch bin ich nicht einen Augenblick stolz darauf gewesen, so wenig stolz, daß ich sogleich an meinen liebsten Gellert schrieb, und es ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch so machen sollen? Hüten Sie Sich, ich rathe es Ihnen, Gellert, hüten Sie Sich! Ich bin Ihr Freund, aber, aber ich bin auch ein Autor, und ein beleidigter Autor — verstehen Sie mich, Gellert? kurz, ich erwarte mit der nächsten Post einen Brief von Ihnen. Man erzählet hier so ungereimte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Könige, daß ich große Lust habe, die Leute zu versichern, es sei alles wahr, was man davon erzählet, wenn Sie mir nicht bald antworten, und alles aufs umständlichste melden, was der König zu Ihnen gesagt hat. Noch einmal warne ich Sie, säumen Sie nicht, oder ich werde es dem Publicum ins Ohr sagen, daß dieser Gellert, der von nichts, als Vaterland und Menschenliebe spricht — ja, wie gesagt, daß dieser stille und friedliebende Gellert dem Könige bei seiner Unterredung mit ihm einen weitläuftigen und finanzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller Demuth eines Poeten überreichet habe, worinnen er zeiget, wie der Krieg wenigstens noch zwei Jahre könne fortgeführt werden, ohne die brandenburgischen Unterthanen im mindesten zu beläftigen — ja, ja, mein Herr, das ist mein ganzer Ernst; und haben wir einmal Friede, so sollen Sie — zittern sollen Sie, mehr sage ich nicht!

Wie ich mich befinde? O ich bin viel zu ergrimmt, als daß ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran liegen, ob ich krank oder gesund bin, Sie würden mich sonst lange darum gefragt haben. Aber ich merke es schon.

Digitized by Google

Schmollen kann ich mit Ihnen unmöglich. Mitten in meiner patriotischen Wuth liebe ich Sie von ganzem Herzen, und wenn es mir einfällt, daß ich binnen acht Tagen einen Brief von Ihnen bekommen werde, so möchte ich Sie vor Freuden tausendmal umarmen! Ich bin vollkommen gesund, heiter und zufrieden. Ich genieße die ruhigen Augenblicke, die wir jetzt noch als eine Beute davon tragen, und erwarte die unruhigen Tage ohne ängstliche Sorge.

Lesen Sie die Inlage an unsern Cramer in Kopenhagen, so werden sie noch mehr wissen. Mein ganzes Herz ist darinnen: denn seit meinem erlittenen harten Unglücke ist mir alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertelstunde mit eben der Munterkeit von meinem Tode reden, mit der ich gegen meine Freunde scherze, wie ich jetzt mit Ihnen, mein bester Gellert, gescherzet habe. Heben Sie diese beiden Briefe auf, vielleicht machen Sie, wenn ich heuer noch sterbe, eine merkwürdige Anekdote in meiner künftigen Lebensbeschreibung, die desto mehr in die Augen fallen muß, da ich in meinem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schmähschriften ausnehme, nichts Wichtiges gethan, als dieses, daß ich meinen Freund Gellert von ganzem Herzen geliebt habe. —

Leben Sie wohl!

Rabener.

---

137. Gellert an Secretär K.

Sehen Sie wohl? Ein rechter deutscher Autor muß keine Oster- oder Michaelismesse vorbei lassen, ohne etwas heraus zu geben, wenn es auch nur ein Werk von zween Bogen wäre. Nein, nein, ich lasse mir mein Recht nicht nehmen; ich schreibe, so lange ich gesunde Hände habe. Es ist gar zu hübsch, wenn man sich in dem Meßkataloge, bald darauf in den Zeitungen und Journalen und endlich in den Händen der Welt sieht. Ich komme selten zu jemanden, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnt werde, und wenigstens eine von meinen Schriften auf dem Fenster, oder auf dem Nachttische ganz sauber eingebunden finde. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich da empfinde; aber das weiß ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich eile nach Hause und nehme die Feder in die Hände, und schreibe, was ich schreiben kann, und stelle mir schon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers sein sollte. Unlängst komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bei ihm bekannt ist, herein, und langte aus seinem Kober, in dem ein guter Vorrath Butter und Brod war, meine F. und E. ungebunden hervor. Da, fieng er in seiner Sprache an, bindet mir das Buch fein fest und schien ein. Christoph, sprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bekommen? Er antwortete

Digitized by Google

ihm ganz trotzig, daß er sichs hier gekauft hätte; daß der Schulmeister und der Schulze auf seinem Dorfe, bei denen er das Buch zuerst gesehen, sich bald scheckicht darüber gelacht hätten, so viel spaßhaftes Zeug stünde darinne; er sagte, daß er einen kleinen Sohn hätte, der schon hübsch lesen könnte, und der ihm des Abends, wenn er von der Arbeit käme, und seine Pfeife Tabak in Ruhe rauchte, etwas daraus vorlesen sollte, so würde er kaum nicht in die Schenke gehen. Er war noch jung, der Herr, fuhr er fort, ders in Druck hatte ausgehen lassen; ich wollte ihm was abbrechen, aber er sagte, es wäre nicht anders, als vierzehn Groschen, die habe ich ihm auch gegeben. Er hatte noch viel Bücher; das Bücherschreiben muß ihm recht von der Hand gehen. Ihr Narr, sprach mein Buchbinder, der Mann, wo ihr das Buch gekauft habt, hat nichts geschrieben, er handelt nur damit. Seht doch, fieng der Bauer an, ich dachte, es wäre der Herr selber, ich hätte ihm bei meiner Treu nicht so viel gegeben. Nunmehr hätte ich gehen können; aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verrathen sollte, und er that es zu meinem Glücke, denn außerdem würde ich mich dem Bauer selbst entdeckt haben. Wenn Sie nur hätten sehen sollen, mit welcher Bewunderung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mich auf die Achseln klopfte, und mich ermahnte, mehr solch schnackisch Zeug zu schreiben. Ich war den ganzen Tag außerordentlich aufgeräumt. Ich stellte mir alle meine Leser von dem Größten bis zu dem Holzbauer vor, und beschloß den Augenblick den zweiten Theil von der G** fertig zu machen, den Sie mit diesem Brief erhalten. Schicken Sie mir ihn ja nicht wieder zurück, ich werde schwermüthig darüber. Endlich antworten Sie mir bald, sonst schreibe ich Ihnen keine so merkwürdige Histörchen mehr. Ich bin ꝛc.

138. Christiane Caroline Lucius an Gellert.

Ich soll nur ohne Kummer meinen Briefwechsel mit Ihnen fortsetzen? Und Sie wollen wirklich so gütig sein, und es mir erlauben, ob ich gleich nicht die Ehre habe, Ihnen persönlich bekannt zu sein? — „Das habe ich nicht gedacht," muß ich, wie der König von Preußen sprechen. Allein wenn ichs schon nicht gedacht habe, so weiß ich mich doch gleich darein zu schicken, und mache mir diese Erlaubniß mit aller Zuversicht zu Nutze. Sie haben sie mir einmal gegeben: daran will ich mich halten, bis Sie sie wieder zurücknehmen, und das werden Sie doch wohl nicht thun? — Nein, das thun Sie nicht; Sie sind viel zu gutherzig, viel zu menschenfreundlich dazu. Mein langer Brief, und daß ich gern an Sie schreibe, ist Ihnen angenehm, wie Sie sagen? Auch dies hätte ich kaum geglaubt, und doch muß es so sein; denn rechtschaffene Leute überhaupt haben ja niemals Ursache anders zu reden, als sie denken, wie viel weniger Sie! Da ich schrieb, schmeichelte ich mir

Digitized by Google

gar nicht mit der Hoffnung, eine Antwort zu erhalten; noch weniger unterstand ich mich, nur einen Augenblick die Absicht zu hegen, Sie dadurch in einen Briefwechsel mit mir zu ziehen. Ich gedachte, so zu sagen, bloß von Ihnen Abschied zu nehmen. Aber hernach sah ichs wohl ein, daß ich selbst nicht recht gewußt, was ich wollte; denn ich war immer so unruhig, weil ich nichts davon erfuhr, wie mein Brief von Ihnen war aufgenommen worden, und ich warf eine solche Feindschaft darauf, daß ich's gar nicht mehr leiden wollte, wenn meine Schwester davon redete, und im Herzen, glaube ich, war ich gar böse, daß meine Eltern mir erlaubt hatten, ihn fortzuschicken. War das nicht wunderlich von mir? — Sehen Sie, mein lieber Herr Professor, ich erzähle Ihnen das alles, damit Sie von der Freude urtheilen können, die mir Ihr schöner Brief gemacht, und die Sie mir durch alle diejenigen verursachen werden, die Ihnen dann und wann an mich zu schreiben belieben wird. Drei Zeilen von Ihnen können mich auf eine lange Zeit vergnügt machen, und ich habe nunmehr so viel Vertrauen zu ihnen, daß ich, wenn Sie auch nicht an mich schreiben, dennoch nicht einen Augenblick an Ihrer Gütigkeit zweifeln will. Da will ich mich unterdessen mit dem Gedanken von Ihnen beschäftigen und dasjenige lesen, was Sie sonst schreiben. So hab ichs auch bisher gemacht. Ich habe des Herrn Rabeners Brief an Sie und Ihre Antwort darauf gelesen und abgeschrieben. Ihre Antwort hat mir viel Vergnügen, aber auch viel Sorgen und Furcht gemacht. Wie krank müssen Sie gewesen sein, daß Sie nicht einmal dem Herrn Kammerrath Lindemann zu seiner vortrefflichen Babet Glück wünschen können! Ich kann nicht ohne Betrübniß an die Stelle gedenken, wo Sie von Ihrem Tode reden. Ich weiß wohl, daß man darum nicht stirbt, wenn man an den Tod denkt, oder davon spricht; aber es macht mir doch tausend traurige Eindrücke. Mit Ihnen würde ein großer Theil meines Vergnügens sterben. Ihre Schriften bleiben zwar in der Welt, und es werden sich auch immer Leute finden, die Sie kennen, und wie ich, lieben und verehren, mit denen ich viel Gutes von Ihnen würde sprechen können; aber ich könnte doch dann nicht mehr an Sie schreiben, und das Angenehme Ihres Andenkens würde allemal mit viel Traurigkeit vermischt sein. Gott verlängere Ihr Leben, und schenke Ihnen Gesundheit und Kräfte, Ihnen dasselbe angenehm zu machen! Ich bete täglich darum. Ich habe Sie recht lieb, daß Sie mich des Lesens wegen nicht tadeln. Es würde mir sehr schwer fallen, den Büchern zu entsagen. Sie sind fast meine einzige Belustigung. Nur wünsche ich, daß ich auch Nutzen daraus ziehen möge. Wenigstens will ich sorgen, daß weder die Sachen, die ich lese, noch die Art, mit der ich sie lese, schädlich sein sollen. Es ist mir unschätzbar, daß Sie gut von mir denken, und sich sogar die Mühe nehmen, es mir zu sagen. Lassen Sie sichs nicht gereuen, mein lieber Herr Professor, daß Sie mirs gesagt haben; ich will gewiß einen guten Gebrauch davon machen. So oft es mir einfällt — und das geschieht oft —, daß Sie gut von mir denken, eben so

oft will ich meine Bemühung, es zu verdienen, verdoppeln, und mich in dem Entschlusse befestigen, recht sehr gut zu sein. Sie, hochgeehrtester Herr Professor, schämen sich nicht, fromm zu sein, und also darf's ich Ihnen wohl sagen, ohne zu befürchten, daß Sie mich deßwegen für ungesittet, oder gar für enthusiastisch halten werden, daß ich zwar noch weit höhere Aufmunterung kenne, dasjenige auszuüben, was gut ist; allein ich weiß auch, daß es erlaubt ist, über den Beifall tugendhafter und würdiger Personen sich zu freuen, und daß man darnach streben und ihn als eine Aufforderung zu mehr Tugend anwenden soll. Meine Schwester und mein Bruder, welcher mir Ihren Brief selbst überbracht hat, küssen Ihnen mit aller Ehrerbietung die Hände; und meine Eltern (mein Vater liebt Sie vornemlich wegen Ihrer Fabeln, und meine Mutter wegen Ihrer Lieder; eigentlich aber, lieben wir Sie um alles, was wir von Ihnen wissen), meine Eltern, sage ich, nehmen sich die Freiheit, Sie hier durch mich von ihrer vollkommensten Hochachtung zu versichern, und Ihnen für die Gütigkeiten zu danken, womit Sie ihre Tochter beehren. Ich habe die Ehre zu sein

Hochgeehrtester Herr Professor

Dresden, den 25. März 1761.

Ihre ergebenste Dienerin
C. C. Lucius.

139. Claudius an seinen Sohn.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kömmt. Ich kann dich nicht mitnehmen und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen als du.

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich dir einigen Rath geben, und dir sagen, was ich gefunden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht besteht.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur, alle andre Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt, und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorüber gehen. Alle

Digitized by Google

Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut, und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist nicht für ihn gleichgültig, ob er rechts oder links gehe.....

Halte dich zu gut, Böses zu thun.

Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Scheue niemand so viel, als dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Aegypter. Nimm es dir vor, Sohn, nichts wider seine Stimme zu thun; und was du sinnest und vor hast, schlage zuvor an deine Stirne und frage ihn um Rath. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch, wenn du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gern von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend ꝛc. geredet wird; da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahin fahren, da sei auf deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.....

Denke oft an heilige Dinge, und sei gewiß, daß es nicht ohne Vortheil für dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäure.

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint, und du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne.

Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser.

Lehre nicht andere, bis du selbst gelehrt bist.

Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gerne ihretwegen hassen: doch wisse, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht in einander fließen; sonst hast du deinen Lohn dahin.

Thue das Gute vor dich hin, und bekümmere dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen.

Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als wenn er deine Seele wäre.

Gehorche der Obrigkeit, und laß die andern über sie streiten.

Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue dich schwerlich.

Digitized by Google

Miſche dich nicht in fremde Dinge, aber die deinigen thue mit Fleiß.

Schmeichle niemand, und laß dir nicht ſchmeicheln.....

Werde niemand nichts ſchuldig; doch ſei zuvorkommend, als ob ſie alle deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmüthig ſein, aber gerecht ſei immer.

Mache niemand graue Haare, doch wenn du Recht thuſt, haſt du um die grauen Haare nicht zu ſorgen.....

Hilf und gib gerne, wenn du haſt, und dünke dir darum nicht mehr; und wenn du nicht haſt, ſo habe den Trunk kalten Waſſers zur Hand, und dünke dir darum nicht geringer.....

Sage nicht alles, was du weißt, aber wiſſe immer, was du ſageſt.

Hänge dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter ſitzen, denn ſie ſind die elendeſten unter allen Creaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menſchen achte, und gehe ihnen nach. Ein Menſch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, iſt wie die Sonne, die da ſcheint und wärmt, wenn auch nicht redet.

Thue was des Lohnes werth iſt, und begehre keinen.

Wenn du Noth haſt, ſo klage ſie dir und keinem andern.

Habe immer etwas Gutes im Sinne.

Wenn ich geſtorben bin, ſo drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht.

Stehe deiner Mutter bei, und ehre ſie, ſo lange ſie lebt, und begrabe ſie neben mir.

Und ſinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchteſt, und habe einen freudigen Muth; und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Chriſtenthums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben.

Dein treuer Vater
Claudius.

---

140. Heinrich Voß an ſeine Eltern.

Bayreuth, den 18. April 1819.

Hier bin ich geſtern froh und glücklich angelangt. In Hof, 12 Stunden von Bayreuth, nahm ich einen Wagen hieher. Eben als ich einſteigen will, tritt zu mir ein junger, hübſcher, freundlicher Menſch und überreicht mir folgendes Billet von Jean Paul:

„Mein lieber Voß, hier ſende ich dir meinen Sohn entgegen, um dir unſere Wünſche deiner Erſcheinung auszudrücken. Beſeht Hof, wo ich das Schlimmſte gelitten und das Beſte geſchrieben, und wo meine Mutter ruht. Kommt freudig an!“

Digitized by Google

War das nicht schön? — Nun die Aufnahme beim Vater, die war so herzlich, wie nur denkbar. Wie hat er sich gleich nach Eltern und Bruder Abraham erkundigt! Und dabei rollten ihm die Thränen über die Backen. Er wußte gar nicht, was er mir alles zu Liebe thun sollte. „Den ganzen Tag habe ich nicht arbeiten können," sagte er, „und daran bist du Schuld, mein Herzens-Voß." — „Und kommt er noch so früh," hatte er seiner Frau gesagt, „diesen Abend muß keiner dazu geladen werden: ich muß ihn allein haben." Mit seiner Frau Caroline und seinen Töchtern habe ich kaum noch reden können: immer zog er mich wieder zu sich, so bald ich das Gespräch an sie wandte. — Im Gasthofe wohne ich, wie sehr mich auch Richters baten, bei ihnen zu bleiben; aber ich weigerte mich, weil ich bemerkte, das herzliche Anerbieten sei nicht ohne Aufopferung. Ich könnte nicht froh hier sein, hätte ich das Gefühl, daß ich so lieben Leuten zur Last fiele. Liebe Eltern, wäret ihr bei uns! Jean Pauls Haushalt erinnert mich an die dithmarsischen Zeiten; und es ist doch eine Wonne, mit Leuten zu verkehren, die man unaussprechlich gut nennen muß, und so aufrichtig, wie die alte Zeit.

N. S. Da kommt Max Richter und bringt mir einen Brief von den lieben Eltern. Aber schreiben kann ich nichts mehr: es ist halb 8 Uhr, und der liebe Jean Paul schon halb angekleidet, um mich abzuholen; dem muß ich zuvorkommen. — Lebt wohl.

Stets euer treuer Sohn

Heinrich.

III.

Die Tendenzschrift.

141. Soll man spielend lernen.*

Es ist wunderbar, wie weit uns oft eine glänzende Theorie verführen kann. Wenn einer das Laufen lernen soll, so läßt man ihn in schweren Schuhen im gepflügten Lande laufen, dagegen aber sollen Kinder, woraus man große Männer ziehen will, alles spielend fassen. Es wird ihnen alles so süß und so leicht gemacht, sie durchfliegen den Kreis aller Wissenschaften, oder die so beliebt gewordenen Encyklopädien, so früh und so kühn, man bewundert die Wissenschaften, welche die Kinder auf ihren Rollwagen führen, so ausnehmend, daß man denken sollte, der römische Redner, welcher seine Brust erst lange Jahre unter einer bleiernen Platte arbeiten ließ, um sie hernach mit desto mehrerer Macht heben zu können, sei ein großer Narr gewesen, und hätte besser gethan, die Wissenschaft in einem Kalender zu studiren. Was kommt aber

* Justus Möser.

Digitized by Google

bei diesem unserm spielenden Lernen heraus? Süßes Gewäsche, leichte Phantasien, und ein leerer Dunst. Der Geist bleibt schwach, der Kopf hat weder Macht noch Dauer, und alles sieht hungrig aus. Der junge Mensch, der sich nun als ein großer Mann zeigen soll, gleicht einem Kaufmanne, welcher eine Handlung durch die ganze Welt anfangen will, ohne irgend ein Capital oder auch nur einmal einen mäßigen Vorrath von Producten zu haben.

Ganz anders verhält es sich mit dem Knaben, der, so viel es ohne Nachtheil seiner Leibes- und Seelenkräfte geschehen kann, von Jugend auf zu einem eisernen Fleiße, und zur Einsammlung nützlicher Wahrheiten angestrenget worden. In dem Augenblick, da er anfängt sich zu zeigen, hat er einen ganzen Vorrath von nützlichen Wahrheiten in seiner Macht, und die Gewohnheit hat ihm eine zweite Natur zur Arbeit gegeben. Eine Wahrheit zeugt die andre, und die Masse derselben wuchert in seiner Seele mit fortgehendem Glücke. Die schönen Wissenschaften machen bei ihm ihr Glück, wie Maler und Bildhauer bei einem reichen Bauherrn, der alles, was zu dem prächtigen Gebäude erfordert wird, selbst besitzt und reichlich bezahlen kann; anstatt daß diese verschönerten Künste jenem jungen Herrn weiter zu nichts dienen, als Puppen zu schnitzen.

Einen solchen Reichthum von Wahrheit und Kenntnissen wird man aber nie spielend, und auf die Art erlangen, wie viele Kinder jetzt erzogen werden. Die Vorsicht hat den Menschen nichts ohne große Arbeit zugedacht, und wenn das Kind auch hundertmal weint, und mit Strafen zum Lernen und zu Fertigkeiten gezwungen werden muß, so sind dieses wohlthätige Strafen, und die Thränen wird er seinen Lehrern einst verdanken.

Woher kommt aber eigentlich dieses Verderben? Von dem Ton unsrer Zeiten, nach welchem der Lehrer sich entweder einen groben Pedanten schelten lassen, oder mit dem Kinde säuberlich verfahren muß. Da ist kein großer Herr, keine zärtliche Mutter, welche nicht diesen Ton führet, und der Lehrer, der endlich die Kunst zu schmeicheln lernt, führt seinen Untergebenen spielend zu der Geschicklichkeit, von allen Dingen witzig zu sprechen und kein einziges aus dem Grunde zu verstehen; er läßt ihn auf einem gewächsten Boden tanzen, und bekümmert sich nicht darum, ob er dereinst auf einem tiefen Steinpflaster den Hals brechen werde.

---

142. Anschlagzettel im Namen von Philadelphia.*

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hierdurch bekannt gemacht, daß vor ein paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den von Himmel und Hölle Beneideten nennt, allhier auf der

* G. Ch. Lichtenberg.

Digitized by Google

ordinairen Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. Es ist nämlich derselbe, der im Jahr 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markt einen Knaul Bindfaden in die Wolken schmiß und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit dem 9ten Januar dieses Jahres anfangen, seine Einthalerkünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich-heimlich den Augen des Publikums vorzulegen, und wöchentlich zu bessern fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisd'or-Stücken kommt, darunter sich einige befinden, die, ohne Prahlerei zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja, so zu sagen, schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile und noch vorige Woche auch sogar im fünften vor Ihro Majestät der Königin Oberea auf O-Taheiti mit dem größten Beifall seine Künste zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und alle Stunden des Tages sehen lassen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem Congreß seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von 11 bis 12 des Vormittags, da er zu Konstantinopel engagirt ist, und nicht von 12 bis 1, da er speiset.

Von den Alltags-Stückchen zu einem Thaler wollen wir einige angeben; nicht sowohl die besten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten fassen lassen.

1) Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jacobi-Kirche ab, und setzt ihn auf die Johannis-Kirche, und wiederum die Fahne des Johannis-Kirchthurms auf die Jacobi-Kirche. Wenn sie ein Paar Minuten gesteckt, bringt er sie wieder an Ort und Stelle. NB. Alles ohne Magnet, durch die bloße Geschwindigkeit.

2) Nimmt er 6 Loth des besten Arseniks, pulverisirt und kocht ihn in zwei Kannen Milch und tractirt die Damens damit. Sobald ihnen übel wird, läßt er sie zwei bis drei Löffel voll geschmolzenes Blei nachtrinken, und die Gesellschaft geht gutes Muths und lachend aus einander.

3) Läßt er sich eine Holzart bringen und schlägt damit einem Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm den zweiten Streich, da dann der Chapeau sogleich aufsteht, und gemeiniglich fragt, was das für eine Musik sei. Uebrigens so gesund, wie vorher.

4) Er zieht 3 bis 4 Damen die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft in einem Beutel sorgfältig durcheinander schütteln, ladet sie alsdann in ein kleines Feldstück, und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, da denn jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

5) Ein metaphysisches Stück, worin er zeigt, daß wirklich etwas zugleich sein und nicht sein kann. Erfordert große Zubereitung und Kosten, und gibt er es bloß der Universität zu Ehren für einen Thaler.

Digitized by Google

6) Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch baares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt jedem einen Schein aus. Wirft hierauf alles in einen Koffer und reiset damit nach Cassel. Nach acht Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und so wie der Riß durch ist, so sind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stück hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses, künftig aber hoch in freier Luft, über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt, sieht nichts.

Göttingen den 7ten Januar 1777.

Digitized by Google

Fünftes Buch.

Dramatisch.

143. Aus Lessing's Minna von Barnhelm.

v. Tellheim. Bist du da?

Just (indem er sich die Augen wischt). Ja.

v. Tellheim. Du hast geweint?

Just. Ich habe in der Küche meine Rechnung geschrieben, und die Küche ist voll Rauch. Hier ist sie, mein Herr!

v. Tellheim. Gib her.

Just. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr. Ich weiß wohl, daß die Menschen mit Ihnen keine haben; aber —

v. Tellheim. Was willst du?

Just. Ich hätte mir eher den Tod, als meinen Abschied vermuthet.

v. Tellheim. Ich kann dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen (schlägt die Rechnung auf und liest:) „Was der Herr Major mir schuldig: Drei und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, macht 21 Thaler. Seit dem ersten dieses an Kleinigkeiten ausgelegt 1 Thaler 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum 22 Thaler 7 Gr. 9. Pf." — Gut, und es ist billig, daß ich diesen laufenden Monat ganz bezahle.

Just. Die andere Seite, Herr Major —

v. Tellheim. Noch mehr? (liest) „Was dem Herrn Major ich schuldig: an den Feldscheerer für mich bezahlt 25 Thaler. Für Wartung und Pflege während meiner Cur für mich bezahlt 39 Thaler. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater auf meine Bitte vorgeschossen, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geschenkt, 50 Thaler. Summa Summarum 114 Thaler. Davon abgezogen vorstehende 22 Thaler 7 Gr. 9 Pf., bleibe dem Herrn Major schuldig 91 Thaler 16 Gr. 3 Pf." — Kerl, du bist toll! —

Just. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen weit mehr koste. Aber es wäre verlorene Dinte, es dazu zu schreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen, und wenn Sie mir vollends die Livree nehmen, die ich auch nicht verdient habe, — so wollte ich lieber, Sie hätten mich in dem Lazarethe crepiren lassen.

v. Tellheim. Wofür siehst du mich an? Du bist mir nichts schuldig, und ich will dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bei dem du es besser haben sollst, als bei mir.

Digitized by Google

Just. Ich bin Ihnen nichts schuldig, und doch wollen Sie mich verstoßen?

v. Tellheim. Weil ich dir nichts schuldig werden will.

Just. Darum? nur darum? — So gewiß ich Ihnen schuldig bin, so gewiß Sie mir nichts schuldig werden können, so gewiß sollen Sie mich nicht verstoßen. — Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major; ich bleibe bei Ihnen; ich muß bei Ihnen bleiben. —

v. Tellheim. Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes, ungestümmes Wesen gegen alle, von denen du meinest, daß sie dir nichts zu sagen haben, deine tückische Schadenfreude, deine Rachsucht — —

Just. Machen Sie mich so schlimm, wie Sie wollen, ich will darum doch nicht schlechter von mir denken, als von meinem Hunde. Vorigen Winter gieng ich in der Dämmerung an dem Canale und hörte etwas winseln. Ich stieg herab und griff nach der Stimme und glaubte, ein Kind zu retten, und zog einen Pudel aus dem Wasser. Auch gut, dachte ich. Der Pudel kam mir nach; aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort, umsonst; ich prügelte ihn von mir, umsonst. Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thür auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, stieß ich ihn mit dem Fuße; er schrie, sahe mich an und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Bissen Brod aus meiner Hand bekommen, und doch bin ich der einzige, dem er hört und der ihn anrühren darf. Er springt vor mir her und macht mir seine Künste unbefohlen vor. Es ist ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger treibt, so höre ich endlich auf, den Pudeln gram zu sein.

v. Tellheim (bei Seite). So wie ich ihm! Nein es gibt keine völlige Unmenschen! — — Just, wir bleiben zusammen.

Just. Ganz gewiß! — Sie wollten sich ohne Bedienten behelfen? Sie vergessen Ihrer Blessuren und daß Sie nur Eines Armes mächtig sind. Sie können sich ja nicht allein ankleiden. Ich bin Ihnen unentbehrlich; und bin, — ohne mich selbst zu rühmen, Herr Major — und bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt, für seinen Herrn betteln und stehlen kann.

v. Tellheim. Just, wir bleiben nicht beisammen.

Just. Schon gut!

144. Aus Schillers Wallenstein.

Capuciner. [1] Heisa, Juchheia! Dudeldumdei! [2] Das geht ja hoch her. Bin auch dabei! [3] Ist das eine Armee von Christen? [4] Sind wir Türken? sind wir Antibaptisten? [5] Treibt man so mit dem Sonntag Spott? [6] Als hätte der allmächtige Gott [7] Das Chiragra, könnte nicht drein schlagen? [8] Ist's jetzt Zeit zu Saufgelagen, [9] Zu Banketten und Feiertagen? [10] Quid hic statis otiosi?

Digitized by Google

[11] Was steht ihr und legt die Hände in Schooß? [12] Die Kriegsfuri ist an der Donau los, [13] Das Bollwerk des Baierlandes ist gefallen, [14] Regensburg ist in des Feindes Krallen, [15] Und die Armee liegt hier in Böhmen, [16] Pflegt den Bauch, läßt sich's wenig grämen, [17] Kümmert sich mehr um den Krug als den Krieg, [18] Wetzt lieber den Schnabel als den Sabel, [19] Hetzt sich lieber herum mit der Dirn', [20] Frißt den Ochsen lieber als den Orenstirn. [21] Die Christenheit trauert in Sack und Asche; [22] Der Soldat füllt sich nur die Tasche. [23] Es ist eine Zeit der Thränen und Noth, [24] Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder, [25] Und aus den Wolken, blutigroth, [26] Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter. [27] Den Kometen steckt er, wie eine Ruthe, [28] Drohend am Himmelsfenster aus, [29] Die ganze Welt ist ein Klagehaus, [30] Die Arche der Kirche schwimmt in Blute, [31] Und das römische Reich — daß Gott erbarm! [32] Sollte jetzt heißen römisch-Arm; [33] Der Rheinstrom ist worden zu einem Peinstrom, [34] Die Klöster sind ausgenommene Nester, [35] Die Bisthümer sind verwandelt in Wüstthümer, [36] Die Abteien und die Stifter [37] Sind nun Raubteien und Diebesklüfter, [38] Und alle die gesegneten deutschen Länder [39] Sind verkehrt worden in Elender — [40] Woher kommt das? Das will ich euch verkünden: [41] Das schreibt sich her von euern Lastern und Sünden, [42] Von dem Gräuel und Heidenleben, [43] Dem sich Officier und Soldaten ergeben. [44] Denn die Sünd ist der Magnetenstein, [45] Der das Eisen ziehet ins Land herein. [46] Auf das Unrecht, da folgt das Uebel, [47] Wie die Thrän' auf den herben Zwiebel, [48] Hinter dem U kommt gleich das W, [49] Das ist die Ordnung im A B C. [50] Ubi erit victoriae spes. [51] Si offenditur Deus? Wie soll man siegen, [52] Wenn man die Predigt schwänzt und die Meß, [53] Nichts thut, als in den Weinhäusern liegen? [54] Die Frau in dem Evangelium [55] Fand den verlornen Groschen wieder, [56] Der Saul seines Vaters Esel wieder, [57] Der Joseph seine saubern Brüder; [58] Aber wer bei den Soldaten sucht [59] Die Furcht Gottes und die gute Zucht [60] Und die Scham, der wird nicht viel finden, [61] Thät' er auch hundert Laternen anzünden. [62] Zu dem Prediger in der Wüsten, [63] Wie wir lesen im Evangelisten, [64] Kamen auch die Soldaten gelaufen, [65] Thaten Buß' und ließen sich taufen, [66] Fragten ihn: Quid faciemus nos? [67] Wie machen wir's, daß wir kommen in Abrahams Schooß? [68] Et ait illis, und er sagt: [69] Neminem concutiatis. [70] Wenn ihr niemanden schindet und plackt. [71] Neque calumniam faciatis. [72] Niemand verlästert, auf niemand lügt. [73] Contenti estote, euch begnügt, [74] Stipendiis vestris, mit eurer Löhnung [75] Und verflucht jede böse Angewöhnung. [76] Es ist ein Gebot: du sollt den Namen [77] Deines Herrgotts nicht eitel auskramen! [78] Und wo hört man mehr blasphemiren, [79] Als hier in den Friedländischen Kriegsquartieren? [80] Wenn man für jeden Donner und Blitz, [81] Den ihr losbrennt mit eurer Zungenspitz, [82] Die Glocken müßt läuten im Land umher, [83] Es wär

5. 10. 15. 20. 25. 30. 35. 40. 45.

Digitized by Google

bald kein Meßner zu finden mehr. [84] Und wenn euch für jedes böse Gebet, [85] Das aus eurem ungewaschenen Munde geht, [86] Ein Härlein ausgieng aus eurem Schopf, [87] Ueber Nacht wär' er geschoren glatt, [88] Und wär' er so dick wie Absalons Zopf.
[89] Der Josua war doch auch ein Soldat, [90] König David erschlug den Goliath; [91] Und wo steht denn geschrieben zu lesen, [92] Daß sie solche Fluchmäuler sind gewesen? [93] Muß man den Mund doch, ich sollte meinen, [94] Nicht weiter aufmachen zu einem Helf Gott, [95] Als zu einem Kreuz Sackerlot! [96] Aber wessen das Gefäß ist gefüllt, [97] Davon es sprudelt und überquillt. [98] Wieder ein Gebot ist: du sollt nicht stehlen! [99] Ja, das befolgt ihr nach dem Wort, [100] Denn ihr tragt alles offen fort. [101] Vor euren Klauen und Geiersgriffen, [102] Vor euren Praktiken und bösen Kniffen [103] Ist das Geld nicht geborgen in der Truh, [104] Das Kalb nicht sicher in der Kuh, [105] Ihr nehmt das Ei und das Huhn dazu. [106] Was sagt der Prediger? Contenti estote, [107] Begnügt euch mit eurem Commisbrote. [108] Aber wie soll man die Knechte loben, [109] Kömmt doch das Aergerniß von oben! [110] Wie die Glieder, so auch das Haupt! [111] Weiß doch niemand, an wen der glaubt!

Erster Jäger. [1] Herr Pfaff! uns Soldaten mag er schimpfen, [2] Den Feldherrn soll er uns nicht verunglimpfen.

Capuciner. [1] Ne custodias gregem meam! [2] Das ist so ein Ahab und Jerobeam, [3] Der die Völker von der wahren Lehren [4] Zu falschen Götzen thut verkehren.

Trompeter und Recrut. Laß er uns das nicht zweimal hören!

Capuciner. [1] So ein Bramarbas und Eisenfresser, [2] Will einnehmen alle festen Schlösser. [3] Rühmte sich mit seinem gottlosen Mund, [4] Er müsse haben die Stadt Stralsund, [5] Und wär' sie mit Ketten an den Himmel geschlossen.

Trompeter. Stopft ihm keiner sein Lästermaul?

Capuciner. [1] So ein Teufelsbeschwörer und König Saul, [2] So ein Jehu und Holofern, [3] Verläugnet, wie Petrus, seinen Meister und Herrn: [4] Drum kann er den Hahn nicht hören krähn —

Beide Jäger. Pfaffe! Jetzt ist's um dich geschehn!

Capuciner. So ein listiger Fuchs Herodes —

Trompeter und beide Jäger (auf ihn eindringend). Schweig stille! Du bist des Todes!

Croaten (legen sich drein). [1] Bleib da, Pfäfflein, fürcht dich nit, [2] Sag dein Sprüchel und theil's uns mit.

Capuciner (schreit lauter). [1] So ein hochmüthiger Nebucadnezer, [2] So ein Sündenvater und muffiger Ketzer, [3] Läßt sich nennen den Wallenstein; [4] Ja freilich ist er uns allen ein Stein [5] Des Anstoßes und Aergernisses, [6] Und so lang der Kaiser diesen Friedeland [7] Läßt walten, so wird nicht Fried' im Land.

Digitized by Google

Sechstes Buch.

Didaktisch.

I.

Die Natur.

145. Die Winde. *

So lange die Dichtigkeit der Luft allenthalben gleich ist, befindet sich die Atmosphäre im Zustande der Ruhe; so wie jedoch diese Gleichheit durch irgend eine Ursache aufgehoben wird, erfolgt eine Bewegung, welche wir Wind nennen. Gerade so wie die Luft aus einem Blasebalge nach außen strömt, wenn sie zusammengedrückt wird, bewegt sich die Luft aus einer Gegend, wo sie eine größere Dichtigkeit hat, nach derjenigen, wo letztere kleiner ist. Diese Bewegung der Luftmassen stimmt völlig mit der des Wassers in den Flüssen überein, es ist ein förmliches Fortfließen eines Theils des Luftoceans aus einer Gegend nach der andern.

Diese Luftströmungen sind in dem großen Haushalt der Natur von großer Wichtigkeit, sie sind von Gott, dem Herrn, alle weislich geordnet. Sie spielen bei der Befruchtung der Pflanzen nicht selten eine wichtige Rolle; Thiere würden sich bald unwohl fühlen, wenn sie sich stets in derselben Luftmasse befinden sollten, und die Winde die letzteren nicht häufig erneuerten. Dieser Austausch der Luft von mehr oder minder entfernten Gegenden ist es vorzugsweise, durch den die Winde in den klimatischen Verhältnissen der Erde wichtig werden. Durch sie wird die Strenge hochnordischer und die Hitze der tropischen Gegenden gemildert; ohne sie würden Regen und andere wässrige Niederschläge im Innern der Festländer unbekannt sein, die Quellen würden versiegen, die Länder würden unfruchtbar werden. Allen Winden liegt eine Störung im Gleichgewicht der Atmosphäre zum Grunde; so vielfach auch die Ursachen derselben zu sein scheinen, so zeigen genaue Beobachtungen, daß fast immer Wärmeverschiedenheiten benachbarter Gegenden zur Entstehung der Winde Veranlassung geben. Wenn von zwei benachbarten Gegenden die eine weit stärker erwärmt wird als die andere, so finden wir in den obern Schichten der Atmosphäre einen Wind, welcher

* L. F. Kämtz.

Digitized by Google

von der wärmern Gegend nach der kältern geht, während sich am Boden die Luft von der kältern nach der wärmern bewegt. Dieser Satz ist die erste Ursache aller Winde und wird durch eine Menge von Erfahrungen im Leben bewiesen. Der folgende Versuch von Franklin beweist auf eine überraschende Weise seine Wahrheit. Wenn man im Winter die Thüre zwischen einem geheizten und einem kalten Zimmer öffnet und dadurch eine Vermischung der in ihnen befindlichen Luftmassen möglich macht, so erkennen wir in der Thüröffnung zwei Winde, im obern Theile geht der Luftstrom aus dem wärmern Zimmer nach dem kältern, in dem untern dagegen ein eben solcher aus dem kalten nach dem warmen. Um diese Strömungen zu erkennen, liefert die leicht bewegliche Flamme einer Kerze eine treffliche Windfahne; am obern Theil der Thüröffnung wird sie mit Lebhaftigkeit nach Außen, im untern nach Innen getrieben.

Das Entweichen der heißen Luft nach oben und das Zuströmen kalter Luft in der Tiefe ist von großer Wichtigkeit bei vielen Vorgängen. Zünden wir ein Feuer an, so nehmen die brennenden Kohlen der atmosphärischen Luft einen ihrer Bestandtheile, den Sauerstoff, und so wie dieser verzehrt ist, würde der Verbrennungsprozeß ganz aufhören. Kaum ist aber die ihres Sauerstoffs beraubte Luft erhitzt, so steigt sie in die Höhe, es tritt kalte Luft zum Feuer, welche diesem den nährenden Bestandtheil abgibt, und so wird der Prozeß unterhalten. Sind wir im Stande, die Schnelligkeit dieser Ströme zu befördern, so wird nicht nur die Helligkeit, sondern auch die Hitze der Flamme größer. Unsere Schornsteine bieten ein treffliches Mittel dar, die Schnelligkeit des aufsteigenden Luftstroms zu vergrößern; im Kleinen sieht man dies an unsern Lampen. Wird der über der weißen Flamme befindliche Glascylinder weggenommen, so wird das Licht röthlich und eine Menge von Rauch steigt in die Höhe; Erscheinungen, welche sogleich aufhören, wenn der Glascylinder wieder aufgesetzt wird.

116. Die Krystalle. *

Unstreitig ist die Gestalt der Mineralien dasjenige, was bei ihrer Betrachtung zuerst ins Auge fällt. Dabei gewahren wir denn sogleich einen Hauptunterschied. Die Mineralkörper sind nämlich entweder von einer gewissen Zahl ebener Flächen begränzt, die unter bestimmten Winkeln zusammenstoßen, d. i. sie sind krystallisirt, oder sie zeigen eine solche regelmäßige Begränzung nicht, d. i. sie sind nicht krystallisirt.

Eine regelmäßige, symmetrische Gestalt eines Minerals, welche von ebenen Flächen begränzt ist, heißt man Krystall. Der Name kommt aus dem Griechischen und bedeutet Eis. Die Griechen,

* F. A. Walchner.

und nach ihnen die Römer, waren nämlich der Meinung, die schönen symmetrischen Gestalten des reinen Quarzes, die heut zu Tage jedermann unter dem Namen Bergkrystall kennt, seien nichts anderes als Eis, welches bei sehr großer Kälte im Hochgebirge gebildet worden wäre. Späterhin wurde die Benennung Krystall auch auf andere durchsichtige, farblose Mineralkörper angewendet, wenn sie eine mehr oder weniger regelmäßige Gestalt besaßen, und endlich auf verschiedentlich gefärbte, und selbst auf undurchsichtige, wenn nur ihre Gestalt symmetrisch war.

Das Vermögen, eine regelmäßige Gestalt anzunehmen, wird Krystallisirbarkeit genannt, und die Kraft, durch welche diese Gestalten erzeugt werden, eine Modification der Cohäsionskraft, Krystallisationskraft. Der Vorgang, bei welchem Krystalle entstehen, heißt Krystallisation.

Die meisten Körper krystallisiren, wenn sie aus dem flüssigen Zustand in den festen übergehen, und so nimmt denn der größte Theil geschmolzener Körper Krystallform an, wenn sie langsam abkühlen, und die Krystalle werden um so regelmäßiger und größer, je langsamer die Abkühlung erfolgt. Das läßt sich namentlich bei verschiedenen Metallen nachweisen, und am leichtesten beim Wismuth. Läßt man dieses in einem Tiegel oder eisernen Löffel eingeschmolzene Metall so weit erkalten, bis sich auf seiner Oberfläche eine dünne, feste Lage gebildet hat, und sodann, nachdem diese durchgestochen worden, das im Innern noch flüssige Metall herauslaufen, so findet man dasselbe da, wo es sich an den Wandungen des Schmelzgefäßes langsam abgekühlt hat, in schönen, würfeligen Krystallen.

Noch leichter erhält man Krystalle, wenn feste Körper in einer Flüssigkeit aufgelöst sind, und man diese erkaltet oder verdunstet. Gießt man auf zerstoßenen Alaun siedend heißes Wasser, rührt man das Gemenge um, so lange noch Alaun aufgelöst wird, läßt man hierauf die Lösung durch ein Filter- oder Seihzeug laufen und ruhig langsam erkalten, so krystallisirt derjenige Theil von Alaun heraus, den das siedendheiße Wasser mehr, als das erkaltete, in Auflösung halten konnte.

Körper, welche in kaltem und warmem Wasser beinahe in gleichem Grade löslich sind, krystallisiren nicht durch Abkühlung, sondern bloß durch fortgesetzte Verdunstung, wodurch ein Theil des Wassers verflüchtigt wird, in Folge dessen nicht mehr die ganze Quantität der Körper aufgelöst erhalten werden kann und heraus krystallisirt. So ist's gerade beim gemeinen Küchensalz, das man aus einer wässerigen Auflösung durch Verdunsten derselben an freier Luft in zierlichen kleinen Würfeln erhält.

Derjenige Theil der Mineralogie, welcher sich mit der Untersuchung und Beschreibung der Krystalle beschäftiget, heißt Krystallographie.

Bei jedem Krystall unterscheidet man, als einzelne Theile desselben, Flächen, Kanten und Ecken. Flächen heißen die Begränzungen eines Krystalls, und zur Unterscheidung von

Digitized by Google

andern Flächen nennt man sie Krystallflächen. Sie erhalten noch besondere Namen nach den Gestalten, die sie einschließen, und so nennt man die Flächen, welche den Würfel begränzen, Würfelflächen, die, welche das Oktaëder einschließen, Oktaëderflächen u. s. w. Ferner heißen Flächen, die gleich und ähnlich sind, und eine gleiche Lage haben, gleichnamige, im umgekehrten Falle dagegen ungleichnamige.

Kanten nennt man die Durchschnitte der Flächen. Zwei sich schneidende Flächen bilden somit jederzeit eine Kante. Sie sind in den mehrsten Fällen gerade Linien und werden stets als solche betrachtet. Man unterscheidet stumpfe und scharfe, gleiche und ungleiche Kanten, nach der Neigungsgröße der Flächen und nach Gleichheit oder Verschiedenheit ihrer gegenseitigen Neigung.

Die Ecken werden durch das Zusammenlaufen von drei und mehreren Kanten gebildet, liegen an den Endpunkten der Kanten und werden nach der Anzahl der Flächen benannt, welche in ihnen zusammenstoßen. Darnach heißen sie dreiflächig, vierflächig u. s. w. Nach Beschaffenheit der Kanten, welche sie bilden, theilt man sie in reguläre, symmetrische und irreguläre. Bei den regulären Ecken sind die zusammenstoßenden Kanten gleich, bei den symmetrischen sind nur die abwechselnden einander gleich, und bei den irregulären sind sie entweder alle ungleich, oder wenn sich gleiche Kanten vorfinden, sind es nicht die abwechselnden. Ecken, deren Kanten unter einander gleich sind, heißen gleich, im entgegengesetzten Fall ungleich.

147. Classen der Pflanzen. *

Wie bei der Classification der Thiere und Zoophyten, so müssen wir auch bei der Eintheilung der Pflanzen auf den Satz Rücksicht nehmen, daß beträchtliche Abweichungen in der innern Organisation uns auch auf eine eigene Lebensweise zu schließen berechtigen. Finden wir also einen Theil der Gewächse in seinem innern Baue von den übrigen beträchtlich verschieden, und ist mit dieser Verschiedenheit eine Unähnlichkeit der äußern Structur verbunden, so wird sich hierauf eine unserm Zwecke entsprechende Eintheilung der Vegetabilien bauen lassen.

Eine solche Verschiedenheit gibt es aber wirklich. Das ganze Gewächsreich besteht aus zwei großen, natürlichen Haupt-Abtheilungen, deren Basis die innere Textur der Pflanzen ist. Zur ersten Abtheilung gehören alle Vegetabilien, welche deutliche concentrische Ringe haben, deren Solidität vom Umfange zum Mittelpunkte abnimmt, deren Mark in den longitudinalen Zwischenräumen der Fasern liegt, und bei welchen diese Markfubstanz keine strahlenförmige divergirende Fortsätze hat. Die zweite

* Nr. 147—149. von G. R. Treviranus.

Digitized by Google

Abtheilung enthält diejenigen Pflanzen, welche deutliche concentrische Ringe haben, deren Solidität von der Peripherie nach dem Centrum zunimmt, wo das Mark in einem länglichen Canal eingeschlossen ist, und strahlenförmig divergirende Fortsätze hat.

Diese Verschiedenheit im innern Baue steht aber auch mit der äußern Structur in Verbindung. Alle Gewächse der ersten Abtheilung sind zugleich Monokotyledonen, und alle der zweiten Dikotyledonen. Die Monokotyledonen grenzen in ihrer Mischung sowohl als Structur zunächst an die Pflanzenthiere. Unter ihnen finden wir die, gleich den Zoophyten, Kalk- und Kieselerde enthaltenden Gräser und Cannen, unter ihnen die dem Tang verwandten Gattungen Zostera, Typha und Sparganium, und unter ihnen die den Farrenkräutern ähnlichen Palmen. Alle Pflanzen dieser Abtheilung tragen das Gepräge des Minimum der vegetabilischen Organisation. Alle haben keine Aeste, keine Zweige, und wenig Blätter. Fast alle haben Blumen, an welchen ein farbiger Kelch die Stelle der Corolle vertritt, und deren Staubfäden nur in bestimmter Anzahl vorhanden sind.

Eine Menge Aeste, Zweige und Blätter, eine vielblätterige Corolle, eine unbestimmte Anzahl Staubfäden, kurz das Maximum der vegetabilischen Organisation findet sich nur bei den Dikotyledonen. Doch besitzen auch unter diesen nicht alle dasselbe in gleichem Maaße. Die Blume ist der Theil, in welchem sich die Entfernung der Dikotyledonen von jenem Maximum vorzüglich äußert. Sie ist entweder unvollständig oder vollständig, und im ersten Falle hat entweder jede Blume einen eigenen Kelch, oder mehrere sind in einem gemeinschaftlichen Kelch vereinigt; im letztern Falle aber besteht die Blumenkrone entweder aus einem einzigen Blatte, oder aus mehreren Blättern. Hieraus ergeben sich vier Abtheilungen der Dikotyledonen, und eben so viele Grade der Näherung dieser Pflanzen zur höchsten Stufe der vegetabilischen Organisation.

Diejenigen Dikotyledonen mit unvollständigen Blumen, bei welchen jede der letzteren einen eigenen Kelch hat, grenzen zunächst an die Monokotyledonen. Die meisten tragen kleine unansehnliche Blumen. Fast alle haben keine Corollen, sondern bloß Kelche, oder Schuppen, und eine einfache nackte Frucht. Da, wo eine wahre Blumenkrone vorhanden ist, findet fast immer eine Trennung der Geschlechter statt, und zwar besteht diese nicht bloß in der Unfruchtbarkeit einzelner Geschlechtstheile, sondern in der wirklichen Abwesenheit der männlichen oder weiblichen Zeugungsorgane. Die, welche große Blätter besitzen, haben entweder gar keine, oder doch nur wenige Aeste und Zweige, und die, bei welchen die letztern zahlreicher sind, haben nur kleine und schmale, oder auch oft, wie es z. B. bei der Anabasis aphylla, und dem Calligonium Pallassia der Fall ist, gar keine Blätter.

Das Mittel zwischen den Dikotyledonen mit unvollständigen und vollständigen Blumen halten diejenigen, bei welchen mehrere Blumen in einem gemeinschaftlichen Kelche vereinigt sind. Der

Digitized by Google

Mangel eines eigenen Kelches an jeder einzelnen Blume, die einfache nackte Frucht, und die Unfruchtbarkeit mehrerer ihrer Blumen nähern sie den Pflanzen der vorhergehenden Abtheilung.

In geringer Entfernung von dem Maximum der vegetabilischen Organisation, als die Pflanzen der zweiten Abtheilung, stehen die Dikotyledonen mit vollständigen Blumen und einer einblätterigen Corolle. Aber der Umstand, daß man selten eine unbestimmte Anzahl von Staubfäden und Keimen in einerlei Blume bei den Gewächsen dieser Abtheilung antrifft, was bei denen der folgenden so häufig ist, deutet doch auf einen geringern Grad von Vollkommenheit in den wesentlichen Theilen dieser Gewächse hin. Selten findet man unter ihnen eine Pflanze, die mehr als zehn Staubfäden hat. Die meisten haben deren nur fünf. Auch sind diese Organe fast immer an der Blumenkrone befestigt, da in der folgenden Classe dieser Charakter sehr selten ist.

Auf der höchsten Stufe der vegetabilischen Organisation, sowohl in der Zahl, als in der Ausbildung der Organe, stehen die Dikotyledonen mit vollkommenen Blumen und einer vielblätterigen Corolle. Die mehrsten derselben haben, außer einem Kelch und einer aus mehreren Stücken bestehenden Blumenkrone, eine unbestimmte Menge Staubfäden und oft sehr zahlreiche Keime.

Die meisten dieser Abtheilungen sind aber noch zu reichhaltig an Pflanzen, um zu Classen dienen zu können. Wir theilen sie daher weiter nach der von allen Botanikern als sehr beständig anerkannten Befestigung der Staubfäden in Beziehung auf das Pistill ein.

Die Staubfäden sind an den weiblichen Geschlechtsorganen entweder *unmittelbar*, oder *vermittelst der Blumenkrone* befestigt. Im ersten Falle sitzen jene entweder *über* dem Pistill (Stamina epigyna), oder *unter* diesem (Stamina hypogyna), oder vermittelst des Kelches *um* dieses (Stamina perigyna). Im letztern Falle vertritt die Blumenkrone die Stelle der Staubfäden, und sie hat ebenfalls ihren Sitz entweder *über* dem Pistill (Corolla epigyna), oder *unter* demselben (Corolla hypogyna), oder um dasselbe (Corolla perigyna). Nun findet bei allen Monokotyledonen, und unter den Dikotyledonen, sowohl bei denen, welche unvollständige Blumen tragen, als bei denjenigen, deren Corolle vielblätterig ist, eine unmittelbare, hingegen bei den Dikotyledonen mit einer einblätterigen Blumenkrone eine mittelbare Befestigung der Staubfäden an dem Pistill statt. Hieraus ergeben sich drei Classen der Monokotyledonen, und drei der Dikotyledonen ohne Blumenkrone. Zu den letztern kommt aber noch eine vierte, welche die Pflanzen mit getrennten Geschlechtern begreift, die sich unter keine der drei übrigen Classen dieser Abtheilung bringen lassen. Die Abtheilung der Dikotyledonen mit zusammengesetzten Blumen ist nicht reichhaltig genug, um einer weitern Classification zu bedürfen. Bei allen Pflanzen dieser Classe trifft man eine mittelbare Befestigung der Staubfäden über dem Pistill an. Nur in der Gestalt der Blumenkrone, die bei einigen zungenförmig, bei andern

röhrenförmig ist, und in den Antheren, die bei einigen frei, bei andern verwachsen sind, findet ein bedeutender Unterschied unter ihnen statt. Von den beiden letzten Abtheilungen der Dikotyledonen endlich zerfällt wieder jede, gleich der der Monokotyledonen, nach der Befestigung der Blumenkrone, oder der Staubfäden über, neben oder unter dem Pistill, in drei Classen.

148. Physische Verbreitung der Pflanzen.

Indem wir ausgehen, um den Plan zu erforschen, den die Natur bei der Vertheilung ihrer lebenden Producte beobachtete, ist das erste, was sich unseren Blicken darbietet, ihre physische Verbreitung. Wir finden andere Pflanzen auf dem Lande und andere in den Gewässern, andere auf den Gipfeln der Berge und andere in den Thälern, andere in fließendem Wasser und andere in Sümpfen, noch andere in einem salzigen, kalkartigen, sandigen und thonartigen Boden. Der zweite Gegenstand, der sich uns aufdringt, ist die geographische Verbreitung der lebenden Körper. Jedes Land hat seine eigene Flora, die zwar zum Theil durch dessen physische Beschaffenheit, aber zum Theil auch durch die Länge und Breite desselben, durch die natürlichen Gränzen, wovon es eingeschlossen ist, und durch die Revolutionen, die es erlitten hat, bestimmt wird.

Nicht immer steht die physische Verbreitung mit der geographischen in Verhältniß. Es gibt Pflanzen, die sich in Rücksicht der ersteren sehr auszeichnen, aber auf weit kleinere Erdstriche eingeschränkt sind, als manche andere Gewächse, die eine weit geringere physische Verbreitung haben. Cocos-Palmen findet man häufig auf Korall-Felsen, wo kaum Erdreich genug zu sein scheint, daß die Wurzeln darin schlagen können. Sobald sie nur das Land erreichen, kommen sie selbst im Sande fort. La Billardiere sah auf Tongatabu am Ufer des Meers eine Menge starker Brodbäume, deren Wurzeln hier und da in Brakwasser wie gebadet waren. Und doch sind diese Pflanzen, der großen Biegsamkeit ihrer Organisation ungeachtet, verhältnißmäßig nur auf einen kleinen Theil der Erde eingeschränkt. Die Cocospalme, die sich, nach den angeführten Thatsachen zu urtheilen, über alle Länder der wärmern Klimate verbreitet haben müßte, findet sich in dem ganzen Neu-Holland nicht. Den Brodbaum trifft man zwar von Surate bis zu den Marquisen-Inseln, im stillen Weltmeere, fast auf jeder Küste und Insel an. Aber alle Umstände lassen vermuthen, daß er ursprünglich nur in Ostindien zu Hause gehört, und von da bloß durch Menschenhände weiter verpflanzt ist.

Weder die physische noch die geographische Verbreitung der Pflanzen steht mit den beständigen Charakteren dieser Organismen in enger Verbindung. Um uns von der Wahrheit dieses Satzes in Betreff der physischen Verbreitung zu überzeugen, dürfen wir

Digitized by Google

nur einen Blick auf irgend ein artenreiches Geschlecht, z. B. auf das der Ranunkeln, werfen. Wir treffen in diesem einige Arten an, die bloß in der Alpenregion wachsen, z. B. den Ranunculus pyrenaeus, parnassifolius, Thora, glacialis, nivalis, montanus u. s. w. Es gibt andere, die nur auf Wiesen der Ebenen gedeihen, wie der R. bulbosus, Philonotis, polyanthemos, acris u. s. w. Noch andere trifft man bloß an sumpfigen Oertern an, so den R. flammula und lingua. Der R. fluviatilis kommt bloß in fließendem Wasser fort, und der R. salsuginosus wird nur in den sibirischen Salzsteppen gefunden.

Doch nicht bloß verschiedene Arten von einerlei Geschlechte, sondern auch eine und dieselbe Pflanze wächst nicht selten auf den verschiedensten Standörtern ohne Abänderung in ihren specifischen Charakteren. Das Sisymbrium amphibium gedeiht sowohl im Wasser als auf dem Trockenen, und auf diesem in dem verschiedensten Erdreiche, und doch bleiben die charakteristischen Kennzeichen desselben immer die nämlichen. Haller's Verzeichniß der helvetischen Pflanzen enthält mehr als hundert Arten, die auf den Alpen und zugleich in den umliegenden Thälern wachsen.

Inzwischen, obgleich sich von keinem Pflanzengeschlechte behaupten läßt, daß die charakteristischen Merkmale desselben mit irgend einer Art des Standorts in Verbindung stehen, so ist es doch auch gewiß, daß einige Geschlechter sich mehr zu dieser, andere mehr zu jener physischen Verbreitung neigen. So neigen sich die Monokotyledonen weit mehr zu wasserreichen Standörtern, als die Dikotyledonen. Die ganze Familie der Hydrochariden enthält bloß Wasserpflanzen, und von den übrigen Pflanzen mit einem einfachen Samenblatte wächst der größte Theil an sumpfigen Oertern. So bestehen viele Polygoneen und die meisten Ballblüthen und Ficoideen aus Salzpflanzen. Die sibirischen Salzsteppen sind größtentheils, ja oft bloß mit Gewächsen aus diesen Familien, vorzüglich mit Arten der Geschlechter Polycnemum, Camphorosma, Anabasis, Salsola, Atriplex, Salicornia und Nitraria bedeckt. So finden sich in der Familie der Salatpflanzen, Lysimachien, Euphrasien, Gentianen, Alpenrosen, Heiden, Ranunkeln und steinbrechartigen Pflanzen die meisten Alpengewächse.

Obgleich ferner die Charaktere der Familien und Geschlechter in keiner unzertrennlichen Verbindung mit der Beschaffenheit der äußern Einflüsse stehen, so werden doch die Varietäten und oft auch die Arten durch die letztern bestimmt. Die Wasserpflanzen haben gewisse specifische Charaktere, die den Bewohnern des Landes fehlen; die Alpengewächse zeichnen sich durch manche Eigenheiten vor den Pflanzen der Ebenen aus; und sowohl auf den Gebirgen, als in den Ebenen sind die Vegetabilien verschieden nach der Verschiedenheit des Bodens.

Zwischen den Wasser- und Landpflanzen findet ein merkwürdiger Unterschied in Ansehung der Blätter statt. Jene haben feine, schmale und blaßgrüne, diese breite und dunklere Blätter. Am auffallendsten ist diese Verschiedenheit bei solchen

Digitized by Google

Gewächsen, welche theils unter, theils über dem Wasser wachsen, z. B. dem Sium latifolium. Bei dieser Pflanze sind diejenigen Blätter, die sich in der Luft befinden, eiförmig und gefiedert, hingegen die Wurzelblätter, die unter dem Wasser wachsen, äußerst zusammengesetzt, haarförmig, und weit länger, als die der Luft ausgesetzten Stengelblätter. Säet man diese Pflanze in einen feuchten, aber dem Ueberschwemmen nicht ausgesetzten Boden, so zeigen sich die Wurzelblätter eben so, wie die Stengelblätter, nämlich bloß gefiedert; eben dasselbe geschieht, wenn man eine bereits gezogene Pflanze in die freie Luft setzt, ehe ihre Blätter angefangen haben, sich zu entwickeln. Aehnliche Erscheinungen bemerkt man auch bei der Hottonia palustris, dem Sisymbrium amphibium, Ranunculus aquatilis und mehrern andern Pflanzen.

Die Alpenpflanzen unterscheiden sich von den Bewohnern der Thäler und Ebenen vorzüglich in folgenden Punkten: Fast alle sind klein, und entweder holzig und strauchartig, mit harten, an der Erde fortkriechenden Zweigen, oder sehr saftreich. Groß ist dagegen die Blume, oft größer als die ganze Pflanze. Alle blühen außerhalb der Alpen im Frühlinge, und ziehen sich hier nach sumpfigen Oertern hin, wie sich bei der Zwergbirke (Betula nana) zeigt, die in Lappland, auf den Alpen, in Schweden und der Schweiz in Sümpfen wächst. Alle werden sowohl von übermäßiger Hitze, als zu strenger Kälte getödtet. Bloß solche Pflanzen, die binnen sehr kurzer Zeit wachsen, blühen und Früchte tragen, können auf Alpen ausdauern. Die Gipfel hoher Berge sind nämlich bis zum Sommer-Solstitium mit Schnee bedeckt. Um diese Zeit wird die Luft sehr schnell erwärmt, so daß binnen acht Tagen alle Felder entblößt sind. Eben so schnell geht dann auch die Vegetation vor sich. Binnen acht Tagen sind alle Felder grün; in den folgenden acht Tagen haben die Pflanzen ihre gehörige Größe erreicht: in der nächsten Woche blühen sie; binnen andern acht Tagen sind ihre Früchte reif; und jetzt währt es kaum noch vierzehn Tage, daß Nachtfröste und Schnee schon wieder die Ankunft des Winters anzeigen. So folgt hier, ohne Frühling, auf den Winter der Sommer, und auf diesen binnen fünf bis sechs Wochen ohne Herbst wieder der Winter.

Von der verschiedenen Mischung des Bodens hängt zuerst das Gedeihen der Pflanzen überhaupt ab. Unter den verschiedenen Urgebirgen sind vorzüglich die Granitgebirge kahl und nackt, und erlauben oft nur einigen Flechten und Moosen kümmerlich in ihren Ritzen hervorzuwachsen. An einigen Orten, z. B. auf den Granitfelsen des Altaischen Gebirges, findet man auch nicht einmal diese auf ihnen. Besser geht die Vegetation auf den Gneusgebirgen von statten, noch besser auf den Glimmerschiefergebirgen, und diese nebst den Urthonschiefergebirgen sind fast immer mit fruchtbaren Wiesen, Aeckern und Wäldern bedeckt. Vorzüglich aber gedeihen die meisten Gewächse auf Kalkgebirgen. Selbst den Mangel der Wärme vermag ein gewisser Grad von Kalkgehalt des Bodens einigermaßen zu ersetzen, wie die so hoch

Digitized by Google

am kalten Altaischen Gebirge gelegene Gegend von Tigerák beweiset, wo das Getreide, das auf den dortigen hohen Kalkbergen gesäet wird, ungemein schnell heranwächst, und alle wilden Pflanzen zu einer Riesengröße gelangen, z. B. Rittersporn, Geisbart und Brennnesseln zu einer Höhe von 12 Fuß, und der Stamm der Angelica zu einer baumartigen Dicke.

Auch ein salziger Boden befördert das Wachsthum aller für ihn passender Pflanzen. Dies zeigt sich vorzüglich in Aegypten, wo nicht nur der Boden, sondern auch die Atmosphäre so mit Salztheilen geschwängert ist, daß die Steine allenthalben von Natrum angefressen, und alle feuchten Oerter voll langer, salpeterähnlicher Salzkrystalle sind. Hier gibt diese Salzigkeit der Luft und des Erdbodens, in Verbindung mit der Hitze, den Pflanzen ein Leben und ein Wachsthum, wovon der Bewohner des kalten Nordens keinen Begriff hat. Allenthalben, wo die Gewächse nur Wasser haben, geschieht ihre Entwicklung mit einer bewunderswürdigen Geschwindigkeit.

Ferner äußert sich der Einfluß des Bodens auf die Vegetation an der Farbe der Pflanzen und besonders der Blumenblätter. Sumpfpflanzen haben gewöhnlich dunkelgrüne und glatte Stengelblätter, wie die ganze Familie der Hydrochariden beweist. Zu Neu-Jersey in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo der Boden aus einem an der Oberfläche verwitterten rothen Thonschiefer besteht, zeichnen sich alle Pflanzen durch ein lebhafteres Grün aus. Auf die Farbe der Blumenblätter scheint vorzüglich ein thonartiger Boden einen merklichen Einfluß zu haben. Bei Constantinowo, wo das Erdreich viel weißen Thon enthält, sah Pallas viele Pflanzen des Epilobium augustifolium und einige Stengel des Verbascum Thapsus mit weißen Blumen blühen.

Ein nasser Boden bringt glatte und gefirnißte, ein dürrer rauhe Stengel und Blätter hervor, wie am Polygonum amphibium erhellet. Doch leidet diese Regel Ausnahmen. Auch bei den meisten, den Winden ausgesetzten Pflanzen sind die Blätter mit einer zarten Wolle überzogen, welche da am dichtesten ist, wo sie am stärksten von den Windstößen getroffen werden.

Noch größer, als diese Veränderungen, sind aber die, welche der ganze Habitus der Pflanzen durch die Einwirkung des Bodens erleidet. Vor allen andern zeichnen sich in diesem Stücke die Salzpflanzen aus. Bei diesen sämmtlichen Gewächsen bemerkt man in gewissen Theilen eine größere Näherung zum Minimum der vegetabilischen Organisation, als bei verwandten Arten, die in einem andern Boden wachsen. Die meisten derselben gehören zu den Dikotyledonen mit unvollständigen Blumen, deren Staubfäden um den Griffel befestigt sind, also zu einer Klasse, die in geringer Entfernung von den Monokotyledonen steht. Dabei haben die meisten, z. B. die Salzpflanzen aus den Geschlechtern Polycnemum, Camphorosma, Salsola, Reaumuria, zahlreiche, aber sehr kleine und schmale Blätter, manche auch, z. B. Salicornia, Anabasis, Calligonum, ganz blätterlose Stengel. Von diesem

Digitized by Google

mächtigen Einflusse, den ein salziger Boden auf die Vegetation hat, rührt es her, daß der Reisende in den Tartarischen Steppen gleich eine ganz andere Vegetation erblickt, wenn er aus sandigen Flächen in salzige kommt, und eben daher rührt es auch, daß in dem Boden von Aegypten bloß einheimische Gewächse unverändert bleiben, alle fremden aber sehr schnell ausarten.

Doch nicht bloß die Farbe und äußere Gestalt, auch die Tertur und Mischung der Pflanzen wird durch den Einfluß des Bodens sehr verändert. Holz von Pflanzen, die auf Kalkboden gewachsen sind, ist immer fester, als Holz von Granitboden. Sehr fest und hart ist deßwegen alles Holz auf den Bahama-Inseln, wo der Boden bloß aus Muschelkalk besteht, nur das von Rhizophora Mangle, Conocarpus erecta, und andern im Wasser und in Sümpfen wachsenden Bäumen ausgenommen. Und noch härter ist alles Holz auf Neu-Holland, wo Vancouver an der südwestlichen Küste die Korallenbänke und Muscheln, denen der Kalkboden dieser Insel sein Entstehen verdankt, noch in ihrem natürlichen Zustande antraf; so hart und schwer, daß es im Wasser zu Boden sinkt. — Der jüngere Sauſſure erhielt bei einer chemischen Zerlegung von Pinus Abies, Pinus Larix, Rhododendron ferrugineum, Vaccinium Myrtillus und Juniperus communis, die von Granitlande genommen waren, mehr Wasser als von gleichen Pflanzen aus Kalkerde. Auch zeigte eine Untersuchung der Asche in den Gewächsen aus Kalkboden einen größern Antheil Kalkerde, in denen aus Granitboden eine größere Menge Kieselerde. Zugleich enthielten die letztern sehr viel mehr Kalkerde, als der Granitboden ihnen gegeben haben konnte, die erstern hingegen keine Kieselerde.

149. Physische Verbreitung der Thiere.

Das nämliche Gesetz, welches bei der physischen Verbreitung der Pflanzen stattfindet, gilt auch bei den Thieren. Auch bei diesen stehen die Charaktere der Classen, Familien, selbst der Geschlechter, und oft sogar der Arten in keiner unzertrennlichen Verbindung mit der Beschaffenheit des Aufenthalts. Eine größere Tendenz zu diesem oder zu jenem Elemente ist das einzige, worin sich manche Familien, Geschlechter und Arten auszeichnen.

Sehen wir zuerst auf die Säugethiere, so finden wir in dieser Classe einige, die beständig auf dem festen Lande leben, wohin die ganze Familie der Affen, der Rinder und Pferde, in der Familie der Hunde das Geschlecht der Beutelthiere (Didelphis), Stinkthiere (Viverra), Katzen, Hunde, Wiesel (Mustela), Dachse (Meles), Maulwürfe und Igel, die Familie der Nagethiere (mit Ausnahme der Biber und einiger Mäusearten), der Fledermäuse, der Faulthiere und Schweine, (ausgenommen das Schnabelthier, das Nilpferd und der Tapir) gehört. Ferner gibt es unter diesen Thieren einige, die nur Gebirge bewohnen, wie der Steinbock

Digitized by Google

(Capra Ibex) und die Gemse (Antilope rupicapra); einige, welche nie, oder nur auf kurze Zeit die Oberfläche der Erde betreten, von welcher Art das Geschlecht der Maulwürfe und der Blindthiere (Spalax) ist, und einige, die einen großen Theil ihres Lebens in den Lüften zubringen, wie die Fledermäuse.

Wir finden andere Säugethiere, die sich immer, oder wenigstens die meiste Zeit im Wasser aufhalten, und zwar entweder in Flüssen, Seen und Sümpfen, wie die Flußotter (Lutra vulgaris), verschiedene Wasserspitzmäuse und das Schnabelthier; oder im Meere, wie die ganze Familie der Wallfische und das Geschlecht der Robben; oder auch im Meere und im süßen Wasser zugleich, wie der Seehund (Phoca vitulina) wovon es eine silberfarbene Varietät im süßen Wasser der sibirischen Seen Baikal und Oron gibt; die Meerotter (Lutra marina), die sich oft mehrere Tage hindurch in Teichen und kleinen Flüssen aufhält, und der Hippopotamus, welcher zwar am häufigsten in Flüssen, aber zuweilen auch im Meere gesehen wird.

Eben so mannichfaltig ist auch der Aufenthalt der Vögel. Der Strauß lebt auf dem festen Lande, ohne sich über die Oberfläche desselben zu erheben; der Pequen, eine Eulenart in Chili (Strix cunicularia), baut sehr tiefe unterirdische Gänge zur Aufbewahrung seiner Eier; die Familie der Habichte hält sich meist in der Region der Alpen, die der Reiher in Sümpfen, und die der Enten im süßen Wasser und im Meere auf. Die Pinguine (Aptenodytes) sind durch die Kürze ihrer Flügel und durch ihre ganze übrige Structur fast ausschließlich an das Wasser gebunden.

Eingeschränkter ist die physische Verbreitung der Amphibien, Fische, Crustaceen und Mollusken. Die meisten dieser Thiere bedürfen zu ihrer Existenz eines gewissen Grades von Feuchtigkeit, und die, welche nicht ausschließlich im Meere oder im süßen Wasser wohnen, halten sich wenigstens an dunkeln, feuchten Oertern auf. Nur sehr wenige können in jener Region ausdauern, wozu sich die Steinböcke, Gemsen und Adler erheben. Es gibt keine Fische in den Bächen auf dem höchsten Altaischen Gebirge, und keine in den Landseen der kalten Gegenden des tropischen Amerika, die über den bewohnten Landstrichen liegen, da doch verschiedene Entenarten in Menge auf diesen Seen leben.

Indeß finden sich auch hiervon Ausnahmen.

Unter den Amphibien gibt es manche, vorzüglich in der Familie der Eidechsen, welche an sonnigen Oertern oder auf Bäumen wohnen. Die fliegende Eidechse (Draco) vermag sogar, vermittelst ihrer häutigen Flügel, sich eine kurze Zeit in der Luft schwebend zu erhalten.

Eben so erheben sich die fliegenden Fische (Exocetus volitans. Gasteroteus volitans, Trigla volitans) mit Hülfe ihrer langen Brustflossen, über die Oberfläche des Wassers, und fliegen eine kleine Strecke weit fort. Der Aal geht zuweilen ans Land, auf Wiesen, in Kornfelder und verkriecht sich bei strengen Wintern wohl gar auf Heuböden. In Tranquebar gibt es eine Art von

Digitized by Google

Barsch (Perca scandens), die mit den ausgebreiteten Stacheln ihrer Kiemendeckel und Flossen Stunden lang auf Bäumen und auf dem trockenen Sande herumklettert. Ein ähnlicher, vielleicht eben derselbe Fisch, der sich zu Zeiten auf dem Trockenen aufhält, und hurtig, wie ein Frosch, von einem Steine zum andern hüpft, wurde auch von Banks und Solander auf Neuholland gesehen.

Von den Crustaceen und Mollusken besteht zwar der größte Theil aus Wasserthieren. Allein die Geschlechter Cancer, Astacus, Limax und Helix enthalten doch auch Arten, die auf der Erde oder auf Bäumen leben, und unter den übrigen gibt es manche, die eine ziemliche Zeit außer dem Wasser zubringen können. Der Limulus gigas lebt zuweilen mehrere Tage auf dem Trockenen. Die Landkrabbe (Cancer ruricola L.) hält sich in tiefen Löchern auf, die oft einige hundert Schritte vom Wasser entfernt sind. Auf den Molukken gibt es eine andere Art von Landkrebsen, welche Bäume besteigen, und deren Früchte verzehren sollen. Die Austern legen sich oft so hoch auf den Gestaden an Steine, Baumwurzeln u. s. w., daß sie bei der Ebbe mehrere Stunden lang ganz trocken liegen.

Ferner ist die Organisation der vier letztern Thierclassen nicht so streng an die untern Regionen der Atmosphäre gebunden, daß nicht einzelne Arten auf den Höhen der Alpen sollten leben können. In der Gegend von Santa-Fe de Bogota, der Hauptstadt von Neu-Granada, die wenigstens 1600 Toisen über der Meeresfläche liegt, findet sich doch noch eine Gadus-Art, obgleich freilich nur in sehr geringer Anzahl.

Auch wurden diese Thiere für manche Punkte, worin ihr physisches Verbreitungs-Vermögen beschränkter ist, als das der Säugethiere und Vögel, durch einen, in anderer Rücksicht höhern Grad jenes Vermögens wieder entschädigt. Sie leben in verschlossenen Felsenklüften und in heißen Quellen, also an Oertern, wo kein Säugethier und kein Vogel ausdauern kann.

Bei den Insecten und Würmern findet eine sehr große Mannichfaltigkeit in Ansehung der physischen Verbreitung statt. Die Insecten bewohnen vorzüglich das feste Land, die auf diesem sich aufhaltenden lebenden Körper, und das süße Wasser. Bloß in dem Geschlechte der Oniskeu gibt es einige Meerthiere. Indeß ist es noch zweifelhaft, ob diese nicht zu den Crustaceen gerechnet werden müssen. Der größte Theil der übrigen Insecten hält sich auf Pflanzen auf. Es gibt sehr wenige Gewächse, außer dem Taxus und einigen andern Nadelhölzern, die nicht irgend ein Insect beherbergten. Dagegen gibt es viele Pflanzenthiere, worauf keine Insecten wohnen. Nie trifft man Farrnkräuter, Laubmoose, Lebermoose und Flechten an, die von Insecten angefressen wären. Einer kleinen Anzahl Insecten dient der thierische Körper zum Aufenthalte. Unter denen, die den vegetabilischen oder animalischen Körper nicht zum beständigen Wohnplatze haben, schwärmen einige frei in den Lüften umher; andere halten sich unter

der Erde auf, und zwar manche in weit größeren Tiefen, als die übrigen unterirdischen Thiere; noch andere sind Wasserthiere; und manche bewohnen mehrere Elemente zugleich, wie die Wasserkäfer, die an warmen Sommerabenden weite und hohe Züge unternehmen.

So wie die Insecten sich vorzüglich auf dem festen Lande aufhalten, so ist der größte Theil der Würmer im Meer einheimisch. Hier wohnen alle Röhrenwürmer und Aphroditen. Von den Naiden besteht ebenfalls ein großer Theil aus Meerthieren. Mehrere von diesen aber halten sich im süßen Wasser, und einige auch unter der Erde auf. Keine Wurmart lebt auf Pflanzen. Hingegen ist die zahlreichste Familie derselben, die der Eingeweidewürmer, bloß auf das Innere des thierischen Körpers eingeschränkt.

Aber wie bei den Pflanzen, so finden sich auch bei den Thieren andere Charaktere in der Organisation, die allerdings mit der physischen Verbreitung in enger Verbindung stehen. Hieher gehört:

1) Die Farbe. Diese ändert sich mit dem Wohnorte, und zwar hängt sie bei den niedern Thierclassen sehr von dem Boden, worauf sich das Thier aufhält, bei den höhern Thieren dagegen mehr von kosmischen Einflüssen ab.

Das Weibchen der kurzköpfigen Eidechse (Iguana helioscopa) hat immer dieselbe Grundfarbe und das Ansehen, wie der Boden, auf welchem es sich aufhält.

Die Farbe der Fische variirt eben so nach der Verschiedenheit des Wassers, wie die Farbe der vierfüßigen Thiere nach dem verschiedenen Himmelsstriche. Alle Fische, welche in stehenden oder sumpfigen und moraſtigen Wassern sich aufhalten, nehmen, bald stärker, bald schwächer, eine grüne oder schwarze Farbe an; hingegen erhalten diejenigen, welche in fließendem Wasser leben, oder in solchen, die einen sandichten oder kieselichten Grund haben, hellere Farben und am Bauche einen Silberglanz.

Der Tschabitscha, eine Lachsart, die jährlich im Frühlinge aus dem Meere in den Fluß Kamtschatka aufsteigt, ist weiß und ohne alle Flecken, so lange sie sich in der See befindet; aber in dem Fluß hat sie, schon vier Werste von der Mündung desselben, vieles von ihrem Silberglanze verloren und fleckichte Schuppen bekommen.

2) Die äußern Bedeckungen. Alle Säugethiere, die im Wasser, oder in kalten Gegenden leben, haben dichtere und dickere Haare, als die, welche sich auf dem Lande oder in wärmern Klimaten aufhalten.

Die Vögel der wärmern Erdstriche sind ebenfalls nur mäßig befiedert. Alle fast nackte Vögel, z. B. der Strauß und der Kasuar, wohnen in den heißen Klimaten. Hingegen alle Wasservögel, alle Vögel der Polarländer, und alle, die sich hoch in die Luft zu den kältern Regionen erheben, sind sehr federreich. Bei den meisten von diesen sind die Federn doppelt, oder es kommen aus Einer Wurzel immer zwei in einander liegende Federn

Digitized by Google

hervor. Die Pinguine (Aptenodytes), die faſt beſtändig im Waſſer ſind, haben kurze, längliche, ſehr ſteife und ſchuppenartig über einander liegende Federn.

Bei den Schaalthieren bewirkt die Verſchiedenheit des Wohnorts eine ſehr große Verſchiedenheit in der Feſtigkeit der Gehäuſe. Diejenigen Conchyllen, welche in der Tiefe des Meeres leben, ſind ungleich ſtärker, als die des ſüßen Waſſers, und die des ſtillen Meers, des indiſchen Oceans und anderer großer Meere weit feſter als ſolche, die ſich im mittelländiſchen und andern kleinen Meeren aufhalten. Der Argonauta Argus des mittelländiſchen Meers ſcheint, dieſer geringern Feſtigkeit wegen, auf den erſten Anblick eine ganz andere Art, als der des indiſchen Oceans zu ſein. Doch machen diejenigen Schaalthiere, welche zwar das Weltmeer bewohnen, aber nicht die Oberfläche deſſelben verlaſſen, wie Helix Janthina und violacea L., hiervon eine Ausnahme, und haben ebenſo zarte Gehäuſe, wie die des ſüßen Waſſers.

3) Die Form der äußern Gliedmaßen. Bei allen mit dieſen Organen verſehenen Thieren, deren Element das Waſſer iſt, und die ſich ſchwimmend in demſelben fortbewegen, ſind jene Theile kürzer, als bei den Landthieren, und die Zehen durch Schwimmhäute verbunden. Indeſſen gilt dies, wie geſagt, nur von den ſchwimmenden Thieren. Das Nilpferd, das zwar auch den größten Theil ſeines Lebens im Waſſer zubringt, hat keine Schwimmfüße, weil es ſelten oder gar nicht vom Schwimmen Gebrauch macht.

4) Das Verhältniß der Theile, woraus die äußern Sinnesorgane, vorzüglich die des Gehörs und Geſichts, beſtehen. Das äußere Ohr iſt kürzer bei denjenigen Säugethieren, die ſich im Waſſer oder unter der Erde aufhalten, als bei denen, welche die Oberfläche des feſten Landes bewohnen. Sehr kurz iſt es daher bei den ſämmtlichen Thieren aus der Familie der Wallfiſche, bei den Robben, den Ottern, den Maulwürfen und den Blindmäuſen. Das Auge hat eine converere Hornhaut bei den Vögeln aus der Familie der Habichte, als bei den Waſſervögeln und den körnerfreſſenden Arten.

5) Das Volumen der Leber. Waſſerthiere haben immer eine größere Leber, als andere Thiere von einem ähnlichen Bau, die ſich auf dem Lande aufhalten.

6) Der ganze Habitus. Das merkwürdigſte Beiſpiel von dem großen Einfluſſe, den der Wohnort auf dieſen hat, geben die Lachſe, die zu gewiſſen Jahreszeiten aus dem Meere in die Flüſſe und Landſeen von Kamtſchatka aufſteigen. Nach einem kurzen Aufenthalte im ſüßen Waſſer wird die Geſtalt derſelben, vorzüglich der Männchen, auf die ſonderbarſte Weiſe verändert. Die Zähne und Kinnladen erreichen eine außerordentliche Länge. Der Oberkiefer, der anfänglich der kürzere war, wächst ſehr bald über den untern hervor, und biegt ſich hakenförmig herunter. Der Leib wird mager und das Fleiſch ſchlecht. Bei einem

Digitized by Google

derselben, dem Gorbusche, entsteht überdies vor der ersten Rückenflosse ein ungeheurer Buckel.

150. Das unsichtbare organische Leben. *

Wir sehen, wo das Auge längst aufgehört hat zu unterscheiden, noch die Gliederung des organischen Lebens, sogar in seiner ganzen Vollendung.

Bekanntlich vertheilt sich das Organische auf der Erde in zwei große Richtungen. Eine derselben nennen wir Pflanzen-, die andere Thierbildungen. Es ist bisher immer ein Kreuz der Systeme und Lehrbücher gewesen, den augenfälligen Unterschied zwischen Thieren und Pflanzen in Worten anzugeben. Die alte Unterscheidung, daß die Steine wachsen, die Pflanzen wachsen und leben, die Thiere wachsen, leben und empfinden, hat aufgehört dienlich zu sein, seit man reizbare Pflanzen kennen gelernt hat, und die Ortsveränderung ist ebenfalls ein Kennzeichen, das gar manche offenbare Pflanzen und ihre Samen mit den Thieren theilen, so wie als ganz unbewegliche Thiere die Austern und Korallen sehr bekannt sind. Eine Sonnenblume und ein Kaninchen unterscheidet jeder leicht als Pflanze und Thier, aber noch in den letzten Zeiten sind Botaniker höhern Rangs, wozu man jedenfalls Herrn Endlicher rechnen muß, im Zweifel geblieben, ob nicht die Bacillarien-Thiere zu den Pflanzen zu stellen sind, wie er sie denn noch 1840 bei den Pflanzen aufzählt, und andere Systematiker haben die Schwämme, den Wasch- und Fußschwamm, noch neuerlich zu den Thieren gezogen.

Die Leichtigkeit der Beurtheilung des thierischen Charakters bei den größeren Thieren beruht weder mehr auf der Beweglichkeit noch auf der Reizbarkeit, sondern auf der Erkenntniß eines allen den größern Thieren, aber keiner noch so großen Pflanze eigenen innern Baues. Mund, Zähne, Magen als Ernährungscanal, Herz und pulsirende Gefäße, äußere und innere Bewegungsorgane sind, sammt Sinnesorganen, die den menschlichen vergleichbar sind, Charaktere, welche auch den kleinsten Säugethieren, Fischen, Vögeln und Amphibien, aber keiner noch so großen Pflanze zukommen. Dieselben Charaktere in etwas andern Formen finden sich nun auch bei allen Insecten und vielem Gewürm so vor, daß man schon längst dieselben als eine den thierischen Organismus bildende Summe von Organen, bisher nur nicht gerade für eine ausschließliche und feste, angesehen hat. So macht man sich denn den bestimmten thierischen Organismus deutlich als einen in jedem Einzelthiere oder Individuum befindlichen fünffachen Verein von Organen, nämlich von Ernährungsorganen, Bewegungsorganen, Blutlauf- oder Circulations-Organen, fruchtbereitenden und

* Chr. G. Ehrenberg.

Digitized by Google

Empfindungsorganen. Diese Gesammtheit der fünf organischen Complexe oder Systeme ist es, welche im Organismus aller größern Einzelthiere oder Thier-Individuen sich vorfindet, und wo eine eigenthümliche Vermehrungsweise irgendwo in Haufen vereinte, den Korallenstöcken ähnliche Thiere bildet, da läßt jedes Einzelthier in sich die ganze Summe jener Organisation erkennen.

Versucht man die andere Reihe der Organismen, die Pflanzen zu prüfen, in wie weit sie jenem Thiertypus vergleichbar sind, so ist beim ersten Anblick nicht zu läugnen, daß man auch von Ernährungsorganen, Saftlaufsorganen und fruchtbereitenden Organen bei ihnen sprechen kann, allein ein Empfindungs- und Bewegungsorganismus ist noch nirgends auch nur in den Rudimenten zu einiger Ueberzeugung entwickelt worden. Ja es tritt eine andere große Schwierigkeit hervor, welche die Vergleichung des thierischen und pflanzlichen Baues ganz unsicher macht. Während es nämlich bei den meisten Thieren, bei allen größern ohne Ausnahme, gar nicht im Zweifel ist, was man einen einzelnen abgeschlossenen Organismus, ein Einzelthier zu nennen hat, wenn gleich es gar mancherlei Unregelmäßigkeiten durch Verletzung oder Mißbildung geben kann, die dann Krankheitszustände sind, so ist umgekehrt bei keiner einzigen allgemein anzuerkennenden Pflanze entschieden, daß sie wirklich ein abgeschlossener Organismus oder Individuum sei. Die meisten, wohl alle Pflanzen, entwickeln sich durch Knospenbildung und sind offenbar Zusammenhäufungen von Knospen, vielleicht von eben so vielen Individuen, auch ist ihre periodisch spurlos verschwindende und wiederkehrende, oft so vielfache Fruchtentwickelung und die häufige Verwandlung der Blumen in Blätter gar nicht geeignet, die Vorstellung von abgeschlossenen individuellen Organismen zu begünstigen.

Bei den größten Bauen der kleinen Korallenthiere, deren einige als einzelne Korallenstämme $1\frac{1}{2}$ bis 3 Klafter hoch werden, erkennt man leicht in jedem der zahllosen, oft nur wenige Linien großen Thiersternchen und deren Knospen eine Mundöffnung, Fangfäden und bei genauer mühsamer Untersuchung immer mehr, zuweilen die gesammten organischen Systeme des Thierkörpers, so daß man Grund hat, sie auch bei allen zu vermuthen, welche noch nicht untersucht sind, oder für die Untersuchung größere Schwierigkeit bieten. Bei allen Bäumen oder Kräutern hat man bis jetzt nach Grenzen der wöchentlich oder jährlich hinzutretenden scheinbar individuellen Knospen-Organisationen umsonst gesucht, und da oft jeder Theil eines in beliebiger Richtung gespaltenen Baumes sich ganz eben so kräftig entwickelt als der ganze Baum, so ist an Abgeschlossenheit des Organismus des Stammes wie der Knospen nicht wohl zu denken.

Theilt man einen Korallenstamm in beliebige größere Theile, so verletzt man nur wenige seiner, die Oberfläche bedeckenden Thier-Individuen, und es ist nicht zu verwundern, wenn die Theile sich unter den ihnen günstigen Verhältnissen jedes für sich

Digitized by Google

fortentwickeln, als sei nichts geschehen. Man hat nur gewisse Individuen-Gruppen von ihrem gemeinsamen Anheftungspunkte gelöst. Auch bei gegliedertem Gewürm können sich Zerstückelungen unschädlich, ja sogar als Vermehrungsmittel verhalten, indem bei dieſem häufig in jedem einzelnen Gliede eine besondere kleinere Centralisation aller einzelnen Systeme des Organismus stattfindet, was bei Pflanzen nicht vorkommt. So kann weder ein Baum mit seinem vieljährigen, nur periodisch und zerstreut an allen Zweigen fruchtbildenden Stamme, noch eine einjährige Sonnenblume mit ihren Hunderten von fruchtbildenden Einzelblumen, noch auch eine einfach glockenartig sich in Blüthe aufschließende Tulpe, mit ihren sechs Staubfäden, drei Staubwegen und vielen Samen mit Ueberzeugung ein organisches Individuum genannt werden. Vielmehr ist bei den Pflanzen hierin ein sehr wesentlich verschiedenes Verhältniß des Organismus gegen das der Thiere vorhanden.

Fragt man nun bei Berücksichtigung dieſer Verhältnisse des organischen Lebens, an welchen Typus derselben sich die unsichtbar kleinen Lebensformen anschließen, so läßt sich mit aller Entschiedenheit deßhalb aussprechen, daß diese sämmtlichen durch Leeuwenhoek entdeckten Formenreihen nicht Pflanzen, sondern Thiere sind, weil man durch Zuthun von organischen Farbstoffen in ihren Aufenthaltsort, namentlich von Carmin und Indigo, die man mit dem Wasser vermischt, leicht bewirken kann, daß sie bestimmte innere Ernährungsorgane durch einen sichtlichen Mund mit den festen Farbtheilchen erfüllen, was bei der Durchsichtigkeit ihres Körpers sehr leicht wahrnehmbar, aber bei keiner Pflanze vorhanden oder auch nur möglich ist. Dabei machen sie mit äußern sichtbaren und zählbaren Bewegungsorganen überaus auffallende Wirbel, welche die Nahrungstheilchen zum Munde führen. Ferner lassen sich bei den größern Formen sehr häufig kleine zitternde innere Organe erkennen, die mit fadenartigen feinen Gefäßen und Geflechten in Verbindung sind und ganz den zitternden Athmungsorganen und Blutgefäßen vieler andern größern Wasserthierchen ähnlich sind. Es lassen sich eibereitende Organe und Eientwickelung so deutlich bei vielen sehen, daß man sogar das Auskriechen aus der Eischale und die ganze allmählige Entwickelung des Jungen beobachten kann. Endlich lassen sich augenartige Punkte regelmäßig und beständig am Vordertheile des Körpers erkennen, welche auf einer drüsigen Unterlage angeheftet sind, die ganz den Augen und Nerven vieler der größern Wasserthiere gleich kommen und von den am schärfsten urtheilenden Physiologen auch schon allgemein dafür anerkannt worden sind.

Nun sind aber diese ebengenannten Systeme oder Theile eines individuellen Organismus der unsichtbaren Thiere im allgemeinen gerade dieselben, welche auch den menschlichen Organismus, nur mit speciellen Modificationen, bilden, dessen harmonische Uebereinstimmung und Abgleichung aller Theile eine hohe immer wachsende geistige Entwickelung dann erlaubt, wenn sie ernstlich

Digitized by Google

beabsichtigt und mittelst der gegliederten Sprache und Schrift durch fortlaufende Generationen gepflegt wird.

So gibt denn das Mikroskop die ohne dasselbe nothwendig unentschieden bleibende Thatsache, daß das thierisch organische Leben im kleinsten, mit Hülfe der besten Sehkraft erkennbaren Punkte schon die volle Summe der höchsten Entwickelung nur, wie es bei den großen Thieren sichtbar genug ist, in wenig harmonischer Ausgleichung hat, indem offenbar Ernährung und maßlose und endzweckartige Fruchtbildung überwiegen.

Hierdurch ist nun die Ansicht beseitigt und fallen zu lassen, daß es vom Menschen abwärts eine Abstufung nach immer einfachern Lebenszuständen gäbe, die in einer einfachen Zelle ihren Anfang und Endpunkt habe.

II.

Die Natur und der Mensch.

151. Die Gebirge und der Mensch. *

Die Gebirge wirken auf das Wesen ihrer Bewohner. Körperlich und geistig pflegt der Mensch in Gebirgen, besonders in Hochgebirgen, kräftiger zu sein, hauptsächlich deßwegen, weil er dort mehr als anderswo auf sich selbst gestellt ist, Schwierigkeiten zu überwinden hat, stets gesunde Luft einathmet und aus mehr als einem Grunde dem Luxus und der Verweichlichung schwer zugänglich ist. Von Körper stark und wohlgestaltet, von Geist kräftig und regsam, zeichnen sich die Bewohner der von reinen Lüften umgebenen Alpenhöhen meist auch durch heiteren Sinn und fröhliches Wesen aus. Starke Nerven und gewaltige Muskelkraft sind ihrem Körper eigenthümlich, und erstaunlich ist die Kraft, mit welcher sie zum Theil die größten Lasten ohne bedeutende Anstrengung bergauf und bergab zu tragen vermögen. Mit dem rüstigen Wesen und der großen, selbstbewußten Kraft der Höhenbewohner hängt es auf natürliche Weise zusammen, daß Muth und Unabhängigkeitssinn in der Regel sie auszeichnen. Die Geschichte der Schweizer, der Tyroler, der Schotten, der Basken, der Montenegriner und der Albanesen bieten Belege genug dazu dar.

Ferner isolirt das Gebirge die Menschen mehr als irgend etwas anderes auf dem festen Lande. Deßhalb haben ihre Bewohner die meisten Eigenthümlichkeiten in Sitte, Denk- und Lebensweise. Wegen dieser Abgeschlossenheit, der geringern Ergiebigkeit des Bodens und der darauf beruhenden Genügsamkeit hat außerdem der Mensch in den Gebirgen weniger Bedürfnisse als in den Ebenen, aber diese sind auch um so dringender. Daher

* G. L. Kriegk.

Digitized by Google

herrscht hier in bald größerem, bald geringerem Grade Armuth, aber auch Gastfreiheit, welche noch überdies von dem einfachen Sinn und dem unverdorbenen, natürlichen Gefühl unterstützt wird. Ferner treibt die Armuth des Bodens, in Verbindung mit der erwähnten Regsamkeit, die Gebirgsbewohner häufig aus ihren Thälern heraus und veranlaßt sie, zeiträumlich in andere Landstriche auszuwandern, theils um draußen sich durch Arbeit einen Erwerb zu verschaffen, theils um die Erzeugnisse ihrer Gebirgswelt an Fremde abzusetzen. Beispiele sind die Savoyarden, Graubündner, Tyroler, Schwarzwälder, Auvergnaten, Gallegos, Dalekarlier und mehrere andere.

152. Ueber den Einfluß der Bodenproducte auf Bevölkerung und Verkehr. *

Die Dinge, welche uns die Erdoberfläche zur Erhaltung, Nahrung, Kleidung und Ausschmückung unseres Lebens bietet, sind außerordentlich verschiedener Art. Auch sind sie auf außerordentlich manichfaltige Weise auf dem Globus vertheilt. Einige finden sich fast überall in großen Quantitäten, andere nur auf kleinen engen Plätzen concentrirt. Die menschlichen Etablissements, welche sich mit ihrer Gewinnung beschäftigen, sind daher auf sehr verschiedene Art durch diese Verbreitungsweise der Stoffe bedingt.

Man kann in dieser Hinsicht die Producte der drei Hauptreiche der Natur sondern, die des Mineral-, Pflanzen- und Thierreichs. Wir wollen ihre Einflüsse auf Colonisirung der Reihe nach mit einigen Andeutungen skizziren.

I. Das Mineralreich.

Die unorganischen Bestandtheile der Erdoberfläche sind dem Menschen von sehr verschiedenem Werthe und dabei von der Natur in mehr oder minder großen Quantitäten und in verschiedenen Gruppen überall vertheilt. Die Gewinnung dieser Producte und die Herausschaffung derselben aus den Eingeweiden der Erde ist mehr oder minder umständlich und kostspielig und erfordert daher mehr oder weniger bedeutende Anstalten, Etablissements und Ansiedelungen.

Nicht alle Stoffe, aus denen unsere Erdrinde besteht, sind demnach städtezeugend, und einige sind es in einem höheren Grade als andere.

Man kann darüber die allgemeine Regel aufstellen, daß, je kostbarer der zu gewinnende Stoff ist, je umständlicher die Art seiner Gewinnung sich darstellt und je häufiger er an bestimmten Erdflecken concentrirt und gehäuft vorkommt, er desto bedeutendere Ansiedelungen veranlassen wird.

* J. G. Kohl.

Digitized by Google

Es gibt demnach viele Producte des Mineralreichs, die, wenn gleich dem Menschen sehr nützlich und unentbehrlich, doch so weit auf dem Erdenrund verbreitet und so überall zu finden sind, daß sie, wenn auch einen großen Werth, doch, wie alles weitverbreitete, einen geringen Preis haben, und daß ihre Gewinnung deßhalb auch weder viele Arbeiter lockt, noch nöthig hat. Solche Producte sind z. B. Lehm, Thon, Mergel, Sand, Kalk, Fruchterde, Grand u. s. w. Die Brüche mancher Steinarten, die in einer und derselben Gegend vorkommen, sammeln allerdings hier und da die Bevölkerung und veranlassen in ihrer Nähe Colonien, die vorübergehend sogar recht bedeutend werden können, wie z. B. die Arbeitercolonien bei solchen großen Steinbrüchen, wie sie in Aegypten statt hatten.

Manche Mineralien wiederum sind wohl kostbar, nützlich und gesucht, aber doch so selten, so hin und her zerstreut, daß sie ebenfalls nicht orterzeugend sind. Ein Beispiel dafür ist der preiswürdige Bernstein, der nur spärlich an viele Meilen langen Küstenstrecken ausgeworfen oder hier und da im Lande gegraben wird. Auch die Gewinnung des Krystalls und hundert anderer Mineralien gehört hierher.

Wiederum andere Fossilien sind wohl auf einem Puncte concentrirt und auch sehr werthvoll, werden aber auf der anderen Seite so leicht gewonnen, daß sie keine großen Anstalten und nur wenige Hände erfordern. Die Edelsteine in den Granathöhlen Böhmens und in den Diamantgruben Brasiliens liefern hiezu Beispiele.

Viele Mineralien endlich sind so werthvoll, daß sie viel gesucht werden, dabei aber so wenig häufig, daß sie nicht überall gefunden werden, unter so vielem Nutzlosen versteckt, daß ihre Gewinnung große Mühe und viele weitläufige Werke erfordert, und dazu doch von der Natur so auf einen Haufen geführt und auf so kleinen Raum beschränkt, daß sie oft große Ortschaften in ihrer Nähe versammeln. Zu der letztern Classe von Mineralien gehören die Steinkohlen, das Salz, das Eisen, das Kupfer, die edlen Metalle und noch mehrere andere Dinge.

Ob alle diese nützlichen Dinge, die wir aus der Erdrinde hervorziehen, eine gewisse absolute Höhe halten und welche, d. h. ob sie nur in einer gewissen Entfernung vom Erdmittelpuncte vorkommen, und in welcher, ist wohl noch nicht gehörig bestimmt und überhaupt schwer auszumachen. So viel ist aber gewiß, daß durch die relativen Höhen (sit venia verbo!), d. h. die Berge, wenn sie auch nicht die ausschließlichen Besitzer jener Schätze sind, doch die Möglichkeit geboten ist, leicht zu den inneren Schichten der Erdrinde zu gelangen. In der Ebene ist dem Inhalte dieser verschiedenen Schichten schwerer beizukommen, da sie hier von allen Seiten tief verdeckt sind. Alle bei Bergbauten nöthigen Anstalten zur Wasserableitung, zur Luftreinigung, zur Beförderung des Gewonnenen u. s. w. sind in der Ebene sehr schwer anzulegen. In den Bergen dagegen hat die Erde ihre

Digitized by Google

Kostbarkeiten gleichsam herausgegeben und schon halb zu Tage gefördert. Fast alle Anstalten und Werke zur Gewinnung der Metalle und der ihnen analogen Fossilien befinden sich daher in Bergen, woher sie auch mit dem allgemeinen Namen Bergwerke belegt werden und die durch sie veranlaßten Ansiedelungen Bergwerks- oder Bergstädte heißen.

Die Bewohner solcher Bergwerksstädte bestehen dann aus den Arbeitern, die in der Grube thätig sind, aus den Aufsehern, Beamten und Directoren des Bergbaues. Es bilden sich auch sogleich in ihnen Anstalten für die weitere Verarbeitung der Metalle: Münzen, Drahtziehereien, Schmieden, Metallhämmer u. s. w. Dazu kommen oft Schulen und Akademien, die sich auf den Bergbau beziehen und die, wie die solche Anstalten besuchenden Fremden, frisches Leben und neue Nahrung in die Stadt bringen. Es gibt mehrere solche Bergwerks- oder Erzgebirgsstädte, die einzig und allein aus den eben angegebenen Elementen bestehen und die dem Bergbau ihre Entstehung und ihr Leben verdanken. Es gibt aber auch Städte, die freilich durch ein anderes Verhältniß in's Dasein gerufen wurden, nachher aber hauptsächlich durch bedeutenden in ihrer Nähe entdeckten Bergbau groß und wichtig geworden sind. Andere endlich gibt es, die nur einige Wurzeln ihres Lebens in die Berge treiben und übrigens im Wesentlichen von ganz anderen Bedingungen abhängen.

In Schweden gehören zu den ersten Bergwerksstädten Falun und Dannemora, die Kupfer und Eisen bearbeiten.

In Norwegen gibt das berühmte Kongsberg ein Beispiel einer verfallenden Erzgebirgsstadt, weil das Mark der Berge, von dem es seine Nahrung zog, erschöpft ist. Ehemals hatte es mehr als 12,000 wohlhabende Einwohner, es verlor aber seit fünfzig Jahren jährlich an Einwohnern, sowie seine Bergwerke an Ausbeute. Jetzt, nachdem das Silberbergwerk gänzlich aufgegeben, zählt es nur noch 3000 lebende Seelen und noch dazu bettelnde.

Ein ähnlicher Fall ist die Abnahme Salas in Schweden, dessen Silberbergwerk nur kaum noch den achten Theil seiner früheren Ausbeute gewinnt.

Katharinenburg ist die bedeutendste Bergwerksstadt im Ural, eine stets an Macht und Einwohnerzahl wachsende, weil die Eisen-, Silber- und Kupferquellen ihrer Umgebung noch reichlich und stets reichlicher fließen. Dasselbe kann von Kolywan gesagt werden. Freiberg, schon seit 700 Jahren im Besitz einer reichen Silberquelle, ist eine reine Erzgebirgsstadt, der in allen Adern ihres Organismus nur Metalle pulsiren.

Die größten Städte dieser Classe sind indeß in Amerika zu suchen, wo die mächtigsten Gruben bebaut werden. Guadalarara in Merico hat 60,000 Einwohner, für die indessen wohl noch andere Zweige des Unterhaltes existiren mögen. Guanaruato bewohnen 40,000, nach Anderen gegen 70,000 Einwohner, die sich fast ganz von der Gewinnung der Metalle der mexicanischen

Digitized by Google

Berge nähren sollen. San Louis de Potosi und Zacatecas, auf einem für den Verkehr sehr ungünstigen Boden gelegen, ohne Wasser und Pflanzenbau, sind doch mit 20,000 Einwohnern bevölkert.

In Südamerika hat Potosi die bedeutendsten Silbergruben und Guanca Velica große Bauten auf Queckſilber.

Das Queckſilber hat außer Guanca Velica noch Almaden in Spanien und Idria in Illyrien erzeugt und gebaut.

Die Steinkohlen bauen manches Haus in New-Caſtle, und das Salz nährt Hall, Hallein, zum Theil Halle, Wieliczka und viele andere Städte.

Die Stadt Baku verdankt der in ihrer Nähe quellenden und gegrabenen Naphtha viel Leben. Der Handel mit dieſem Producte und das heilige Feuer der Naphtha machen dieſen Ort reich und berühmt. Zum Theil iſt dieſe Stadt ſogar buchſtäblich und unmittelbar aus Naphtha erbaut, nämlich aus mit Naphtha geſchwängerten Erd- und Felsſtücken. Aehnliches gilt auch von Potoſi, Falun und anderen Orten, denn wie jenes zum Theil aus ſilberhaltigen, ſo iſt dieſes aus eiſenhaltigen Steinen erbaut.

Man könnte ſo jedes Mineral durchnehmen, und man würde für jedes *eigenthümliche, ihm angehörige Städte* entdecken, und dann könnte man je nach den beſonderen Eigenſchaften jedes Minerals die Beſonderheiten jeder Claſſe von Städten und ihrer Bewohner beurtheilen, wie z. B. der *Steinkohlenorte*, der *Salzſtädte*, der *Goldſtädte*, der *Queckſilberſtädte* u. ſ. w. Uns kann es genügen, hier nur die Möglichkeit der Entwickelung einer Stadt aus den angegebenen Verhältniſſen nachgewieſen zu haben. Wir wollen nur noch einige allgemeine Bemerkungen über die Größe und Dauer dieſer Städte hinzufügen.

Wir beſitzen, wie wir im vorigen ſahen, ziemlich große Bergwerksſtädte. Im Ganzen häuft indeſſen der Bergbau die Bevölkerung wohl nicht eben in ſehr großen Maſſen an; die bedeutendſten Orte ſcheint noch das Silber zu geben. Das Gold findet ſich überall in zu kleinen Partien, und Eiſen, Blei und Kupfer ſind von zu geringem Preiſe, um für viele Einwohner viel abzuwerfen.

Wie die Erzgebirgsſtädte nicht zu der Größe gedeihen, zu der die Handels- und Reſidenzſtädte gelangen, und auch nicht ſo weit in die Geſchichte des Menſchengeſchlechtes hinaufreichen, ſo ſind ſie auch nicht von der Dauer wie die Städte, die durch eine für den Verkehr günſtige Situation groß geworden ſind. Die Bergwerksſtädte haben nämlich die Eigenthümlichkeit, daß ſie ihre Exiſtenz auf eine leicht erſchöpfte Quelle des Wohlſtandes gründen. Einige Mineralien wachſen und reproduciren ſich freilich auch, allein ihre Entwickelung geht doch einen langſameren Schritt als die der Pflanzen, deren Ernten ſich raſcher erſetzen.

Es kann daher dahin kommen, daß alles an mineraliſchen Producten jetzt noch vorräthige Fabricat ſchon verbraucht iſt und

Digitized by Google

alle Bergwerksstädte schon Banquerott gemacht haben, bevor die unterirdischen Fabriken das Lager fertiger Producte wieder wohl assortirt haben. Selbst das reichste Gebirge nährt daher seine Stadt nur auf gewisse Jahrhunderte, und die Bergwerksorte können nie auf eine lange Existenz rechnen, wenn wir etwa die torfgrabenden Dörfer, die, insofern sie sich von der Gewinnung eines Fossils erhalten, hierher gehören, ausnehmen, da ihr Torf beständig rasch nachwächst.

II. Das Pflanzenreich.

Des Jägers flüchtiges Wild ist weit zerstreut und wandelbar, bald hier, bald da, des Waidmanns Handwerk daher auch veränderlich und unstät (ohne Stadt). Die Pflege, Gewinnung und Benutzung der an den Boden gefesselten Pflanzen, sei es zum Zwecke der Thierfütterung (Viehwirthschaft) oder zum Zwecke der Nahrung des Menschen selbst (Ackerbau), bringt den Menschen zuerst zum Stehen, zur Vergesellschaftung und Ansiedelung. Das Reich der Ceres ist auf diese Weise die eigentliche Basis alles Städtebaues.

Abgesehen daher von aller Configuration der Erdoberfläche wird auch bloß durch die mehr oder weniger große Fruchtbarkeit die Menge sowohl als auch die Anhäufungsweise seiner Bevölkerung bestimmt werden. Die fruchtbaren Culturländer, auch wenn sie durch die Configuration und Richtung der großen Verkehrsbahnen durchaus in weiter keine günstige Position kamen, werden die Sitze des Anbaues und die begünstigtsten in ihnen die bebautesten und bevölkertsten sein.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist sehr relativ, d. h. eine Bodenbeschaffenheit, welche der einen Pflanze sehr günstig ist, ist es nicht auch in demselben Grade jeder anderen. An den Hügeln wächst der Wein, in Sümpfen gedeihen der Reiß und der Indigo, trockenes sandiges Land lieben die Kartoffeln. Es wird daher durch Verschiedenheit der Zusammensetzung und Form des Bodens die Cultur der Pflanzen vielfach bedingt und somit mittelbar die Lage der weinbauenden, reißpflanzenden, holzfällenden Orte, der Zuckerplantagen, der Kohlen brennenden Dörfer, der Viehzucht treibenden Nomadenlager, der Sennhütten u. s. w. bestimmt.

Eine detaillirtere Untersuchung dieses ganzen Capitels würde eine ausführliche Abhandlung erfordern, die nicht in unserem Plane lag.

III. Das Thierreich.

Sehr viel Geschicklichkeit, mancherlei Künste und Erfindungen gehören dazu, um aus dem Mineralreiche Nützliches zu gewinnen. Die Völker müssen schon bei anderen Geschäften ihre Kräfte geübt und vieles gelernt haben, bevor sie sich an den Bergbau machen können.

In dem Pflanzenreiche hat die Natur ihre Gaben schon vollkommen und für die Zwecke des Menschen vortheilhaft zubereitet

Digitized by Google

geboten. Die Hölzer lassen sich ohne weiteres zu den Bauten, die Blätter, manche Halme und Fasern ohne viele Mühe zur Kleidung und viele Früchte zur Nahrung anwenden.

Am leichtesten aber wird es, aus dem Thierreiche den erstrebten Nutzen zu ziehen. Die Thiere gedeihen zur größten Vollkommenheit in der Wildniß ohne alle menschliche Erziehung, die meisten und wichtigsten Pflanzen aber gewähren nur bei sorgfältiger Cultur ihre schönsten Gaben. Eben so sind die Stoffe des Thierreichs mit der geringsten Zubereitung nutzbar zu machen: das Fleisch ist selbst in rohem Zustande genießbarer und nahrhafter als die rohen Waldfrüchte, und die pelzige Haut der Thiere kann ohne Weiteres als Kleidung umgehangen werden.

Der Fang der wilden Thiere ist daher nicht nur das älteste von den Menschen betriebene Gewerbe, sondern auch das einfachste, das ohne bedeutende Vergesellschaftung von Einzelnen betrieben werden kann. Nichtsdestoweniger hat aber auch der Thierfang Ansiedelungen und Vergesellschaftungen veranlaßt, die, wenn auch nicht als bloße Jäger- oder Fischercolonien, doch durch später hinzutretende andere Gewerbe nicht unbedeutende Größe erlangten.

Es treten hier im Thierreiche ganz eigene Verhältnisse, die bei den Producten des Mineral- und Pflanzenreichs nicht stattfinden, dadurch ein, daß die Thiere eigenwillige, sich selbst bewegende Organismen sind. Als solche theilen sie mit dem Menschen in der Richtung ihrer Bewegung und in der Bestimmung der Lage ihrer Sammelplätze die Abhängigkeit von der Bodengestaltung.

Da der die Thiere verfolgende Mensch (der Jäger, Fischer) seine Ansiedelungen nun hauptsächlich an solchen natürlichen Sammelplätzen der Thiere aufschlagen wird, so ist es wichtig, hier über diesen Punkt etwas ausführlicher zu sein, um so mehr, da er bisher von den Geographen noch zu wenig beachtet wurde.

Viele Thiere leben einsam in ihren Höhlen, vergesellschaften sich nicht und entfernen sich nicht weiter von ihren Wohnsitzen, als es nöthig ist, um ihre Nahrung zu suchen. Andere dagegen verbinden sich nicht nur zu großen Gesellschaften, sondern stellen auch große Züge an, sowohl Fische im Wasser und Vögel in der Luft, als auch Landthiere auf der Oberfläche des Festlandes. Besonders die letzteren werden nun sowohl in der Richtung der Wege, die sie wandern, als in der Bestimmung ihrer Sammelplätze bedeutend von der verschiedenen Beschaffenheit der Erdoberfläche und von den verschiedenen Figuren, die diese verschiedenen Terrains mit einander machen, bedingt werden, und zwar auf ganz ähnliche Weise wie der Mensch in seinem Verkehre und seiner Ansiedelung.

Was zunächst die Fische und anderen Wasserthiere betrifft, so können wir sie in gewisser Hinsicht den Schiffen und überhaupt allen Wasservehikeln vergleichen. Alles Festland wird für sie ein Hinderniß bilden, und die Grenzen des Festlandes

Digitized by Google

mit dem Wasser, die Küsten, werden daher die Bühne häufiger Fischwanderungen sein, wie sich denn dies auch vielfach bei fast allen Meeren, bei denen immer die Ufer fischreicher sind als die hohe See,* bestätigt.

Alle Meerengen werden daher bedeutende Sammelplätze der Fische sein, die aus einem Meere in's andere wandern. Wir wollen von den unzähligen Beispielen hier nur einige citiren.

In der Meerenge Tonkoi, die den Siwasch mit dem Asow'schen Meere verbindet, ist ein bedeutender Häringsfang. Der Kephal zieht durch den thracischen und taurischen Bosporus am häufigsten hindurch; die Meerenge von Konstantinopel ist eine der reichsten und unerschöpflichsten Fischpassagen der Welt. Die Fische werden hier freilich wohl eben so sehr durch die große Meerengenstadt genährt, als sie ihrerseits dieselbe nähren. Die Straße Bab-el-Mandeb und die von Ormus haben ebenfalls bedeutenden Fischfang.

Die Meerbusen lassen sich in Bezug auf Fische mit Netzen vergleichen, indem sie mit ihren zu beiden Seiten ausgehenden Küsten die Flügel und mit ihrer Spitze die sogenannte Todtenkammer, in welcher die gefangenen Züge der Fische zusammentreffen, bilden. Im Busen des Jei rühmt schon Strabo die Fischerei der Steinbutten. Bei Arabat auf beiden Seiten der Landenge von Arabat in der südlichsten Ecke des Siwasch und der südwestlichen des Asow'schen Meeres ist eine starke Fischerei. Der Bagatoi Kultuk, die Bai von Mangischlak und der Busen von Astrabad im kaspischen Meere sind sehr reich an Fischen. Die Watagi (Fischdörfer) an der nördlichen Küste des kaspischen Meeres sind alle an der Spitze der dort sich findenden kleinen Busen gebaut. Es kommen die Fische an den Spitzen dieser Busen besonders zahlreich zusammen. Im Meerbusen von Odessa ist ebenfalls ein bedeutender Fang von hier zusammentreffenden Meerfischen.

Von manchen furchtsamen und klugen Seethieren, die sich nicht so tief in's Land hineinwagen, mögen aber nicht die Meerbusenspitzen, sondern gerade nur die äußersten Spitzen des Landes belebt werden, wie z. B. die Seekühe, welche ihrer Begattung wegen und um sich vor Seewanzen zu retten, an's Land gehen, gewöhnlich auf Landspitzen und kleinen entlegenen Inseln hausen. Die südöstliche Spitze der Beringsinsel hat sogar ihren Namen von diesem Thiere, sie heißt Cap Manati, Cap der Seekühe. Eben so sind die Wallrosse am Vorgebirge Tschukotiens sehr häufig. So etwas ließe sich dann mit den von uns erwähnten kriegerischen Niederlassungen der Menschen auf den Halbinselspitzen vergleichen.

Die Mündungen der Flüsse gehören zu den bedeutendsten von allen Fischsammelplätzen. Die Fische, welche aus dem

* Es hat diese Erscheinung freilich viele Ursachen, unter anderen aber gewiß auch die angegebene.

Digitized by Google

Meere in die Flüsse aufsteigen, sind hier an den Mündungen noch in großen Herden beisammen und vertheilen sich erst später in die verschiedenen Nebenflüsse und Verzweigungen des Hauptflusses. Umgekehrt werden die Fische, welche aus dem Flusse in's Meer hinabgehen wollen und sich allmählig aus allen den verschiedenen Theilen und Nebenflüssen des Hauptstromes zusammenfinden, sich hier am allergroßartigsten angesammelt haben. Und endlich werden die Süßwasserfische, welche nicht in's salzige Meer hinabschwimmen wollen und können, hier an der Gränze des Süßen und Salzigen sich vielfach tummeln.

Die bedeutenden Fischfänge an den Mündungen der Wolga sind bekannt, der Dniestr und Dniepr haben ebenfalls nirgends zahlreichere Fischerdörfer und stärkeren Fischfang als an ihren Mündungen. An der Mündung der Dwina und des Mesen ist ein starker Lachsfang.

Die Sandbänke spielen ebenfalls eine sehr bedeutende Rolle unter den auf Fischverbreitung wirkenden Dingen. Sie sind überall die Sammelplätze von Fischen, die an ihnen ähnliche Haltpuncte finden wie die Schiffe der Menschen an den Inseln.

In den Flüssen wirken die verschiedenen Verengungen, Verbreiterungen und Verflachungen des Flußbettes ganz ähnlich auf die Fische wie auf die Menschen. Nehmen wir nur die Wasserfälle einmal zum Beispiel. Wie sie den menschlichen Verkehr hemmen, so hemmen sie auch das Fortschreiten der meisten Fische. Die Wasserfälle sind daher gewöhnlich auch der Sammelplatz vieler Fische, deren Fang hier alsdann zu einer menschlichen Ansiedelung Anlaß gibt.

So steigen die Omulen aus dem Baikal nur bis zu den Porogen der oberen Angora hinauf. Vor anderen Wasserfällen stehen sie wenigstens mehrere Tage still. An der Mündung des Bir in die Bielaja ist ein Wasserfall, an dem beständig viele Fische gefangen werden. Bei dem Wasserfalle des Saskatchiwine, gibt es, wie Mackenzie in seiner Reise durch Nordamerika erzählt, eine treffliche Störfischerei.

Die Vögel, welche sich in dem alle Bodenunebenheiten überströmenden und die größte Gleichmäßigkeit seines Zustandes darbietenden Elemente der Luft bewegen, scheinen am unabhängigsten von allen Bodenoberflächen-Verschiedenheiten zu sein, eben so wie der luftschiffende Verkehr der Menschen es vielleicht dereinst einmal sein wird. Dennoch aber können sich die Vögel keineswegs den Bodeneinflüssen völlig entziehen.

Zunächst ragen die Bodenerhebungen mehr oder weniger in das Luftmeer hinein und sind für die Vögel zum Theil das, was die Sandbänke für die Fische und die Inseln für die Schiffer sind. Alsdann schreiben die Thäler den Winden der unteren Luftregion, in welcher sich die Vögel doch immer der Nahrung wegen aufhalten müssen, vielfach ihren Weg vor und dadurch mittelbar auch den Vögeln, die daher in großen Zügen die Flußthäler auf- und abziehen. Eben so wandern sie oft an niedrigen

Meeresgestaden hin, wenn die hohe Küste ihnen wenigstens auf der einen Seite Schutz gewährt. Von einigen Vögeln werden die Meere überflogen, andere aber haben nicht die Kraft dazu, werden in ihren Wanderungen vom Meere gehemmt und flattern daher an den Küsten hin. Die aber, welche die Meere überfliegen, werden gewiß die Meerengen vorzugsweise dazu wählen. So findet z. B. im Frühlinge ein bedeutender Vögelflug über die Verengung des schwarzen Meeres von Kleinasien zur Krim statt.

Natürlich müssen wir auch hier die Sammelplätze, welche durch die dort sich vorfindende reiche Nahrung bestimmt werden, von denen unterscheiden, welche bloß von den bequemen Luftwegen, welche zu ihnen führen, bedingt werden. Der Nahrung wegen wandern die Vögel viel auf den Wegen der Menschen; der Nahrung, des Wassers und des Schutzes wegen sammeln sie sich oft in den Flußthälern. Am Terek z. B. überwintern viele Enten, Reiher und Schnepfen, die im Frühlinge nordwärts ziehen. Ein ähnlicher Thiersammler ist der Dniestr. Der Nahrung wegen sammeln sich die Vögel sehr häufig an Wasserfällen; so an dem Wasserfalle des Bir, wo er in die Bielaja mündet, ferner, wenigstens früher, als sie weniger bewohnt waren, an den Wasserfällen des Dniepers. Der Bequemlichkeit des Nistens wegen sammeln sich die Vögel oft an schroffen Meeresufern, an Felsenabhängen u. s. w.

Die Landthiere nun, die sich auf der Erdoberfläche hin bewegen, hängen ganz besonders von der Oberflächenbeschaffenheit des Bodens in Bezug auf ihre Bewegung ab. Viele von ihnen sind bloß für eine gewisse Art der Bodenoberfläche geschaffen, ihre Körper so sehr derselben adaptirt und sie selbst so an sie gewöhnt, daß es ihnen fast unmöglich wird, sich auf einem anderen Terrain als dem ihnen angepaßten zu bewegen. Die Springhasen der Steppen z. B. springen zwei bis drei Faden weit und bewegen sich mit Leichtigkeit auf diesen ihren heimathlichen Steppenflächen, besitzen aber keineswegs dieselbe Bewegungsfähigkeit für ein gebirgiges Terrain. Die kahlen Steppen sind auch das Vaterland der Antilopen. Diese sind so an die freie Ebene gewöhnt, daß sie im Walde wie in einem anderen Elemente sich befinden. Sobald sie zwischen Bäume gejagt werden, werden sie so verdutzt, daß sie nicht 100 Schritte weit entfliehen können, sondern, gegen die Bäume stoßend, athemlos niederfallen, eben so wie manche Süßwasserfische, die, wenn sie an den Flußmündungen vom fließenden Wasser mit auf die See hinausgeführt werden, sobald sie in's salzige Wasser eintreten, so benommen werden, daß man sie mit den Händen greifen kann.

Der Elephant wandert sehr leicht in der Ebene fort, geht aber den Gebirgen aus dem Wege. Selbst verschiedene Arten derselben Thiergattung gewöhnen sich so leicht an die Bewegungsweise in einer Terrainform, in welcher sie gewöhnlich verkehren, und bilden ihre Kräfte, ihre Geschicklichkeiten und ihren Körper so sehr darnach aus, daß sie oft auf anderen Oberflächen untauglich

Digitized by Google

werden. Die Ziege der ebenen Flächen ist äußerst schwerfällig und plump in Vergleich mit der ganz anderen der obersten Alpenfelsregionen. Es ist offenbar, daß in seinen Wanderungen jedes dieser Thiere die ihm am meisten passende Terrainform suchen und die ihm nicht passende meiden wird, und dabei also ähnliche Erscheinungen statthaben werden wie bei dem Verkehre der Menschen, und daß eben so auch jedes von ihnen seine durch Oberflächenformen bestimmten Wege und Sammelplätze, auf denen es am häufigsten erscheint, haben muß.

Die Heuschrecken wandern auf Fußsteigen und Landstraßen und sonst auf freien Strichen am liebsten. Das Wasser der Bäche und Canäle hält sie auf, denn sie schrecken vor aller Feuchtigkeit zurück.

Der Chulan, das wilde Pferd der Kirgisen, wandert in großen Herden und hat in der Steppe seine deutlich bezeichneten und nachweisbaren Wege, auf denen es im Frühlinge nach den nördlich von Aral gelegenen, offenen, aber kühlen Gebirgen Tumanda zieht und im Herbste nach den warmen Gegenden von Persien und Indien zurückkehrt.

Storch sagt: „Kamtschatka ist am reichsten an Zobeln, da sie durch die Seegränze verhindert werden, sich nach anderen Landstrichen hinzuziehen. Auch hat Kamtschatka den größten Reichthum an Füchsen, und schwarze Bären sieht man herdenweise dort auf den Feldern herumziehen." Es läßt sich der Thierreichthum dieser Halbinsel sehr leicht aus ihrer Figur erklären, welche einem Sacke oder einer Flasche gleicht. Es werden viele Thiere durch den engen Hals dieser Flasche, die Landenge, durch welche Kamtschatka mit Asien zusammenhängt, hindurchschlüpfen und sich alsdann in dem Sacke selbst gefangen sehen. Alle Halbinseln und namentlich alle Halbinselspitzen müssen auf die Landthiere umgekehrt wirken als auf die Wasserthiere. Sie werden von jenen sehr stark frequentirt sein. So ist, um nur noch ein Beispiel der Art zu erwähnen, die Halbinsel, welche die Olekma mit der Lena bei ihrer Einmündung in dieselbe macht, sehr berühmt wegen ihres reichen Zobelfanges.

So sind in der Regel die Flußufer und Flußthäler bedeutende Landthiersammler, und zwar ohne Zweifel nicht bloß etwa der Nahrung und des Getränks, der Wohnplätze und der Verstecke, die sie gewähren, sondern auch insbesondere der Hindernisse wegen, die ihre Wasseroberfläche den Wanderungen der Thiere entgegensetzt.

Ja die Landthiere sind so sehr an die Bewegung auf diesem oder jenem Terrain gebunden, daß fast alle Fangarten derselben auf verschiedene Terraingestaltung berechnet sind. Durch künstlich veranlaßte Hebung oder Senkung des Bodens, durch Ziehung von Gräben, durch Waldlichtung u. s. w. werden die Thiere auf für sie geebneten Wegen in die Schlingen geführt.

An den Sammelplätzen der Thiere wird nun der dieselben fangende Mensch vorzugsweise seine Ansiedelung aufschlagen.

Digitized by Google

Die Lager der Jäger werden daher häufig auf solchen Stellen erscheinen, wo die Thiere durch die Configuration des Bodens zusammengeführt werden. Ganze von der Jagd lebende Völker mögen auf diese Weise und aus diesen Gründen ihre Hauptsammelplätze, ihre Haupteinigungsorte an Landengen, an Gebirgspässen u. s. w. haben. Daher die Erscheinung von Fischerdörfern bei Wasserfällen, bei Flußwinkelpuncten, bei Meerengen u. s. w. Da die Sammelplätze der Thiere, insofern sie durch die Einwirkung der Bodengestaltung auf ihre Bewegung bestimmt werden, ganz und gar mit den Sammelplätzen der handelnden und verkehrenden Menschen zusammenfallen, so erklärt sich daher auch unter anderen diese häufige Erscheinung, daß jetzt bedeutende Handelsorte einen Fischerort als ihre ursprüngliche Wurzel, aus der sie hervorblühten, verehren, und die Fischerzunft in so vielen Städten die älteste aller Zünfte ist.

Eben so wie der Mensch, folgen auch die Thiere den Nahrung gebenden Pflanzen und Quellen. Die fruchtbaren Landstriche, die Flußthäler, die Bäche und Quellen werden daher auch aus diesem Grunde ebenso die Sammelplätze der Thiere wie die der Menschen sein und auch in dieser Hinsicht daher beide unter denselben Bedingungen und Einflüssen stehen. Die jagenden Indianerstämme Nordamerikas ziehen und bewegen sich daher sowohl der Flüsse selbst, als auch des in den Flußthälern pulsirenden Thierlebens wegen an den Flußufern ihres Landes auf und ab.

III.

Der Mensch.

153. Zur Einleitung in die Oekonomie.*

§. 1. Die Bedürfnisse des leiblichen Daseins der Menschen werden, das abgerechnet, was die Elemente selbst zum Unterhalte des Lebens beitragen, überall durch Stoffe befriedigt, welche der arbeitende Mensch aus der Erde gewinnen muß, und auch das geistige Leben bedarf zur Befriedigung seiner Bedürfnisse solcher irdischen Stoffe wenigstens als Geräthe und Werkzeuge, wie die Schreibfeder und das musikalische Instrument zeigen. Die Arbeit hat aber bei diesen Stoffen bald mehr bald weniger zu thun, um sie dem menschlichen Bedürfnisse zum angemessenen Befriedigungsmittel zu machen; indeß das reife Obst bloß gepflückt zu werden braucht, um zur Speise zu dienen, muß das Getraidekorn erst aus der Hülse geschieden, pulverisirt, zu Teig gemacht und gebacken werden.

* J. J. Wagner.

Digitized by Google

§. 2. Dieser Abhängigkeit des menschlichen Daseins von der Erde unterliegen Völker wie Einzelne. Die Art, wie sie dieses Verhältniß behandeln, bestimmt ihre Lebensart, und diese ist bei Völkern die einfachste, wenn sie ihre Bedürfnisse auf das wenige einschränken, was ihnen der Zufall durch die Jagd und Fischfang gewähren kann. Eine festere Grundlage erhält die Existenz der Völker, wenn diese, wie die alttestamentlichen Patriarchen, von weidenden Viehheerden leben; aber die Viehzucht gewährt noch bei weitem nicht alle Befriedigungsmittel aller Bedürfnisse, und das wandernde Leben der Hirtenvölker gestattet keineswegs die vollständige Entwicklung und Ausbildung aller Arbeiten, durch welche die menschliche Cultur sich vollendet.

§. 3. Diese vollständige Entwicklung wird nur möglich, wenn sich mit der Viehzucht auch die Bearbeitung der Erde zu Gewinnung mineralischer und pflanzlicher Stoffe verbindet, was die Völker nöthigt, sich auf einem Theile der Erdoberfläche wohnend niederzulassen, wobei dann die Viehzucht selbst, der wechselnden Weiden ermangelnd, zur Unterhaltung des Viehes auf einen Theil der Früchte des Ackerbaues gegründet wird, den aber das Vieh theils durch Arbeit, die es mit dem Menschen theilt, theils durch thierische Stoffe, die es gewährt, reichlich vergütet. Graben die also wohnenden Völker aus den Tiefen der Erde mineralische Stoffe, erziehen sie an der Oberfläche der Erde Pflanzen zur Nahrung und Kleidung, und verbinden sie mit dem Ackerbau und der Viehzucht noch die Gewinnung der pflanzlichen Massen, welche als Holz sehr wesentlichen Bedürfnissen dienen, so ist das menschliche Dasein von der Seite, wo es sich durch irdische Stoffe ergänzen muß, geborgen, zumal da die festen Sitze, zu welchen die Völker durch diese Lebensweise gezwungen werden, ihrem Fleiße die nöthige Ruhe gewähren, um den vielerlei Stoffen auch die vielfache Form zu geben, durch welche sie erst die höchste Brauchbarkeit erhalten.

§. 4. Die Bedürfnisse, welche durch irdische Stoffe befriedigt werden müssen, sind leicht zu übersehen. Zuvörderst nämlich hat der Mensch die Masse seines Leibes, welche sich durch die Lebensthätigkeit verzehrt, durch Speise und Trank beständig zu erneuern; dann hat er sich die Hülle, welche dem Thiere die Natur gewährt, durch künstliche Kleidung zu ersetzen; ferner muß er seinem Leben eine Oertlichkeit verschaffen, und diese als seine Wohnung gegen die Einflüsse der Elemente schützen und von innen den verschiedenen Verrichtungen des Lebens angemessen abtheilen; endlich bedarf er für Nahrung, Kleidung und Wohnung noch vieler aus mancherlei Stoff gearbeiteter Geräthe, welche dazu dienen, Nahrung, Kleidung und Wohnung theils zu verfertigen, theils erst recht brauchbar zu machen. Im Ganzen also laufen die materiellen menschlichen Bedürfnisse auf Nahrung, Kleidung, Wohnung und Geräthe hinaus.

§. 5. Hat nun ein Volk mit Ackerbau und Viehzucht sich auf einem Theile der Erdoberfläche festgesetzt, so theilen sich die

Digitized by Google

zu dem Volke gehörigen Familien in die Arbeit, die nöthig ist, um jenes vierfache Bedürfniß aus der Erde zu befriedigen. Hat das Volk einen der Ausdehnung und dem Ertrage nach hinreichenden Theil der Erdoberfläche, der nun sein Gebiet heißt, in Besitz genommen, so zieht es aus diesem Gebiete ein jährliches Einkommen an brauchbaren Stoffen, in welches Einkommen dann die Familien sich theilen, je nachdem sie einen Theil dieses Gebietes als eigene Grundstücke besitzen, oder nachdem sie ihre Kräfte für die Bearbeitung des Bodens oder die Umarbeitung der aus ihm gewonnenen Producte verwenden.

§. 6. Von den drei angeführten Lebensarten der Völker, Wilde, Hirtenvölker und Ackerbauer, entspricht demnach der mit Viehzucht verbundene Ackerbau den menschlichen Bedürfnissen am vollkommensten. Insofern aber ein Volk seinem Bedürfnisse an rohen oder verarbeiteten Erdstoffen nicht aus eigenen Mitteln genügen kann, muß es sich aus dem Boden oder der Arbeit anderer Völker ergänzen, und da auch die verschiedenen Völker theils durch die Natur ihres Landes in manchen Naturproducten einseitig begünstigt oder zurückgesetzt sind, theils auch mit ihrer Arbeit in diese oder jene Verfertigung sich einseitig geworfen und dafür eine oder mehrere Arbeitsarten vernachläßigt haben, so entsteht unter den Völkern ein allgemeines Bedürfniß, sich unter einander für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu ergänzen.

§. 7. Diese Ergänzung ist nur möglich, insofern ein Volk an diesem Natur- oder Arbeitsproducte, das andere Volk aber an einem andern Ueberfluß hat, und sie diesen Ueberfluß gegen einander austauschen. Wollen die Völker aber bloß tauschen, so ist das Waaren anbietende Volk immer darauf eingeschränkt, ein Volk zu finden, welches gerade diese Waare und gerade in solcher Quantität wolle; hat sich dagegen unter den Völkern irgend eine Waare als allgemeines Bedürfniß empfohlen, wie z. B. Getraide, Salz, edle oder unedle Metalle, so kann, wer diese allgemeine Waare anbietet, überall ihrer Annahme sicher sein, und die Beschränktheit des Verkehrs auf besondere Tauschwaaren hört auf. Eine Waare aber, die so allgemein für alle andern Waaren gegeben und genommen wird, heißt Geld, und wenn auch unter allen Waaren die edlen Metalle am meisten geeignet sind, als Geld umzulaufen, so ist doch eigentlich das Geld, was allgemein gilt, wie Banknoten und anderes Papiergeld, mit welchem gezahlt wird.

§. 8. Wenn sich nun durch Tausch und Kauf — was man zusammen Verkehr nennt — die Völker in Hinsicht ihrer Bedürfnisse nach Natur- oder Arbeitsproducten unter einander ergänzen, so macht dieser Verkehr eine Menge neuer Geschäfte nothwendig, besonders durch Transport der Waaren zu Lande oder zu Wasser, und es entsteht daraus für manche Völker, welche durch ihre Lage an Wasser- oder Landstraßen begünstigt sind, eine Aufforderung, sich diesem Geschäfte des Verkehrs, welches Handel heißt, vorzüglich zu widmen. Der Handel wird dadurch

Digitized by Google

eine vierte Lebensart für die Völker, und es ist begreiflich, daß diejenigen Völker diese Lebensart am ersten ergreifen werden, welchen die Natur durch ein zu kleines oder zu dürftiges Land eine reiche Entwicklung des Ackerbaues und der Viehzucht versagt hat. Weil nun der Handel bloß für die Ergänzung der Völker in den Bedürfnissen ihres Daseins gemacht ist, so muß auch einleuchten, daß die vom Handel lebenden Völker eine Unsicherheit der Existenz haben, welche an die von Jagd und Fischfang lebenden Wilden erinnert, indem es ja möglich ist, daß die Völker entweder durch erweiterte und verbesserte Arbeit und neue Erfindungen manche ihrer bisherigen Bedürfnisse decken, und in Hinsicht anderer Bedürfnisse die Grundsätze eines vernünftigen Mannes annehmen, der sich entschließt zu entbehren, was er zu theuer erkaufen muß. In beiden Fällen werden sich die Völker dem Handel verschließen.

§. 9. Die vier angeführten Lebensweisen der Völker, nämlich:

1) Die Lebensart der Wilden, welche bei Jagd und Fischfang auf den Zufall gestellt ist;
2) die Lebensart der Hirtenvölker, welche wie die Patriarchen mit ihren Heerden aus einem Weidelande in das andere ziehen, oder wie Schweizer im Thale wohnen und des Sommers ihr Vieh auf die Alpen treiben;
3) die Lebensart der ackerbauenden Völker, welche den Ackerbau durch Viehzucht unterstützen;
4) die Lebensart der handeltreibenden Völker, welche, was ihnen fehlt, bei andern Völkern eintauschen oder einkaufen, und auch andern Völkern das fehlende auf diese Art zu verschaffen bereit sind;*

vermögen erst durch ihre Vereinigung den Bedürfnissen der Völker ganz zu genügen. Diese Vereinigung ist aber die beste, wenn dabei der Ackerbau mit seinem vielfachen und regelmäßigen, durch damit verbundene Viehzucht noch vermehrten, Ertrage zum Grunde gelegt wird, wobei denn, was die Erde an Metallen und andern mineralischen Producten gewähren kann, durch Bergbau noch besonders gewonnen, und das dem Leben so nützliche Holz durch sorgsame Pflege der Wälder erhalten wird. Jagd und Fischfang lassen sich, von einzelnen Familien getrieben, recht gut in das übrige Leben des Volks einschalten; die gewonnenen rohen Erdproducte aller Art finden in den Werkstätten der Handwerker ihre Verarbeitung und Veredlung, und was das Volk dann noch entbehrt, kann es durch seine Kaufleute bei andern Nationen erhalten, und eben diese Kaufleute können dem, woran das Volk Ueberfluß hat, bei andern Völkern, denen gerade das mangelt, Absatz verschaffen.

§. 10. Wenn nun ein Volk durch diese vereinigte Lebensweisen seine Bedürfnisse im Ganzen theils aus der eigenen, theils aus fremder Erde befriedigt, so müssen die Familien, die zu diesem

* Diese Uebersicht hat die ganze formirende Industrie (sogenannte Gewerbe, Fabriken u. s. w.) vergessen.

Digitized by Google

Volke gehören, in die Lebensart des ganzen Volkes sich theilen, indem einige Familien durch ihre Arbeit diese, andere Familien aber durch ihre Arbeit andere Stoffe und Producte gewinnen, denn keine Familie wird die Mittel, die Zeit, die Kraft und die Geschicklichkeit zu Hervorbringung aller dem Leben nothwendigen Stoffe und Arbeitsproducte besitzen. Indem nun die Familien sich in die verschiedenartigen Arbeiten theilen, werden sie alle von einander abhängig, da jede Familie, was sie nicht selbst hervorbringen oder verfertigen kann, von andern, die es hervorbringen oder verfertigen können, erhalten, diesen aber etwas von eigenem Stoffe oder eigener Arbeit dafür geben muß. Daher sehen sich die Familien eines Volkes, wie die Völker selbst unter einander, zum gegenseitigen Tausche genöthigt, wobei ein Stoff für den andern, z. B. Holz für Mehl, eine Arbeit für die andere, z. B. Schusterarbeit für Schneiderarbeit, oder ein Product für das andere, z. B. ein Stuhl für ein Spinnrad gegeben und genommen wird. Die Familien eines Volkes finden es aber bald, wie die Völker selbst unter einander, bequemer, nicht unmittelbar zu tauschen, sondern für alles, was sie geben können, statt eines besonderen Gegenwerthes an Waaren oder Arbeiten einen allgemeinen Gegenwerth in Gelde zu nehmen, da sie gewiß sind, für diesen allgemeinen Gegenwerth auch von andern jede beliebige Waare oder Arbeit erhalten zu können. Wo daher einmal Geld umläuft, da wird nicht mehr getauscht, sondern gekauft und verkauft, und man verschafft sich mit dem Besitze einer Geldsumme die Möglichkeit, in jedem Augenblicke Waaren oder Arbeiten aller Art von andern erhalten zu können. Da keine Waare oder Arbeit so allgemeine Annahme findet, wie das Geld, so erhält dieses, ob man es gleich (wie man zu sagen pflegt) nicht essen kann, dennoch einen entschiedenen Vorzug vor allen, auch den unentbehrlichsten Waaren und Arbeiten, so daß sich am Ende Völker, Familien und Einzelne nach dem Besitze des Geldes drängen.

---

154. Gespräch zwischen Sokrates und seinem Sohne Lamprokles. *

Sage mir doch, mein Kind, hast du schon Menschen gesehen, die man undankbar nennt? — O ja. — Und hast du dir auch gemerkt, was sie thun, daß man sie so nennt? — Allerdings! Wer Gutes empfangen hat, und sich nicht dankbar dafür erweist, während er sich doch dankbar erweisen könnte, den heißt man undankbar. — Du glaubst also wohl, der Undankbare gehöre in die Classe der Ungerechten? — Freilich. — Hast du dir's etwa so vorgestellt, daß es ungerecht sei, undankbar gegen Freunde zu sein, dagegen aber recht, es gegen Feinde zu sein? — Ich meine, es sei jeder ungerecht, der von Freund oder Feind Gutes

* Xenophon; — C. L. Roth.

Digitized by Google

empfangen hat, und sich nicht bestrebt, seine Dankbarkeit dafür zu beweisen. — Demnach wäre der Undank wohl eine vollständige Ungerechtigkeit? — Ja. — Und also wäre jeder um so ungerechter, je größer die Wohlthat ist, die er empfangen hat, und nicht mit Dankbarkeit erwiedert? — Ja. — Nun wo finden wir denn größere Wohlthaten, die ein Mensch dem andern erweist, als die sind, welche den Kindern von ihren Eltern erwiesen werden? Sie geben den Kindern das Leben, das größte aller Güter, in welchem alle andern Freuden und Genüsse begriffen sind, womit die Götter den Menschen segnen. Die Mutter bringt das Kind mit Beschwerde und mit Schmerzen zur Welt, sorgt für dasselbe Tag und Nacht mit rastloser Anstrengung, gibt ihm lange Zeit Nahrung aus ihrer Brust, und indem sie sich selbst ganz vergißt, denkt sie immer nur, wie sie dem kleinen Geschöpfe alles Gute erweisen möge, das im Anfang seines Lebens nicht einmal sagen kann, was es bedarf, und seine Wohlthäterin auch nicht kennt. Dann wenn die Jahre zum Lernen herbeikommen, schicken die Eltern das Kind zu dem Lehrer, von dem sie glauben, daß sein Unterricht demselben heilsam sein werde, und sparen keine Kosten, um das Kind tüchtig und glücklich zu machen. — Ja, sagte der Jüngling, wenn sie auch das alles und noch so viel anderes der Art gethan hat, so würde doch keiner es mit ihr aushalten können, weil sie so böse ist. — Welches von beiden, erwiederte der Vater, meinst du, wäre schwerer zu ertragen, ein wildes Thier oder eine böse Mutter? — Ich meine, eine solche Mutter. — Hat sie am Ende gar dich schon gebissen, oder gegen dich ausgeschlagen, wie wohl hie und da Thiere den Menschen gethan haben? — Das nicht; aber die Reden, die sie führt, sind ganz unerträglich. — Und du, wie oft hast du von der Wiege an ihre Geduld aufs äußerste getrieben, wenn dir's unleidlich zu Muthe war, bei Tage und bei der Nacht; und wie oft hast du sie durch Unwohlsein geängstigt? — Aber ich habe doch nie etwas gesagt oder gethan, was entehrend für sie gewesen wäre. — Sollte es dir denn schwerer fallen, anzuhören, was deine Mutter sagt, als den Schauspielern, die entsetzlichen Dinge zu vernehmen, die sie einander auf der Bühne sagen? — Ja die, sollte ich meinen, machen sich freilich nichts daraus, weil sie wissen, daß der Verweis und die Drohung, die sie hören müssen, nicht die Absicht hat, ihnen weh zu thun. — Und du kannst noch erbittert sein gegen deine Mutter, von der du weißt, daß sie das, was sie dir sagt, niemals in böser Absicht sagt, ja daß sie dir alles Gute wünscht, wie keinem andern Menschen? oder meinst du, deine Mutter sei böse gesinnt gegen dich? — O nein, das meine ich nicht. — Und diese Mutter, die dir alles Gute wünscht, und mit Aufopferung dir selbst erweist, dazu auch für dich zu den Göttern betet, diese magst du böse nennen? Wenn eine solche Mutter dir unerträglich ist, so ist dir wahrhaftig das Gute selbst unerträglich. Aber sage mir doch, sind es wohl andre Leute, um deren Gunst du dich glaubst bemühen zu müssen? Oder hast du

Digitized by Google

dich auf den Fuß gesetzt, daß du gar keinem Menschen zu Gefallen leben, noch dich in seinen Willen fügen willst? — Das sehe ich wohl, daß ich mich in andere fügen muß. — Also wirst du wohl auch den Nachbar dir zum Freunde machen wollen, damit er dir erlaube, dein Feuer bei ihm anzuzünden, und in Freude und Leid dir seine Theilnahme beweise? — O ja! — Und wenn du auf einer Land- oder Seereise einen Gefährten hast, wird es dir gleichgültig sein, ob er freundlich oder feindlich gegen dich gesinnt ist, oder wirst du dich auch um dessen Wohlwollen bewerben? — Ganz gewiß! — Also um solche Leute willst du dich bemühen, und deiner Mutter, die unter allen Menschen dich am meisten liebt, glaubst du nicht zu Gefallen leben zu müssen?

---

155. Ueber einige Quellen des Bösen. *

Zwischen dem Erlaubten und dem Ruhmwürdigen, in jeder Art der Tugenden, ist ein nicht unbeträchtlicher Zwischenraum. Indem ich nun diesen Abstand noch durch einige mittlere Punkte zu bezeichnen suche; indem ich zugleich die beiden äußersten Grenzen, welche allein die Moral genau anzugeben weiß, mir deutlich vorstelle, so erhalte ich folgende Reihe von Gradationen, durch welche die abnehmende Liebe sich in Haß, die abnehmende Tugend sich in Laster verliert. Anderer Vortheile befördern mit Aufopferung eigener, das ist der Geist der Großmuth. Andrer Glück suchen, ohne auf seinen Vortheil zu sehen, das ist der Geist der Freundschaft. Seinen erlaubten Gewinst zugleich suchen, indem man dem andern Vortheil verschafft, das ist der echte Geist des Handels. Seinen Vortheil suchen, ohne sich um den Schaden oder den Vortheil des andern zu bekümmern, das ist der Geist der Gewinnsucht. Um seines eignen Vortheils willen andern Schaden thun, das ist Ungerechtigkeit. Ohne einen Nutzen davon zu haben, andern schaden wollen, das ist Geist der Rache. Selbst einen beträchtlichen Schaden über sich nehmen, wenn man nur dem andern einen größern thun kann, das ist thierische Wuth und Bosheit.

Man sieht, in dieser Stufenleiter unterscheiden sich zwei Quellen des Bösen deutlich: Gewinnsucht, welche Ungerechtigkeit, und Rachbegierde, welche eigentliche Bosheit hervorbringt. Es gibt noch eine dritte Triebfeder zum Unrechtthun, das ist die Schadenfreude — eine Art von Stolz, indem man über denjenigen empor zu sein glaubt, der sich gegen unsre Beleidigungen nicht hat vertheidigen können. Diese geht von der Neckerei, dem kleinen gesellschaftlichen Muthwillen, welcher einen Zeitvertreib in dem Schrecken oder in einem kurzen Schmerze andrer sucht, bis zur äußersten Grausamkeit. Sie ist der Antheil kindischer oder niederträchtiger Seelen. Daher ist sie unter dem Pöbel so

* Nr. 155 — 156. von Christian Garve.

Digitized by Google

gemein. Oft macht sie Blödsinnige oder Schwachköpfige zu Gegenständen, woran sie sich ausläßt.

Das, was man eigentlich Bosheit nennt — die Neigung, andern Schaden oder Schmerz zu verursachen, ohne einen Vortheil davon zu haben — entsteht, wenn nicht Haß wegen empfangener Beleidigungen zu Grunde liegt, gemeiniglich aus dieser Quelle. — Auch ein gewisser Geist des Unmuths, besonders der Unzufriedenheit mit uns selbst und mit unsern Schicksalen, kann uns geneigt machen, andern wehe zu thun, weil uns der Anblick der Glücklichen verdrießt. Ein mißlungener Anschlag, gekränkte Ehre, eine empfindliche erlittene Beleidigung, setzt oft das Gemüth in Zwietracht mit allen andern Menschen, am meisten mit denen, die am genauesten mit uns verbunden sind. Wenn der Unmuth eines Menschen über sein Schicksal, oder seine Reue über seine eignen Fehltritte verbunden ist mit körperlicher Stärke, mit Macht, mit lebhaften Leidenschaften, so brechen sie nicht selten in den lebhaftesten Zorn und die grausamsten Beleidigungen gegen Unschuldige aus. Bei andern, die schwächlich durch ihre Constitution, sanftern oder trägern Geistes, und in der bürgerlichen Gesellschaft ohne Bedeutung sind, wirken sie nur Niedergeschlagenheit und ein mürrisches Wesen gegen diejenigen, welche ganz in des Unzufriednen Gewalt sind.

Hiermit nahe verwandt, aber doch noch davon unterschieden, ist die üble Laune, ein alter Feind unsrer Glückseligkeit, und ein andres Hinderniß der thätigen Menschenliebe. Sie entsteht aus solchen Uebeln, die nicht groß genug sind, unsre ganze Aufmerksamkeit zu erschöpfen, und doch stark genug, um uns auf nichts anders aufmerken zu lassen. Daher entweder aus einer Menge kleiner Verwirrungen und Unruhen der Seele, aus verdrießlichen Vorfällen mancher Art, welche zusammen kommen, und sich nicht ganz deutlich durchdenken lassen; oder aus solchen körperlichen Uebeln, welche die Neigung zu andern Beschäftigungen noch übrig lassen, und doch dieselben immer stören, — dergleichen die Kälte, die Hitze, ein gewisser Grad der Kraftlosigkeit ist. Hierdurch erklärt sich, warum der bei einer leichten Unpäßlichkeit Ungeduldige oft bei heftigen Krankheiten geduldig wird; warum der, welcher bei großen Schmerzen und während der höchsten Gewalt der Krankheit freundlich und sanft war, oft in der Zeit der Wiedergenesung übellaunisch und mürrisch wird. So lange das Uebel heftig wüthet, so lange ist nur ein Gedanke in der Seele, der, daß man desselben los zu sein wünscht, alle andern Entwürfe, Absichten, Beschäftigungen sind vergessen. Wann das Uebel nachläßt, aber abwechselt, so ist die Seele getheilt. Sie will nach ihrer gewohnten Weise handeln, und muß immer wieder den Vorsatz aufgeben. Bald hofft sie, und bald sieht sie sich wieder betrogen. Sie ist nicht mehr ganz mit ihrem Uebel beschäftigt, und wird von demselben doch gehindert, sich auf irgend ein andres Object zu heften. Dieser getheilte Zustand, dieses Hin- und Herwanken der Seele, gibt eben die neckende

Digitized by Google

Empfindung, welche macht, daß wir jedes Ding, jeden Menschen um uns herum anklagen, und den Unmuth, dessen Ursache in uns selbst wir nicht völlig entdecken können, an andern auslassen. Daher ist die Unentschlossenheit so oft eine Ursache der üblen Laune. Auch diese gibt dem Willen verschiedene Richtungen zu gleicher Zeit, und bringt unter den Neigungen der Seele selbst den Krieg und die Zertheilung hervor, welche im ersten Falle zwischen den Neigungen der Seele und den Kräften des Körpers vorhanden war.

Wenn das böse Herz die Quelle der Tugend verstopft, so verschließt die üble Laune den Canal, durch welchen sie sich auf andre ergießt. Der, welchen wir lieben, vor welchem wir uns nicht fürchten, hat alsdann am meisten von uns zu leiden. Gegen trotzige Bediente, gegen Fremde, selbst gegen Leute, denen wir nicht wohlwollen, lassen wir die üble Laune viel weniger aus. In diesem Zustande sind wir furchtsam, und vor den genannten Personen scheuen wir uns; vor einem vertrauten Freunde oder einem nahen Verwandten nicht.

Alle diese Betrachtungen führen mich darauf, daß Liebe gegen andre Menschen und Zufriedenheit mit unserm Zustande genau zusammenhängen. Darin liegen, nach meiner Ueberzeugung, die beiden Grundsäulen eines guten Charakters, die einfachsten Bestandtheile der Tugend.

Von dieser Zufriedenheit mit unserm Zustande ist die Zufriedenheit mit unsrer eigenen Aufführung eine der vornehmsten Ursachen, so wie Reue über das, was wir gethan haben, sich fast immer in unsre Klagen über das einmischt, was wir leiden. Auch diese letzte Zufriedenheit vollständig zu erhalten, auch dieser Reue in allen Fällen vorzukommen, ist nicht in des Menschen Gewalt. Aber Vernunft und meine eigne Erfahrung haben mich belehrt, daß derjenige am meisten Hoffnung habe, von dieser Seite zur Ruhe zu gelangen, der sich nichts lebhafter bei seinen Unternehmungen vorsetzt, als nach seinem Vermögen seine Pflicht zu thun; der den Erfolg nach keiner Sache so sehr beurtheilt, als darnach, ob ihm die wahrscheinliche Ueberzeugung davon zurückgeblieben ist, seine Pflicht gethan zu haben.

So bringt Tugend Tugend hervor. Indem sie den Menschen beruhigt und mit sich zufrieden stellt, setzt sie ihn auch gegen die Welt und gegen andre Menschen in diejenige angenehme Stimmung, in welcher er am fähigsten ist, von neuem Tugend auszuüben.

---

156. Moralische Kraftlosigkeit.

Es gibt zweierlei moralische Hauptfehler. Der eine ist, wenn man das Gute nicht will; der andere, wenn man das Gute will, und nicht thun kann. Das erste ist entweder eine Folge des Irrthums, — man kennt das Gute nicht; — oder es ist der äußerste

Digitized by Google

Grad der Sklaverei, unter der Sinnlichkeit und ihren Begierden. In diesem Stande der Sklaverei hat die Seele, so zu sagen, gar keine eigenen Ideen, — keine Triebe, die aus ihrer Natur, als der Natur eines Geistes herkämen; ihre ganze Thätigkeit ist die von außen ihr mitgetheilte, und zwar von einem kranken, übel constituirten Körper, und von einem verderbten Zeitalter. Der zweite Fall findet statt, wenn zwar beide Grundkräfte im Menschen wirksam sind, aber das Sinnliche, das Materielle die Oberhand hat. Alsdann sind Begriffe vorhanden von einem Gute, welches höher ist, als das, wonach man strebt; und doch läßt man von diesem Bestreben nicht nach und opfert ihm jenes höhere Gut auf. Alsdann ist ein Verlangen nach einer solchen Art zu sein oder zu handeln, welche man für die rechte, die vollkommene hält; und doch thut man nichts, seine Handlungsweise oder seine Gemüthsverfassung zu ändern. Ein geheimer innerer Zug hat die Richtung auf die Seite der Gerechtigkeit, des Edelmuths, des wahren Anstandes; und ein entgegengesetzter stärkerer macht, daß unsere Hand, unsere Zunge sich zur Ausübung der Ungerechtigkeit, zu Handlungen niedriger Habsucht, zu leichtsinnigen oder verleumderischen Reden bewegen.

Diese Schwäche des innern Principiums, welches nicht durchdringen kann durch die Hindernisse, die ihm Sinnlichkeit, Gewohnheit, die allgemeine Meinung, die Beispiele anderer, die Furcht lächerlich zu werden, entgegenstellen, ist ein sehr gemeiner Feind menschlicher Glückseligkeit. Und gerade für diese Schwäche, so wie für die körperliche, sind die wenigsten Hülfsmittel. Verdorbene Säfte können verbessert, verwundete Glieder geheilt werden. Aber eine durchaus schwache Constitution stark zu machen, ist über das Vermögen der Kunst. Wer das Gute noch nicht kennt, oder von den Leidenschaften blindlings fortgerissen wird, kann entweder durch Belehrung auf den rechten Weg gebracht, oder durch eigene und fremde Zucht zurückgehalten werden. Aber wer selbst seine Fehler einsieht, haßt und doch nicht abstellen kann; wer anders redet, anders sich geberdet, anders handelt, als er will, als er das Bild davon in der Seele hat, wie soll dem geholfen werden?

Nur zwei Mittel gibt es, die Kraft muß gestärkt, die Last, welche von jener bewegt werden soll, muß gemindert werden.

Tugendhafte Grundsätze bekommen mehr Gewalt, wenn sie mehr durchdacht werden, wenn sie aufhören, solche Sittensprüche zu sein, die bloß mit dem Gedächtnisse gefaßt werden, und anfangen sich in das ganze System unserer Ideen zu verweben, mit allen unseren Beobachtungen über die Natur und uns selbst zu vereinigen. Nur die Moral hat einige Gewalt über den Menschen, welche ihre Vorschriften auf Kenntnisse der Welt und der menschlichen Seele baut. Und nur auf den Menschen hat sie einige Gewalt, welcher ihre Vorschriften durch eigene beständige Aufmerksamkeit auf sich selbst theils bestätigt, theils nach seiner besonderen Natur und seinen Umständen näher zu bestimmen lernt. Eine einzige gemeine moralische Sentenz, welche ein Mensch viel-

leicht von Jugend auf auswendig gewußt hat, ist, wenn dieselbe sich irgend einmal durch die Begebenheiten seines eigenen Lebens ihm als einleuchtend wahr dargestellt hat, von solcher Zeit an oft wirksamer auf das Herz und zur Besserung dieses Menschen geworden, als zuvor ganze Lehrbücher der Moral, deren Sätze er bloß mit dem Verstande gefaßt hatte.

Was die Hindernisse betrifft, die jenen moralischen Triebfedern entgegen wirken, so können einige derselben so übermächtig sein, daß man die Hoffnung aufgeben muß, sie zu überwinden, und man nur suchen muß, sie zu fliehen. Andere können durch anhaltendes Gegenstreben, durch immerwährendes Festhalten der Grundideen, durch immer wiederholte Versuche diese in Ausübung zu bringen, endlich auf die Seite geschafft werden.

Es sei mir erlaubt, ein Gleichniß zu gebrauchen, welches meine Begriffe in dieser Materie besser als jedes andere ins Licht setzt. Unter den Leuten, welche falsch singen, sind einige, die haben keinen reinen Ton, so wenig in ihrem Gehör und ihrer Seele, als in ihrer Kehle; sie denken sich falsche Töne, sie singen falsche. Andere haben ein richtiges musikalisches Gehör und Gefühl, sie empfinden, was falsch und rein ist, aber durch einen Fehler in dem Werkzeuge der Stimme können sie die Töne nicht so hervorbringen, wie sie sich dieselben dachten, und wie sie ihr Ohr fordert. Einige Organe sind von der Natur so verwahrloset, daß ihrem Unvermögen nicht abzuhelfen ist, andere werden nach und nach gleichsam unter die Herrschaft des Ohrs, der Einbildungskraft und des Willens gebracht. Indem diese Personen sich immer wieder den Ton deutlich vorstellen, welchen sie singen wollten und nicht trafen, und indem sie immer von neuem versuchen, so glückt es ihnen endlich einmal; und nach und nach können sie durch Vorsatz bewirken, was anfangs nur der Zufall gelingen ließ.

So ist es mit allen Gliedern, so ist es noch mehr mit den unsichtbaren Organen des Körpers, durch welche beides, unser Reden und Thun, zuletzt bestimmt wird. Sie nach der Wahl des Besten, nach dem Ideal der Vollkommenheit, oder mit anderen Worten, nach den Grundsätzen der Tugend zu lenken, das ist nicht sogleich in unserer Gewalt, als dieser Wille, diese Grundsätze in der Seele vorhanden sind. Es sind oft wiederholte Versuche nöthig, sein Verhalten diesen seinen Ideen anzupassen. Man muß, so zu sagen, das eine Auge auf sein Inneres richten, um zu empfinden, wie man handeln soll, das andere auf sein Betragen selbst, um zu bemerken, ob man so handle. Die Leidenschaften, welche auf der Stelle, in dem Laufe der Handlung selbst entstehen, und die Grundsätze gerade zur Zeit, da wir sie ausüben sollen, verdunkeln, müssen in ihrem Ursprunge aufgesucht werden, damit wir sie nach und nach vorhersehen, und schon, ehe die Gelegenheit da ist, bestreiten lernen. Die Beobachtung, wo es uns gelungen ist, unsern Vorsätzen treu zu bleiben, wo wir davon abgewichen sind, muß uns immer genauer mit dem Verhältnisse unserer moralischen

Digitized by Google

Kräfte gegen unsere Umstände bekannt machen, damit wir wissen, welches unsere am meisten bloß gestellten Seiten, welches die für uns zu mächtigen Versuchungen sind. Auf diesem Wege gelangt der nachdenkende, das Gute liebende Mensch endlich dahin, das Bild der Vollkommenheit, welches seinem Geiste eingeprägt ist, auch in seinem Betragen auszudrücken, obgleich nicht mit Gewißheit vorauszusehen ist, wie weit er es bringen wird; und obgleich gewiß ist, daß zwischen seinen Vorsätzen und seinem Thun immer noch eine Verschiedenheit bleiben wird.

IV.

Der Mensch und Gott.

157. Schon die Natur weist auf Gott hin.*

Die gegenwärtige Welt eröffnet uns einen so unermeßlichen Schauplatz von Mannigfaltigkeit, Ordnung, Zweckmäßigkeit und Schönheit, daß selbst nach den Kenntnissen, welche unser schwacher Verstand davon hat erwerben können, alle Sprache über so viele und unabsehlich große Wunder ihren Nachdruck, alle Zahlen ihre Kraft zu messen, und selbst unsere Gedanken alle Begrenzung vermissen, so, daß sich unser Urtheil vom Ganzen in ein sprachloses, aber desto beredteres Erstaunen auflösen muß. Allerwärts sehen wir eine Kette von Wirkungen und Ursachen, von Zwecken und Mitteln, Regelmäßigkeit im Entstehen oder Vergehen, und indem nichts von selbst in den Zustand getreten ist, darin es sich befindet, so weiset es immer weiter hin nach einem andern Dinge, als seiner Ursache, welche gerade eben dieselbe weitere Nachfrage nothwendig macht, so, daß auf solche Weise das ganze All im Abgrunde des Nichts versinken müßte, nähme man nicht etwas an, das außerhalb diesem unendlichen Zufälligen, für sich selbst ursprünglich und unabhängig bestehend, dasselbe hielte und als die Ursache seines Ursprungs ihm zugleich seine Fortdauer sicherte...

Dieser Beweis für das Dasein Gottes verdient jederzeit mit Achtung genannt zu werden. Er ist der älteste, klarste und der gemeinen Menschenvernunft am meisten angemessene. Er belebt das Studium der Natur, so wie er selbst von diesem sein Dasein hat, und dadurch immer neue Kraft bekommt. Er bringt Zwecke und Absichten dahin, wo sie unsere Beobachtung nicht von selbst entdeckt hätte, und erweitert unsere Naturkenntnisse durch den Leitfaden einer besonderen Einheit, deren Princip außer der Natur ist. Diese Kenntnisse wirken aber auch wieder auf ihre Ursache zurück und vermehren den Glauben an einen höchsten Urheber bis zu einer unwiderstehlichen Ueberzeugung.

* Immanuel Kant.

Digitized by Google

Es würde daher nicht allein trostlos, sondern auch ganz umsonst sein, dem Ansehen dieses Beweises etwas entziehen zu wollen. Die Vernunft, die durch so mächtige und unter ihren Händen immer wachsende, ob zwar nur empirische Beweisgründe unabläßig gehoben wird, kann durch keine Zweifel subtiler abgezogener Speculation so niedergedrückt werden, daß sie nicht aus jeder grüblerischen Unentschlossenheit, gleich als aus einem Traume, durch einen Blick, den sie auf die Wunder der Natur und der Majestät des Weltbaues wirft, gerissen werden sollte, um sich von Größe zu Größe bis zur allerhöchsten, vom Bedingten zur Bedingung, bis zum obersten und unbedingten Urheber zu erheben.

Notiz für Lehrer.

Diesem Deutschen Elementarwerk läuft parallel:

Französisches Elementarwerk. Lehr- und Lesebuch für Gymnasien und h. Bürger- (Real-) schulen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Erster Theil. Französisches Sprachbuch. Elementarmethodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache. Fünfte Auflage, 1848. (XVI und 342 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Zweiter Theil. Französisches Lesebuch.

Erster Band. Fünfte Auflage, 1849. (VIII und 212 S. gr. 8.) Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Zweiter Band. Vierte Auflage, 1848. (VIII und 352 S. gr. 8.) Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Französische Chrestomatie. In sechs Büchern: episch, lyrisch, dramatisch, historisch, rhetorisch, didaktisch. Ebendas. 1842. (XXIV und 834 S. gr. 8.) Preis 3 fl. oder 1 Thlr. 25 Ngr. Partiepreis für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exemplaren 2 fl. 30 kr. oder 1 Thlr. 15 Ngr. [Dieses Buch ist als dritter Band des französischen Lesebuchs zu betrachten und entspricht dem dritten Bande des deutschen Lesebuches.]

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google